warum wir nicht über wohnbau reden. oder eben doch.

„kenntnis der welt führt zu einer auflösung der welt und zu einer wahrnehmung all dessen, was unendlich klein, leicht und beweglich ist.˝

italo calvino

deuten oder verstehen kann man den eigenen aktuellen standpunkt (als architekt) nur referentiell zu einem anderen bezugssystem – zeitlich oder räumlich. eine wichtige voraussetzung für das finden, vertreten und auch wechseln[1] eines standpunktes ist wissen um die geschichte *„unserer“* sowie wesentliche charakteristika *„anderer“* wohnkulturen, also kulturhistorisches und interkulturelles wissen. die basis für eine dahingehende diskursive thematisierung von wohnbau, über gute und weniger gute grundrisse und räumlichkeiten in verschiedenen lebensweltlichen zusammenhängen, erfordert zunächst überlegungen über ein gemeinsames grundvokabular mit klar definierten begriffen. eine dieser grundlegenden fragen betrifft die: position der architektur zwischen technik und kunst. der altgriechische begriff téchne macht zunächst keinen unterschied zwischen kunst und (handwerklicher) handfertigkeit, téchne dient vielmehr als methode zur planvollen erreichung eines zieles. differenziert wird hingegen nach status des ausführenden: das technische wissen von gesellschaftlich niedrig stehenden gewerben wie leichenbestatter, banker, salberhersteller, schmiede etc. war weitaus weniger geachtet wie das der statushöheren musiker, redner, dichter und wissenschaftler, die die später so genannten *„freien“* künste[2] beherrschten. nach platon basiert aber jede téchne auf epistéme: jede methode/ strategie beruht auf wissen um und über das behandelte objekt, methode ohne kenntnis eines *„größeren zusammenhangs“* ist sinnlos, *„das fundament der lehre (ist) nicht mehr in einer bloßen kunstfertigkeit, sondern in der wissenschaft begründet.” „jede kunst ist ein system von festen regeln, die auf den einzelfall angewendet werden müssen. sie hat zwei seiten, die theoretische des auf das erkennen der ursachen beruhenden, geregelten verfahrens (methodos) und die praktische, anwendungsbezogene einer entsprechenden kompetenz und fähigkeit (dynamis), die der hat, welcher das werk der kunst hervorbringt.˝*

damit differenziert aristoteles (350 v.u.z.) zwar die methode als theoretische forschung vom konkreten akt des erschaffens, definiert kunst aber als system, das beide komponenten vereint. die frage nach der stellung der architektur innerhalb der gesellschaft (vitruv, ricken), innerhalb der verschiedenen kunstrichtungen, aber auch die frage nach der bedeutung von kunst zieht sich durch die jahrhunderte, von vitruv bis nitsch über da vinci, palladio oder banham lässt sich ein bogen mit vielen verschiedenen facetten spannen. derzeit wird dieser konflikt, der letztendlich die berufsfelder der architekten und ingenieuren getrennt

[1] *„unser kopf ist rund, damit das denken die richtung wechseln kann.“* – francis picabia

[2] ars mechanicae <> septem artes liberales: grammatik, rhetorik, dialektik, arithemtik, geometrie, institut für wohnbau musik, astronomie

hat, relativiert durch den versuch, so etwas wie integrierte technische wissenschaften zu etablieren, also die erzeugung von räumlichen qualitäten durch das bewußte generieren von erkenntnissen, durch das verständnis von zusammenhängen, das aufzeigen von hintergründen und auch von hinter den dingen liegenden strukturen. recherche und analyse ist ein wesentlicher aspekt von künstlerischer und wissenschaftlicher arbeit, erst die widersprüchlichkeit von gedanken ermöglich das aufspüren und schärfen einer eigenen position – wohnbau in diskussion eben.

inhalt

12 einleitung

18 disponible räume
20 literaturliste
21 texte
69 gesetze, normen, richtlinien

94 herd, tisch - raumtypologien_ entwicklung aus möbeln I
96 literaturliste
97 texte
185 gesetze, normen, richtlinien

194 bett, truhe, sitzmöbel - raumtypologien_ entwicklung aus möbeln II
198 literaturliste
199 texte
227 gesetze, normen, richtlinien

230 bad, priveé - raumtypologien_ entwicklung aus möbeln III
234 literaturliste
235 texte
287 gesetze, normen, richtlinien

304 treppen_mythologien_erschließungstypologien
306 literaturliste
307 texte
325 gesetze, normen, richtlinien

352 fassaden_textiles
356 literaturliste
357 texte
395 gesetze, normen, richtlinien

397 quellen

404 impressum

einleitung

institut für wohnbau

themenschwerpunkte am i_*w* in lehre und forschung bilden neben *„offensichtlicheren“* topoi wie raumtypologien deshalb auch die relation innen - aussen und die lage im städtischen raum (stichwort zersiedelung), wie auch soziale und gesellschaftspolitische zusammenhänge und die ökologische angemessenheit von architektur (stichwort graue energie). für die grafische lesbarkeit der entwürfe sind die vom institut vorgegebenen planungs- und grafikrichtlinien verbindlich anzuwenden (unter http://www.iwtugraz.at/iw/richtlinienvorlagen.html); diese standards helfen, die dreidimensionale darstellung der räumlich relevanten aspekte des entwurfs auf das wesentliche zu reduzieren.

wohnbau prüfung

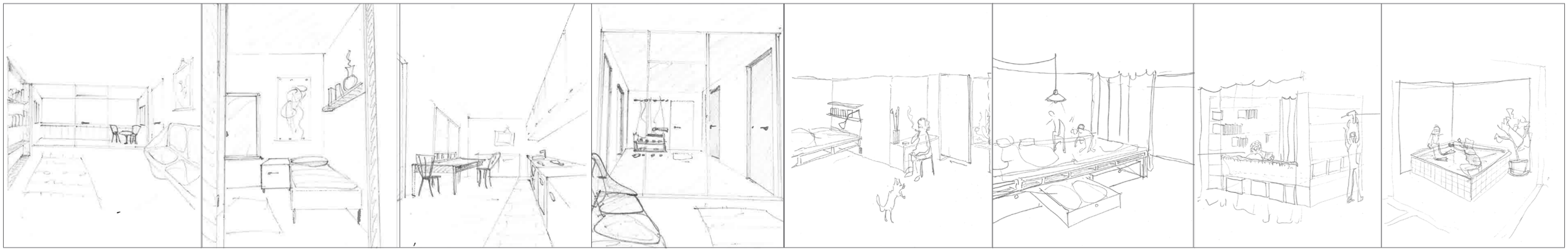
die wohnbau prüfung besteht aus einem theoretischen und einem praktischen teil, innerhalb von drei stunden sollen die studierenden zum einen fünf prüfungsfragen zu den vorlesungsinhalten beantworten, wobei geschichtliche themen ebenso zu beachten sind wie die oib-richtlinien, das steiermärkische baugesetz sowie alle weiteren relevanten inhalte.

der praktische teil der prüfung besteht aus einer entwurfsaufgabe zu spezifischen themen beziehungsweise betreffend spezifischer zielgruppen und findet in einer vorgegebenen gebäudehülle statt.
die darstellung ist in grundriss, ansicht und schnitt im maßstab 1:200 zu zeichnen, der entwurf soll sowohl inhaltlich als auch technisch funktionieren.

abschließend sind vier perspektivische zeichnungen anzufertigen, sämtliche zeichnungen sind mit einem 4h-bleistift zu zeichnen.

maison la roche- jeanneret, paris 1923, wegverlauf
le corbusier
s. 24-43

perspektivische zeichnungen, studierende



disponible räume

„architektur besteht aus traum, phantasie, kurven und leeren räumen."
oscar niemeyer

die etymologie des begriffs raum steht nach dem deutschen wörterbuch von jacob und wilhelm grimm im zusammenhang mit *„geräumt, urbar gemacht"* und verweist *„auf raum als einen uralten ausdruck der ansiedler hin, der zunächst die handlung des rodens und frei machens einer wildnis für einen siedelplatz bezeichnete (...) dann den so gewonnenen siedelplatz selbst; und es gehen hieraus einestheils die bedeutung des freien platzes und der weite mit ihren ausläufern, anderntheils die des platzes im hause und der hauseintheilung hervor."*[1]

raum ist zunächst also absichtsvoll geschaffene leere, stätte für entfaltung, ausbreitung oder ausdehnung, ein offener möglichkeits-raum als voraussetzung zu dem auf/in dieser leere erst entstehenden ort. architektur kann nicht ohne dieses primäre medium *„raum"* gedacht und gemacht werden. raum existiert dabei nicht absolut als *„container"* oder *„leeres gefäß"* (euklidischer raum), sondern ist gleichzeitig relativ, in ständiger interaktion mit sozialen beziehungen.[2] räume strukturieren handlungen (ermöglichen, öffnen, begrenzen), und sind gleichzeitig ihr resultat (materiell, ökonomisch, sozial, rechtlich...) – räume sind somit vierdimensionaler prozess statt dreidimensionaler struktur.

im lauf der zeit verändern sich die soziokulturellen handlungen der verschiedenen menschlichen gesellschaften und mit ihnen die dementsprechenden funtionen ihrer räume. die grundlegende anforderung wandelt sich in ihrer erscheinung, besteht aber nach wie vor: *„architektur als kulturelles medium ist die setzung und erfahrung semipermeabler „baukörpergrenzen" – gleichsam die erfahrung einer dritten haut, nach der körperhaut und der kleidung. (...) in den baukörpergrenzen sichert das menschliche lebewesen die gefährdetheit und gleichgewichtslosigkeit seiner körperlichen existenz (temperatur-, witterungsschutz) und reguliert zugleich durch diese artifiziellen grenzen sein erscheinen in der welt – wie umgekehrt das erscheinen der welt in seinem künstlichen bezirk."*[3]

je nach kulturellen und witterungsbedingten gegebenheiten kann man ähnliche entwicklungslinien nachvollziehen: *„raumbildende"* gebäudehüllen unter einem konstruktiv meist entkoppelten dach umschliessen einen multifunktionalen innenraum. frühe beispielhafte bautypen sind die von semper beschriebene karibische hütte, die srefen im irak, die jurten in west- und zentralasien, die zelte der tuareg in afrika. als *„hülle"* entwicklen sich die zunächst beweglichen matten, teppiche, draperien erst später zu *„starren"*, wenn auch *„leichten"* wänden

[1] jacob und wilhelm grimm (u.a.): deutsches wörterbuch, erscheinungsjahre 1854–1961, quellenband 1971; mittlerweile neubearbeitung; siehe auch unter http://woerterbuchnetz.de [16.04.2012], vgl. auch kluge, etymologisches wörterbuch

[2] vgl. löw, martina: raumsoziologie, 2001

[3] fischer, joachim: zur doppelpotenz der architektursoziologie. in: fischer, joachim;delitz, heike: die architektur der gesellschaft. theorien für die architektursoziologie.bielefeld, transcript 2009, 396

(von wenden, winden = flechten) und zu *„schweren“* mauern (murus = lat. stadtmauer, bollwerk). aufschlussreich ist bei diesen oft jahrhundertealten bauformen die differenzierte ausrichtung in bezug zu jahreszeit und klima, die verwendung von (herd)feuer als herd- und heizquelle, die nutzung von wind, mauermasse und schatten als kühlende elemente.

räume sind ursprünglich nicht eindeutig handlungsbezogen determiniert, sondern würden gemäß heutiger terminologie eher als multifunktionale produktionsstätten bezeichnet werden. je nach bedarf sind sie für verschiedene aktivitäten offen, gleichzeitig oder nacheinander. im klassischen japanischen haus haben die papierbespannten schiebewände keine konstruktive aufgabe, sondern sind variabler abschluss der zueinander offenen, nutzungsneutralen räume, in denen in (jahres-)zeitlicher abfolge gegessen, geschlafen, gearbeitet,... wird.

als werkzeuge für verschiedene funktionen dienen anfangs mobile gerätschaften, die sich nach und nach dauerhaft in räumen oder gebäuden festsetzen, sie nach der in ihnen stattzufindenden tätigkeit differenzieren und schliesslich als möbel die uns bekannten wohnräume – auch als folge des ökonomisch geprägten optimierungsanspruchs des sozialen wohnbaus – bis auf den letzten zentimeter bestimmen und sie zur im-mobilie machen. diese (möbelgestützte?) spezialisierung der räume lässt sich in europa z.b. anhand der antiken bäuerlichen einraumhäuser, dem mitteltennenoder mittelsaalhaus (14. jh.) bis zu den wohnstallhäusern (frühes 18. jh) nachvollziehen und steht wiederum im zusammenhang mit einem sozialen prozess: die individualisierung des modernen *„zivilisierten“* menschen[4] verschiebt die schamgrenzen und peinlichkeitsschwellen und weckt das verlangen nach differenzierter *„privatheit“*. heute längst aus unseren wohnräumen verbannte handlungen waren über das spätmittelalter hinaus eng mit diesen multifunktionsräumen verbunden: kinder gebären, produzieren/arbeiten, krankenpflegen, sterben und *„tot-sein“* fanden *„zuhause“* statt, nicht in gebärklinik, schule, büro/fabrik, krankenhaus oder hospiz und aufbahrungshalle. im gegenzug wandern funktionen der alltäglichen reproduktion (bad, wc) aus der öffentlichkeit in die scheinbare privatheit der wohnungen.

in den wahrnehmungsmaschinen der bildenden kunst der 60er jahre (haus-rucker-co, coop himmelb(l)au) wird der raum schließlich zur völlig individualisierten illusion.

[4] vgl. elias, norbert: über den prozess der zivilisation, 1939

literaturliste
disponible räume

texte

grimm, jacob; grimm, wilhelm: „deutsches wörterbuch, raum“.
semper, gottfried: „über das verhältnis der dekorativen künste zur architektur“.
bammer, arton: „architektur und gesellschaft der antike“.
palladio, andrea: „die vier bücher zur architektur“.
falser, michael: „das landhaus khuner von adolf loos am semmering“.
giedion, sigfried: „ die herrschaft der mechanisierung“.
ariés, philippe: „geschichte der kindheit“.
ariés, philippe: „geschichte des todes“.
friedhoff, jens: „das städtische privathaus..,in: geschichte des wohnens“.
schmist, f.dirlmeier „u: wohnen,kochen,essen,schlafen..in: geschichte des wohnens 2“.
saldern, adelheid: „von: im hause, zu hause..in:geschichte des wohnens 3“
barbey, gilles: „wohnhaft: essay über die innere geschichte der massenwohnung“.
fehrer, wolfgang: „das japanische teehaus“.

gesetze, normen, richtlinien

steiermärkisches baugesetz, 2020.
grazer bauordnung, 1856.
ris- steiermärkisches wohnbauförderungsgesetzt, 1993.
wiener wohnbauförderungs-, und wohnbaussanierungsgesetzt, 1989.
wiener bauordnung, 2014.
landesgesetztblatt für wien, 1996.
oib richtlinien, 2019.

RAUHOBEL, *m. bei den tischlern der schropphobel.* rauhhobel FRISCH 2, 92ᵇ.

RAUHONIG, *m. honig, der so wie er aus den stöcken kommt, mit den scheiben in tonnen gestampft wird, unterschieden von dem seimhonig.* JACOBSSON 3, 370ᵃ.

RAUHREIF, *m. reif der sich rauh an bäume und gräser ansetzt* (*vergl.* rauhfrost):

o wie vergnügt in dem baume die flatternden sperlinge zwitschern,
von dem des rauhreifs blüte fällt! VOSS 3, 207;
und der entblätterte wald, vom rauhreif zierlich umfiedert, glüht, in den schimmer getaucht, roth wie corallengeäst. GEIBEL *werke* 4, 106.

RAUHSCHLEIFER, *m. schleifer der nur grobe sachen schleift.* JACOBSSON 3, 370ᵃ.

RAUHSCHWARZ, *adj. von einem schwarzen korduanartigen kalbsleder.* JACOBSSON 3, 371ᵃ.

RAUHSTEIN, *m. unbehauener stein:* eine mauer von rauhsteinen. CAMPE.

RAUHWACKE, *f. der tuffstein;* rauhwake ADELUNG; rauhwecke JACOBSSON 3, 370ᵃ.

RAUHWEIZEN, *m. weizen der an seinen ähren stacheln wie gerste hat.*

RAUHWERKEN, *verb.* SCHM. 2, 83 *Fromm., neben* rauchwerken, *s. sp.* 254.

RAUHZEHENTE, *m. der zehente, der auf dem felde in ungedroschenen garben gegeben wird.* ADELUNG.

RAUHZEIT, *f. mauserzeit der vögel. ebenda. vergl.* rauhen.

RAUHZEUG, *n. allerlei ware von rauhem äuszeren. von feldfrüchten mit stacheln oder sperrigen ranken:* beim roggen und beim rauhzeug, den bohnen und der wintergerste (*ist groszer schade geschehen*), während die noch in der entwickelung zurückgebliebenen sommerfrüchte und der weizen den schaden noch theilweise wieder überwinden konnten. *zeitungsbericht* 1886.

RAUKE, *f. aus eruca entstellt, pflanzenname von brassica eruca:* die rauke, rauche, raukette, weisze senfrauke NEMNICH 1, 665; *brassica erucastrum* grosze rauken, raukeln 666; *reseda lutea, wilde oder gelbe reseda heiszt* spanische rauken. 4, 1140; reseda oder resedenkraut, welches man auch spanische rauken nennet. HOHBERG 3, 1, 470ᵇ; *sisymbrium sylvestre,* wilde rauke, wasserrauke NEMNICH 4, 1310.

RAUM, *m. spatium, locus, intervallum.*

1) *ein allen germanischen sprachen gemeinsames wort. im goth. begegnet nur der gen. sing.* rûmis *Luc.* 2, 7, *zu schlieszen ist daraus mit rücksicht auf das altnord. und sächsische auf ein neutr.* rûm; *altnord. und neunord.* rûm, *neutr.; ags. ebenso* rûm, *mittelengl.* rowme, roume, *neuengl.* room; *fries. ist nur das adj.* rûm (*s. d. folgende*) *bezeugt, das subst. jedoch sicher vorauszusetzen; alts altnfr.* rûm, *neutr., mnd.* rum, *mnl.* ruim; *nur im hochdeutschen sprachgebiete masc.: ahd. mhd.* rûm, *aber schriftsteller niederdeutscher heimat brauchen es im 16. und 17. jahrh. doch bisweilen als neutr.:* wir wollen uns hie verbergen, und so baldt sie ins bad kommen wird, und wir das raum allein mit jhr haben können, wollen wir sie erstlich mit listigen worten versuchen. H. J. v. BRAUNSCHWEIG 178 (*Susanna* 1, 5); weil das raum zum fürstlichen hause etwaz geringe war. MICRÄLIUS *alt. Pomm.* 3, 468; *in den formeln* einen aufs raum stellen, *hinstellen, frei stellen,* aufs raum jagen, *hinaus, fort jagen:*

und als er mich aufs raum gestelt,
sprach er: geh nun, wo dirs gefelt.
FR. DEDEKIND *papista act* 5, *sc.* 9;

last uns sie jagen auf das raum,
das sie gehen am galgenbaum
all könig, fürsten in gemein.
GLASER *phasma Frischl.* 2, 2.

entlehnt haben vom deutschen die Litthauer ihr ruimas, *litt.* rume, *raum, poln. böhm. wend.* rum.

2) *der plural des wortes, wo er entwickelt ist (vergl. namentlich unten* 8 *im gegensatz zu* 5) *lautet nach der* i*-declination* räume; *wie aber mhd. sich ohne umlaut* rûme *findet* (LEXER *handwb.* 2, 534), *so ist auch nhd. plur.* raume *bezeugt:* freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleich viel sein, welche raume sie trennen, wann diese nur in ansehung der grösze ungefehr eben dieselben bleiben. LESSING 3, 320.

3) *auf die ursprüngliche bedeutung des wortes werfen licht einerseits wurzelhaft verwandte slavische wörter: altslav.* ruvati *evellere, neusloven.* rvati, rvem, rujem *eradicare u. ähnl.* MIKLOSICH *lex. palaeoslov.* 807ᵃ, ryti *fodere, poln. böhm.* ryć 810ᵃ, *ylâ ligo* 810ᵃ, *litt.* rauti, *lett.* raut *ausreiszen, ausgäten, welche mit lat.* ru *in* e-ru-ere, ru-trum *zusammenhängen; andererseits einzelnes in der verwendung des deutschen wortes und des dazu gehörigen* ***adjectivs* raum** *und verbums* ***räumen* selbst.** *wenn im ags. das* ***adj. rûm** auch geräumt, **urbar gemacht,** im gegensatze zu rauh, **bewachsen ausdrückt*** (LEO *ags. gloss.* 649, 11; ne rûh ne rum *vom* ***lande*** THORPE *ancient* ***laws and institutes** of England* 1840 1, 78), *wie unser verbum* raumen *und* räumen (*s. d.*) *im forstwesen ein mit gestrüpp bewachsenes land säubern und kulturfähig machen bedeutet, wozu wieder am nächsten das soldatische* einen platz, einen lagerplatz räumen, *ihn durch entfernung von stauden und stöcken zum lagern geschickt machen, trift: so weist alles dieses auf* raum *als einen uralten ausdruck der ansiedler hin, der zunächst die handlung des rodens und frei machens einer wildnis für einen siedelplatz bezeichnete (noch heute ist im bair.* raum *die handlung des entfernens, wegnehmens* SCHM. 2, 91 *Fromm.), dann den so gewonnenen siedelplatz selbst; und es gehen hieraus einestheils die bedeutung des freien platzes und der weite mit ihren ausläufern, anderntheils die des platzes im hause und der hauseintheilung hervor. daneben aber hat sich auch der begriff des abzuräumenden, zu entfernenden selbst bisweilen entwickelt:* abraum *heiszt das abgerodete holz (vergl. th.* 1, 86), *und im steinbruche die erdschichte über dem felsen:* auch das sie (*die steinbrecher*) den abraum nit schedlich schutten und damit die fels verlegen. TUCHER *baumeisterb.* 80, 18; raum *aber auch der schutt, gerüll:* hat er die mauren dester dieffer am berg ansetzen muesen. was dann fur ain spacium darzwischen, ist alles mit ertrich und raum uszgefult worden. *Zimm. chron.* 4, 204, 30; *in mundartlicher form* rum: so soll man die begreptnus mit eingelasznem messing in den grabstainen noch sehen, da man den rumm und das ertrich wurde abrummen und seubern. 1, 128, 17; *bair.* raum, *was entfernt, weggeschafft wird, unrat, schutt, erde* SCHM. 2, 91 *Fromm.*

4) *im alemannischen musz das subst.* raum *im 16. jahrh. und später ausgestorben sein, weder* DASYPODIUS *noch* MAALER *verzeichnen es (nur das verbum* raumen, *letzterer auch die imperative bildung* raumauf, *s. d.), und die Basler bibel von 1523 erklärt es:* rawm, weite, platz. FROMM. 6, 43ᵇ. *erst neuere idiotiken verzeichnen es wieder:* der rum, *plur.* rüm, *raum* HUNZIKER 213, *offenbar aus der schriftsprache eingedrungen.*

5) raum *ist zunächst die gegebene stätte für eine ausbreitung oder ausdehnung. gegensatz dazu* ort, *der auf einem solchen* raume *erst entsteht (vergl.* ort III, *th.* 7, 1354 *ff.*):

immer war mir das feld und der wald, und der fels und die gärten
nur ein raum, und du machst sie, geliebte, zum ort.
GÖTHE 1, 395;

ebenso platz, *die örtlich fest beschränkte stelle:* du glaubst nicht, wie viel platz man findet, wenn man wenig raum braucht. 19, 145; es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen hause keinen platz als den an meinem schreibepulte, und noch seh ich nicht ab, wo man künftig eine wiege hinsetzen will; aber dafür ist der raum auszer dem hause desto gröszer. *ebenda; verbunden aber wird auch, als sinnverwandt,* ort und raum (*vergl. th.* 7, 1358):

denn thut man das am grünen baum,
so denke was für ort und raum
der dürre werd erlangen. P. GERHARD 40, 344;
du bringst sie fort, gibst ihnen ort
und raum bei guten leuten. 162, 40;

raum und platz:

einzeln schafft sich blum und blume
durch das grüne raum und platz. GÖTHE 40, 381;

der begriff ist nicht auf das freie feld beschränkt geblieben, sondern hat sich auf jede stätte übertragen, die gelegenheit zur entfaltung einer thätigkeit für einen zweck bietet; in diesem sinne ist raum *gleichsam bloszes stoffwort, und als solches ohne plural (doch vergl. unten* g), *und in einer reihe von formeln ohne artikel (vergl. unten* 6). raum auf dem felde, im walde; raum im hause, im zimmer; raum auf dem papiere zum schreiben; raum auf der diele zum spielen; freier, weiter raum, enger, beschränkter, knapper raum; du stellest meine füsze auf weiten raum. *ps.* 31, 9; es ist auch vil stro und futter bei uns, und raums genug, zu herbergen. 1 *Mos.* 24, 25; der raum ist mir zu enge, rucke hin, das ich bei dir wonen möge. *Jes.* 49, 20; weh denen die ein haus an das ander ziehen, und einen acker zum andern bringen, bis das kein raum mehr da sei, das sie alleine das land besitzen. *Jes.* 5, 8; es ist aber noch raum da (*für gäste, im hause*). *Luc.* 14, 22;

der getoufton viel sô vil ze tal,
daz witer rûm umb in wart. WOLFRAM *Willeh.* 429, 5;

raum *mit maszbestimmungen,* ein fuszbreit, **zollbreit raum:** Venedig, wo man, zumal an den kanälen, **jeden kubikzoll** raum merkantilisch für schweres gold **ausmiszt.** SEUME *mein sommer s.* 152;

so um sich, neben sich kein fuszbreit raum.
A. v. DROSTE-HÜLSHOFF *ged.* **343;**

raum zu einem hausbau, zu einer gartenanlage; und Salomo fieng an zu bawen das haus des herrn zu Jerusalem auf dem berge Morija, der David seinem vater erzeigt war, welchen David zubereitet hatte zum raum auf dem platz Arnan des Jebusiters. 2 *chron.* 3, 1;

man stach ja schon den raum zum neuen kirchhof ab.
REINH. v. FREIENTAHL (1700) *s.* **238;**

raum im freien felde, in einem hause, im bette;

sich vor ein bette von damast
geführt zu sehn, worin für viere seines gleichen
raums übrig war einander auszuweichen! WIELAND 18, 90;

raum ist in der kleinsten hütte
für ein glücklich liebend paar. SCHILLER *parasit* 4, 4;

einen groszen, kleinen raum einnehmen; **die kleidungsstücke** nahmen im koffer einen groszen **raum ein; seine bücher** beanspruchten wenig raum; das **haus ward klein angelegt,** so dasz auch noch raum für ein **gärtchen blieb; die stat** aber war weit von raum und gros, **aber wenig volk drinnen.** ***Neh.* 7, 4.**

6) raum *in der angegebenen bedeutung (5) steht gern in festerer verbindung mit verben. aus der eigentlichen und sinnlichen bedeutung entwickelt sich vielfach eine bildliche.*

a) **raum haben: und als bald versamleten sich viel, also, das sie nicht raum hatten.** ***Marc.* 2, 2; und sie kamen zu hause, und da kam abermal das volk zusamen, also das sie nicht raum hatten zu essen. 3, 20; hatten nicht raum zu fliehen weder hin noch her.** *Jos.* **8, 20; hett unser jeder im paradeisz so viel raum.** *Garg.* **97ᵇ; sie haben nicht alle raum, *locus eos non capit.* STEINBACH 2, 229; wenn du noch raum hast (*im musenalmanache*), so will ich dir noch einige längere gedichte mittheilen. HÖLTY 262 *Halm (an Voss);* meine seele hat nicht raum für zwei gottheiten. SCHILLER *räuber* 4, 4;** *sprichwörtlich:* narren-spiel will raum haben. PISTORIUS *thes. par.* 8, 45; *in der formel* raum und statt: es sollen die ketzer nicht raum noch stat, in seinem heiligen, freien, christlichen concilio haben. LUTHER 8, 212ᵃ;

sag an, wo ist dein kämmerlein?
wo, wie dein hochzeitbettchen? . .
hats raum für mich? BÜRGER 14ᵇ;

sie (*Maria*) ist todt!
jetzt endlich hab ich raum auf dieser erde.
SCHILLER *Maria Stuart* 5, 12;

raum für alle hat die erde. *alpenjäger;*

aus dem rein örtlichen begriffe in den der bereiten gelegenheit zu wirken übergehend (vergl. dazu unten 7): meinstu auch, das er ein gewissen habe? was sollt er nicht mehr wagen, wenn er raum hette? LUTHER 3, 66ᵃ; denn wenn man sie (*die vernunft*) drumb fraget, und lesset hierin meistern, so wird der glaube nicht mehr raum haben, sondern für ein törliche predigt gehalten . . werden. 6, 216ᵇ; nu ich aber nicht mehr raum habe in diesen lendern. *Röm.* 15, 23 (*νυνὶ δὲ μηκέτι τόπον ἔχων*); meine beruhigung wäre alsdann diese, dasz bei einem gewaltsamen zorne kein wehmütiger gram raum haben könne. LESSING 2, 39; raum *mit folgendem* zu ***und infinitiv:* (*Th. Müntzer*) hab gehofft, da die bawren in Schwaben sich empört haben, er wolt raum haben ein lermen anzurichten. LUTHER 3, 131ᵃ; denn wenn wirs so bald für augen sehen, so dürften wir keines glaubens, und hette gott nicht raum, seine weisheit und gewalt uber unser weisheit und verstand zu zeigen. 6, 80ᵃ; da er sahe, das er nicht raum hatte sein volk zu trösten, und wider zusamen zu bringen. 1 *Macc.* 9, 7; indem dieses stück vorgetragen wurde, hatte jeder zuhörer raum genug, an sich selbst zu denken. GÖTHE 18, 245; nunmehr erst hatte Maximilian freien raum, selbst etwas neues zu unternehmen. RANKE *sämtl. werke* 1, 109;** raum und ursache: da mus doch ein ubeltheter . . das böse unterlassen, so er **im sinn hat zu üben, weil er nicht raum** noch ursach hat, **sein unthat auszurichten. LUTHER 6, 276ᵃ.**

b) raum machen, ***zunächst in der örtlichsten bedeutung als öffnung in einem dickicht, lichtung genommen:*** **der keiser** Octavianus wolt **sich auch nicht sparen, sondern rannte**

mit seinem spär durch die heiden hin und her, und macht einen groszen raum, läret auch manchen sattel. *buch der liebe* 22ᶜ;

dô sie hatten geslagen
und gehowen durch den hagen
einen rûm zû mâzen grôz,
daz her sich zû hant entslôz,
und karte in daz lant. *livländ. reimchron.* 3991;
die (*schar der christen*) durchhiwen sie gar,
und machten einen rûm vil grôz. 6057;

dann wie örtlichkeit sich zu bewegen, zu bleiben u. s. w.: ich habe das haus geräumet, und fur die kamel auch raum gemacht. 1 *Mos.* 24, 31; nu hat uns der herr raum gemacht, und uns wachsen lassen im lande. 26, 22; du machst unter mir raum zu gehen, das meine knöchel nicht gleiten. 2 *Sam.* 22, 37; der amechtige teufel wil nirgend hin, denn an unser ort, da wir zuvor durch das evangelium raum und sicherheit haben gemacht, und wil nu unser nest besuddeln und verderben. LUTHER 3, 46ᵇ; hundert häuser musten niedergerissen werden, um dem schloszhofe raum zu machen. SCHILLER *hist.-krit. ausg.* 8, 143;

mach in mir deinem geiste raum,
dasz ich dir werd ein guter baum,
und lasz mich wol bekleiben. P. GERHARD 241, 79;
o machte mir ein lorbeerbaum
doch unter seinen ästen raum. LESSING 1, 127;

raum machen, einem raum machen *mit betonung des wegräumens von hindernissen:* raum geben *et* raum machen, *loco cedere* STIELER 1534;

swâ gedrenge was, dâ machter rûn (*für* rûm). *Parz.* 77, 28;
man mache raum — er nehme seine weite. SCHILLER *Tell* 3, 3;

raum machen, *durch den tod, wie eine lücke gedacht:* wir (*frauenzimmer*) verschwinden aus der zahl der lebenden, und den raum, den wir machen, bemerkt man nur im innern des hauses. KLINGER 2, 109; *in abgeblaszterer bedeutung, mehr wie gelegenheit zum wirken (vergl. oben a):* das geschenk des menschen macht jm raum (*ἐμπλατύνει αὐτὸν septuag.*), und bringt fur die groszen herrn. *spr. Sal.* 18, 16; auszerordentliche menschen üben eine solche gewalt aus, dasz sie ganz bequem ihre zufälligen irrthümer fortpflanzen, indesz weniger begabte und **begückte keine mittel finden,** ihren wohleingesehenen **wahrheiten raum zu machen. GÖTHE** 53, 269; um zu sehen, **was ein deutscher fürst damals** ausrichten, wie er sich raum **machen konnte. RANKE *sämtl. werke*** 1, 42.

c) so auch raum schaffen, raum verschaffen: ein verhältnis, das . . raum für eine bessere entwicklung schuf. L. HÄUSSER *d. gesch.* 3², 224; der natur der sache nach konnten diese anmuthungen sich dort nicht raum verschaffen. RANKE *sämtl. werke* 1, 92;

Mort. damit sie (*Elisabeth*) andre hände nicht erkaufe,
bot ich die meinen an. *Leic.* ihr thatet wohl,
diesz kann uns raum verschaffen. SCHILLER *M. Stuart* 2, 8.

d) raum geben: so sollen sie jn zu sich in die stad nemen, und jm raum geben, das er bei jnen wone. *Josua* 20, 4;

der in den schulden funden wirt,
dem git in sînem hûse rûm
der selbe swarze hellenwirt. *Winsbecke* 40, 10;

einem *oder* etwas raum geben, *zur entfaltung einer thätigkeit:* denn da die kinder BenJamin sahen das sie geschlagen **waren, gaben** jnen die **menner Israel** raum **(*zu fliehen*). richt. 20, 36;** rechet euch selber **nicht,** meine **liebesten, sondern gebet raum** dem zorn **gottes.** ***Röm.* 12, 19 (*δότε τόπον τῇ ὀργῇ*, goth.** gibiþ staþ þvaírhein); gebet **auch nicht raum dem lesterer.** *Eph.* 4, 27 **(*μηδὲ δίδοτε τόπον τῷ διαβόλῳ*,** *goth.* nih gibaiþ **staþ unhulþin); seid muthig und geduldig.** gott wird euch **raum geben (*Götz zum klosterbruder*). GÖTHE** 8, 16; jene grosze **wüste zwischen Aegypten und Syrien . . .** gab wie eine **südliche Tatarei dem räuber- und hirtenleben** vorzüglich raum. **HERDER *zur philos.* 7, 215;** ein mörderischer kampf erhebt sich, **der nahe feind giebt dem schieszgewehr** keinen raum. SCHILLER *hist.-krit. ausg.* 8, 288;

jetzt decken wir sie (*die augen*) zu, jetzt lassen wir sie schieszen,
nach dem wir diesen (*liebhaber*) schnell und jenen langsam wissen,
hier, brauchen wir den sporn; dort, brauchen wir den zaum;
wir halten jenen an, und geben diesem raum. LOGAU 2, 11;

mit dem begriff des weichens, ausweichens: ich habe gestern abend bei dem Gelasius noch etwas gelesen, das mich des nachts ein paarmahl geweckt hat, und das auch meinen wachen kopf ganz anfüllt, das sobald keinem andern gedanken raum geben zu wollen scheint. LESSING 11, 747; die

der ägyptischen und assyrischen Monumente der Kunstindustrie entlehnt sind.

Die Matten und später die Teppiche und Draperien waren die frühesten Materialien der Raumtrennung und jener Zimmereinteilungen, welche die Menschen für ihren Schutz und ihre Bequemlichkeit für nötig fanden. Diese genannten Materialien

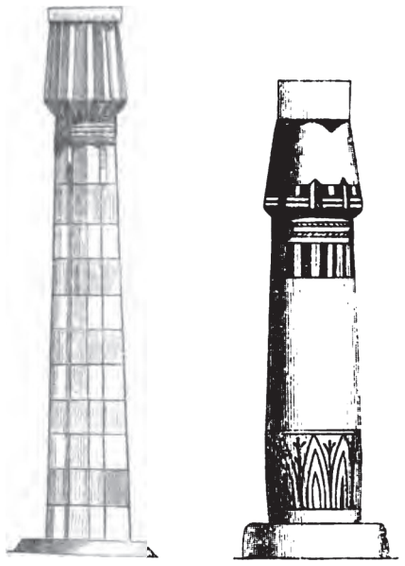


Fig. 16. Aegyptische Bündelsäulen.
(Aus des Verfassers „Stil" I. S. 394. 2. Aufl.)

versahen diesen Dienst lange vor der Erfindung der Erdwälle, und die wohlbekannten assyrischen Alabasterplatten sind nur in Stein ausgeführte Nachahmungen der ursprünglichen Teppiche.

Die Geschichte der Wanddekoration in allen ihren Phasen beginnt mit diesem Urmotiv der Teppichwirkerei und ist auf ihr begründet.

Wenn wir wiederum die ägyptischen Säulen der früheren Perioden ägyptischer Kunst betrachten, so erkennen wir kantige

Pfeiler, welche mit Rohr bekleidet sind, das mit Stricken und einem Stück reichgeschmückten Stoffes ringsherum befestigt ist, so daß der eckige Pfeiler nur an der Spitze oberhalb des Kapitäls sichtbar wird. Das letztere ist aus Blumen der Papyrusstaude und des Lotus gebildet, welche in den Schnüren am Halse des Kapitäls eingesteckt sind, ganz in der nämlichen Weise, wie die schönen Aegypterinnen jener Zeit dieselben Blumen in die Bänder ihrer Haarfrisur zu stecken pflegten.

Ein großer Teil der in der Architektur üblichen Formen stammen so von Werken der Kunstindustrie ab, und die Regeln und Gesetze der Schönheit und des Stils, die wir kennen, wurden lange vor der Existenz irgend welcher monumentaler Kunst bestimmt und angewendet.

Die Werke industrieller Kunst geben daher sehr oft den Schlüssel und die Grundlage für das Verständnis architektonischer Formen und Prinzipien.

Ein zweiter Punkt, in dem die Kunstgeschichte nicht mit unserem Prinzip übereinzustimmen scheint, ist der, daß die Perioden, in denen die industriellen Künste von der Architektur hierarchisch beherrscht wurden, nicht die für die Entwickelung der hohen Kunst oder der Kunstindustrie günstigsten waren. In diesen Perioden gestalten sich die Beziehungen zwischen den beiden Aeußerungen des Kunsttriebes in einer der von uns geschilderten geradezu entgegengesetzten Weise.

Während der Herrschaft des mittelalterlichen oder spitzbogigen, sogenannten gotischen Stiles z. B. wurden die industriellen Künste ganz abhängig von den in diesem Stile gebrauchten Formen, welche selbst in den wichtigsten dekorativen Motiven von der Steinkonstruktion hergenommen waren. So wurden die Reliquiarien zu kleinen Kirchen, die Vasen hatten Strebepfeiler, Spitzbogen, gotisch profilierte Gliederungen und Spitzdächer als Deckel.

Die Bogen wurden das Grundmotiv der Flächenornamentierung und der beherrschende Einfluß der Architektur dehnte

weiberkleidern.) von einem wembstel, gesteppt oder verbrembt, 4 *β*. von einem gemeinen wembstlen darausz nichts kömpt, sonder schlecht auszgemacht 2 *β*. 8 *ð*. von einer vornemben brust 1 *β*. 6 *ð*. *Schlettstadter stadtrechte* 2, 916 (1850) *Gény. jetzt elsäss.* wamstele, wamstl, wæmstel, *besonders 'kurze jacke der frauen und mädchen'. in der Lausitz* wamstel (*auch* wanstel) *'eine kurze weiberjacke mit ärmeln und falten'.* ANTON (1844) 7.

WAMSLEINWAND, *f.:* niderländisch- und wammesleinbath, niderländischer und Straszburger zwirn. *quellen zur gesch. d. stadt Wien* 1, 5, 219 (1624).

WAMSMACHER, *m.:* wammesmacher, *pourpointier.* RONDEAU.

WAMSSÄCKEL, *m. wamstasche* (*vgl. hess.* säckel *'tasche'* CREGELIUS 706): Schmitz grüszte, nahm die meerschaumpfeife aus dem munde und das taschentuch aus dem linken wammssäckel und trocknete sich die stirn. W. O. v. HORN *aus der Maje* 1, 4.

WAMSSCHNEIDER, *m.*

WAMSSCHNEIDEREI, *f.:* wammesschneiderey, *pourpointerie.* RONDEAU.

WAMSSCHOSZ, *m.:* wammesschoosz, *basgue de pourpoint.* RONDEAU; dem junker, der sich die wamsschösze frierend vor den leib hielt. H. v. KLEIST 3, 11 (*Kohlhaas*).

WAMSSCHÖSZLEIN, *n.:* wammesschöslein, *scutula, patagium lumbare.* STIELER 1912.

WAMSSTICKER, *m.:* Tilman wambesticker. *Kölner zunfturkunden* 1, 235 (1378) *v. Loesch.*

WAMST, *m., nebenform von* wanst, *die sich wahrscheinlich durch einmischung von* wamme *erklärt: elsäss.* wamst *'wanst, dickbauch, schmerbauch, wüstling'* MARTIN-LIENHART 2, 827, *bair.* wambst SCHMELLER 2, 914, *für das österreichische durch* wamstel, wamstig *erwiesen.* BIRLINGER *schwäb. Augsburg. wb.* 425 *führt das wort aus der metzgerordnung von* 1549 *an:* item ein schafmagen und wambst (*daneben* wämst). *auch aus Coblenz wird neben* wampes *'dicker bauch'* wamscht *angegeben* WEGELER 757. *auch schweiz.* wamms *neben* wansch, wantsch *'schmerbauch'* STALDER 2, 433 *kommt vielleicht in betracht.*

WAMSTASCHE, *f.:* so dasz dieser ... die hände aus den wamstaschen ... hervorholte. HERM. KURZ *der sonnenwirth* 1, 46.

WÂMSTEL, *m. n., ableitung von dem obigen* wamst, *in Wien* wâmstel *'eine dickleibige person'* HÜGEL 185, *steir.* wamstel (wanstel) *und* hamstel, *m. und n., dicker, fetter und deshalb schwer beweglicher mensch.* UNGER KHULL 617ª.

WAMSTEL, WÄMSTEL, *n., s.* wämslein.

WAMSTELN, *verb. im österr. 'das gehen von beleibten personen'* LORITZA 140. *ableitung von* wamstel.

WAMSTIG, *adj. wanstig:* (er) hielt dem Höllbart einen erklecklich wamstigen tonzuber hin. ROSEGGER *der Höllbart* 87.

WÄMSTLEIN, *s.* wämslein.

WÄMSTLER, *m. in Oberdeutschland, auch* kuttler *oder* kuttelwamper *'der das eingeweide vom rindvieh reinigt und verkauft' (s. oben* wamst). SCHMELLER 2, 914. BIRLINGER 425: carnifices (fleischer) und die salcuciarii (sulzer, hernach und jezt kuttler und wämstler) welche das ingeweide des geschlachteten rindviehes reinigen und verkaufen. P. v. STETTEN *kunst- gewerb- u. handwerks-geschichte der reichsst. Augsburg* (1779) 3. DIEFENBACH-WÜLCKER 893 wamstler (*das folgende* kornmolter *bezeichnet ein andres gewerbe*).

WAN, *adj., s.* wahn.

WAN, *adv. auszer, nur, als* (*nach comp.*), *s.* wann 1.

WAN, *pron. man. früher im alem. verbreitet, s.* WEINHOLD *alem. gramm.* § 166. LEXER 1, 2023. *im späteren mhd. wird die schreibung selten, kommt aber noch bei* J. v. WATT *handschriftlich vor:* darum ... ainer zů Wil uf ain zit im under die ougen redt: ei du bschiszt mich nit, wan kent dich wol. *deutsche histor. schriften* 2, 266, 22 *Götzinger. die neueren dialekte kennen die form nicht, die wahrscheinlich nicht gesprochen worden ist, sondern sich nur aus einer verwirrung der schreibung erklärt* (*anlaut.* w *geht öfter in* m *über*).

WAN- (*vorsilbe*), *s.* wahn-.

WAND *umfaszt zwei worte, die etymologisch in keinem näheren zusammenhange stehen. das fem. ist im deutschen*

überall verbreitet, während das neutr., zu gewand *gehörig, dem nd. angehört und nur wenig in die hd. schriftsprache eindringt. die wörter bleiben daher im ganzen gesondert, eine vermischung zeigt sich nur bei* wand (*auch* want *geschrieben*) *'tauwerk an den seiten des schiffes', das zum 2. wort gehört, sich aber vom begriff ausgehend dem 1. nähert und daher auch als fem. mit dem plur.* wände *erscheint.*

WAND, *f. seitenfläche eines gebäudes oder eines andern begrenzten raumes.*

I. *verbreitung, herkunft, flexion.* 1) *das wort tritt nur im deutschen (mit einschlusz des niederländischen) auf. für 'wand, mauer' dient sonst got.* waddjus, *anord.* veggr (*auch in den neunord. sprachen*), *ags.* wâg, *afries.* wâch (*auch im neufries.*), *asächs.* (*vereinzelt*) wëg, *noch jetzt vläm.* weeg *'plankenwand, wellerwand'; das wort gehört wol zu lat.* viere, *binden, flechten, aslav.* viti, *drehen, winden und bedeutet urspr. 'flechtwerk, geflochtene wand'. ein zweites wort für den begriff gewannen die nordseevölker auf grund des lat.* vallum: *ags.* weall, *afries. asächs.* wal (*im Heliand, wo* wand *fehlt*). *endlich ist überall lat.* murus *für die kunstmäszig gemauerte steinwand eingedrungen. im ahd. kommt* want *'paries' seit dem 8. jahrh. vor: in voc. S. Galli* (STEINMEYER-SIEVERS *gl.* 3, 1, 17), *in den Casseler glossen* (3, 10, 56), *in summarium Heinrici* (3, 128, 23), *bei* OTFRID *und* NOTKER. *in bibelglossen und glossen zu Gregors dialogen* (1, 651, 56. 1, 703, 61. 2, 256, 32) *gibt* want *auszer 'paries' auch 'crepido' wieder, worunter dem zusammenhang nach die stufen oder absätze des altars zu verstehen sind. im nd. tritt das wort zuerst in den andfränk. psalmen* 61, 4 *auf, dem späteren nd. und ndl.* (*wo es jetzt masc. ist*) *ist es geläufig.*

2) wand *schliesst sich etymologisch jedenfalls an* winden *an, und es fragt sich nur, auf welchem wege die bedeutung zu gewinnen ist. schon* FR. JUNIUS (*vgl.* WACHTER *gloss. germ.* 1820) *ging von ahd.* wintan *in der bedeutung 'flectere, contorquendo plectere' aus und deutete* wand *als die aus gewundenen reisern hergestellte und dann mit lehm beworfene wand, die wellerwand. neuerdings ist namentlich* MERINGER *für diese etymologie eingetreten, abhandlungen zur germ. philologie (festgabe für R. Heinzel)* 177. *indogerm. forschungen* 17, 139, *indem er sich auf die analoge entwicklung bei* waddjus *beruft* (*vgl. auch moenia,* fah *im Keronischen gl.*); *auch dasz im ags. die verbindung* wâg windan *'eine wand herstellen' vorkommt, gereicht der etymologie zur stütze. vielleicht könnte* wand *sogar dem auch zu* winden *gehörigen got.* wandus, *anord.* vöndr, *engl.* wand *'rute (aus geflochtenen zweigen)' gleichgesetzt werden, vgl.* wellerwand *zu* welle *'bund von reisig oder stroh'. — nach andrer auffassung hätte* wand *ursprünglich die bedeutung von 'seite' oder 'umhüllung' oder 'grenze' gehabt. für die letztere ansicht läszt sich einiges geltend machen. wie ahd.* irwintan *hat auch das einfache* wintan (OTFRID 1, 22, 27) *die bedeutung 'umkehren', an das verbum sich* anschlieszende *substantiva zeigen dementsprechend die bedeutungen 'umkehr, ort der umkehr, grenze'. wie* J. GRIMM, *theil* 1, 514, *zeigte, läszt das ahd.* anawanta *'versura', mhd.* anewande, anewant, *grenze von äckern und gemarkungen, ebenso wie unser* gewann *in seinen älteren formen (theil* 4, 1, 5319 *ff.*), *an die stelle, wo der pflug wendet, die ackergrenze denken; ob indes alle worte mit der bedeutung 'grenze' hier ihren ausgangspunkt genommen haben, kann bezweifelt werden. ein* a-*stamm liegt vor in ahd.* giwant *'grenze' bei* OTFRID (*asächs.* giwand *ist zeitlich 'ende'*), *ein* ja-*stamm vermutlich in dem* enteo ni wenteo *des Wessobrunner gebets und in mhd.* gewende *'grenze', ein* ô-*stamm in ahd.* giwanta (*mit übertragener bedeutung*), *mhd.* gewande *'grenze', mnd.* wande *'grenze zwischen zwei äckern oder zwei hüusern oder den feldmarken zweier ortschaften'* SCHILLER-LÜBBEN 5, 586. (*auch hd. kommt* wande *vor:* und ist derowegen nicht sonderlichen achtung geben auff die mahl, grentzen oder wanden der erblichen gehöltze. MEURER *jag- u. forstrecht* [1582] 119ª.) *daneben tritt ein fem. i-stamm auf, zunächst in der bedeutung 'umkehr'* (*wofür* wende, *ahd.* wentî *das gewöhnliche wort ist*), *vgl.* das die von Rottwil uf der wand werend. HUG *Villinger chronik* 78 *Röder und* widerwant LEXER 3, 867 (*hier fälschlich als m. angesetzt*), *dann auch als 'grenze':*

sô ist daz mer dî dritte want (*Preuszens*)
und dî vîrde gene lant,
dî dâ vor genennit sîn,
Rôzin, Masow und Dobrîn.
N. v. JEROSCHIN 3767 *Strehlke.*

reiht man wand *'paries' hier an, so musz man annehmen, dasz es ursprünglich die bedeutung von 'begrenzende mauer zwischen zwei grundstücken' gehabt hat, wie für* gewand *theil* 4, 1, 5321 *die bedeutung 'grenzzaun' nachgewiesen wird (so auch* KÖGEL *im grundrisz d. german. philol.*² 1, 92, *der noch auf andere spuren von* wand *'grenze' hinweist). dasz in Franken, dem lande der geschlossenen ansiedlungen, von wo* wand *vermuthlich ausgegangen ist, aus 'grenzmauer' die bedeutung 'paries' hervorgegangen ist, wäre wol zu verstehen, vgl. auch die entwicklung von ags.* weall, *asächs.* wal *'mauer, wand' aus lat.* vallum. *für* wand *als 'geflochtene wand' spricht aber, dasz das wort auch später meist als 'holzwand' genommen wird und die analogie des neutr.* wand (*s. d.*), *das ursprünglich 'gewebtes zeug' ist.*

3) *das wort wird immer nach der* i-*classe flectirt, doch sind im gen. dat. sing. die umgelauteten formen mhd.* wende *später verloren gegangen. im 16. jahrh. kommen sie bei Oberdeutschen noch vor, bei* LUTHER *nicht mehr:*

jemhsen in der wend. *Theuerdank* 20, 20;
zuckt mynen harnasch ab der wend.
MURNER *geuchmatt* 2151 *Uhl;*
und stat am würtzhusz an der wendt.
narrenbeschw. 79, 43;
recht wie ein schatt an eyner wend.
H. SACHS 4, 169, 7 *Keller;*
er (*der kranke*) raufft sein har und wandt sein händ
und kert sich hinumb zu der wänd. 21, 181, 17;
sie kehrt sich gegen der wände.
ERK-BÖHME *liederhort* 1, 378;

die bein der wend GERSDORF *feldtbuch* 3ᵇ; der mir die buren mit kreiden an der wend an schreibt SCHADE *satiren* 2, 136, 33; geen umb wie der schat an der wänd S. FRANCK *laster der trunkenheit* F 1ᵇ; so es (*das thier*) ... der jäger von der wend wil werffen MEURER *jag- u. forstrecht* (1582) 66ᵇ.

während in der schriftsprache wand *im ganzen sing. durchgeführt wird, hat sich im bair.* went *erhalten und kann auch im nom. acc. gebraucht werden* SCHMELLER² 2, 939, *auch in Nürnberg heisst es nach* GEBHARDT 255 wend (*so ist vielleicht schon* went *in* MEISTERLINS *Nürnberg. chr., städtechr.* 3, 87, 15 *zu nehmen, auch* HUTTEN [II, 5, *f*, γ] *hat* wend).

ein unumgelauteter plur. wande *kommt vereinzelt in quellen aus dem nordosten vor:* yhre wand kereten sich uber sie LUTHER 1 *Sam.* 4, 19 (*Zerbster hs.* 1523) *Weim. ausg.:* die stet und ir steineswande CHR. FALK *lobspruch der stadt Elbing, zusatz (s.* 194ᵇ) *Töppen;* das bild an wanden LENZ *ged.* 153 *Weinhold;*

es steht in preusz'schen landen
ein kirchlein alt und stumm,
und rings an seinen wanden
schlingt efeu sich herum.
anonymes gedicht bei FONTANE, *wanderungen durch die mark Brandenburg*² 1, 138.

diese formen weisen vielleicht auf einen alten u-*stamm (vgl. got.* wandus) *hin; nach dem dat.* wanden *aus*wantum könnte sich* wande *gerichtet haben.*

4) *der sing. wird im älteren obd. zuweilen willkürlich zu* wande *erweitert:*

schreib's auch nit an die wande.
HOFFMANN *gesellschaftslieder* 128, 2;

noch bei BREITINGER *crit. dichtkunst* (1740) 1, 240 an der wande.

II. *bedeutung und gebrauch.* 1) *im gewöhnlichen sinn bezeichnet* wand *eine von menschenhand aufgeführte, meist senkrechte fläche zur seitlichen abgrenzung eines raums. in der bedeutung berührt es sich am nächsten mit* mauer.

a) es zeigt sich das darin, dasz wand *und* mauer *gern mit einander verbunden werden:*

dâ mite sihe ich dur mûre und ouch dur want.
WALTHER 99, 30;

gemalt an der wende unde an der mure SCHÖNBACH *altd. pred.* 3, 226, 31; wer ouch uff muren oder embor uff wende buwen wil *Schlettstadter stadtrechte* 1, 297 (1374) *Gény;* heimlich gemach zue buwen an eins andern mure oder want 473 (1509); eyn wetter ... fürt eyn thüre von dem

tempel der göttin Luna, und hafft dieselbig zwischen die wende und mauren des hindersten theyls des tempels der göttin Cereris CARBACH *Livius* 420ᵇ; und sollen die berge umbgekeret werden, und die wende und alle mauren zu boden fallen *Hesek.* 38, 20;

hanget wie zurîßne mauren
und wie wände, die nicht dauren,
über mir.
P. GERHARDT, *Fischers kirchenlied* 3, 437ª.

die beiden worte in grammatischer abhängigkeit: vor dem (*teufel*) weder wantmuer noch nütz semlichs geschirmen mag *altd. blätter* 1, 53;

an dem (*palas*) die louben wären vor
und der wende mûre
mit golde und mit lâsûre
geverwet und gezieret.
K. v. WÜRZBURG *troj. krieg* 17437;
o wi wie schone die innerhalbe dere murwente
dere saligen heimote harm in sih enphahet.
daz himîlriche 216, *zeitschr. f. d. alt.* 8, 151;
ziwelf clafîir sie da obe stant
sam ein muriniu want.
Entcrist, fundgr. 2, 127, 11;
fliege träumt an der mauerwand.
P. DEHMEL *in einem kinderbilderbuche.*

sie können ganz gleichbedeutend gebraucht werden:

zwey memmen balgten sich: der eine trat im schrecken
so lang zurück, bis er an einer mauer stand.
der andre sprach für sich: je die verfluchte wand!
nun ist es gut die fuchtel einzustecken.
PFEFFEL *poet. versuche* (1816) 2, 95.

wie leicht die worte vertauscht werden können, veranschaulichen die verse:

ich bin ein rechtgeschaffner bawr
und lähne mein spiesz an die wand
und:
ich heisze meyster Hildebrand
und lähn mein spiesz wol an die mawr.
Lalebuch 104;

oft wird aber ein unterschied gemacht, so scheidet z. b. die Frankfurter reformation von 1578 *durchgängig zwischen* wand *und* mauer *vgl.* VIII, 8, § 13: was denn die schiedwände belangt, hat es mit denselben fast auch eine solche gelegenheit, wie hie oben der schiedmauwren halben erklärt ist.

b) der hauptsächlichste unterschied ist der, dasz das für den von den Römern erlernten, kunstmäszigen steinbau eingeführte mauer *auch später auf steinbauten beschränkt wird, während* wand *zunächst auf lehm- und holzbauten geht und namentlich die seit dem frühen mittelalter nachweisbare* (STEPHANI *d. älteste deutsche wohnbau* 180 *f.* 238) *fachwand* (2, *a, α*) *bezeichnet:* es (*das wasser*) had fele husere umme geworfen und umme geweicht alle wende und fele muren umme geworffen STOLLE *thür. Erfurt. chronik* 468 *Thiele;* wo sie zu ihren gebäuden nicht steine erlangen können, dasz sie anstatt der mauren läumerne wände aufführen *codex Augusteus* 2, 503 (1560); es wäre am besten, man beschmierete einen umb und umb mit leimwellern und steckte ihn auff die bühne, er müszte sagen, dasz er die wand wäre A. GRYPHIUS *Peter Squentz* 11 *neudr.;* ich (*der zimmermann*) schol auch ain want an die chammer machen und aineu an der stuben, dieselben laden ... schullen ainer span dich sein *urkunde von* 1335, *font. rer. Austr.* II, 35, 234; die zimberlüte mögent ouch in hüsern oder in stuben machen und snyden von bencken, wenden und gehymeltz (*zimmerdecke*) was sie dann konnent, das angenegelt wurt *Strasburger zunft- u. polizeiverordn.* 595 (15. *jh.*) *Brucker;* zügleicher weis aber als die bawleut, so anfangs holtz, stain, und ander irs wercks noturfft bestellen, und nachmals erst ein yegliche materi oder gattung zů sonderlicher form, nämlich stain zů maur, holtz zůr wand, kachel zům ofen ... gebrauchen FUCHSPERGER *dialectica* (1534) 66ª; Hiram, der könig zu Tyro, sandte boten zu David und cedernbawme zur wand, und zimmerleute und steinmetzen, das sie David ein haus baweten 2. *Sam.* 5, 11; man hauche an eine steinerne mauer oder höltzerne wand, so wird doch der taback-geruch verbleiben *mediz. maulaffe* (1719) 93;

in starkem dauerndem verband
erstanden mauern ganz von stein,
durch werkerfahr'ner maurer hände,
die balken und die innern wände,
die zogen wir (*zimmerleute*) dem hause ein.
zimmermanns-sprüche (*Weimar* 1887) 121.

Man könnte sich mit dieser Phase in der Baugeschichte des Altares begnügen, wenn nicht gerade sie von architekturpolitisch größtem Einfluß für die Rezeption von Kultgebäuden bei Opferhandlungen gewesen wäre. Der Hof, umgeben von einer Sockelwand mit Reliefs und darüber eine Säulengalerie war das Vorbild für viele griechische und römische Altäre, darunter so bekannte wie der Zeusaltar von Pergamon und die Ara Pacis in Rom (Bammer - Brein - Wolff, 1978).

7. Wohnen

Die wichtigste Aufgabe, welche Architektur immer zu ermöglichen hatte, war das Wohnen. Die archäologischen Ergebnisse zeigen, daß es in der griechischen und römischen Antike Behausungen in allen Stufen der Entwicklung gab, vom Einraumhaus bis zur vielräumigen Villa und zum mehrstöckigen Zinshaus. Ein weit in prähistorische Zeit zurückreichender Haustyp, der auch heute noch in Kleinasien verwendet wird, ist der Rechteckraum mit Vorraum, das alte Megaron. Wenn natürlich auch im klassischen Athen die gewöhnlichen Wohnhäuser in keiner Weise einen Vergleich mit den gleichzeitigen öffentlichen Bauten aushielten, so gibt es doch auch Beispiele von einer gewissen Großartigkeit, etwa das Haus an der Mäanderstraße. Eigene Toilettenräume fehlten meist im Wohnverband der vorhellenistischen Zeit. Obwohl es Badewannen und Waschbecken gab, wurde der Fäkalientopf oft genug auf die Straße entleert. Auch das Fehlen von eingebauten Heizungen oder den erst in römischer Zeit aufkommenden Bodenheizanlagen (Hypokausten) sind ein Hinweis auf den einfachen Stand der Wohnzivilisation. Da in den griechischen Städten die Metöken und ansässigen Ausländer keinen Grundbesitz und damit auch keinen Hausbesitz haben konnten, waren sie auf das Mieten von Häusern und Wohnungen angewiesen. Außerdem dürfte ein großer Teil der ärmeren Vollbürger auch in Mietwohnungen gelebt haben. Über die Wohnverhältnisse der Sklaven ist kaum etwas bekannt.

Die Grundrisse und Wohnverhältnisse griechischer und römischer Häuser unterschieden sich besonders durch den städtebaulichen Verband, in dem sie errichtet waren. Das Einzelhaus, selbst im Dorfverband, das Reihenhaus und das mehrstöckige Zinshaus lassen sich nicht miteinander vergleichen. Über das Wohnen der Reichen in hellenistischer und römischer Zeit sind wir wesentlich besser unterrichtet als über das Wohnen der Ärmeren. Und in Bezug auf die gesellschaftsgeschichtlichen Auswirkungen und die Rezeptionsfähigkeit gilt auch, daß die beherrschende Architektur einer Epoche jene der herrschenden Schicht dieser Zeit darstellt. Abgesehen von den archäologischen Überresten bieten die Beschreibungen Vitruvs (Text S. 49, 51), Plinius des Jüngeren (Text S. 20) und Petronius einen guten Einblick in die gesellschaftlichen Bezüge des Wohnens der oberen Schichten, aber auch die teilweise heute noch erhaltene ländliche und städtische Volksarchitektur in Kleinasien und auf dem

Balkan. Eine Fülle von architektonischen und gesellschaftlichen Wohnvorstellungen hat sich aus der Antike in dieser Volksarchitektur erhalten.

Allerdings gibt es von der Benützung und vom Mobilar her wesentliche Unterschiede. Das wichtigste griechische und römische Möbelstück war die Kline, eine Art Bett, auf dem die Männer liegend zusammen speisten; das Speisezimmer war daher das Triclinium. Neben Sitzmöbeln gab es dann noch Truhen, in denen auch die Kleider aufbewahrt worden sind. Das Kennzeichnende der türkischen Häuser ist aber neben den umlaufenden festen, niedrigen Sitzbänken die Veränderlichkeit des Ess- und Schlafmobiliars; entlang der Wände laufen Einbauschränke, in denen die gerade nicht benötigten Wohnutensilien aufbewahrt werden. Während die antiken und anatolischen Einraumwohnungen Allzweckräume waren und sind und möglichst viele Handhabungen im Freien abgewickelt wurden, macht sich bei den vielräumigen rezenten türkischen Patrizierhäusern und besonders bei den Villen hellenistischer und römischer Wohlhabender ein anderes Merkmal erkennbar: Das Fluktuieren in der Benützung.

Vitruv z.B. beschreibt die opulenten Häuser mit einer nach Jahreszeiten wechselnden Funktion der Räume:

> „Die Frühlings- und Herbstspeisezimmer nach Osten: denn den Lichtstrahlen ausgesetzt, macht sie die zugewandte Sonneneinstrahlung gegen Westen fortschreitend, zu der Zeit, zu der man sie gewöhnlich benutzt, mäßig warm. Sommerspeisezimmer nach Norden, weil diese Himmelsrichtung nicht wie die übrigen während der Sonnenwende infolge der Hitze schwül wird; weil sie vom Lauf der Sonne abgewendet ist, gewährleistet sie - immer kühl - Gesundheit und Annehmlichkeit bei der Benutzung."
> (Vitruv, Zehn Bücher über die Architektur, Buch 6/4/2, nach der Ausgabe von Curt Fensterbusch, 1964).

Eine ähnliche Mobilität in der Benützung zeigen auch türkische Häuser etwa in Safranbolu und Birgi. Diese bewegliche Benützung kann sich in einem Geschoß abspielen aber auch in mehreren. Die Winterräume sind und waren fester, mit kleineren Fenstern und heizbar, die Sommerräume dünnwandiger, mit großen Fenstern und ohne Heizung. Außerdem entsteht bei dieser Wohnbeweglichkeit ein Wandel von Öffentlichkeit, der differenzierter ist als jener des einfachen Vordachhauses. Dort war und ist der Ablauf innerhalb des geschlossenen Raumes rein privat, das Leben unter dem Vordach, dagegen öffentlich. Die vielräumigen Wohnungen der Antike und des nahen Orientes haben dagegen eine Reihe von Zwischenstufen eingeschaltet, die etwa auch den Frauen eine verminderte Öffentlichkeit zugestanden (Blanck, 1976).

In den Großstädten des römischen Reiches lassen sich die Gegensätze in den Wohnverhältnissen gut ablesen. Das Stadthaus einer Familie bildete die Domus, während die Mietwohnungen in den Insulae, in Häuserblöcken, untergebracht waren. Im Gegensatz zu den auf literarischen Nachrichten fußenden Angaben über die Mietverhältnisse in Rom bieten die Ausgrabungen der Wohnungen (meist Wohlhabender) in Kleinasien (Pergamon, Ephesos) ein idyllisches Bild. Baugrundspekulationen, Zinswucher, Überbevölkerung, Verkehrs-

chaos kennzeichnen aber die Wohnverhältnisse von Rom und der ihnen ausgesetzten „plebs urbana“ des städtischen Proletariats (Pöhlmann, 1884; Yavetz, 1958; Radt, 1978).

Sulla bezahlte in seiner Jugend 3 000 Sesterzen jährliche Miete. Zu Caesars Zeiten wurde eine jährliche Miete einer Wohnung in Rom von 2 000 Sesterzen und außerhalb Roms von 500 als üblich angesehen. Nimmt man dagegen die Einkommen, so verdiente ein Durchschnittslehrer nur 6 - 700 Sesterzen jährlich; ein Gesetz aus der spanischen Stadt Urso aus dem Jahre 44 vor Christus sah 1 200 Sesterzen jährlich für den Sekretär des Bürgermeisters, 600 für den Amtsdiener, 300 für den Archivar vor. Der Legionssoldat verdiente im 1. Jahrhundert nach Christus 900 Sesterzen, seit Domitian 1 200 jährlich (Pecary, 1976), Offiziere (Centurionen) verdienten bereits 20 000 - 60 000 Sesterzen. Cicero verdiente an seinen Zinshäusern (Insulae) jährlich etwa 80 000 Sesterzen. War schon eine Zinswohnung nach Juvenal ein „miserabile hospitium“, so waren die Unterkünfte der Sklaven, die „cellae servorum“ im Dachgeschoß oder Keller noch erbärmlicher. In der späten Republik wohnten bis zu 16 Personen in einer Mietswohnung.

Die Bauspekulationen führten zu einer miserablen Bauweise mit unzureichenden Fundamenten, zu schwachen Wänden und zu großen Bauhöhen. Hauseinstürze, Feuersbrünste und Epidemien waren die Folge. Cicero berichtet seinem Freund Atticus, daß er zwei seiner Häuser, die auch schon von den Mäusen verlassen worden waren, mit Hilfe eines Bauunternehmers Chrisippus und des Bankiers Vestorius wieder mit Gewinn hergestellt hatte.

Für die Bauhöhe wurde allerdings unter Augustus eine Maximalhöhe von 70 Fuß, also etwa 21 m, erlassen und unter Trajan diese noch auf 60 Fuß verringert. Wenn man sich dabei aber vorstellt, daß die römischen Straßen meist viel schmäler waren als die heutigen, ergibt sich für die Räume von 6 - 7 Stock hohen Häusern kaum mehr Licht und Luft. Noch ärger war die Baufreiheit in Konstantinopel, wo die Baugesetze der Kaiser Leo und Zeno bei einer Straßenbreite von 12 Fuß jede beliebige Bauhöhe erlaubten, mit einer gewissen, aber umgehbaren Einschränkung, daß dem Nachbar der Ausblick aufs Meer nicht entzogen werden sollte (Pöhlmann, 1884). Wegen der Wohnungsnot hatte die römische Gesetzgebung schon immer versucht, den Neubau und die Instandhaltung von Miethäusern voranzutreiben. Aber erst in der Spätantike ist zuerst in Ostrom, dann in Westrom das Panis aedium, das dingliche auf dem hauptstädtischen Hausbesitz ruhende Anrecht an den staatlichen Brotverteilungen geschaffen worden (Pöhlmann, 1884).

Warum drängten sich gerade die einfachen Leute danach, im Zentrum der Stadt zu wohnen? Die Beantwortung liegt vor allem im Verkehrsproblem begründet. Es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel, die Arbeiter und Taglöhner, welche am Morgen rechtzeitig bei ihrem Brotherrn erscheinen mußten, konnten keinen stundenlangen Fußmarsch auf sich nehmen. Die Straßen waren großteils ohne Beleuchtung, im Dunklen zu marschieren war gefährlich. In den schmalen Straßen herrschte auch tagsüber ein ungeheures Gedränge.

Bereits Caesar hatte wegen des Straßengewühls den Wagenverkehr die ersten 10 Tagesstunden verbieten müssen.

Was den Mietern besonders weh tat, war, daß die Kaiser im Zentrum der Städte riesige Areale für ihre Fora und Prunkanlagen dem Wohnungsbau entzogen und sich die Reichen ihre städtischen Prunkhäuser (mit einer trotz der hohen Grundstückspreise ungeheuren Bodenverschwendung) dort errichteten. So kostete der Bauplatz für das Caesarforum in Rom 100 Millionen Sesterzen. Cicero hatte von Crassus ein Haus auf dem Palatin um 3,5 Millionen Sesterzen gekauft und vom Senat eine Enteignungssumme von 2 Millionen erhalten. Diese hohen Grundstückspreise konnten aber die Kaiser und Reichen nicht abhalten, im Stadtzentrum zu bauen. Besonders auffällig war die Domus aurea des Kaisers Nero.

Daß angesichts derartiger baulicher Strukturen die Wohnprobleme und die hohen, fast unerschwinglichen Mieten ein grundlegendes soziales Dilemma bildeten, mit dem sich jedoch auf billige Weise Stimmengewinne erzielen ließen, haben sowohl Caesar als auch Augustus erkannt, die mit einmaligen Mietzinserlässen sich der Gunst der Mietzinsbevölkerung versicherten. An einer Verbesserung der Wohnverhältnisse war beiden natürlich nicht gelegen, im Gegenteil, beide versuchten den Wohnbaugrund im Zentrum mit Prestigebauten zu besetzen. Es war die antike Taktik der Mächtigen, mit Geschenken an die Armen die Lösung des sozialen Problems zu umgehen und damit deren Abhängigkeit zu perpetuieren.

Die Anlage von repräsentativen Wohnbauten mit einer hochdifferenzierten Raumstruktur ist jedenfalls öfters gerechtfertigt worden, so auch von Vitruv:

> „Wenn die Räume in Hinsicht auf die Himmelsrichtungen verteilt sind, dann muß man seine Aufmerksamkeit auch darauf richten, in welcher Weise in Privatgebäuden die Zimmer gebaut werden müssen, die allein den Hausherren gehören und wie die, die auch Leuten, die nicht zur Familie gehören, zugänglich sind. Denn in die Privaträume haben nicht alle Zutritt, sondern nur geladene Gäste, z.B. in die Schlafräume, Speisezimmer, Baderäume und die übrigen Räume, die gleichen Gebrauchszwecken dienen. Allgemein zugängliche Räume sind aber die, in die auch uneingeladene Leute aus dem Volk mit Fug und Recht kommen können, d.h. Vorhallen, Höfe, Peristyle und solche Räume, die in derselben Weise benutzt werden können. Daher sind für Leute, die nur durchschnittliches Vermögen besitzen, prächtige Vorhallen, Empfangssäle, Atrien nicht notwendig, weil diese Leute anderen durch ihren Besuch ihre Aufwartung machen, aber nicht von anderen besucht werden. ... Für hochstehende Personen aber, die aber, weil sie Ehrenstellen und Staatsämter bekleiden, den Bürgern gegenüber Verpflichtungen erfüllen müssen, müssen fürstliche hohe Vorhallen, sehr weiträumige Atrien und Peristyle gebaut werden, Gartenanlagen und geräumige Spazierwege, die der Würde angemessen angelegt sind; außerdem Bibliotheken, Räume für Gemäldesammlungen und basilikaähnliche Hallen, die in ähnlicher Weise prunkvoll ausgestattet sind wie die staatlichen Gebäude, weil in den Häusern dieser Männer öfter politische Beratungen abgehalten werden und Urteile und Entscheidungen in privaten Angelegenheiten gefällt werden.“
> (Vitruv, Zehn Bücher über die Architektur, Buch 8/5/1 nach der Ausgabe von Curt Fensterbusch, 1964).

Kapitel 2

Von der Unterteilung der Zimmer und anderer Räumlichkeiten

DAMIT DIE Häuser von der Familie ihrem Zweck entsprechend genutzt werden können, ohne daß diese Zweckmäßigkeit größten Tadels würdig wäre und eher Lob verdiente, so ist darauf zu achten, daß nicht nur die Hauptteile, die Loggien, Säle, Höfe, Herrschaftsräume und weite, helle und leicht zu steigende Treppen, sondern auch die kleinsten und unscheinbarsten Gebäudeteile dort verwendet werden, wo sie den größeren und würdigeren nützlich sind. Denn wie auch im menschlichen Körper einige edle und schöne Teile und einige eher unedle und häßliche anzutreffen sind, die für jene offensichtlich außerordentlich notwendig sind und ohne die die ersteren nicht sein könnten, so müssen auch in den Bauwerken neben einigen ansehnlichen und ehrenvollen auch einige weniger elegante Gebäudeteile vorhanden sein, von denen die erstgenannten jedoch nicht unbeeinflußt bleiben können und die so einen Teil ihrer Würde und Schönheit einbüßen. Aber Gott der Herr hat die Teile, die am schönsten sind, an jene Stellen gesetzt, auf die der Blick zuerst fällt, die weniger ehrenvollen Teile aber an versteckte Orte. Und so ordnen auch wir beim Bauen die hauptsächlichen und ansehnlichsten Gebäudeteile offen und die weniger schönen an den unseren Augen am verborgensten liegenden Stellen an, damit so alle Häßlichkeiten des Hauses und all jene Dinge, die einen in Verlegenheit bringen und die die schönen Teile häßlich machen würden, untergebracht werden können.

Deshalb lobe ich es, daß an der tiefsten Stelle eines Gebäudes, die ich immer etwas unter die Erde lege, nämlich die Keller, die Holzmagazine, die Vorratskammern, die Küchen, die Stuben, die Waschküchen, die Öfen und dergleichen mehr, was zum alltäglichen Gebrauch zählt, angelegt werden. Daraus zieht man zwei Vorteile; der eine ist der, daß der obere Teil des Gebäudes ganz frei bleibt, und der andere, nicht weniger wichtige Vorteil ist der, daß der obere Teil gesünder zum Wohnen wird, da sein Fußboden fern von der Feuchtigkeit der Erde liegt. Außerdem ist der obere, erhöhte Gebäudeteil von außen anmutiger anzusehen und gibt auch einen schöneren Blick nach außen frei. Im übrigen achte man bei dem Gebäude darauf, daß man in ihm große, mittlere und kleine Zimmer nebeneinander findet, damit man sich ihrer abwechselnd bedienen kann. Die kleineren unterteilt man, um daraus kleine Zimmer zu machen, in die man Studierräume oder Bibliotheken, Zimmer für Reitutensilien und andere Dinge unterbringt, die wir jeden Tag benötigen und die nicht gut in den Räumen aufgehoben sind, in denen man schläft, ißt oder Freunde empfängt.

Zur zweckmäßigen Anlage gehört weiterhin, daß die für den Gebrauch im Sommer bestimmten Räume weit, geräumig und nach Norden gerichtet sind und die für den Gebrauch im Winter vorgesehenen nach Süden und Westen und daß diese eher kleiner als die anderen sind. Suchen wir doch im Sommer den Schatten und die kühlen Winde und im Winter die Sonne. Auch erwärmen sich die kleinen Zimmer leichter als die großen. Aber jene Räume, deren wir uns im Frühling und Herbst bedienen wollen, sind nach Osten gerichtet und blicken auf die Zier- und Nutzgärten. Auf derselben Seite sind auch die Studierzimmer oder Bibliotheken untergebracht, da man sie mehr vormittags als zu sonstigen Tageszeiten benutzt. Aber die Einteilung in große, mittelgroße und kleine Räume muß so vorgenommen werden, daß, wie ich andernorts gesagt habe, ein Teil des Gebäudes mit den anderen Teilen korrespondiert und daß so der gesamte Baukörper in sich eine gewisse Übereinstimmung der Teile zeigt, die ihn schön und anmutig werden läßt. Aber da in den Städten fast immer entweder die Mauern des Nachbarhauses oder die Straßen und öffentlichen Plätze gewisse Grenzen setzen, über die sich der Architekt nicht hinwegsetzen kann, ist es notwendig, sich nach den Möglichkeiten der Bausituation zu richten, was, wenn ich nicht irre, durch die folgenden Grund- und Aufrisse, die auch als Beispiele für die im vorangegangenen Buch erwähnten Dinge gelten, gut beleuchtet wird.

Gesellschaft sich aus einer Bundesgenossenschaft einzelner Körperschaften, der Familien oder Stämme entwickelt hatte, daß unter solchen Umständen das Dach einen sehr bedeutsamen Anteil an den architektonischen Kombinationen erlangen mußte, indem es sich in der Form eines beweglichen Zeltes oder eines Schutzdaches darstellte, welches zunächst eine in den Erdboden gegrabene Höhlung überdeckte und erst allmählich auf einem Unterbau sich erhob.

Die erstere Form, die des leichtbeweglichen Zeltes, war und ist noch heutigentages das Heim der nomadischen Stämme von Hirten und Jägern; die letztere Form, das Schutzdach, ist das Urbild der Häuser der Hinterwäldler und ackerbauenden Ansiedler.

Unter solchem Obdache entwickelte sich das häusliche Leben im Gegensatze zu dem Leben voll Mühsal und Kämpfen in der freien Natur. Diese Hütten wurden kleine Welten für sich, indem sie alles ausschlossen, was nicht zur Familie gehörte und nur dem freundlichen Tageslichte durch in den Wänden gelassene Oeffnungen Zutritt gewährten; mit der Familie nahmen auch die Haustiere teil an dem Schutze des Daches. Die Hütten oder Zelte standen einzeln zerstreut und bildeten in der natürlichen Umgebung unregelmäßige Gruppen, meistens an den Ufern eines Flusses oder Baches.

In jenen Gegenden Deutschlands, deren Bevölkerung teils germanischen, teils slawischen Ursprungs ist, z. B. in Mecklenburg und Holstein, kann man an jeder Ortschaft mit Leichtigkeit die Abstammung der Bewohner erkennen. Alle deutschen Städte und Dörfer sind in der Form von langen Reihen längs eines Flusses angelegt und nicht ummauert; die slawischen Niederlassungen dagegen kennzeichnen sich durch konzentrische, sei es quadratische oder runde Anlagen, durch den in der Mitte gelegenen regelmäßigen Marktplatz, sowie durch Befestigungen.

Es ist offenbar, daß der ursprünglichste Typus und einfachste

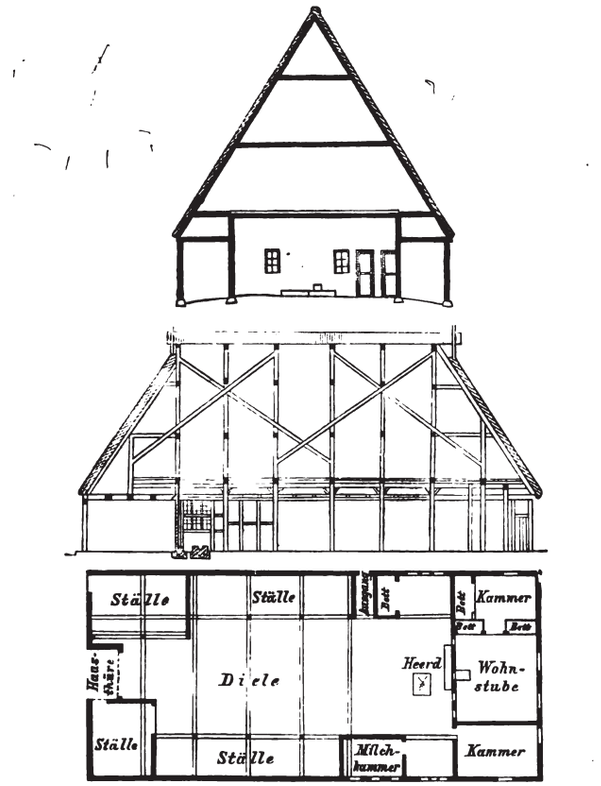


Fig. 17. Sächsisches Bauernhaus.

Ausdruck dieses Hüttenstiles im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse zunehmender Gesittung oder der Einbürgerung fremder Gewohnheiten viele Aenderungen und Zusätze erfuhr; aber

das landhaus khuner von adolf loos am semmering
falser, michael.
s.8-9

einheitlichen horizontalen Fassadenstreifen verschmelzen. Neben dem monumentalen Hallenfenster an der Nordfassade als größter Öffnung befinden sich die kleinsten Fenster an der mittleren Fassade des Untergeschosses: dahinter liegt die Essecke, die nachmittags vor den vor allem im Winter blendenden, tief einfallenden Sonnenstrahlen geschützt werden sollte. Nicht nur die aufgrund einer wärmedämmenden Doppelscheibenverglasung möglichen Fenstergrößen waren neuartig, sondern auch deren Fensterläden. Diese sind nicht wie in traditioneller Weise von der vertikalen Mittelachse der Fenster aus in zwei Teile aufklappbar, sondern als metallbeschlagene Wandflächen auf Rädern in horizontalen und vertikalen Schienen mit Kurbeln vor die Fenster zu schieben: eine Konstruktion, die Loos nach Kulka angeblich einmal in der Schweiz gesehen hatte (Abb. 12).[15] Ausnahme sind die großen Hallenfenster mit ihren Paravant-artigen Faltläden. So entsteht im Ganzen eine sich ständig verändernde Fassadenfläche durch Auf- und Zuschieben der Fensterflächen. Als man, so zitiert nach Kulka, Loos einmal ein Photo des Hauses Khuner zeigte, soll er aus seiner Tasche eine Streichholzschachtel gezogen und gerufen haben: «Das Haus der Zukunft ist aus Holz! Es hat verschiebbare Wände. Moderne Architektur ist: japanische Kultur mit europäischer Tradition.»[16] Das Haus selbst, heute eine Pension, steht unter Denkmalschutz und ist, abgesehen von Anbauten im hangseitigen Bereich (siehe Umgebungsplan Abb. 3), in seiner originalen Erscheinung weitestgehend erhalten geblieben.[17]

Abb.12: Landhaus Khuner, zwei Fensterdetails.

Das Landhaus Khuner und die Bauernhausarchitektur

Das Landhaus Khuner ist ein temporäres, an das moderne Wege- und Kommunikationsnetz angeschlossenes Erholungsdomizil eines in der Großstadt arbeitenden Besitzers. Dieser wollte trotz Abgeschiedenheit am gesellschaftlichen Leben seinesgleichen am Semmering – ohne Kontakt zur tatsächlichen Bauernwelt – teilnehmen und sein Heim Freunden als Besuchsmöglichkeit zur Verfügung stellen. In naturnaher Zurückgezogenheit durfte jedoch auf städtisch eleganten Komfort nicht verzichtet werden.

Der Bauer wohnt in seinem Haus das ganze Jahr, es muss seinem ganzen Lebensrhythmus und dem Funktionsanspruch von Wohnen und Arbeiten gleichzeitig entsprechen, ohne nur repräsentativ zu sein: In seinem Haus befinden sich Wohnräume, Tierställe und Lagerräume für Nahrung und Tierfutter etc. Er trifft seinesgleichen selten Zuhause, sondern bei der sonntäglichen Messe oder im Wirtshaus. Das Bauernhaus ist in seiner Anlage das absolute Gegenteil zum Landhaus: Die ländliche Bergwelt wird nicht von einem inszenierten Betrachterstandort in der Freizeit genossen, sondern sie ist für den Bauern Grundlage und Ausdruck seines beschwerlichen Arbeitslebens. Ein Bauer wird den Standort seines Hauses nicht aufgrund des Ausblicks und der verkehrsmäßigen Erreichbarkeit wählen, sondern aufgrund fruchtbarer Böden für Landwirtschaft und Tierhaltung.

Die Grundriss- und Raumkonfiguration zwischen Land- und Bauernhaus sind grundverschieden. Im Raumplan differenzierte Motive wie eine zweistöckige Halle, Terrasse mit Gartenzugang und Dachterrasse mit Ausblick sind beim Bauern undenkbar, da unökonomisch: Eine zweigeschossige Halle mit Kamin bedeutet für ihn Wärme-, also Brennstoffvergeudung. Räume in Bauernhäusern sind klein und nicht im Loos'schen Sinn ineinander verschachtelt, sondern getrennt, da die Stube mit Kachelofen zusammen mit der Küche oft die einzig permanent geheizten Räume darstellen. Bei einem Vergleich beider Haustypen spielen eher die äußere Form, Konstruktion und Materialwahl eine Rolle. Die Blockhaftigkeit des Baukörpers fällt bei beiden Häusern auf. Das Bauernhaus (Abb. 13) vermeidet aus klimatischen Gründen ein weites Heraustreten isolierter Elemente wie Balkone ebenso wie Nischenbildungen und großflächige Verglasungen. Die Ausbildung eines Bruchsteinsockels mit anschließendem Holzblockbau mit flachem Satteldach jedoch ist von Loos in Anlehnung an die Bergbauernhofarchitektur gewählt worden, auch wenn lokaler grüner, also steinsichtiger Schiefer im Sockelbereich und dunkelbraun gebeiztes Holz dem Landhaus Khuner eine materiale Nobilitierung verleihen.

Abb.13: Oberinntaler Bauernhaus.

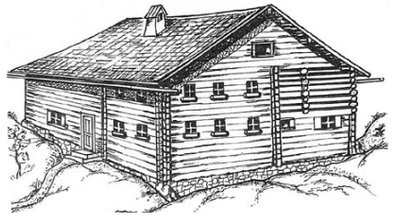


Abb.14: Bauernhaus, schematische Skizze.

Verbesserung und nach Loos somit gerechtfertigte Änderung gegenüber der Tradition war das zinkverblechte Dach, das das steinbewehrte Schindel- bzw. Steinplattendach des herkömmlichen Bauernhauses ablöste.

Die ländliche Konstruktion schlichter Blockbauweise (Abb. 14) kam Loos in seiner Raumplanung entgegen. So konnte er ein Raster entwickeln, der innen und außen spür- und sichtbar wurde. Das Motiv der Loos'schen Balkendecke ist auch in der bäuerlichen Stube öfter anzutreffen. Der Loos'sche Blockbau verzichtet, wie das Bauernhaus, auf ornamentale Fassadengestaltung. Diese ist schlicht, glatt und lediglich durch das Heraustreten der raumteilenden Wand- bzw. Deckenbalken in große rechteckige Flächen gegliedert. Die Fenster sind bei Loos zahlreicher, in Größe und Platzierung stärker variiert und weniger tief in die Fassade eingeschnitten. Grund dafür sind nicht nur eine andere Funktion der dahinter liegenden Räume und das andere Verhältnis des Besitzers zur Natur, sondern auch eine wärmetechnisch verbesserte Doppelscheibenverglasung. Einfach aufklappbare Fensterläden bei Bauernhäusern wurden bei Loos durch Schiebeflächen ersetzt. Loos folgt im Wesentlichen den «Regeln», die er selbst für die Landhausarchitektur aufgestellt hat. So baut er weder malerisch und heimatkünstlerisch, noch imitiert er blind lokale Bautraditionen. Er übernimmt die blockhaft geschlossene, schlichte Baugliederung mit Bruchsteinsockel unter hölzernem Blockbau und flachem Satteldach, gestaltet sie jedoch nach den Ansprüchen des Besitzers und aufgrund modernster technischer Neuerungen um.

Loos kann nicht nach seinen eigenen theoretisch-schriftlichen Forderungen «unmodern gescholten werden»: Er integriert «technischen Fortschritt, ohne Fremdkörper in der Landschaft» zu schaffen. Kritisch betrachtet stellt sich die Frage, ob Loos bis in die letzte Konsequenz seinen Vorsätzen gefolgt ist, denn er verwirklicht eine Bauaufgabe, die im regionalen bäuerlichen Kontext schon per definitionem ein Fremdkörper ist (siehe Zitat zur «Heimatkunst»). Die Benützer dieses Landhauses identifizieren sich keineswegs mit der ländlichen Bevölkerung, sie leben als sichtgeschützte, kulturfremde *Landschaftsvoyeure* in einem Haus, das innen allen städtischen Luxus bietet, außen jedoch nicht als Fremdkörper direkt auffallen darf. Dieses Spannungsfeld zwischen traditionell, ländlich orientierter äußerer Form und innerer technischer wie funktionaler Modernität ist bezeichnend für das Landhaus Khuner.

Das Landhaus Khuner: seine Stellung im Oeuvre von Adolf Loos

Gestaltungs- und Stilelemente

Nach Kurrent hat Loos 257 Objekte geplant, darunter 88 Wohnbauten mit 70 Wohnhäusern bzw. Villen und 18 Massenwohnbauten. Nach Rukschcio/Schachel hat Loos 128 Bauten tatsächlich ausgeführt, darunter 34 Häuser und 56 Wohnungen.[18] Anhand der umfangreichen Plan- und Photodokumentation von Loos' Werk sollen nun die drei wichtigsten Gestaltungselemente im Landhaus Khuner angedeutet und ausgewählt durch das Oeuvre verfolgt werden. Diese sind:

- Die zweigeschossige Wohnhalle mit kleineren, anschließenden Räumen (Annexräume) im *Theater-Logen-Prinzip* als das wichtigste und zentralste Motiv des Landhauses Khuner und das daraus abgeleitete Raumgliederungsschema des Loos'schen *Raumplanes*.
- Die flächen- und raumgliedernden bzw. -rahmenden Elemente in Verbindung mit Farb- und Materialwahl wie Balkendecken, Verschalungen, Wandeinbauten.
- Der zentrale Kamin in Verbindung einer anschließenden Sitznische als eines der wichtigsten Gestaltungsmotive von Adolf Loos.

die herrschaft der mechanisierung
giedion, sigfried.
s.334-335

in der Frühzeit auf Böcken wie die übrigen Tische, *mensa cum trecellis*. Horizontale Bretter darüber waren ein selbstverständliches Hilfsmittel zum Aufstellen des Geschirrs. Aus diesen Elementen setzt sich der Stollenschrank zusammen, der sich im fünfzehnten Jahrhundert zum repräsentativen Möbel entwickelt hat und bei dem die Zahl der Etageren zu einem sozialen Rangabzeichen wurde.

Wegen der hauptsächlich auf das rein Stilgeschichtliche konzentrierten Untersuchungen herrscht noch weitgehende Unsicherheit darüber, wie und wo die Typen entstanden, aus denen sich unsere intime Umgebung zusammensetzt. Es fehlt eine Geschichte der Typologie, die die seit der sechzig Jahre zurückliegenden Arbeit Havards angehäuften neuen Tatsachen berücksichtigt. Kein Lexikon, sondern eine Typengeschichte des Möbels ist nötig, die die Beiträge der verschiedenen Länder im Norden und Süden vergleichend gegeneinander abwägt und ordnet. Flandern würde in einer solchen Geschichte sicher eine außerordentliche Rolle spielen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in den verschiedenen Typen: Stuhl, Bank, Pult, Schrank, und in der stabilen Form, die es dem Tisch gab, die Grundlagen für unseren weltlichen Komfort geschaffen.

Verglichen mit dem handwerklichen Raffinement des achtzehnten Jahrhunderts mögen diese Typen primitiv erscheinen, ihre künstlerische Behandlung ist es jedoch nicht. Aber selbst ihre künstlerische oder handwerkliche Behandlung enthält nicht das ganze Geheimnis ihrer Wirkung, denn sie sind nicht als isolierte Einzelstücke gedacht, sondern untrennbar von den spätgotischen Räumen, in denen sie wie eine Pflanze im Boden wurzelten.

Mittelalterlicher Komfort: Komfort des Raumes

Vom heutigen Standpunkt aus hat es im Mittelalter überhaupt keinen Komfort gegeben.

Die Einrichtung war fragmentarisch, die Heizung schlecht. Holz in großen Stößen verbrennen zu sehen, ist zweifellos etwas ewig Anziehendes. Das Mittelalter hat es verstanden, das offene Herdfeuer in das tägliche Leben miteinzubeziehen und dem Feuerplatz, dem Kamin, eine Form zu geben, die weit über das bloß Notwendige hinausreicht. Doch was für ein Rückfall in Primitivität gegenüber den römischen Villen mit ihren gleichmäßig durchwärmten Wänden und Böden, wie sie jenseits der Alpen zu finden waren, wo immer die Römer sich niedergelassen hatten.

In den mittelalterlichen Häusern war es kalt. Deshalb erscheinen auf den Miniaturen immer wieder ein kleiner runder Eßtisch, ein Arbeitstisch oder eine

334

Bank, die an die offene Flamme des Kamins gerückt sind, manchmal sogar Truhenbänke mit beweglicher Rückenlehne, so daß man sich abwechselnd dem Feuer zuwenden oder ihm den Rücken kehren konnte (Abb. 153).

Der gleiche Rückfall in Primitivität zeigt sich in der übrigen mittelalterlichen Einrichtung. Gab es überhaupt keinen Komfort? Konnte man die karge Ausstattung der Zimmer mit einer Reihe von Truhen, unförmigen Bocktischen und grob gezimmerten Bettstellen mit dem Namen Komfort bezeichnen?

Die kulturbildende Schicht des hohen Mittelalters bis tief ins dreizehnte Jahrhundert war das Mönchtum. Der Adel jagte und kämpfte in der Zeit des Rittertums. Wie der Adel Krieg führte und wie er liebte, hat in den großen mittelalterlichen Epen Gestalt gefunden, aber ein in weiterem Sinn kulturschaffendes Element war er nicht. Immer wieder stößt man im Mittelalter auf die anonyme Institution des Mönchstums, das die Last der kulturellen Verantwortung trug. Die Klöster der verschiedenen Orden waren im Laufe des frühen Mittelalters hochkomplizierte Organismen geworden. Sie waren die wichtigsten Träger der Kultur, Brennpunkte sozialer Aktivität, des Austausches mit anderen Ländern, und Stätten des Lernens und aller Bildung, in denen die alten Autoren aufbewahrt und auf lateinisch die zeitgenössischen Chroniken verfaßt wurden. Die großen Klosteranlagen waren zugleich Herbergen für die Umherziehenden, Armenhäuser und Spitäler. Die Ländereien der Klöster, die auf den Adel der Reformationszeit eine so große Anziehungskraft ausüben sollten, wurden von den Mönchen als mächtigen Gutsbesitzern und Landwirten großen Stils verwaltet. In einer Zeit anhaltender Unruhen waren die Klöster die einzigen Plätze relativer Sicherheit und Stabilität.

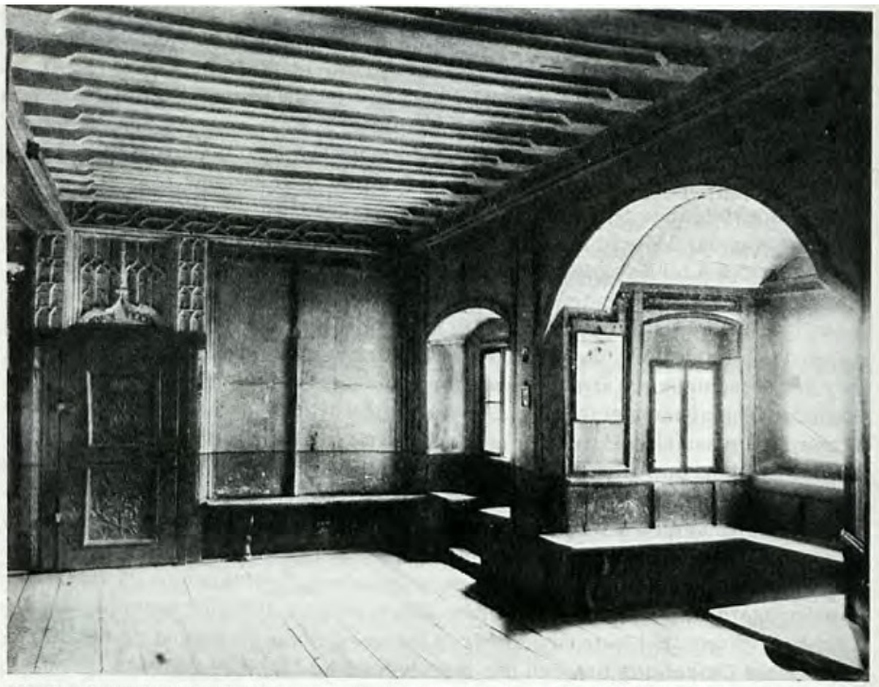
In dieser Umgebung hat sich das mittelalterliche Mobiliar gebildet. Innerhalb der Klostermauern wurden die Faltstühle aus Bronze oder Holz und andere kirchliche Thronsitze antiker Provenienz, das Chorgestühl, das Lesepult in Kapelle und Sakristei, die Schreibtische in den Zellen und die langen, schmalen Bocktische der Refektorien entwickelt. Stück für Stück wurden diese Möbel später vom weltlichen Haushalt übernommen.

Selbst die Waschstände, die in Nischen oder Eckschränke eingebaut wurden, spiegeln in ihrer Anordnung das mönchische Lavatorium wider. Sie bestehen aus einem schmalen Metallbehälter mit Hahn und darunter einem Waschbecken. Erst in Nischen stehend, wie das kugelförmige Becken in Dürers Marienleben, später in schlanker gotischer Proportion eingebaut in einen Eckwaschschrank werden sie schließlich mit dem Buffet zu einer Einheit verschmolzen.

Die mönchischen Lavatorien des dreizehnten Jahrhunderts (wie in St. Denis) waren gewölbte Räume, die in der Nähe der Refektorien lagen. In der Mitte war »ein gewöhnlich kreisrunder Brunnen, der mehrere Öffnungen besaß, aus denen schmale Wasserströme liefen«[66]. Hier nahmen die Mönche die vorgeschriebenen leichten Waschungen vor.

66 Havard, a.a.O., Bd. III, Kol. 281.

335



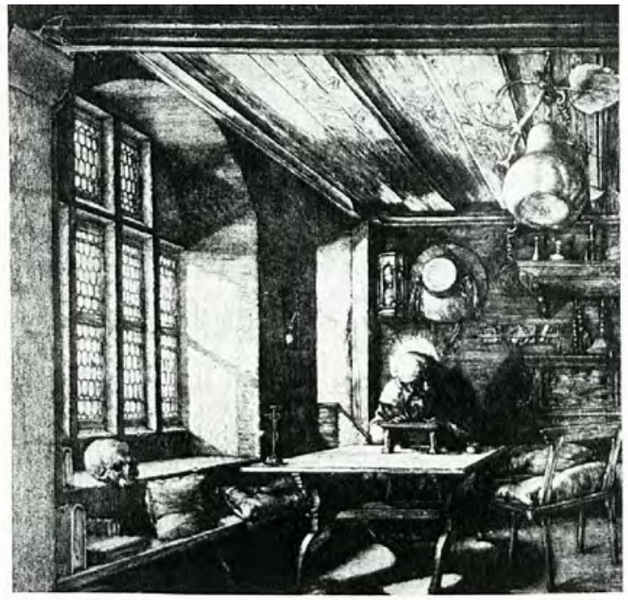
166. Der Raum der Äbtissin. Domnonnenkloster, Graubünden, Schweiz. 1512. (*Schweizer Nationalmuseum*)

Natürlich benutzte man immer Krüge, aus denen die Bedienten nach dem Essen das Wasser über die Hände schütteten. In Südfrankreich gab es sogar hölzerne oder eiserne Waschständer, deren Becken auf einem metallenen oder hölzernen Untersatz aufruhten[67]. Aber der Waschstand mit Wasserbehälter, Hahn und Becken ist etwas ganz anderes. Er gleicht vielmehr einem Ausschnitt aus dem monumentalen Lavatorium, das hier vereinfacht und auf bürgerlichen Maßstab reduziert erscheint.

Die Mönche hatten sich einem asketischen Verhalten und Leben geweiht. Eine Frage etwa, wie der Körper sich in einem Stuhl am besten entspannen könne, war für sie bedeutungslos und konnte sie nicht beschäftigen, da sie ihr Leben der Kasteiung des Fleisches geweiht hatten. In dieser ganzen Zeit bewahrte das mittelalterliche Interieur die Strenge seiner Ursprünge.

In Kontrast zu der Primitivität der Einrichtung steht die Kleidung der Bewohner (Abb. 144). Seit dem aufkommenden Wohlstand des vierzehnten Jahrhunderts

67 Ebd., Bd. II, Kol. 797.



167. ALBRECHT DÜRER: »Der heilige Hieronymus im Gehäus«. Kupferstich. 1514.

nahmen Seide und Brokat überhand. Die Gastmähler zogen sich über Tage hin; sie bestanden oft aus sechs Gängen, und jeder Gang war ein Mahl für sich[68]. Aber die Frauen mit ihren kostbaren Brokat- und Damastgewändern und den langen, hermelinverbrämten Ärmeln waren es gewohnt, dicht aneinandergedrängt auf Bänken ohne Rücklehne und an roh gearbeiteten Bocktischen sitzend ihr Mahl einzunehmen.

Erst während des fünfzehnten Jahrhunderts, und mehr noch im sechzehnten, zog das Bürgertum die Konsequenz aus seiner gewonnenen Macht und gab dem Inneren des Hauses sowie den einzelnen Gegenständen eine behaglichere und, wenn man will, eine weltlichere Note. Da tauchen in den Wohnräumen die Bänke mit Rücklehnen auf und mit ihnen die Kredenzen zum Anrichten der Speisen und die schlanken spätgotischen Stollenschränke auf hohen quadratischen Ständern.

Und doch gab es einen mittelalterlichen Komfort. Er ist nur in anderer Richtung zu suchen und kann nicht mit rein materiellen Maßstäben gemessen werden. Er wird fühlbar, sowie man einen mittelalterlichen Raum betritt. Die Freude und das

68 Mehrere dieser Menüs aus dem vierzehnten Jahrhundert haben sich erhalten. Jeder Gang enthielt die verschiedensten Gerichte und endete jeweils mit einem Dessert. Allerdings sind es flandrische Menüs aus der reichsten Gegend Europas, aber die Vielfältigkeit der Auswahl an Wild, Geflügel aller Art und Fischen, an Weinen aus verschiedensten Gegenden, an exotischen Desserts, Granatapfelkernen, Mandeln in Honig gebraten, ist trotzdem erstaunlich. Mitgeteilt in: Henri Hachez, *La Cuisine à travers l'histoire* (Brüssel, 1900), S. 138-146.

Entzücken, das im mittelalterlichen Sinn Komfort bedeutet, geht von der Gestaltung des Raumes aus. Komfort ist die Atmosphäre, die den Menschen umgibt und in der er lebt. Diese ist so wenig mit Händen zu greifen wie das mittelalterliche Gottesreich. Der mittelalterliche Komfort ist ein Komfort des Raumes.

Ein mittelalterlicher Raum erscheint eingerichtet, auch wenn kein Möbelstück in ihm steht. Er wirkt niemals kahl. Er lebt aus seinen Proportionen, seinem Material, seiner Form, gleichgültig, ob es sich um Kathedralen, Kreuzgänge, Refektorien oder um bürgerliche Stuben handelt. Dieses Gefühl für die Würde des Raumes endet nicht mit dem Mittelalter. Es setzt sich fort, bis die Industrialisierung des neunzehnten Jahrhunderts das Gefühl dafür trübt. Aber keine Zeit hat so ausdrücklich auf körperlichen Komfort verzichtet wie das Mittelalter. Wiederum ist es die asketische Haltung des Mönchtums, die die Epoche unsichtbar nach ihrem Bilde geformt hat.

Man lebt nicht nur dem Augenblick. Der Tod wird nicht als unvermeidlicher Unglücksfall betrachtet, er ist mit dem Leben verknüpft und sein fortwährender Begleiter. Das bedarf keiner weiteren literarischen Belege. Die großen Kathedralen, die oft aus auffallend kleinen Gemeinschaften hervorgegangen sind, bezeugen, wie der Gedanke an den Tod in Form des jenseitigen Lebens im Alltag der Lebenden gegenwärtig ist. Und die Totentanzfolgen, »Der Toten danz durch Alle Stende und Geschlecht des Menschen«, wie der jüngere Holbein seine Folge am Ausgang der Epoche nannte, sagen dasselbe.

Diese andersartige Einstellung hat einen tiefen Einfluß auf die Formung des mittelalterlichen Komforts ausgeübt und ganz andere Werte in den Vordergrund treten lassen als die materiellere Auffassung einer späteren Zeit.

Im Gegensatz zu der Unsicherheit des Lebens draußen soll in der intimen Umgebung des Menschen Friede herrschen. Und dies ist es, was die mittelalterlichen Räume zuerst ausströmten: Ruhe und Besonnenheit. Es ist auffallend, daß immer wieder Schreibende und Malende abgebildet wurden, in dem Augenblick, in dem sie in ihrer Zelle oder in ihrer Stube dabei sind, ihre Gedanken niederzulegen. Schreiben und Malen bedeutet dabei keine alltägliche Handlung wie heute, sondern eine Konzentration auf das Höchste. Dargestellt werden im Mittelalter die Evangelisten mit ihren Pergamentrollen, und vor allem der malende St. Lukas, später, im fünfzehnten Jahrhundert, die Mönche in ihren Zellen. Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint in einem der schönsten Holzschnitt-Bücher bereits der weltliche Schreiber: Polifio, der an seine Freundin schreibt (Abb. 142). Wenig später, 1514, setzt auch Albrecht Dürer den Heiligen Hieronymus in eine bürgerliche Umgebung (Abb. 167), in ein für die damalige Zeit fast üppig ausgestattetes Zimmer: weiche Kissen liegen auf der umlaufenden Fensterbank, und eine Menge Hausrat hängt an der glatten Holzwand des Hintergrundes neben dem großen Hut des Heiligen. Die Intensität des Raumes, das Zusammenwirken von Balken, Decke, Steinpfeilern, Fenstern und der Holzwand im Hintergrund sind das Entscheidende. Der Heilige, der über sein kleines Pult gebeugt die Bibel aus dem Urtext ins Lateinische übersetzt, ist, wie Heinrich Wölfflin dies ausdrückt[69], »der gelehrte, nachdenkliche Mann, der den geschlossenen Raum braucht und Stille um sich haben muß«. Seine Gestalt verkörpert die Abgeschlossenheit dieser Atmosphäre: Ruhe und Selbstbesinnung. Wir befinden uns im Ausklang der spätgotischen Zeit, aber nie ist die warme Geborgenheit, die den mittelalterlichen Wohnraum erfüllt, eindrucksvoller dargestellt worden. Zu der mönchischen Atmosphäre von Konzentration und Ruhe tritt im fünfzehnten Jahrhundert, als das Bürgertum seine eigene Kultur aufbaute, das Intime hinzu.

Vielleicht war das Zimmer des Hieronymus etwas prächtiger als üblich, aber es gibt doch die Atmosphäre wieder, in der Dürer gewohnt war sich zu bewegen. Das intakt erhaltene Zimmer einer Äbtissin eines Schweizer Klosters der gleichen Zeit (1512) (Abb. 166) mit seinen Korbbogenfenstern, umlaufenden Fensterbänken, der Balkendecke und der Täfelung strömt die gleiche Wärme aus und zeigt, wie genau Dürer den spätgotischen Raum wiedergibt.

Die Vollendung dieser Stuben ist das Ergebnis einer Entwicklung, die durch das ganze Mittelalter läuft. Die Einheit des mittelalterlichen Raumes wurde zuerst durch die Gewölbe garantiert, die ihn überspannten. Später waren Decken und Wände von Ornamentik überzogen. Im vierzehnten Jahrhundert bedeckten die Wohlhabendsten ihre Wände mit flandrischen Bildteppichen. Aber das waren Ausnahmen. Glatte, meist unverputzte Mauern blieben die Regel. Der spärliche Hausrat stand vor den kahlen Wänden, und dunkle Balken trugen die Decke und übernahmen die Rolle des Gewölbes.

Nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ändert sich das Bild. Die gotische Rahmenkonstruktion formt nicht nur das Möbel, sie formt auch den Raum. Die hohen hölzernen Rückwände, die den Truhen, Betten und Anrichten angesetzt werden (wie früher dem Chorgestühl), sind ein Übergangsstadium. An ihrer Stelle und ungefähr in ihrer Höhe umzieht nun Täfelung den Raum.

Im sechzehnten Jahrhundert wächst sie bis zur Decke, überzieht die Balken und gibt so dem Raum jene wunderbare Geborgenheit, deren Abglanz noch in alpinen Bauernhäusern zu finden ist.

Es ist nicht allein die Schale des Raumes – Wände, Fußboden, Decke –, die sich zu einer Einheit zusammenschließt. Die Türen werden so mit der Täfelung verbunden, daß sie oft schwer von der übrigen Wand zu unterscheiden sind. Die Bänke sind mit der Täfelung verwachsen. Der Stollenschrank, der vom Fußboden bis zur niedrigen Decke reicht, wird mit dem Waschkasten zu einer Einheit zusammengefaßt und ist im Grunde nur ein Stück vorspringender Wand.

Das spätgotische Zimmer ist das Endglied einer Entwicklung und gleichzeitig der Beginn einer neuen Tradition. Die Formen ändern sich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, aber die Vorstellung bleibt erhalten, daß die Einheitlichkeit des Raumes nicht angetastet werden darf.

Es scheint diesen Jahrhunderten ein lebendiges Bedürfnis gewesen zu sein, daß der Raum dominiert und nicht das Mobiliar. Ihm wird unbewußt alles untergeordnet.

69 Heinrich Wölfflin, *Die Kunst Albrecht Dürers*, München, 1905, S. 196.

geschichte der kindheit
ariés, philippe.
s.538-539

Beginn der Promenade sah ich, wie sie sich beim Arm nahmen, den sie wie den Henkel eines Korbes hielten, und auf diese Weise umherspazierten.« (46) Dieselbe Überraschung, wie sie der Bologneser des 17. Jahrhunderts angesichts jener lachenden, Arm in Arm herumspazierenden Volksmenge empfand, empfinden wir heute, wenn wir uns unter die italienischen Massen mischen.

Man traf sich also auf der Straße; und wo versammelte man sich? Im 19. Jahrhundert, und auch heute noch, versammeln sich zumindest die Männer oft im Café. Unsere heutige Kultur muß unbegreiflich bleiben, wenn man verkennt, welche Rolle das Café spielt, dieser einzige Treffpunkt, der jederzeit zugänglich ist, vertraut wie eine alte Gewohnheit. In England ist dies das »öffentliche Haus«, der *pub*. Die Gesellschaft des 16. und des 17. Jahrhunderts war eine Gesellschaft ohne Café: die Schenke, das Wirtshaus waren verrufene Orte, die den Bösewichtern, den leichten Mädchen, den Soldaten, den verbummelten Schülern, dem Bettelvolk und den Abenteurern aller Schattierungen vorbehalten waren; anständige Leute hielten sich von ihnen fern, zu welchem Stande sie auch gehören mochten. An öffentlichen Versammlungsorten gab es nur die Privathäuser oder doch zumindest einige von ihnen: es waren dies die großen Häuser, ländliche wie auch städtische. (47) Was haben wir unter einem solchen großen Haus zu verstehen? Es unterscheidet sich sehr von dem, was wir heute kennen: genau gesagt, es ist das gerade Gegenteil. Wenn man heute sagt, eine Wohnung sei groß, so steht das in Relation zur Anzahl ihrer Bewohner. Ein großes Haus ist immer ein von wenigen Personen bewohntes Haus. Sobald es von einer größeren Zahl von Menschen bewohnt wird, man würde sagen, sobald man sich beengt fühlt, wird das Haus nicht mehr als groß angesehen. Im 17. und auch im 15. und 16. Jahrhundert war ein großes Haus dagegen stets von sehr vielen Menschen bewohnt, es war stärker belegt als die kleinen Häuser. Dies ist eine sehr wichtige Beobachtung, die sich aus sämtlichen Arbeiten der demographisch orientierten Historiker über die Kopfstärke der Haushalte entnehmen läßt.

So hat man sich beispielsweise mit der Einwohnerschaft von Aix-en-Provence am Ende des 17. Jahrhunderts befaßt und sich dabei auf das Einwohnerregister von 1695 gestützt. (48) Im Licht dieser Analysen stößt man auf einen eindeutigen Gegensatz zwischen den armen und dicht bevölkerten und den wohlhabenden und weniger bevölkerten Vierteln: erstere bestehen aus kleinen und von wenigen Personen bewohnten Häusern, letztere aus großen und von vielen Menschen bewohnten Häusern. Manche Häuser beherbergen drei oder weniger als drei Bewohner, während andere 31 Personen (zwei herrschaftliche Personen, sechs Kinder, 17 Domestiken) oder auch 17 Personen (zwei herrschaftliche, acht Kinder, sieben Domestiken) beherbergen.

Dieser Gegensatz ist keine Eigentümlichkeit des 17. Jahrhunderts oder der Provence. Ein neuerer Aufsatz über Charpentras in der Mitte des 15. Jahrhunderts erweckt denselben Eindruck. (49) Dreiundzwanzig Familien von Rang zählen zusammen 177 Köpfe, das macht 7,7 Personen pro Haushalt; 17,4 % der Bevölkerung verteilen sich auf die Haushalte mit mehr als acht Personen. Ein Adliger hat 25 Personen in seinem Hause. Der Architekt des Domes lebt im Kreise von 14 Tischgängern. Es ist heikel, von diesen Zahlen auf die Geburtenziffer zu schließen. Dagegen geht daraus sehr deutlich hervor, daß die reichen Häuser über die Familie im eigentlichen Sinne hinaus ein ganzes Volk von Bediensteten, Angestellten, Schreibern, Klienten, Ladenjungen, Lehrlingen, Compagnons etc. beherbergten. Das gilt für das 15. bis 17. Jahrhundert und für alle möglichen Gegenden Westeuropas. Das waren große Häuser, d. h. selbst dann, wenn sie nicht als *hôtel* bezeichnet wurden, gab es in jeder Etage mehrere Zimmer, mehrere Fenster zur Straße hinaus, Hof oder Garten. Ihre Bewohner bildeten jeweils schon eine richtige soziale Gruppe. Neben diesen großen Häusern mit ihren vielen Bewohnern gab es sehr kleine Häuser, in denen nur das Ehepaar und stets nur einige ihrer Kinder, nämlich die jüngsten, wohnten. In der Stadt waren das solche Häuser, wie es einige noch in unseren alten Stadtvierteln gibt, Häuser, die pro Stockwerk nur ein oder zwei Fenster haben. Paul Masson zufolge sieht es so aus, als sei das Haus mit der zweifenstrigen Etage in Marseille als Verbesserung des Hauses mit nur einem Fenster pro Etage eingeführt worden: »Die Wohnungen in den einzelnen Stockwerken bestehen aus zwei Zimmern, wobei das eine zur Straße hinausgeht und das andere auf einen engen Hof, der das letzte dieser Häuser von denen der Nachbarstraße trennt.« (50) Oft spendeten die zwei Fenster im übrigen nur einem einzigen Zimmer Licht. Ein oder zwei Zimmer gab es also in jenen Stadtwohnungen. In den ebenerdigen Häusern auf dem Lande gab es auch nur eins, und wenn es zwei Zimmer gab, war das eine für das Vieh reserviert. Augenscheinlich handelte es sich dabei um Unterkünfte für die Nachruhe und bisweilen (nicht immer) die Mahlzeit. Diese kleinen armseligen Häuser erfüllten keinerlei soziale Funktion. Sie konnten der Familie nicht einmal eine Herdstatt bieten. Das Ausmaß der Wohnungsnot in den 50er Jahren dieses Jahrhundert hat uns darüber belehrt, wie sich die Wohnbedingungen auf die Familie auswirken. Gewiß war man im Ancien Régime unempfindlicher gegenüber

538

539

der Vermischung der Geschlechter wie der Altersstufen. Es bedarf jedoch in jedem Falle eines räumlichen Minimums, unterhalb dessen ein Familienleben oder Familiengefühl, wie wir es im Verlauf dieser Studie beschrieben haben, unmöglich ist, sich weder herausbilden noch fortentwickeln kann. Das berechtigt uns zu dem Schluß, daß jene in beengten Verhältnissen wohnenden Armen zwar Zuneigung für die ganz Kleinen empfanden – jene elementare Form des Sinnes für die Kindheit –, die komplizierteren und moderneren Formen des Familiensinnes jedoch nicht kannten. Wie im Mittelalter waren das immer noch »stille«, »schweigsame«, weil elementare Familien. Es steht fest, daß die jungen Leute diese Einraumhäuser, die wir als Elendsquartiere bezeichnen würden, sehr früh verlassen mußten, sei es, um als Geschwisterpaar oder als Ehepaar in andere Elendsquartiere umzusiedeln, sei es um im Haus anderer Leute, d. h. in den große Häusern der Notabilitäten, als Lehrling, Diener, Kommis zu leben.

In diesen großen Häusern, die keine Palais, auch noch keine *hôtels*, keine Bauernhäuser oder städtische Etagenwohnungen waren, treffen wir das Milieu an, in dem der Sinn für die Kindheit und das Familiengefühl kultiviert wurden. Dorther stammen alle Beobachtungen, die den Stoff dieses Buches ausmachen. Die erste moderne Familie ist die jener Notabilitäten. Deren Familien sind es, die die umfangreiche Familienikonographie der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Stiche Abraham Bosses, die Porträts Philippe de Champaignes, die Szenen der holländischen Maler darstellen. Für sie haben die Erzieher und Moralisten geschrieben und für sie hat sich die Zahl der Kollegs vervielfacht. Für diese Familien, d. h. für die Gesamtheit der Gruppe, die sie bildeten und die über die Gattenfamilie hinaus zwar keine weiteren Verwandten (dieser Typus der patriarchalischen Familie muß sehr selten gewesen sein) oder allenfalls irgendeinen unverheirateten Bruder, daneben aber den Kreis der Bediensteten, Freunde und Protégés umfaßte.

Dieses große Haus spielte eine öffentliche Rolle. In einer Gesellschaft ohne Café, ohne *public house* war es der einzige Ort, wo Freunde, Kunden, Verwandte, Protégés zusammentreffen und sich unterhalten konnten. Zu den Bediensteten, Geistlichen und Kommis, die ständig dort wohnten, muß man noch den unablässigen Strom der Besucher hinzuzählen. Diese brauchten sich offenbar mit ihren Besuchen nicht nach der Tageszeit zu richten und wurden niemals hinauskomplimentiert, denn die Erzieher des 17. Jahrhunderts waren der Ansicht, daß die Häufigkeit und die unbestimmte Stunde der Besuche insbesondere die Festsetzung regelmäßiger Tischzeiten unmöglich machten und befanden immerhin, daß diese Unregelmäßigkeit für die Bildung der Kinder so abträglich sei, um den Kollegbesuch zu rechtfertigen, obwohl die schulische Promiskuität sich nachteilig auf die Moral der Kinder auswirkte. Das beständige Kommen und Gehen der Besucher hielt die Kinder vom Lernen ab. Kurzum, diese Visiten schienen eine regelrechte Hauptbeschäftigung zu sein, die das Leben des Hauses bestimmte, ja von der selbst die Tischzeiten abhängig waren.

Diese Besuche waren nicht nur freundschaftlicher oder gesellschaftlicher, sondern auch beruflicher Natur, doch ließen sich diese Unterscheidungen kaum aufrechterhalten. So waren denn diejenigen, die wir in dieser Untersuchung als Klienten bezeichnet haben, lange Zeit zugleich die Freunde des Notars, war einer des anderen Schuldner. Weder der Richter noch der Händler, der Bankier oder irgendein Geschäftsmann verfügte über Lokalitäten zu rein beruflichen Zwecken. Alles wurde in denselben Zimmern abgewickelt, in denen man mit der Familie lebte.

Dabei waren diese Zimmer allerdings für die verschiedenen häuslichen Zwecke ebensowenig spezialisiert wie für die beruflichen. Sie gingen ineinander über; die am besten ausgestatteten Räume bildeten eine Etage der Galerien und der zusammenhängenden Säle. Auf den anderen Etagen waren die Zimmer kleiner, hingen jedoch ebenfalls zusammen. Keines davon hatte einen präzisen Verwendungszweck, außer der Küche; dort kennt man auch viele Fälle, wo das Essen an der Feuerstatt des größten Raumes gekocht wurde. Die Kücheneinrichtung ließ, so weit es die mittelgroßen städtischen Häuser betraf, keinerlei Raffinement zu, und wenn man Gäste hatte, kaufte man bereits fertig zubereitete Gerichte beim benachbarten Rôtisseur. Als Hortensius, der »Präzeptor« oder Schulmeister Francions, eine Gesellschaft festlich bewirten wollte, sagte er zu seinem »Schulfuchs«, seinem Vertrauten: »Geh los und trage dem Gevatter Gastwirt auf, mir vom Besten (Muskateller) und ein Stück Braten herüberzuschicken. Und dazu kam es, weil ihm, da es bereits sehr spät war und die Zuletztgekommenen eine Leier mitgebracht hatten, aufging, daß er wohl kaum darum herumkommen würde, allen in seinem Zimmer Versammelten ein Souper zu geben.« Francion macht sich mit dem Schulfuchs auf den Weg. Bei dem Gastwirt »fanden wir nichts, das uns zusagte, und nahmen nur Wein. Wir kamen überein, zur Rôtisserie am Petit Pont zu gehen. Der Schulfuchs kaufte einen Kapaun und da er noch ein Stück Lendenbraten wollte, ging er zu sämtlichen Rôtisseurs, um zu sehen, ob sich nicht irgendwo ein gutes Stück auftreiben ließ.« Man lebte in Allzweckräumen. Dort aß man auch, aber nicht etwa an für diesen Zweck reservierten Tischen: den berühm-

Entzücken, das im mittelalterlichen Sinn Komfort bedeutet, geht von der Gestaltung des Raumes aus. Komfort ist die Atmosphäre, die den Menschen umgibt und in der er lebt. Diese ist so wenig mit Händen zu greifen wie das mittelalterliche Gottesreich. Der mittelalterliche Komfort ist ein Komfort des Raumes.

Ein mittelalterlicher Raum erscheint eingerichtet, auch wenn kein Möbelstück in ihm steht. Er wirkt niemals kahl. Er lebt aus seinen Proportionen, seinem Material, seiner Form, gleichgültig, ob es sich um Kathedralen, Kreuzgänge, Refektorien oder um bürgerliche Stuben handelt. Dieses Gefühl für die Würde des Raumes endet nicht mit dem Mittelalter. Es setzt sich fort, bis die Industrialisierung des neunzehnten Jahrhunderts das Gefühl dafür trübt. Aber keine Zeit hat so ausdrücklich auf körperlichen Komfort verzichtet wie das Mittelalter. Wiederum ist es die asketische Haltung des Mönchtums, die die Epoche unsichtbar nach ihrem Bilde geformt hat.

Man lebt nicht nur dem Augenblick. Der Tod wird nicht als unvermeidlicher Unglücksfall betrachtet, er ist mit dem Leben verknüpft und sein fortwährender Begleiter. Das bedarf keiner weiteren literarischen Belege. Die großen Kathedralen, die oft aus auffallend kleinen Gemeinschaften hervorgegangen sind, bezeugen, wie der Gedanke an den Tod in Form des jenseitigen Lebens im Alltag der Lebenden gegenwärtig ist. Und die Totentanzfolgen, »Der Toten danz durch Alle Stende und Geschlecht des Menschen«, wie der jüngere Holbein seine Folge am Ausgang der Epoche nannte, sagen dasselbe.

Diese andersartige Einstellung hat einen tiefen Einfluß auf die Formung des mittelalterlichen Komforts ausgeübt und ganz andere Werte in den Vordergrund treten lassen als die materiellere Auffassung einer späteren Zeit.

Im Gegensatz zu der Unsicherheit des Lebens draußen soll in der intimen Umgebung des Menschen Friede herrschen. Und dies ist es, was die mittelalterlichen Räume zuerst ausströmten: Ruhe und Besonnenheit. Es ist auffallend, daß immer wieder Schreibende und Malende abgebildet wurden, in dem Augenblick, in dem sie in ihrer Zelle oder in ihrer Stube dabei sind, ihre Gedanken niederzulegen. Schreiben und Malen bedeutet dabei keine alltägliche Handlung wie heute, sondern eine Konzentration auf das Höchste. Dargestellt werden im Mittelalter die Evangelisten mit ihren Pergamentrollen, und vor allem der malende St. Lukas, später, im fünfzehnten Jahrhundert, die Mönche in ihren Zellen. Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint in einem der schönsten Holzschnitt-Bücher bereits der weltliche Schreiber: Polifio, der an seine Freundin schreibt (Abb. 142). Wenig später, 1514, setzt auch Albrecht Dürer den Heiligen Hieronymus in eine bürgerliche Umgebung (Abb. 167), in ein für die damalige Zeit fast üppig ausgestattetes Zimmer: weiche Kissen liegen auf der umlaufenden Fensterbank, und eine Menge Hausrat hängt an der glatten Holzwand des Hintergrundes neben dem großen Hut des Heiligen. Die Intensität des Raumes, das Zusammenwirken von Balken, Decke, Steinpfeilern, Fenstern und der Holzwand im Hintergrund sind das Entscheidende. Der Heilige, der über sein kleines Pult gebeugt die Bibel aus dem Urtext ins Lateinische übersetzt, ist, wie Heinrich Wölfflin dies aus-

drückt[69], »der gelehrte, nachdenkliche Mann, der den geschlossenen Raum braucht und Stille um sich haben muß«. Seine Gestalt verkörpert die Abgeschlossenheit dieser Atmosphäre: Ruhe und Selbstbesinnung. Wir befinden uns im Ausklang der spätgotischen Zeit, aber nie ist die warme Geborgenheit, die den mittelalterlichen Wohnraum erfüllt, eindrucksvoller dargestellt worden. Zu der mönchischen Atmosphäre von Konzentration und Ruhe tritt im fünfzehnten Jahrhundert, als das Bürgertum seine eigene Kultur aufbaute, das Intime hinzu.

Vielleicht war das Zimmer des Hieronymus etwas prächtiger als üblich, aber es gibt doch die Atmosphäre wieder, in der Dürer gewohnt war sich zu bewegen. Das intakt erhaltene Zimmer einer Äbtissin eines Schweizer Klosters der gleichen Zeit (1512) (Abb. 166) mit seinen Korbbogenfenstern, umlaufenden Fensterbänken, der Balkendecke und der Täfelung strömt die gleiche Wärme aus und zeigt, wie genau Dürer den spätgotischen Raum wiedergibt.

Die Vollendung dieser Stuben ist das Ergebnis einer Entwicklung, die durch das ganze Mittelalter läuft. Die Einheit des mittelalterlichen Raumes wurde zuerst durch die Gewölbe garantiert, die ihn überspannten. Später waren Decken und Wände von Ornamentik überzogen. Im vierzehnten Jahrhundert bedeckten die Wohlhabendsten ihre Wände mit flandrischen Bildteppichen. Aber das waren Ausnahmen. Glatte, meist unverputzte Mauern blieben die Regel. Der spärliche Hausrat stand vor den kahlen Wänden, und dunkle Balken trugen die Decke und übernahmen die Rolle des Gewölbes.

Nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ändert sich das Bild. Die gotische Rahmenkonstruktion formt nicht nur das Möbel, sie formt auch den Raum. Die hohen hölzernen Rückwände, die den Truhen, Betten und Anrichten angesetzt werden (wie früher dem Chorgestühl), sind ein Übergangsstadium. An ihrer Stelle und ungefähr in ihrer Höhe umzieht nun Täfelung den Raum.

Im sechzehnten Jahrhundert wächst sie bis zur Decke, überzieht die Balken und gibt so dem Raum jene wunderbare Geborgenheit, deren Abglanz noch in alpinen Bauernhäusern zu finden ist.

Es ist nicht allein die Schale des Raumes – Wände, Fußboden, Decke –, die sich zu einer Einheit zusammenschließt. Die Türen werden so mit der Täfelung verbunden, daß sie oft schwer von der übrigen Wand zu unterscheiden sind. Die Bänke sind mit der Täfelung verwachsen. Der Stollenschrank, der vom Fußboden bis zur niedrigen Decke reicht, wird mit dem Waschkasten zu einer Einheit zusammengefaßt und ist im Grunde nur ein Stück vorspringender Wand.

Das spätgotische Zimmer ist das Endglied einer Entwicklung und gleichzeitig der Beginn einer neuen Tradition. Die Formen ändern sich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, aber die Vorstellung bleibt erhalten, daß die Einheitlichkeit des Raumes nicht angetastet werden darf.

Es scheint diesen Jahrhunderten ein lebendiges Bedürfnis gewesen zu sein, daß der Raum dominiert und nicht das Mobiliar. Ihm wird unbewußt alles untergeordnet.

69 Heinrich Wölfflin, *Die Kunst Albrecht Dürers*, München, 1905, S. 196.

abstoßenden Züge hervor. Sicher, die makabren Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts, Ronsard und andere, hatten ein Gefühl heftiger Abwehr angesichts der Abgelebtheit des Alters, der Verunstaltungen der Krankheit, der Schlaflosigkeit, die die Wangen aushöhlt, der ausfallenden Zähne und des stinkenden Atems zu erkennen gegeben; aber sie übersteigerten nur das Thema des Verfalls in einer Zeit, da eine brutalere und realistischere Einbildungskraft den verfallenden Leichnam und die häßlichen Innereien des menschlichen Körpers entdeckte. Diese Innereien erschienen damals bei weitem abstoßender als das Äußere eines Greises oder Kranken.

Dennoch hat im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert der würdige Patriarch von Greuze den verhutzelten Greis des ausgehenden Mittelalters verdrängt: er steht dem romantischen Motiv des schönen Todes näher. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sieht man dann aber, wie sich die scheußlichen Bilder der makabren Epoche, die seit dem 17. Jahrhundert verdrängt worden waren, erneut Geltung verschaffen, wenn auch mit dem Unterschied, daß alles, was im Mittelalter mit der Verwesung *nach* dem Tode in Verbindung gebracht worden war, nun auf den *Vorboten* des Todes bezogen wird: auf die Agonie.

Der Tod flößt nicht mehr nur wegen seiner absoluten Negativität Angst ein, sondern verursacht auch geradezu Übelkeit, genau wie irgendein ekelerregendes Schauspiel. Er wird *unschicklich*, wie die biologischen Vorgänge im Menschen, wie die Ausscheidungen seines Körpers. Es ist *unanständig*, ihn vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Man erträgt es nicht mehr, daß jeder beliebige in ein Zimmer eintreten kann, das nach Urin, Schweiß, Wundbrand oder schmutzigen Bettlaken riecht. Man muß den Zutritt unterbinden, außer für einige Nahestehende, die in der Lage sind, ihren Abscheu zu überwinden, oder für die unabdingbaren Krankenpfleger. Ein neues Bild des Todes ist im Entstehen begriffen: der gemeine und heimliche Tod, heimlich eben deshalb, weil er gemein und schmutzig ist.

Aus den ersten, bereits recht klaren Ansätzen bei Flaubert und Tolstoi entwickelt sich das Thema fortan in drei Richtungen, die so verschieden sind, daß man ihnen ihren gemeinsamen Ursprung kaum noch ansieht. Die erste läuft auf ein außergewöhnliches und skandalöses Modell hinaus, das auf eine bloße Protestliteratur beschränkt geblieben wäre, hätten es die Kriege und Revolutionen von 1914 bis in unsere Tage den kämpfenden Parteien nicht einigermaßen wahrscheinlich gemacht. Es ist ein Todesmodell von Schriftstellern und Soldaten.

Bei Flaubert und Tolstoi war ein Tod schmutzig, der als Folge einer Krankheit eintrat. Im Modell der Kriegsschriftsteller wie Remarque, Barbusse, Sartre oder Genet öffnen bereits die bloße Vorstellung des Todes und die Angst, die er einflößt, die Schließmuskeln und rekonstituieren so bei voller Gesundheit die schmutzige Realität der Krankheit. Die Zelle des zum Tode Verurteilten oder des Hingerichteten wird ebenso ekelhaft wie das Zimmer des Schwerkranken. Dieses Modell beruht auf der Unmöglichkeit, die Konventionen des schönen und patriotischen Todes, des Todes des jungen Tambours vom Pont d'Arcole, auf die Hekatomben des 20. Jahrhunderts anzuwenden, auf die Massaker der Weltkriege, die Menschenjagden und die langsamen Folterqualen. Die angeblichen Helden »scheißen sich in die Hosen«, und die wahren Helden sind zunächst einmal damit beschäftigt, alles zu tun, damit es ihnen nicht ebenso ergeht (s. Sartres Erzählung *Die Mauer*).

In der dramatischen Literatur der sechziger Jahre stirbt der Offizier in Jean Genets *Les Paravents (Wände überall)* unter den Fürzen seiner Soldaten und der Eremit des Engländers Saunders unter seinen eigenen. Dieses Todesbild mündet in der Literatur schließlich in den Skandal und in den blanken Hohn. Es gehört freilich auch zu einer Folklore der alten Kämpfer, von der sich die Schriftsteller möglicherweise haben beeinflussen lassen.

Die Einlieferung ins Krankenhaus

Die zweite Entwicklungslinie, die bereits bei Tolstoi angelegt ist, führt zum heimlichen Tod im Krankenhaus, der in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts einsetzte und seit den fünfziger Jahren zur Regel geworden ist.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es nicht immer leicht, das Zimmer eines Sterbenden abzuschirmen gegen linkische Mitleidsbekundungen, indiskrete Neugier und was sonst noch lebendig geblieben war vom alten Geist der öffentlichen Anteilnahme am Tod. Es war solange schwierig, wie dieses Zimmer ein Ort in der kleinen Privatwelt des eigenen Hauses geblieben war, außerhalb des Herrschaftsbereichs der bürokratischen Disziplinen, der einzigen wirklich effizienten. Indessen ertrugen die Mitbewohner des Hauses, Familie und Domestiken, diese Promiskuität der Krankheit immer schlechter. Je weiter das 20. Jahrhundert vorrückte, desto lästiger wurde die Anwesenheit des Kranken im Hause. Das rasche Wachstum in Sachen Komfort, Intimität und persönlicher Hygiene hat uns alle empfindlicher gemacht: ohne daß wir etwas dafür könnten, ertragen unsere Sinne nicht mehr die Anblicke und Gerüche, die, im Verein mit dem Leiden und der Krankheit, zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch Bestandteil der All-

tagswirklichkeit waren. Die physiologischen Begleiterscheinungen des menschlichen Lebens sind aus der Alltagswirklichkeit ausgebürgert und in die aseptische Welt der Hygiene, der Medizin und der Sittlichkeit verwiesen worden. Und diese Welt hat ein exemplarisches Modell: das Krankenhaus mit seiner Zellendisziplin.

Außerdem war die Last der Fürsorge und des Widerwillens früher von einer regelrechten kleinen Gesellschaft von Freunden und Nachbarn mitgetragen und geteilt worden, die in den unteren Schichten und auf dem Lande zwar weitläufiger war, aber auch im städtischen Bürgertum noch existierte. Diese teilnehmende Gruppe ist jedoch kontinuierlich geschrumpft, um sich schließlich nur noch auf die nächsten Angehörigen, ja sogar auf das Ehepaar allein zu beschränken, bei Ausschluß der Kinder. In den Städten des 20. Jahrhunderts hat der Aufenthalt eines Schwerkranken in einer kleinen Wohnung die gleichzeitige Ausübung von Beruf und Krankenpflege zum reinen Heroismus werden lassen.

Überdies haben die Fortschritte der Chirurgie, die langen und anspruchsvollen Behandlungsarten und die Einbeziehung schwerfälliger Apparaturen immer häufiger dazu geführt, daß der Schwerkranke nur noch »stationär« gepflegt werden kann. Seither ist die Klinik, ohne daß man es immer zugibt, für die Familien ein Asyl, wo sie ihren lästigen Kranken, den weder sie selbst noch die Umwelt länger ertragen mögen, einliefern und verstecken können, um derart die Last einer ohnehin unzulänglichen Pflege besten Gewissens anderen aufzuhalsen und selber wieder ihr normales Leben zu führen.

Das Zimmer des Sterbenden hat den Ort gewechselt und ist aus dem eigenen Heim ins Krankenhaus verlagert worden. Aus technisch-medizinischen Erwägungen ist diese Verlagerung von den Familien gebilligt und durch ihre Mittäterschaft erleichtert und verallgemeinert worden. Das Krankenhaus ist heute der einzige Ort, wo der Tod noch mit Sicherheit einer inzwischen selbst als unschicklich geltenden Öffentlichkeit (oder dem, was davon geblieben ist) entrinnen kann. Deshalb wird das Krankenhaus auch zum Ort des einsamen Todes. Bei seiner Untersuchung der Einstellungen zum Tode im heutigen England hat Geoffrey Gorer 1963 entdeckt, daß nur ein Viertel der von ihm befragten »Leidtragenden« *(bereaved)* beim Tod ihrer nächsten Angehörigen anwesend war. (6)

730

Der Tod Mélisandes

Nach dem schmutzigen Tod und dem einsamen Tod im Krankenhaus führt uns eine dritte Entwicklungsrichtung von Tolstoi zu Maeterlinck, Debussy und ihrem heutigen Kommentator, Vladimir Jankélévitch. Ein verschämter und zurückhaltender, aber kein schamhafter Tod, der ebenso weit von dem des Sokrates oder vom Tod Elvires entfernt ist wie von dem des Helden der *Mauer:* der Tod Mélisandes.

Jankélévitch mag den schönen Tod der Romantiker nicht. »Bei den romantischen Musikern [denn die Musik ist eines seiner bevorzugtesten Mittel, den Dingen auf den Grund zu gehen], die vor allem der Majestät des Todes Ehre erweisen, dehnen die *Aufblähung* und die *Emphase* [Hervorhebung von mir, Ph. A.] den Augenblick so lange hin, bis er zur Ewigkeit wird. [...] Das große Trauerfest mit seinen feierlichen Totengeleiten und seiner Prunkentfaltung ermöglicht es dem Augenblick, seine Momenthaftigkeit zu überschreiten, zu *strahlen wie eine Sonne* im Umkreis ihres feurigen Kerns. An die Stelle des unmerklichen Augenblicks tritt der *verklärte* Augenblick.« So ist es, und Jankélévitch hat ebenso deutlich auch die historische Beziehung zwischen dieser Glorifizierung des Todes und einer anthropomorphen Eschatologie gesehen, die »das Nichts mit Schatten bevölkert, das blinde Fenster des Todes ebenso transparent macht wie die klare Nacht, das Jenseits zum fahlen *duplicatum* des Diesseits erhebt und sich wer weiß welche absurden Tauschhandlungen zwischen Lebenden und Wiederkehrenden ausmalt.« (7)

Bei Jankélévitch stoßen wir auch wieder auf das Gefühl der Unschicklichkeit des Todes, das wir schon bei Tolstoi entdeckt hatten. Diese Unschicklichkeit aber hat sich nun wesentlich verändert: sie ist nicht mehr Ekel angesichts der Zeichen des Todes, die Jankélévitch durchaus nicht außer acht läßt; sie ist nicht etwas, was sich nicht gehört, was gegen die Regeln der Schicklichkeit verstößt und verborgen, verheimlicht werden muß; sie hat sich in *Scham* verwandelt. »Die Art von Scham, die der Tod einflößt, hängt größtenteils mit diesem undenkbaren und unbeschreiblichen Charakter des letalen Zustandes zusammen. Denn es gibt eine Scham des metempirischen Stillstands, so wie es eine Scham der biologischen Kontinuation gibt. Wenn schon die Wiederholung periodisch auftauchender Bedürfnisse etwas Ungebührliches an sich hat, so ist der Umstand, daß ein Blutpfropf ganz plötzlich das Leben unterbricht, seinerseits *ungebührlich* [Hervorhebung von mir, Ph. A.].« Diese zu Scham gesteigerte Ungebührlichkeit scheint für Jankélévitch am Ursprung jenes zeitgenössischen Ver-

731

das städtische privathaus..,in: geschichte des wohnens
friedhoff, jens.
s.634-635

1.4.3 Das städtische Privathaus des 17. und 18. Jahrhunderts im Lichte der Architekturtheorie

In zahlreichen architekturtheoretischen Abhandlungen wurde der private Hausbau, wenn überhaupt, nur am Rande thematisiert. Erst seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gewann das Thema »bürgerliches Wohnen« an Bedeutung. In zunehmendem Maße verlangte nun auch der Mittelstand nach mehr als einer »Wohnstube«. Zu dem gestiegenen Bedarf an Räumlichkeiten für unterschiedlichste Zwecke merkt Friedrich Johann Christian Schmidt 1790 im ersten Teil seines »Bürgerlichen Baumeisters« an: »Die gegenwärtig erhöhte Cultur der Menschen, und der dadurch entstandene Luxus hat eine Menge Sachen zu Bedürfnissen, und unentbehrlich gemacht, welche einen gewissen Raum erfordern, und die jetzige Art der anständigen Beschäftigung und Zerstreuungen sind schon bei dem Mittelstande so verschieden von den vorigen, daß auch die Wohngebäude eine verschiedene Einrichtung erfordern. Dazu kommt, daß es jetzt selbst eine Art von Modeton ist, schön wohnen zu wollen […]«[228]

[228] Schmidt, Friedrich Christian, Der bürgerliche Baumeister, Bd. 1, Gotha 1790, S. 8

Innerhalb der »Architectura civilis« unterschied die Architekturtheorie zwischen Residenzschloß, Rathaus, Theaterbauten, Sakralbau, einfachem Wohngebäude, ländlichem Gutshof und technischen Gebäuden (wie Mühlen, Salinen, Ziegeleien) und ordnete diese im Rahmen einer ausgeprägten »Gebäudetypen-Lehre« den Kategorien der »hohen« beziehungsweise »niedrigen« Bauaufgaben zu. Während fürstliche Residenzbauten, Landschlösser, Kirchen, Rathäuser, Landtagsgebäude und Schulen eindeutig als »hohe« Bauaufgaben definiert wurden, ordnete man das bürgerliche Stadthaus ebenso wie den bäuerlichen Wohnhausbau, technische Bauten und Ökonomiegebäude den »niedrigen« Bauaufgaben zu. Entscheidendes Kriterium für die Zuordnung eines Bauwerks zur ersten Gruppe war zum einen seine eindeutig als »öffentlich« beschreibbare Funktion sowie ferner der gesellschaftliche Status des Gebäudebenutzers. Im Hinblick auf das sich mit Begriffen wie »Schicklichkeit« und »Wohlstand« verbindende, von der Architekturtheorie geforderte »decorum« hatte der Baumeister Form und Funktion eines Hauses in richtiger Weise miteinander zu verbinden. Daß »architekturexterne Faktoren wie sozialer Status der Bewohner, Wahrung repräsentativer Aufgaben usw.«[229] das zeitgenössische Verständnis von »Baukunst« annähernd bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestimmen, belegen nicht zuletzt die beiden ersten »Erklärungen«, die Christian Wolff seinen »Anfangs-Gründe[n] der Baukunst« (erste Auflage Leipzig 1710) voranstellt und die er in seinem 1772 erschienenen Werk »Auszug aus den Anfangs-Gründen aller Mathematischen Wissenschaften« nochmals unterstreicht:

»1. Die Baukunst ist eine Wissenschaft, ein Gebäude, recht anzugeben, daß es nemlich mit den Hauptabsichten des Bauherrn in allem völlig übereinkomme […]

2. Durch das Gebäude verstehen wir einen Raum, der durch die Kunst eingeschlossen wird, um sicher und ungehindert gewisse Verrichtungen darinnen vorzunehmen.«[230]

[229] Schütte, Ulrich, Die Lehre von den Gebäudetypen. In: ders. (Hrsg.), Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden (= Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 42), Wolfenbüttel 1984, S. 156

[230] Wolff, Christian, Auszug aus den Anfangs-Gründen aller Mathematischen Wissenschaften, Halle 1772, S. 618

Gerade bei den Privatgebäuden erwies es sich nach Aussage der Architekturtheoretiker vielfach als problematisch, ihre jeweilige Zweckerfüllung mit einer adäquaten architektonischen Form zu verbinden. Speziell beim städtischen Privathausbau verhinderten mannigfache soziale, wirtschaftliche und nicht zuletzt topographische Gegebenheiten eine konsequente Anwendung des umfangreichen Regelwerks der Baukunst. Leonhard Christoph Sturm erkannte daher gerade auf dem Gebiet des bürgerlichen Wohnhausbaus eine besondere Herausforderung für den zeitgenössischen Architekten. In seiner 1721 erschienenen »Vollständige[n] Anweisung alle Arten von Bürgerlichen Wohn-Häusern wohl anzugeben« resümierte er:

»Es ist diese Abhandlung von Bürgerlichen Wohn-Häusern eine von den nützlichsten und zugleich von den schwehresten der gantzen Bau-Kunst. Die Schwehrigkeit erhellet daher / weill 1. sich dabey am allermeisten hindernussen äussern / daß man nach den Reguln der Architectur sehr schwer zu Wercke gehen kan. 2. Wenig oder in der That nichts rechtes davon in Büchern zu fernerer Anleitung zu finden ist. 3. Auch in dem Werck selbsten gar wenig Exempel gefunden werden. 4. Auch diese nicht leicht bekannt werden. 5. Wegen des grossen Unterschieds der so gar vielerley Stände / vor welche solche Häuser zur Bequemlichkeit müssen eingerichtet werden / fast unzehliche Umstände müssen bedacht werden. 6. Dabey nur immer auf die Spahrung der Kosten muß gesehen werden / bey deren doch jeder Bau-Herr viel Stärcke / Bequemlichkeit und Schönheit haben will. Darum halte ich die Kunst Städte mit untadeligen Wohn-Häusern anrichten vor weit grösser Kunst und Verstand als Königliche Palläste angeben.«[231]

[231] Sturm, Anweisung 1771, fol. B 2b

Mit Blick auf die bereits eingangs erwähnte, von Sturm beobachtete späte und lange Zeit unzureichende Behandlung der Thematik »bürgerlicher Hausbau« ist anzumerken, daß sich weder in den Idealstadtentwürfen Albrecht Dürers noch in den Stadtplänen Daniel Speckles detaillierte Hinweise auf städtische Privatbauten finden. Mit Ausnahme von Joseph Furttenbach lassen auch die Architekturtheoretiker des 17. Jahrhunderts nähere Erörterungen zu dieser Materie vermissen. Während in der »Architectura Civilis« (1628) Furttenbachs Aufmerksamkeit vor allem dem Bauwesen in Italien gilt, dessen »Völcker recht vernüfftig und löblich handele[n]; als welche das Stattgebäw […] so hoch achten / so fleissig exorcirn / unnd so heroisch effectuiren«[232] und er sich in der Bauweise »von allerhand Civilischen Gebäuen« vornehmlich an der italienischen Architektur orientiert, präsentiert er in der »Architectura Recreationis« (1640) und in der »Architectura Privata« (1641) verschiedene »adelige« und »bürgerliche« Gebäude, die »nach der Teutschen Landsart geformirt«[233] sind. Zwar finden sich kaum Hinweise auf die gesellschaftliche Stellung der Bewohner seiner »bürgerlichen Wohn-Häuser«, doch läßt sich aus dem Bau- und Nutzungsgefüge der Gebäude schließen, daß Furttenbach mit seinen Entwürfen den Bedürfnissen einer patrizischen Oberschicht in den bedeutenden Handelsstädten Oberdeutschlands Rechnung trägt. So verfügen die Eigentümer der statt-

[232] Furttenbach, Joseph, Architectura Civilis, Ulm 1628 (Nachdruck Hildesheim/New York 1971), Vorrede

[233] Furttenbach, Joseph, Architectura Recreationis, Augsburg 1640 (Nachdruck Hildesheim/New York 1971), S. 1

Die Zusammensetzung der Familien in der Herrschaft Idstein nach dem Reichssteuerregister 1499[199]

Ort	Ehen	Frauen ohne Ehemann	Männer ohne Ehefrau
Idstein	63	9	8
Beuerbach	6	–	4
Dasbach	16	2	2
Esch	23	4	4
Limbach	16	4	2
Neuhof	20	–	1
Reichenbach	18	2	2
Wörsdorf	40	11	5

Größe und Zusammensetzung von Haushalten variierten aber nicht nur im Verlauf der historischen Entwicklung und zwischen den verschiedenen sozialen Schichten, sondern auch im Verlauf des Familienzyklus: Ehen wurden gegründet, Kinder wurden geboren und verließen später das Haus, die ältere Generation schied aus dem bisherigen Haushalt aus, um auf einem Altenteil eine selbständige Existenz weiterzuführen, was speziell in der Landwirtschaft nicht unüblich war, oder sie trat in ein Pfründhaus oder auch in ein Kloster ein, wo sie sich allerdings in einen fest vorgegebenen Rahmen einordnen mußte.[200] Zuweilen fanden sich auch Zwischenformen. Die ältere Generation blieb im gleichen Haushalt und in der gewohnten Umgebung, aber ihre Nutzungsrechte wurden auf eine eigene Kammer und die Mitbenutzung der Stube eingeschränkt.[201] Nicht immer vollzog sich damals wie heute dieser Übergang ohne Konflikte, und oft genug finden sich in der Literatur der Zeit Klagen über den Undank der Jüngeren. In der Erzählung »Der Schlegel« etwa wird die Leidensgeschichte eines Vaters geschildert, der sein Erbe vorzeitig verschenkt und auf die Fürsorge seiner fünf Kinder baut. Er wird bitter enttäuscht. Söhne und Töchter behandeln ihn gleichermaßen schlecht und weisen ihm als Lager einen Verschlag unter der Treppe zu.[202]

Nicht sehr viel günstiger war allerdings oft auch die Wohnsituation der Handwerker- und Kaufmannssöhne, die mit zwölf oder 13 Jahren ihre Familie verließen, um in den Betrieb und Haushalt eines Lehrherrn und Arbeitgebers einzutreten. Der Nürnberger Patriziersohn Christoph Fürer etwa wurde von seinem Vater mit 13 Jahren nach Venedig geschickt, um in der Handelsmetropole an der Adria den Kaufmannsberuf zu erlernen.[203] Ganz ähnlich wurden junge Adlige an die Höfe entsandt, um als Pagen mit den Umgangsformen der höfischen Gesellschaft vertraut zu werden. Die Töchter hingegen blieben zu Hause oder wurden einem Kloster zur Erziehung anvertraut. Im Gegensatz dazu blieben die Kinder auf dem Land meist bis zu ihrer Verheiratung auf dem elterlichen Hof, es sei denn, daß sie als

[199] Struck, Reichssteuerregister, S. 45

[200] Bedal, Hausforschung, S. 88

[201] Bedal, Ländlicher Hausbau, S. 113 f.

[202] Hünkhover, Rüdiger der, Der Schlegel. In: Grubmüller, Klaus (Hrsg.), Novellistik des Mittelalters. Märendichtung (= Bibliothek deutscher Klassiker, 138 = Bibliothek des Mittelalters, 23), Frankfurt a. M. 1996, S. 112–177

[203] Nitschke, August, Die Stellung des Kindes in der Familie im Spätmittelalter und in der Renaissance. In: Haverkamp, Haus und Familie, S. 215–243 u. 222, Anm. 48

Dienstboten in den Haushalt eines Feudalherrn oder eines anderen Bauern eintraten.

Neben dem Wachstum und Schrumpfen der Haushalte im Rahmen des Familienzyklus variierte der Umfang der Haushalte auch durch das Kommen und Gehen von Gästen und die Aufnahme von Störhandwerkern für einige Tage oder Wochen. Besonders ausgeprägt war dieser Besuchsverkehr bei Klöstern, dem Adel und den Fürsten. An der Klosterpforte wurden täglich Pilger und andere Reisende aufgenommen, die im Kloster verpflegt und beherbergt wurden. Auch auf vielen Burgen und Schlössern des Adels fanden sich ständig Besucher, wie auch aus der Lebensbeschreibung Götz von Berlichingens hervorgeht. Eindeutig politisch motiviert war aber vor allem der Andrang der Besucher zu den hohen kirchlichen Feiertagen an den Fürstenhöfen, wie dem Heidelberger am Weihnachtsfest 1458, an dem Friedrich I. von der Pfalz nicht nur die diversen Herzöge aus der bayrischen Linie der Wittelsbacher empfangen konnte, sondern auch eine ganze Anzahl Grafen und andere Adlige; insgesamt annähernd 2000 Personen.[204] Daß dieser Ansturm technisch-logistisch bewältigt werden konnte, spricht für eine ebenso leistungsfähige wie flexible Haushaltsorganisation.

Geprägt wurde das gemeinsame Wohnen und Wirtschaften der Haushalte durch die Verteilung der Aktivitäten der Menschen auf Haus und Wohnung einerseits und auf Straße, Markt und freie Natur andererseits. In der Antike spielte sich das Leben im Mittelmeerraum, begünstigt durch das Klima, zu einem großen Teil auf der Agora, auf dem Forum oder auch in öffentlichen Gebäuden wie Theatern, Zirkusarenen und großen Thermenanlagen ab. Im Süden, in Italien, behielten diese Gewohnheiten auch im Mittelalter ihre Geltung, und das Straßen- und Marktleben spielte eine viel größere Rolle als nördlich der Alpen, wo das rauhere, eher regnerische und kalte Klima »Häuslichkeit« erzwang. Nur die ideale Liebe fand hier, zumindest in der literarischen und künstlerischen Fiktion, ihren Platz in der gezähmten oder ungezähmten Natur, wobei immer wieder das Bild des Gartens mit duftenden Kräutern und plätschernden Brunnen bemüht wurde. Nicht nur in der literarischen Fiktion, sondern genauso in der Realität war auch das Baden ein eher außerhäusliches Geschehen. Die gründliche Körperreinigung erfolgte in Städten, aber auch in Dörfern häufiger als in den oben erwähnten häuslichen Badezubern in einer Badstube, wobei diese aber auch ein Ort der Unterhaltung und des Vergnügens sein konnte. Im Spätmittelalter verfügten im allgemeinen nur wohlhabende Haushalte wie der des Mainzer Domherrn von Hattstein oder des Nürnberger Patriziers Anton Tucher über ein eigenes Badhaus oder eine eigene Badstube im Haus.[205]

Aber nicht nur das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit prägte das Wohnen, sondern auch der im Spätmittelalter als Folge der Ausbildung von Höfen und wachsender verkehrswirtschaftlicher Verflechtungen fortschreitende Zivilisationsprozeß, der nicht nur die Eßsitten veränderte, sondern auch durch die Ausbildung neuer

[204] Speierische Chronik. Von 1406 bis 1476. In: Mone, Franz Joseph (Hrsg.), Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 367–520, hier S. 423 f.

[205] Gottron, Adam B., Johann von Hattstein, ein Mainzer Domherr im Zeitalter des Humanismus. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde NF 24 (1952/3), S. 37–62, hier S. 51; Braunstein, Philippe, Annäherungen an die Intimität: 14. und 15. Jahrhundert. In: Ariès, Philippe, und Georges Duby (Hrsg.), Geschichte des privaten Lebens. Bd. 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance, Frankfurt a. M. 1990, S. 497–587, hier S. 559. Zum häuslichen Bad vgl. den Beitrag von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.7.2, in diesem Band

Frauenbadstube mit Voyeur

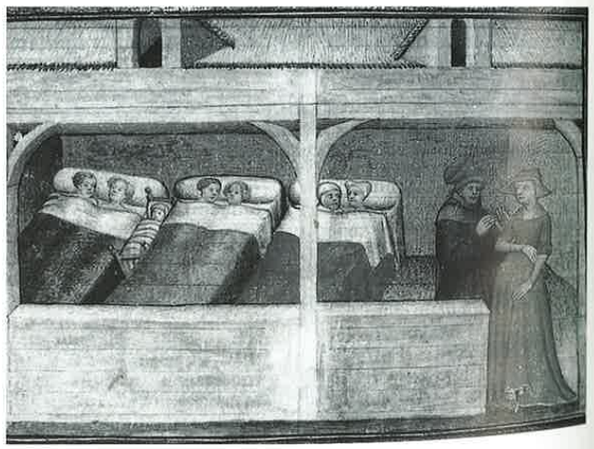
u.: wohnen, kochen, essen, schlafen... in: geschichte des wohnens 2
schmist f., dirlmeier.
s.312-313

Küche. Holzschnitt aus dem Kochbuch »Küchenmeisterei«, Augsburg 1507

Scham- und Peinlichkeitsstandards Einfluß auf das Wohnen nahm. Zusammen mit der sich entwickelnden Individualisierung begünstigte er die Privatisierung des Wohnens und eine fortschreitende Differenzierung der Räume.[206] Waren für das Hochmittelalter noch Einraumhäuser typisch gewesen, wie sie etwa in der Wüstung Hohenrode bei Sangerhausen aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert ausgegraben wurden, so wurden in der Folge verschiedene Tätigkeiten auf verschiedene Räume verteilt und die einzelnen Personengruppen wie Eltern, Kinder, Verwandte und Dienstboten stärker voneinander separiert:[207] Die Küche wurde zum Ort des Kochens und Essens, die Kammern waren für das Schlafen bestimmt, und die Stube diente vor allem dem Zusammensein und Festlichkeiten; es finden sich eigene Toilettenanlagen, und in den Schlössern bildeten sich appartementartige kleinere Wohneinheiten aus.[208]

Allerdings war der Prozeß der Privatisierung und Funktionsdifferenzierung noch nicht allzu weit fortgeschritten, und Multifunktionalität blieb für viele Räume typisch. In den Stuben wurde nicht nur »gewohnt«, sondern auch gekocht, gegessen und generell gearbeitet. »Faulbettla« und »Lotterbettla«, wie sie für Schwäbisch Hall in der Stube bezeugt sind, dienten zum Ausruhen während des Tags, Gießfaß und Wasserschale dem Waschen.[209] Auch hinderten Gefühle von Scham und Peinlichkeit einander mehr oder minder fremde Personen noch nicht daran, im gleichen Raum zu nächtigen: Karl IV. schlief auf der Prager Burg mit einem Adligen im selben Raum, gleiches gilt für Oswald von Wolkenstein, der bei seinem Besuch auf dem Heidelberger Schloß mit dem Pfalzgrafen das Zimmer teilen durfte.[210]

Verkörperte die zunehmende Privatisierung des Wohnens die Entwicklungstendenzen der Zeit, so war andererseits die große Bedeu-



Drei Paare und ein Säugling schlafen gemeinsam in einem Raum. Miniatur zu Boccaccios »Decamerone«

[206] Elias, Norbert, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2. Bde., Frankfurt a. M. 1977

[207] Gutbier, Reinhard, Das Bürgerhaus im östlichen Unterfranken (= Das deutsche Bürgerhaus, 36), Tübingen 1996, S. 15. Zur Differenzierung des Wohnens vgl. die Beiträge von Antje Kluge-Pinsker, Kapitel 3.1 bis 3.4, und von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.3, in diesem Band

[208] Kaspar, Fred, Bau- und Raumstrukturen städtischer Bauten als sozialgeschichtliche Quelle. Dargestellt an bürgerlichen Bauten des 14. bis 18. Jahrhunderts aus Nordwestdeutschland. In: Schuler, Peter-Johannes (Hrsg.), Die Familie als sozialer und historischer Verband. Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit, Sigmaringen 1987, S. 165–206, hier S. 182; Streich, Brigitte, Zwischen Reiseherrschaft und Rezidenzbildung. Der wettinische Hof im späten Mittelalter (= Mitteldeutsche Forschung, Band 101), Köln/Wien 1989, S. 506.

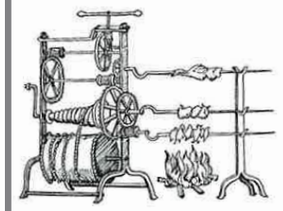
tung produktiver Tätigkeiten innerhalb des Haushalts vor dem Zeitalter der Manufakturen und Fabriken für das Mittelalter und auch noch für die frühe Neuzeit typisch. Ganz im Gegensatz zu dem »funktionsentleerten« Haushalt der Gegenwart war das Haus im Spätmittelalter ein wichtiger Ort der Produktion. In der Stadt dirigierte der Kaufmann von seinem häuslichen Kontor aus seine oft weitgespannten Geschäftsoperationen, und viele der städtischen Handwerker hatten ihre Werkstatt im Haus. Auf dem Land wurden in den Bauernhäusern und ihren Nebengebäuden die Produkte der Getreide- und Viehwirtschaft weiterverarbeitet: In den Tennen des niederdeutschen Hallenhauses wurde das Getreide gedroschen, es wurde gebuttert und Käse bereitet, Fleisch geräuchert oder auf andere Art haltbar gemacht. Neben diese »hauptberuflichen« Tätigkeiten trat die »nebenberufliche« Produktion, wie in den Alpen das Holzschnitzen und das Spinnen und Weben der Frauen. Nicht zuletzt war auch die Zubereitung des Essens vor der Erfindung der Konservendose und der Tiefkühlkost Teil der häuslichen Arbeit, die vor allem den Frauen oblag und auch auf ihnen lastete. Gering war demgegenüber die tatsächliche Arbeitsentlastung durch Erfindungen wie mechanische Bratspieße, die durch ein Federwerk oder von in Trommeln laufenden Hunden angetrieben wurden. Immerhin lassen sich in solchen Kuriositäten allererste Ansätze zu einer Mechanisierung der Hausarbeit erkennen.[211] Mit der vormodernen Haushaltsführung untrennbar verbunden war eine umfangreiche Vorratswirtschaft. Das entsprach den Bedingungen einer Zeit, in der die starken Schwankungen der erzeugten Getreidemengen mit entsprechenden Preisausschlägen sowie die sonstigen Unsicherheiten der Marktversorgung den Verbraucher zur Eigenvorsorge zwangen, soweit er dazu in der Lage war.

Geprägt war das Zusammenleben in einem Haushalt von der patriarchalischen Herrschaftsposition des Hausvaters gegenüber Frau, Kindern und anderen Haushaltsmitgliedern wie Gesellen, Lehrlingen und Dienstboten. Nur vereinzelt finden sich Hinweise auf ein mehr partnerschaftliches Modell der Ehe.[212] Die mit der patriarchalischen Ordnung verbundenen Hierarchien spiegelten sich auch in den Wohnmöglichkeiten: Die beste Sitzgelegenheit war dem Familienoberhaupt vorbehalten, und das elterliche Paar teilt sich das Schlafzimmer, während Personen minderen Rangs mit schlechteren Schlafgelegenheiten vorliebnehmen mußten. Auf dem Land schliefen Knechte und Mägde zuweilen im Stall oder auf dem Heuboden. Nicht besser war naturgemäß die Unterbringung von Fremden, die sich mit einem Winkel zufriedengeben mußten. In der Legende des Hl. Alexius wird dem Sohn eines römischen Patriziers, der nach einem entbehrungsreichen Leben nach Hause zurückkehrt, von seinem Vater, der ihn nicht erkennt, eine Bleibe zwischen Eßlaube und Küche unter einer Treppe zugewiesen.[213]

Eine weitere Folge dieser patriarchalischen Ordnung war auch die Herausbildung männlicher und weiblicher Lebenssphären, eine spezifische Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, die zumindest in der Theorie die Außenwelt dem Mann als Sphäre seiner Tätigkeit

[209] Bedal, Gehäus, S. 116 f.

[210] Kühn, Dieter, Ich Wolkenstein. Eine Biographie, Frankfurt a. M. 1980 (zweite Auflage), S. 454; Vita Caroli Quarti. Die Autobiographie Karls IV. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillenbrand, Stuttgart 1979, S. 122 f.



Bratspieß von Federn angetrieben

Lager des Hl. Alexius unter einer Treppe. Miniatur aus dem Stundenbuch der Katharina von Kleve

[211] Benker, Gertrud, Altes Küchengerät und Kochpraxis, Teil I. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1972/75), S. 136–179, hier S. 147–149

[212] Dallapiazza, Michael, Sprechen über die Frau. Haushaltsdiskurse bei Wittenwiler und anderen. In: Ehlert, Haushalt und Familie, S. 169 f.

ten eine Familie allein, sondern mehrere zusammen. Die Haus- nebst den Thüren der Vorzimmer werden (wie es in grossen Städten wegen der Sicherheit natürlich ist) allzeit verschlossen gehalten. Auf jeder Etage hängt vor der Domestikenstube (so wie vor der Hausthür) eine Glocke mit einem dabei befindlichen Blech, worauf der Name des Herrn steht, zu dem diese Glocke führet und wodurch man sich meldet, wenn man ihn zu sprechen verlangt.«[18] Man könne, so schließt der Bericht, den Häusern nicht mehr ansehen, wer darin wohnt, ob wohlhabende oder einfachere Familien, beispielsweise aus dem Handwerkerstand. Offensichtlich mußten die Codes für die groben und feinen sozialen Unterschiede innerhalb des Bürgertums den veränderten Wohnbedingungen und Wohnformen angepaßt beziehungsweise neue entwickelt werden. Sicherlich gehörte, wie eh und je, die »gute Adresse« dazu.[19] Doch diese mußte im Laufe des sich massiv verändernden Stadtbilds immer wieder neu definiert werden, und im übrigen war diese in frühbürgerlichen Zeiten auch gar nicht für alle bürgerlichen Familien gleichermaßen zu haben. Solange Ärzte beispielsweise ihre Praxen in ihren Wohnungen betrieben, waren diese notgedrungen auf recht unterschiedliche Stadtviertel verteilt.

[18] 1792, ähnlich aber auch Berichte aus dem frühen 19. Jahrhundert, siehe: Gläntzer, Volker, Nord-Süd-Unterschiede städtischen Wohnens um 1800 im Spiegel der zeitgenössischen Literatur. In: Wiegelmann, Günter (Hrsg.), Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas, Münster 1985, S. 73–89, hier S. 82

[19] Siehe zum Beispiel Bühler, Heinz, Das beamtete Bürgertum in Göppingen und sein soziales Verhalten 1815–1848, Göppingen 1976, S. 52

»Jeder will jetzt seine eigene Stube haben ... «

»Man begnügt sich nicht mehr mit wenigen Stuben, und vermiethet die übrigen; nein, der Herr, die Madame, die Demoiselles Töchter, der junge Herr, die Diener, die Mädchen, jeder will jetzt seine eigene Stube haben; mit Kammern ist die Dienerschaft nicht zufrieden, im Winter muß das Zimmer geheizt werden können; dazu kommen dann noch Putzstuben, Visitenzimmer, Eßsäle, Entreezimmer, und was für Namen die Stuben noch mehr haben mögen.«[20] Dieser Bericht aus

[20] 1800, zitiert nach Gläntzer, Nord-Süd, S. 83

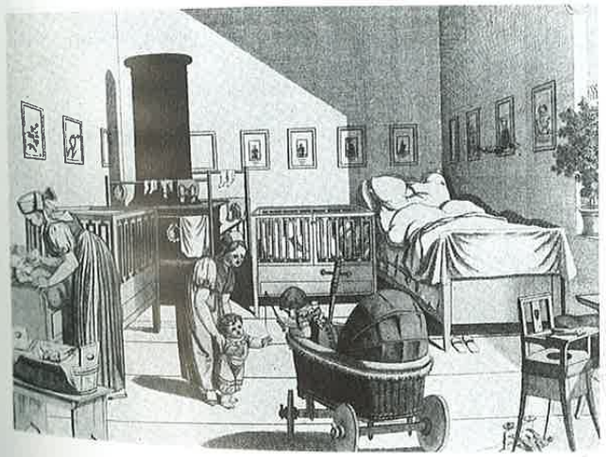
Alexander von Humboldt in seinem Arbeitszimmer

dem Jahre 1800 benennt Tendenzen, die allerdings noch früher eingesetzt hatten. Bereits im Jahre 1788 wurde beispielsweise im seinerzeit weitverbreiteten »Journal des Luxus und der Moden« das neue Wohnbedürfnis des Mittelstands auf den Punkt gebracht: »Der bürgerliche Mann vom Mittelstande kann sich nicht mehr mit einer Wohnstube begnügen. Bei den vermehrten schriftlichen Verhandlungen, dem außerordentlich erweiterten Briefwechsel, und der jetzt allgemein erforderten Belesenheit braucht er ein Studier- oder Expeditionszimmer, in welchem er dies alles ungestört verrichten kann, und zwar soll dies auch wo möglich mit dem Wohnzimmer Verbindung haben, damit er zu jeder Zeit mit seinem Weibe sprechen kann.« In diesem Fall wurde offensichtlich keine Separierung des Wohnbereichs vom Arbeitsbereich angestrebt; immerhin war aber doch eine räumliche Funktionsgliederung vorgesehen.[21]

Eine Generation später wurden eigens die neuen Wohnbedürfnisse der Ehefrauen thematisiert: So heißt es etwa im »Hannoverschen Magazin« von 1817, daß die Frau jetzt ihre eigene Stube haben wolle, und auch die Kinder, während noch vor 40 Jahren »manche Frauen mit ihren Kindern in der nämlichen Stube wohnte[n], worin der Mann seinen Geschäftstisch stehen hatte«.[22] Bei materiell bessergestellten bürgerlichen Familien war tatsächlich schon um 1800 die Trennung der weiblichen von der männlichen Wohnsphäre erfolgt. So berichtete Wilhelmine Heyne-Heeren 1796 kurz nach der Eheschließung mit dem Göttinger Professor Arnold Hermann Ludwig Heeren: Das Haus sei zwar »nicht groß, aber just für eine so kleine Haushaltung wie die meinige gerecht. Ich habe drey Zimmer neben einander, die ich alle für mich brauche. Eines ist das sogenannte Visitenzimmer, das mittlere ein kleiner Saal und dem folgt meine Wohnstube, wobei eine mittlere Schlafstube ist. Mein Mann wohnt an der anderen Seite

[21] Bödeker, Hans Erich, Die »gebildeten Stände« im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzung. Mentalitäten und Handlungspotentiale. In: Kocka, Jürgen, Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 21–53, hier S. 35

[22] Zitiert nach ebenda, S. 36



Kinderzimmer mit Amme

und Toiletten garantieren den reibungsfreien Ablauf des mondänen Lebens. Ihrer „impedimenta“* entledigt, steht die Bühne ganz und gar im Dienst der gesellschaftlichen Repräsentation und Reproduktion. Als Zeichen einer Art räumlicher Verschwendung wird die Zimmerflucht zum Beweis für die Großzügigkeit ihrer Bewohner.

Zwei- oder Dreizimmerfluchten künden in den Arbeiterwohnungen des 19. Jahrhunderts von einem sozialen Fortschritt, der mit einem allmählichen Verschwinden jener Einzimmerwohnungen einhergeht, in denen ganze Familien Unterkunft fanden. Allerdings besteht anfangs noch Unsicherheit darüber, welche Haushalts- und Lebensfunktionen die neu gewonnenen Räume erhalten sollen. Die relative Streckung der Wohnungsgrundrisse macht es möglich, neue Organisationsmodelle häuslichen Lebens zu entwerfen und damit die Übernahme komplexerer Wohnungsgrundrisse nach bürgerlichem Vorbild zu beschleunigen. Die Verdrängung der einzelligen Wohngeometrie durch eine vielzellige Morphologie trägt zu einer gewissen *Distanz* zwischen den Familienmitgliedern bei.

Dieser Prozeß räumlicher Aufsplitterung vollzieht sich jedoch ohne eine entsprechende Ausdehnung der Grundflächen. Trotz der Neuaufteilung bleibt der Lebensraum der Bewohner vollkommen unzureichend, oder richtiger, hinter dem tatsächlichen Bedarf stets zurück. Die Innenmaße der Wohnungen entsprechen noch einer Bauweise, bei der der Abstand zwischen den Außenwänden und den gewöhnlich durch Holzbalken getragenen Trennwänden vier Meter nicht überschreitet. Die damit vorgegebene physische Nähe zwischen den Individuen macht alle Überlegungen um eine optimalere Raumnutzung oder um optimalere Interaktionsformen bereits im Ansatz zunichte.

Es kommt jedoch auch vor, daß man seine Aufmerksamkeit – jenseits dieser rein zahlenmäßigen Betrachtungen – den Modalitäten der Öffnung und Abschließung der einzelnen Zimmer zuwendet, um damit den Einfluß der inneren Mikrogeographie auf die Beziehungen des Zusammenwohnens zu eruieren. Abhängig von ihrer Entfernung zur Außenwand bestimmt die exakte Position der Türen zwischen den benachbarten Zimmern den Verlauf der Wege im Wohnungsinnern. Die unmittelbare Umgebung der Fenster bleibt zuweilen häuslichen Arbeiten vorbehalten, dann wird sie von den Bewohnern aber auch als Durchgang benutzt. Liegt der Zimmerdurchgang relativ zentral, so gibt er im Vorder- oder Hintergrund des Zimmers, abseits vom Weg, volle Nutzflächen frei. Diese Art der *bereichstypischen* Raumaufteilung favorisiert jeweils bestimmte Nutzungsmöglichkeiten. Vor allem hat sie eine Trennung von sitzenden und stehenden Tätigkeiten zur Folge. Insgesamt erscheint die Raumnutzung differenzierter und daher auch besser strukturiert.

Reger Durchgangsverkehr von einem Zimmer zum anderen wird von den Städtern am Vorabend der industriellen Revolution offenbar nicht zwangsläufig als eine permanente Bedrohung des Intimlebens erfahren. Sogar die Übernahme von Wohnungsgrundrissen, bei denen man erst drei Zimmer sukzessive durchqueren muß, um in ein viertes zu gelangen, scheint nicht völlig inakzeptabel.

Die mit der Einfluchtung einhergehende Ausgestaltung der Wohnräume gilt schon bald als ein Beweis für den sozialen Fortschritt, da der Flächenzuwachs sowie die geschicktere Zuordnung der häuslichen Aufgaben zu spezifischen Wohnbereichen den Bewohnern mehr oder weniger zugute kommt. In den nach der Revolution von 1848 errichteten Pariser Häusern für Haushalte mit mindestens drei Kindern kommen die Zweizimmerwohnungen nie über eine Grundfläche von 30 qm hinaus, was im Durchschnitt etwa fünf bis sechs Quadratmeter für jeden Bewohner bedeutet.[68] In den damaligen übervölkerten Arbeiterwohnungen erscheint die Zimmerflucht mehr wie eine Flucht einiger Schlafzellen als eine Reihe unabhängiger Zimmer. Nur Ausschnitte der Zimmer (und nicht ganze Räume) können den wesentlichen häuslichen Funktionen zugeordnet werden. Solange der Wohnraum derartig knapp bemessen bleibt, kommt die Möglichkeit, dem einzelnen Bewohner ein eigenes Zimmer ganz zu überlassen, noch nicht in Frage.

Im Entwurf der von Graf de Madre um 1860 im Pariser Stadtteil St. Maur erbauten Wohnhäuser ist die Nutzung der Räume noch relativ unbestimmt. Angesichts der hohen Bewohnerzahl unterliegt die Erfüllung der häuslichen Arbeiten in den kleinen Zweizimmerwohnungen erschwerten Bedingungen. Teilweise zwingt die Enge der Wohnfläche ihre Bewohnerschaft, die tags und nachts genutzten Orte zweimal täglich neu herzurichten.

Die von der „Société Philanthropique“ in Paris an der Boulevard de Grenelle erbauten Wohnungen, dem Schnittmuster nach Dreizimmerfluchten, können andererseits als Keimzelle für eine funktionelle Unterscheidung der jeweiligen Wohnungspartien angesehen werden. Die Räume sind nicht mehr nur einfach isotrop. Zwischen *Tisch* und *Bett* wird eine klare Trennung vollzogen.

In einer immer noch rudimentären, obwohl im Verhältnis zur Vergangenheit bereits fortschrittlichen Beschreibung der häuslichen Szenerie „steht der Herd, an dem die Mahlzeiten bereitet werden und um den herum man sich abends und bei Zusammenkünften aufhält, im Zimmer des

* *impedimentum* (lat.), Hindernis (A.d.Verl.)

das japanische teehaus
fehrer, wolfgang.
s.6-9

2

überstand und wenige, mit Papier und Bambusrollos bedeckte Fenster *(shoji)* lassen nur wenig Licht in das Innere und kreieren eine mystische Atmosphäre. Die durch Öffnen und Schließen der *shoji* und Bambusrollos variabel wählbare Belichtung sorgt in Zusammenspiel mit der Auswahl der Blumen und der Hängerolle als Dekoration für fast unbeschränkte Möglichkeiten, die Atmosphäre des Teeraumes den jeweiligen Gegebenheiten der Tages- bzw. Jahreszeit, der Zusammensetzung der Gäste oder der Stimmung des Gastgebers anzupassen. Alles im Teeraum zeugt von einer gewissen Patina. Die Asymmetrie sowie eine scheinbare Unperfektheit bei der Gestaltung der Gebäude und Teeutensilien rufen die Assoziation von Vergänglichkeit und Unbeständigkeit hervor. Nie wird man jedoch im Teeraum auch nur ein einziges Staubkorn finden; alles wird vom Gastgeber vor dem Eintreffen der Gäste mit höchster Sorgfalt gereinigt. Die Vorbereitung des Teeraumes ist integrativer Bestandteil jeder Teezeremonie.

Während die Räume des japanischen Wohnhauses für die unterschiedlichsten Nutzungen offen und damit flexibel sind, ist das Teehaus an einen bestimmten Zweck gebunden. Die Gesamtstimmung und die Lage der Einzelelemente – der Krabbeleingang, die Lage der *tatami*, die Anordnung des versenkten Herdes und der Nische *(tokonoma)* – definieren die Nutzung des Raumes und schreiben jedem Besucher den Bewegungsrhythmus der Teezeremonie vor, dem er sich kaum entziehen kann. Besonders für die dichte Atmosphäre der kleinen Teehäuser mit einer Grundfläche von weniger als 4½ *tatami*-Matten ist kaum eine andere Nutzung als die der Teezeremonie vorstellbar. Es gibt Teeräume mit einer Grundfläche von nicht mehr als 1½ *tatami*-Matten, weniger als drei Quadratmeter. Mit dieser Beschränkung des Raumes auf ein Minimum soll eine möglichst dichte Atmosphäre geschaffen werden, welche der Konzentration und Spiritualität zuträglich ist.

Die Teezeremonie ist noch immer eine lebendige Kunstform und wird von unzähligen Anhängern auf der ganzen Welt praktiziert. Trotz der hohen Kosten werden auch heute noch Teehäuser errichtet und die Gestaltung eines Teehauses ist eine große Herausforderung für japanische Architekten und Designer.

DER ABLAUF EINER TEEZEREMONIE

»Chanoyu to wa
tada yu wo wakashi
cha wo tatete
nomu bakari naru
koto wo shiru-beshi.«
SEN NO RIKYU[c]

»Chanoyu: das bedeutet,
dessen soll man sich bewusst sein,
nur Wasser zu kochen,
Tee zu bereiten
und ihn zu trinken.«

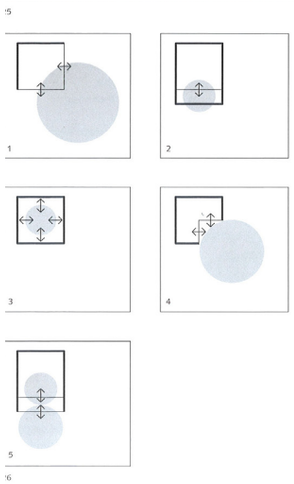
Eine Teezeremonie beginnt lange, bevor Tee serviert wird; tatsächlich wird der Tee erst ganz am Ende der Zeremonie zubereitet. Es ist der Höhepunkt eines langen, sich nur allmählich entfaltenden Prozesses. Eine volle Zeremonie dauert bis zu vier Stunden: sie beginnt, sobald der erste Gast den Teegarten betritt.

Sind Gäste zu einer Teezeremonie geladen, so finden sie den Bereich vor dem Haus mit Wasser besprengt und das Tor zum Teegarten offen vor. Der letzte Gast schließt das Tor und die Teilnehmer versammeln sich in einem Warteraum, in dem sie sich ihrer Überkleider entledigen und in die weißen Socken mit der abgetrennten großen Zehe *(tabi)* schlüpfen. Stroh- *(zori)* beziehungsweise Holzsandalen *(geta)* bei Regen oder Schnee stehen für die Gäste bereit. Diese sind dazu angehalten, keinen Schmuck und kein Parfum zu tragen. Auch soll kein auffälliges Kleidungsstück die Konzentration der Teezeremonie stören. Da die Zeit im Teeraum der Alltagswelt enthoben ist, sind auch keine Uhren erlaubt. Die Teezeremonie kennt keine Zeit.

2 Zubereitung des »dicken« Tees *(koicha)*, 13. Szene einer Holzschnittserie zur Teezeremonie von Toshikata Mizuno (1866–1903)

c *Rikyû hyakushu* (»Die hundert Lehrgedichte Rikyûs«) zitiert nach Horst Hennemann, *Chasho – Geist und Geschichte der Theorien japanischer Teekunst*, S. 235

das japanische teehaus
fehrer, wolfgang.
s.30-53



DURCHLÄSSIGE GRENZEN

In der westlichen Architektur wird eine Trennung der Funktionen und Lebensräume angestrebt mit dem Ziel, ein höchstmögliches Maß an Privatheit für das Individuum zu garantieren. In Japan werden Grenzen weniger absolut gesehen. Es ist eine althergebrachte Tradition, scheinbar widersprüchliche Gegebenheiten in einen vermittelnden Zustand zu bringen. Sowohl Kontinuität als auch Synthese sind gängige Prinzipien, die über antithetische Tendenzen gestellt werden. Die Idee der Grenze *(kekkai)*[N] knüpft daran an, wenn sie gleichzeitig als Trennelement und als Verbindungsglied zwischen den Personen und Räumen agiert, zwischen denen sie errichtet ist, und damit dieses spezifische dialektische Verhältnis darstellt. Vorläufer der kekkai sind im Shintoismus zu finden: Dort grenzten sie als »geheiligtes Strohseil« *(shimenawa)* einen besonders wichtigen Bereich ab oder markierten einen bestimmten Gegenstand. Chang bemerkt in seiner Untersuchung des japanischen Raumes dazu: »Im Zuge der Einfriedung eines Objektes oder eines Raumes wird das Umschlossene ›beseelt‹. Diese Einfriedung kann als ein ›Einpacken‹ gedacht werden, und gilt als ein charakteristisches Merkmal des japanischen Raumes.«[O]

Wurden bei frühen Tempelanlagen und Palastbauten noch Prinzipien der chinesischen Architektur angewendet, bei denen eine massive Mauer einen bestimmten Bezirk von der Umgebung trennte, ihn heraushob und auszeichnete, so waren die einheimischen Maßnahmen der Abgrenzung subtilerer Natur. Zwar waren es auch Zäune, die in mehreren Lagen die Schreine der shintoistischen Heiligtümer umgaben und den heiligen Bezirk der profanen Welt enthoben, doch bildeten diese Zäune immer auch eine »weiche«, eine durchlässige Grenze. In der Regel erlaubten sie zumindest einen Blick auf das Heiligste, den inneren Schrein, ohne dabei jedoch eine Sicht auf das Gesamte zu enthüllen. Genau jenes antithetische Prinzip des gleichzeitigen Verbergens und Enthüllens war es auch, das in späteren Jahrhunderten in der japanischen Gartengestaltung verwirklicht wurde. Dort trennten zwar massive Mauern den Gartenbereich vom Außenraum ab, gleichzeitig wurde jedoch die sich hinter diesen Mauern befindliche Landschaft durch das Konzept der »geborgten Landschaft« *(shakkei)* in die Gartengestaltung mit einbezogen. Teeräume waren meist völlig nach innen gerichtet und besaßen nur wenige, zur Belichtung absolut notwendige Fenster.[P] Ausblicke in den Garten wurden nur in den seltensten Fällen gewährt, und ein direkter Außenbezug wurde in der Regel verhindert, indem die Öffnungen mit transluzenten *shoji*-Screens und Bambusrollos *(sudare)* verhängt wurden. Doch auch in diesen Trennelementen war eine vermittelnde Funktion angelegt: Die *sudare* waren bereits in der Heian-Zeit weit verbreitet, erlaubten sie doch einen Effekt ähnlich dem Einwegspiegel. Vom Inneren des Gebäudes wurde eine Ahnung von dem äußeren Geschehen vermittelt, wobei umgekehrt kein Blick nach innen möglich ist. Dieser Blick durch die *sudare* war in der für ihre zarten Andeutungen bekannten Heian-Periode derart bedeutend, dass mit »Halbgesehenen-Form« *(sukikage)* eine spezielle, diffuse visuelle Ästhetik benannt wurde. Die Schatten, farbigen Reflexe und atmosphärischen Andeutungen, die sich auf den durchscheinenden *shoji* widerspiegelten, hatten einen ähnlichen Effekt. Takarai Kikaku, ein Schüler des berühmten Poeten Bashô, illustrierte die Rolle der *shoji* als vermittelndes Element in einem *haiku*[Q]:

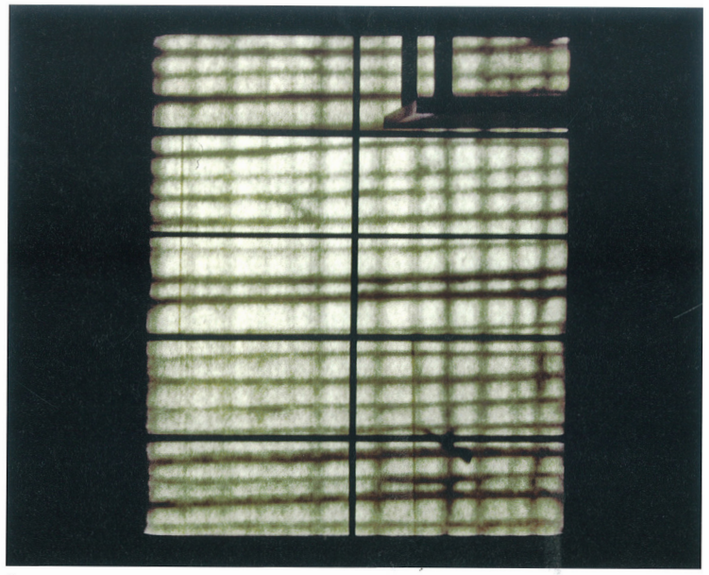
»suzumego ya
akari-shoji no
sasa no kage.«

»Spatzenkinder – und
auf der hellen Schiebetür
Zwergbambus-Schatten.«

46 Subtile Abgrenzungen schaffen eine neue Raumqualität. Kitamura-Residenz, Kyoto
47 Bambusrollos *(sudare)* filtern Licht und Farben und kreieren eine poetische, reine Atmosphäre.

N Wörtlich: »eine Markierung, die Räume trennt«. Das Wort tauchte erstmals während der Heian-Periode auf, wobei der Gebrauch zunächst auf die Tempelanlagen des esoterischen Buddhismus beschränkt war. Dort bezeichnete es eine Grenzlinie, die aus niedrigen Bambuszäunen, Hecken und dergleichen gebildet war und den Zutritt von Personen, die die monastische Ordnung hätten stören können, verhindern sollte.
O Chin-Yu Chang, »Japanese Spatial Conception«, in: *Japan Architect*, S. 67
P Vgl. Kapitel »Konstruktion«, S. 93
Q Japanische Gedichtform

das japanische teehaus
fehrer, wolfgang.
s.54-55



48

49

Die Außenwelt gelangte lediglich als Schatten, als Ahnung des Dahinterliegenden in die Räume. Licht, Farben und Bilder drangen gefiltert in den Innenraum und konnten dort derart poetisch verwandelt wahrgenommen werden. So wurden etwa durchaus absichtlich Ahornbäume in der Nähe des Teehauses gepflanzt, sodass im Herbst ein roter Schimmer in den Teeraum fiel. In seltenen Fällen wurden durch das Verschieben oder Abhängen einzelner *shoji* Ausblicke aus dem Teeraum – etwa zur Betrachtung des Mondes – zugelassen; dennoch durfte der Ausblick nicht die spirituelle Konzentration innerhalb des Raumes stören.

LICHT

»Licht, natürlich oder künstlich erzeugt, fließt in jede Ecke einer architektonischen Form. Der Dunkelheit ist es verboten, die Tiefe sichtbar zu machen. Wenn Licht als das Herzblut einer architektonischen Gestalt bezeichnet wird, muss man die Dunkelheit als deren Seele betrachten.« R

So wie die taoistische Lehre des Nichts und das buddhistische Prinzip der Vergänglichkeit allen Seins Spezifika des japanischen Raumempfindens hervorgebracht haben, formte auch ein aus dem Shintoismus herrührendes Konzept eine besondere räumliche Struktur: Das alte japanische Wort »yami« spricht neben seiner wörtlichen Bedeutung »Dunkelheit« von einem Gefühl für alles, was im Dunkeln eines Raumes verborgen liegt. Diese Welt wird gemäß shintoistischem Glauben von Gottheiten und den Geistern der Vorfahren *(kami)* bevölkert. Dieses mystische Dunkel, das in den japanischen Gebäuden allgegenwärtig war, sollte schließlich zu einem bestimmenden Faktor des Bauens werden. Der Schriftsteller Jun'ichiro Tanizaki hebt diese Qualität japanischer Architektur hervor: »Das, was man als schön bezeichnet, entsteht in der Regel aus der Praxis des täglichen Lebens heraus. So entdeckten unsere Vorfahren, die wohl oder übel in dunklen Räumen wohnen mussten, irgendwann die dem Schatten innewohnende Schönheit, und sie verstanden es schließlich sogar, den Schatten einem ästhetischen Zweck dienstbar zu machen. Tatsächlich gründet die Schönheit eines japanischen Raumes rein in der Abstufung der Schatten. Sonst ist überhaupt nichts vorhanden.« S

Damit zeigt sich auch hier ein von der westlichen Architektur abweichendes räumliches Konzept: Für den Menschen des westlichen Kulturkreises ist die räumliche Erfahrung stets an das Vorhandensein von Licht gebunden, Licht und Raum bedingen einander gegenseitig und bilden eine unzertrennliche Einheit. Betritt man hingegen traditionelle japanische Gebäude, so wird man sich unmittelbar der besonderen Qualität des Lichtes bewusst. Sie besitzen kein helles, klares Inneres, sondern generieren sich vielmehr aus verschiedenen Abstufungen von Schatten und Dunkelheit. Neben den mit *shoji* abgedeckten Fensterflächen bietet ein großes Dach mit weitem Überstand Schutz vor dem Regen und der Sommersonne. Die mystische Qualität steigert sich in jenen Räumen, in denen gewisse Bereiche, die Nische *(tokonoma)* etwa, völlig im Dunkeln zu liegen kommen. Wie Tanizaki schreibt: »Falls man die in allen Winkeln kauernden Schatten fortscheuchte, wäre die Wandnische augenblicklich nichts weiter als ein leerer Raum.« T Schon der Zugang zum Teehaus entspricht einem Pilgerweg von der Helligkeit der Alltagswelt in die rätselhafte Welt der Schatten. Man durchschreitet den Teegarten, einen Pflanzentunnel, der umso dichter wird, je weiter man sich dem anderen Ende des Weges nähert. Im Inneren des Teehauses wird man dann von diversen Schichten von Dunkelheit umhüllt wie in einem Kokon. Nur spärliches Licht dringt durch die wenigen, frei an den Wänden verteilten Öffnungen. Den *shoji* kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu. Das sanfte, gedämpfte »Licht ohne Lichtquelle« U, das

50

48 »Licht ohne Lichtquelle« (Ryôsuke Ôhashi): *shoji* sind nicht nur transluzent, sondern scheinen aus eigener Kraft zu leuchten.
49 Teeraum im Shôkintei, Villa Katsura, im Südwesten von Kyoto
50 Sind alle Fenster verhängt, so bietet einzig der geöffnete *nijiriguchi* Ausblicke in den Garten.

R Amos Ich Tiao Chang, *The Tao of Architecture*, S. 16
S Jun'ichiro Tanizaki, *Lob des Schattens – Entwurf einer japanischen Ästhetik*, S. 33 f.
T Jun'ichiro Tanizaki, S. 38
U Ryôsuke Ôhashi, S. 108

Dieses Gesetz gilt insbesondere nicht für:

1. bauliche Anlagen, die nach straßenrechtlichen Vorschriften als Straßen oder Bestandteile einer Straße gelten, sowie die dazugehörigen Lärmschutzanlagen;
2. bauliche Anlagen, die der Abwicklung oder Sicherung des Betriebes oder Verkehrs von Eisenbahnen oder auf Flugplätzen dienen, einschließlich der dazugehörigen Lärmschutzanlagen;
3. die Errichtung und Instandhaltung von militärischen Anlagen, insbesondere von Kampf- und Waffenständen, verbunkerten Führungs- und Fernmeldeeinrichtungen sowie Sperren, Munitionslagern, nicht ortsfest errichteten militärischen Anlagen für Zwecke der Luftraumüberwachung, Bauwerken für den militärischen Flugbetrieb, Schießstätten und Übungsplätzen mit Ausnahme der dazugehörigen Hochbauten samt den damit zusammenhängenden Versorgungsanlagen;
4. bauliche Anlagen, die nach schifffahrtsrechtlichen oder abfallrechtlichen Bestimmungen einer Bewilligung bedürfen;

4a. bauliche Anlagen, die der Gewinnung oder Aufbereitung von mineralischen Rohstoffen dienen und den bergrechtlichen Vorschriften unterliegen;

5. bauliche Anlagen, die nach forstrechtlichen Vorschriften einer Bewilligung bedürfen, soweit es sich nicht um Gebäude handelt;
6. bauliche Anlagen, die nach wasserrechtlichen Vorschriften einer Bewilligung bedürfen, soweit es sich um solche handelt, die unmittelbar der Wassernutzung (z. B. Wasserversorgung, Abwasserentsorgung, Energiegewinnung) dienen;
7. bauliche Anlagen, die der Fortleitung oder Umformung von Energie dienen (Freileitungen, Trafostationen, Kabelstationen, Kabelleitungen, Gasleitungen, Gasreduzierstationen, Fernwärmeleitungen, Funkleitungseinrichtungen, Pumpstationen, E-Ladestationen u. dgl.), soweit es sich nicht um betretbare Gebäude handelt;
8. bauliche Anlagen, die einer Veranstaltungsstättenbewilligung nach dem Steiermärkischen Veranstaltungsgesetz 2012 bedürfen, sofern diese nicht mehr als 6 Monate ununterbrochen bestehen bleiben;

8a. bauliche Anlagen, die im Rahmen von Veranstaltungen kultureller und religiöser Art oder für Sportveranstaltungen errichtet oder genutzt werden, jedoch nicht dem Steiermärkischen Veranstaltungsgesetz 2012 unterliegen, jeweils mit einer Bestandsdauer von nicht mehr als 30 Tagen;

9. Neu- und Zubauten in Leichtbauweise, Wohncontainer und sonstige Fertigteilbauten oder die Nutzung von baulichen Anlagen, jeweils zur vorübergehenden Unterbringung einer größeren Anzahl von Personen aus humanitären Gründen, wenn die Unterbringung staatlich organisiert ist, ausschließlich für die Dauer des Bestehens des Erfordernisses der vorübergehenden Unterbringung.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 88/2008, LGBl. Nr. 29/2014, LGBl. Nr. 34/2015, LGBl. Nr. 75/2015, LGBl. Nr. 11/2020

§ 4

Begriffsbestimmungen

Die nachstehenden Begriffe haben in diesem Gesetz folgende Bedeutung:

1. **Abstellanlagen für Fahrräder:** Fahrrad-Abstellplätze mit felgenschonenden Vorrichtungen zum standsicheren Abstellen der Fahrräder und der Möglichkeit zum Absperren des Fahrradrahmens;
2. **Abstellflächen für Kraftfahrzeuge oder Krafträder:** Flächen im Freien, die dem Abstellen sowie der Zu- und Abfahrt von Kraftfahrzeugen oder Krafträdern außerhalb von öffentlichen Verkehrsflächen dienen;
3. **Abstellplatz für Kraftfahrzeuge:** jene Teilfläche einer Garage oder Abstellfläche, die dem Abstellen des einzelnen Kraftfahrzeuges dient;
4. **Abweichung vom genehmigten Projekt, geringfügige:** Änderung in der Bauausführung, wodurch weder öffentliche noch nachbarliche Interessen berührt werden und das Projekt in seinem Wesen nicht verändert wird;

4a. **Angemessener Sicherheitsabstand**: jener Bereich eines Seveso-Betriebes, in dem bei einem schweren Unfall erhebliche Gefährdungen der Sicherheit und Gesundheit von Menschen und der Umwelt nicht ausgeschlossen werden können;

4b. **Attika:** wandartige Erhöhung am Dachrand, gemessen von der Oberkante der obersten Rohdecke;

5. **Aufenthaltsraum**: Raum, der zum länger dauernden Aufenthalt von Personen bestimmt ist (z. B. Wohn- und Schlafraum, Wohnküche, Arbeitsraum, Unterrichtsraum), nicht dazu zählen jedenfalls Badezimmer und Toiletten
6. **Barrierefreiheit:** Zustand baulicher Anlagen, wenn sie für Menschen mit Behinderungen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind;
7. **Bauarbeit:** jeder Arbeitsvorgang zur Errichtung, Instandhaltung, Instandsetzung oder zum Abbruch von Bauten sowie zur Einrichtung oder Räumung von Baustellen;
8. **Baufluchtlinie:** Linie, in die eine Hauptflucht oder eine Kante eines Bauwerkes straßenseitig zu stellen ist;
9. **Baugebrechen:** mangelhafter Zustand einer baulichen Anlage, der deren Festigkeit, Brandsicherheit, Hygiene oder äußeres Erscheinungsbild betrifft und geeignet ist, Personen oder im Eigentum Dritter stehende Sachen zu gefährden oder zu beschädigen oder das Straßen-, Orts- oder Landschaftsbild grob zu beeinträchtigen;
10. **Baugrenzlinie:** Linie, die durch oberirdische Teile von Gebäuden nicht überschritten werden darf; für Nebengebäude können Ausnahmen festgelegt werden;
11. **Bauherr:** der jeweilige Inhaber einer Baubewilligung;
12. **Baulärm:** jedes die öffentliche Ordnung störende Geräusch, das im Zuge von Bauarbeiten entsteht;
13. **Bauliche Anlage (Bauwerk):** eine Anlage, die mit dem Boden in Verbindung steht und zu deren fachgerechter Herstellung bautechnische Kenntnisse erforderlich sind.
    Eine Verbindung mit dem Boden besteht schon dann, wenn die Anlage
    – durch eigenes Gewicht auf dem Boden ruht oder
    – auf ortsfesten Bahnen begrenzt beweglich ist oder
    – nach ihrem Verwendungszweck dazu bestimmt ist, überwiegend ortsfest benutzt zu werden;
14. **Bauprodukte:**
    – Baustoffe, Bauteile und Anlagen, die hergestellt werden, um dauerhaft in bauliche Anlagen des Hoch- oder Tiefbaus eingebaut zu werden,
    – aus Baustoffen und Bauteilen vorgefertigte Anlagen, die hergestellt werden, um mit dem Erdboden verbunden zu werden, wie Fertighäuser, Fertiggaragen und Silos;
15. **Bauwerber:** eine Person, die eine Baubewilligung beantragt;
16. **Bebauungsdichte:** Verhältniszahl, die sich aus der Teilung der Bruttogeschoßfläche der Geschoße durch die zugehörige Bauplatzfläche ergibt;
17. **Bebauungsgrad:** Verhältnis der bebauten Fläche zur Bauplatzfläche;
18. **Bebauungsweise:** Verteilung der Baumassen auf dem Bauplatz in Bezug auf die Bauplatzgrenzen
    a) offene Bebauungsweise:
        – allseits freistehende bauliche Anlagen oder
        – einseitig an die Grenzen angebaute bauliche Anlagen;
    b) gekuppelte Bebauungsweise: an einer Grenze aneinandergebaute bauliche Anlagen;
    c) geschlossene Bebauungsweise: an mindestens zwei Grenzen aneinandergebaute bauliche Anlagen;

18a. **Bodenversiegelung:** die Abdeckung des Bodens mit einer wasserundurchlässigen Schicht, wodurch Regenwasser nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen versickern kann, wie z. B. mit Beton, Asphalt, Pflastersteinen oder wassergebundenen Decken;

19. **Brandabschnitt:** Bereich, der durch brandabschnittsbildende Wände bzw. Decken von Teilen eines Gebäudes getrennt ist;
20. **Brandwand:** brandabschnittsbildende Wand mit erhöhten Anforderungen;
21. **Bruttogeschoßfläche:** die Fläche je Geschoß, die von den Außenwänden umschlossen wird, einschließlich der Außenwände;

- eine Gesamtwohnnutzfläche unter 600 m² sowie
- höchstens drei oberirdische Geschoße (einschließlich Dachgeschoße) haben;

41. **Klimaanlage:** Kombination sämtlicher Bauteile, die für eine Form der Luftbehandlung erforderlich sind, bei der die Temperatur, eventuell gemeinsam mit der Belüftung, der Feuchtigkeit und der Luftreinheit, geregelt werden kann;
42. **Kniestockhöhe:** das Maß des vertikalen Abstandes zwischen Oberkante der obersten Rohdecke und der Unterkante der tragenden Dachkonstruktion (Sparren), gemessen in der äußeren Außenwandebene;
43. **Lästlinge:** kleinere wirbellose Tiere, zumeist Insekten, die sich gerne in der näheren Umgebung des Menschen aufhalten; dabei handelt es sich um Arten, die primär keine deutliche Schadwirkung haben; wird jedoch durch günstige Lebensbedingungen ihre Vermehrung besonders begünstigt, treten sie in übermäßiger Anzahl auf und werden damit als zunehmend störend empfunden; bei massenhaftem Auftreten führen sie zu Belästigungen, in vielerlei Hinsicht können sie mitunter auch zu Schädlingen werden; zu ihnen zählen u. a. Ameisen, Silberfischchen, Kellerasseln, Ohrwürmer, Fliegen (z. B. Fruchtfliegen, Kleine Stubenfliege etc.), Wespen, Hornissen, Milben;
44. **Nachbar:** Eigentümer oder Inhaber eines Baurechtes (Bauberechtigter) der an den Bauplatz angrenzenden Grundflächen sowie jener Grundflächen, die zum vorgesehenen Bauplatz in einem solchen räumlichen Naheverhältnis stehen, dass vom geplanten Bau oder dessen konsensgemäßer Benützung Einwirkungen auf diese Grundflächen ausgehen können, gegen welche die Bestimmungen dieses Gesetzes Schutz gewähren, oder dass von seiner genehmigten gewerblichen, land- oder forstwirtschaftlichen Betriebsanlage, sowie von einer Anlage, die dem Steiermärkischen Seveso-Betriebe Gesetz 2017 unterliegt, Einwirkungen auf den Bauplatz ausgehen können;
45. **Nachbargrenze:** Grenze zwischen Grundstücken verschiedener Eigentümer;
46. **Natürliches Gelände:** Als natürliches Gelände von Grundflächen gilt jenes Gelände, welches
    a) als ursprünglich unverändertes Gelände den Festlegungen in einem Bebauungsplan zugrunde gelegt wurde, oder
    b) zum Zeitpunkt vor Inkrafttreten der Novelle LGBl. Nr. 11/2020 bereits bewilligungsgemäß oder mit Genehmigungsfreistellung abgeändert wurde, oder
    c) zum Zeitpunkt vor Inkrafttreten der Novelle LGBl. Nr. 11/2020 als Beurteilungsgrundlage für eine rechtskräftig erteilte Baubewilligung oder Genehmigungsfreistellung für ein Gebäude herangezogen wurde, oder
    d) spätestens mit dem Antrag um Baubewilligung als das rechtmäßige natürliche Gelände erhoben wurde, sofern lit. a bis c nicht zutreffen.
47. **Nebengebäude:** eingeschoßige, ebenerdige, unbewohnbare Bauten von untergeordneter Bedeutung mit einer Geschoßhöhe bis 3,0 m, einer Firsthöhe bis 5,0 m und bis zu einer bebauten Fläche von 40 m^2;

47a. **Netzabschlusspunkt:** ist ein physischer Punkt samt den entsprechenden technischen Spezifikationen, an dem einem Teilnehmer der Zugang zu einem öffentlichen Kommunikationsnetz bereitgestellt wird; in Netzen, in denen eine Vermittlung oder Leitwegbestimmung erfolgt, wird der Netzabschlusspunkt anhand einer bestimmten Netzadresse bezeichnet, die mit der Nummer oder dem Namen eines Teilnehmers verknüpft sein kann;

48. **Neubau:** Herstellung einer neuen baulichen Anlage, die keinen Zu- oder Umbau darstellt. Ein Neubau liegt auch dann vor, wenn nach Abtragung bestehender baulicher Anlagen alte Fundamente oder Kellermauern ganz oder teilweise wiederverwendet werden;

48a. **Niedrigstenergiegebäude:** ein Gebäude, welches gemäß den Kriterien des Anhanges I der Richtlinie 2010/31/EU und unter besonderer Berücksichtigung der erneuerbaren Energieträger eine hohe Energieeffizienz aufweist;

49. *(Anm.: entfallen)*
50. *(Anm.: entfallen)*
51. *(Anm.: entfallen)*
52. *(Anm.: entfallen)*
53. **Ortsübliche Belästigungen:** die in den betroffenen Gebieten tatsächlich vorhandenen, zumindest jedoch die in Gebieten dieser Art üblicherweise auftretenden Immissionen;
54. *(Anm.: entfallen)*
55. **Raumhöhe:** Abstand zwischen Fußbodenoberkante bis zur Unterkante der darüberliegenden Decke;

55a. **Schwerer Unfall**: ein Ereignis, insbesondere eine Emission, ein Brand oder eine Explosion größeren Ausmaßes, das sich aus unkontrollierten Vorgängen in einem Seveso-Betrieb ergibt, das unmittelbar oder später innerhalb oder außerhalb des Seveso-Betriebes zu einer ernsten Gefahr für die menschliche Gesundheit oder die Umwelt führt und bei dem ein oder mehrere gefährliche Stoffe im Sinn von Art. 3 Z 10 der Richtlinie 2012/18/EU beteiligt sind;

55b. **Seveso-Betrieb**: ein Betrieb, der in den Anwendungsbereich der Richtlinie 2012/18/EU zur Beherrschung der Gefahren schwerer Unfälle mit gefährlichen Stoffen fällt;

56. **Stand der Technik:** auf den einschlägigen wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhender Entwicklungsstand fortschrittlicher bautechnischer Verfahren, Einrichtungen und Bauweisen, deren Funktionstüchtigkeit erprobt oder sonst erwiesen ist; jedenfalls sind die OIB-Richtlinien Regel der Technik, die den Stand der Technik wiedergeben;
57. **Straßenfluchtlinie:** die Grenze der bestehenden oder künftigen öffentlichen Verkehrsfläche;
58. **Umbau:** die Umgestaltung des Inneren oder Äußeren einer bestehenden baulichen Anlage, die die äußeren Abmessungen nicht vergrößert oder nur unwesentlich verkleinert, jedoch geeignet ist, die öffentlichen Interessen zu berühren (z. B. Brandschutz, Standsicherheit, äußeres Erscheinungsbild), bei überwiegender Erhaltung der Bausubstanz;
59. *(Anm.: entfallen)*
60. **Versammlungsstätten:** Gebäude oder Gebäudeteile für Veranstaltungen mit mehr als 120 Personen, soweit es sich nicht um eine Betriebsanlage handelt;
61. *(Anm.: entfallen)*
62. **Wohnräume:** Aufenthaltsräume in Wohnungen;
63. **Wohnung:** Gesamtheit von einzelnen oder zusammen liegenden Räumen, die baulich in sich abgeschlossen, zu Wohnzwecken bestimmt sind und die Führung eines eigenen Haushaltes ermöglichen;
64. **Zubau:** die Vergrößerung einer bestehenden baulichen Anlage der Höhe, Länge oder Breite nach bis zur Verdoppelung der bisherigen Geschoßflächen;
65. **Zugangspunkt:** ist ein physischer Punkt innerhalb oder außerhalb des Gebäudes, der für Unternehmen, die öffentliche Kommunikationsnetze bereitstellen oder für deren Bereitstellung zugelassen sind, zugänglich ist und den Anschluss an die hochgeschwindigkeitsfähigen gebäudeinternen physischen Infrastrukturen ermöglicht.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 78/2003, LGBl. Nr. 27/2008, LGBl. Nr. 88/2008, LGBl. Nr. 13/2011, LGBl. Nr. 78/2012, LGBl. Nr. 34/2015, LGBl. Nr. 117/2016, LGBl. Nr. 61/2017, LGBl. Nr. 11/2020

(Diese Planungsrichtlinien sind Bestandteil des Architektenvertrages)

A) ALLGEMEINE GRUNDSÄTZE:

Die Planung muss abgestimmt auf die gültigen Bebauungsbestimmungen sein, seitens des Bauherrn ist keine Ausnahmegenehmigung gemäß § 69 erwünscht.

Erschließung:

Zufahrt:
Ist zum Zwecke der Besiedelung zu jedem Hauseingangstor zu gewährleisten. Später dienen diese Flächen außerdem der notwendigen Zufahrt von Einsatzfahrzeugen und sind deshalb von jeglichen Hindernissen freizuhalten.

Allgemeine Punkte:

Die Top-Nummerierung erfolgt stiegenweise von 1 fortlaufend ohne Stockwerks-bezeichnung.

Zentrale Erschließung der Wohnungen! Vermeidung von Durchgangszimmern!

Keine Installationsschächte in Schlafzimmern und keine WC neben einem Schlaf-zimmer, wenn möglich, nur ein Installationsschacht/Whg.

Aufzugsschächte nicht an einen Schlafbereich angrenzend anordnen.

Bei allen süd-, ost- und westseitigen Fenstern soll der nachträgliche Einbau von Außenjalousien mit Handbetrieb gewährleistet sein.

Küchen und Kochnischen, wenn möglich, natürlich und direkt (d.h. NICHT über einen Wohnbereich) belichten.

Bei Wohnküchen soll die Möglichkeit einer Abtrennung der Küche auf Mieterwunsch möglich sein.

Zimmer nicht zu einem Laubengang orientieren (nur Vorräume, Küchen, Bäder, Arbeits-räume), Laubenganglösungen nur mit Witterungsschutz oder geschlossen, generell sollen Laubengänge jedoch weitestgehend vermieden werden.

Wohnzimmer und Schlafzimmer:

Zimmerformat max. 1 : 1,5 (keine „schlauchartigen" Räume)
Mindestabmessungen: Wohnzimmerbreite 3,60 m, Schlafzimmerbreite 2,70 m

Küchen:

1-zeilige Küche: 1,80 m
2-zeilige Küchen: 2,40 m (in Ausnahmefällen bis 2,10 m)

Bad und WC:

außer bei 1 und 1 ½-Zimmerwohnungen ist das Badezimmer und das WC zu trennen

im WC ist ein kleines Handwaschbecken einzuplanen

Badezimmer bieten Platz für einen Waschtisch, Badewanne und eine Waschmaschine sowie für einen Heizkörper. Ab der 3-Zimmerwohnung ist ein Platz für einen Doppelwaschtisch vorzusehen.

Bei zweigeschossigen Wohnungen sind auf der Wohnebene ein WC (wenn möglich mit einem angrenzenden kleinen Raum für eine Waschmaschine) und in der Schlafebene ein Bad mit WC-Anschluss zu planen. E-Typen sind ebenfalls mit 2 WC's auszustatten.

Abstellraum/Abstellnischen:
B-Wohnungen sind mit einem Abstellraum/-nische auszustatten.

Allgemein- und Hausnebenräume, Garagen:

Der Kinderwagenraum ist mit 1 m2, der Fahrradabstellraum mit 2,00 m2 je Wohnung zu dimensionieren, idealerweise im EG angeordnet. Der Grundriss ist so zu wählen, dass Fahrradhalterungen an den Wänden eine Maximalbelegung gewährleisten.

Sämtliche Verglasungen (Wohnungs-, Stiegenhaus- und Laubengangverglasung) sollen einfach und ohne Einsatz von speziellen Hilfsmitteln gereinigt werden können. Bei der Verglasung von Stiegenhäusern, insbesondere bei Glasüberdachungen ist auf die sommerliche Überwärmung zu achten.

Ein Abstellraum für Geräte der Gebäudeverwaltung ist vorzusehen.

Gemeinschaftswaschküchen werden in Anlagen mit über 20 Wohnungen vorgesehen;

Ausstattung:	bis 30 Whg.:	1 Waschmaschine, 1 Trockner
	31-60 Whg.:	2 Waschmaschinen, 1 Trockner
	61 – 100 Whg.:	3 Waschmaschinen, 2 Trockner

Werden Gemeinschaftsräume im Haus vorgesehen, sind diese mit Küchenzeile und WC auszustatten. Bei der Anordnung von Gemeinschaftsterrassen ist darauf zu achten, dass es wenn möglich keine Sichtverbindung zu den Privatbereichen der Wohnungen gibt.

Garage:

Bruttogrundrissfläche pro Garagenplatz < 25 m2 (inkl. Erschließung).
Schleusen mindestens 1,50 m.
Wenn möglich, extra Zugang für hausfremde Parker, der nicht durch ein Wohnungsstiegenhaus führt.
Natürliche Belichtung und Belüftung nach Möglichkeit anstreben!
Einheitliche Stellplatzgrößen: 2,30 x 4,80 m (bei Seitenwand Breite = 2,50 m)
Doppelparker: Fabrikat Klaus, Typ G82-185

Einlagerungsräume:

Pro Wohnung ist ein Einlagerungsraum mit mind. 2,5 m2 bis 3 m2 im Keller oder EG vorzusehen.
Bei unterschiedlichen Kellergrößen ist die Einteilung auf die Wohnungsgröße abzustimmen.

Maximale Fenstertürgrößen:
Schiebetüren: 140/230 (Durchgangslichte), Beschlag: GU 966200 MZ (SE) mit Einbruchhemmung;
Drehtüren: 100/205 mit Standard Dreh-/Kippbeschlag

Bundesland
Steiermark

Titel
Steiermärkisches Wohnbauförderungsgesetz 1993
(Stmk. WFG 1993)

I. Hauptstück
Allgemeine Bestimmungen

§ 1
Gegenstand

(1) Das Land Steiermark fördert

1. die Errichtung von Wohnungen und Wohnheimen,
2. den Ersterwerb von Eigentumswohnungen,
3. die Sanierung von Wohnhäusern, Wohnungen und Wohnheimen,
4. den Wohnungserwerb im Rahmen der Hausstandsgründung von Jungfamilien und
5. Maßnahmen im Zusammenhang mit der Schaffung oder Verbesserung der Wohnversorgung, der Ortserneuerung oder Wohnumfeldverbesserung sowie Maßnahmen zur Sicherung der Wohnversorgung. (5)

(2) Auf die Gewährung einer Förderung besteht kein Rechtsanspruch. Mit der Erteilung der Förderungszusicherung erwirbt der Förderungswerber einen im ordentlichen Rechtsweg durchsetzbaren Rechtsanspruch auf Förderung in der zugesicherten Höhe und Art. (5)

§ 2
Begriffsbestimmungen

Im Sinne dieses Gesetzes gelten:

1. als Wohnung eine zur ganzjährigen Bewohnung geeignete, baulich in sich abgeschlossene, normal ausgestattete Wohnung, deren Nutzfläche nicht weniger als 30 m2 und mit Ausnahme der Eigenheime nicht mehr als 150 m2 beträgt;
2. (entfallen)
3. als geförderte Wohnung eine Wohnung, für die
   - rückzahlbare Förderungen noch nicht vollständig zurückbezahlt sind,
   - Zuschüsse noch geleistet werden,
   - nicht rückzahlbare Förderungsbeiträge vor weniger als 10 Jahren geleistet wurden oder (7)
   - eine vom Land Steiermark übernommene Bürgschaft noch nicht erloschen ist;
4. als Eigenheim ein Gebäude mit einer Wohnung oder zwei Wohnungen, von denen eine zur Benützung durch den Eigentümer bestimmt ist.
5. als Wohnheim ein zur Befriedigung des regelmäßigen Wohnbedürfnisses seiner Bewohner bestimmtes Heim in normaler Ausstattung, das neben den Wohn oder Schlafräumen auch die dem Verwendungszweck entsprechenden sonstigen Räume enthält;

6. als normale Ausstattung eine Ausstattung, die bei größter Wirtschaftlichkeit des Baukostenaufwandes unter Bedachtnahme auf die Betriebs und Instandhaltungskosten und bei einwandfreier Ausführung nach dem jeweiligen Stand der Technik, insbesondere hinsichtlich des Schall , Wärme , Feuchtigkeits und Abgasschutzes sowie der Anschlußmöglichkeit an Fernwärme in hiefür in Betracht kommenden Gebieten, den zeitgemäßen Wohnbedürfnissen entspricht; sie umfaßt jedenfalls den Einbau wassersparender Armaturen und ausreichende ausreichende Anschlußmöglichkeiten für Sanitäreinrichtungen und Haushaltsgeräte, muß jedoch nicht die Oberflächenendausführung im Inneren der Wohnung umfassen; die Verwendung von Tropenhölzern ist ausgeschlossen; (1)
7. als Nutzfläche die gesamte Bodenfläche einer Wohnung oder eines Geschäftsraumes abzüglich der Wandstärken und der im Verlauf der Wände befindlichen Durchbrechungen (Ausnehmungen); Keller und Dachbodenräume, soweit sie ihrer Ausstattung nach nicht für Wohn oder Geschäftszwecke geeignet sind, Treppen, offene Balkone. Terrassen sowie für landwirtschaftliche oder gewerbliche Zwecke spezifisch ausgestattete Räume innerhalb einer Wohnung sind bei Berechnung der Nutzfläche nicht zu berücksichtigen;
8. als Baukosten einer Wohnung (eines Geschäftsraumes) der Anteil an den Gesamtbaukosten, der nach dem gesetzlichen oder vereinbarten Berechnungsschlüssel auf die Wohnung (den Geschäftsraum) entfällt;
9. als nahestehende Person
   a) der Ehegatte (die Ehegattin), der eingetragene Partner (die eingetragene Partnerin), (18)
   b) Verwandte in gerader Linie (insbesondere Eltern, Großeltern, Kinder, Enkelkinder) einschließlich Adoptivkinder (Wahlkinder) sowie Stiefeltern, (5)
   c) Geschwister,
   d) Verschwägerte in gerader Linie, das sind Personen, die mit dem Ehegatten in gerader Linie verwandt sind, insbesondere Schwiegereltern und Stiefkinder, (5)
   e) eine Person, die mit dem Eigentümer (Mieter) in einer in wirtschaftlicher Hinsicht gleich einer Ehe eingerichteten Haushaltsgemeinschaft lebt,
   f) in der Haushaltsgemeinschaft lebende eigene oder adoptierte Kinder einer Person gemäß lit. e und
   g) Pflegekinder gemäß dem Steiermärkischen Jugendwohlfahrtsgesetz; Pflegekinder gelten dann als nahestehende Personen, wenn ein längerer, etwa zwei Jahre dauernder Aufenthalt am Pflegeplatz bereits vorliegt und eine Bestätigung der Bezirksverwaltungsbehörde beigebracht wird, daß es sich voraussichtlich um einen Dauerpflegeplatz handelt;
10. als Einkommen
    a) bei zur Einkommensteuer veranlagten Personen das Einkommen nach § 2 Abs. 2 Einkommensteuergesetz 1988, vermehrt um
       - die steuerfreien Einkünfte,
       - die abgezogenen Beträge nach den §§ 10, 18, 24 Abs. 4, 34 mit Ausnahme Abs. 6 hinsichtlich Behinderungen, 36 und 41 Abs. 3 Einkommensteuergesetz 1988,
       - die gerichtlich oder vertraglich festgesetzten Unterhaltsleistungen für geschiedene Ehegattinnen bzw. Ehegatten oder frühere eingetragene Partnerinnen bzw. Partner nach Auflösung einer eingetragenen Partnerschaft, die von nicht im gemeinsamen Haushalt lebenden Personen an die Förderungswerberin bzw. an den Förderungswerber zu erbringen sind, (18)

    und vermindert um die Einkommensteuer;
    b) bei nicht zur Einkommensteuer veranlagten Personen das Einkommen nach § 2 Abs. 2 Einkommensteuergesetz 1988,

    vermehrt um
       - die steuerfreien Einkünfte,
       - die abgezogenen Beträge nach den §§ 18 und 34 mit Ausnahme Abs. 6 hinsichtlich Behinderungen und § 41 Abs. 3 Einkommensteuergesetz 1988,
       - die gerichtlich oder vertraglich festgesetzten Unterhaltsleistungen für geschiedene Ehegattinnen bzw. Ehegatten oder frühere eingetragene Partnerinnen bzw. Partner nach Auflösung einer eingetragenen Partnerschaft, die von nicht im gemeinsamen Haushalt lebenden Personen an die Förderungswerberin bzw. an den Förderungswerber zu erbringen sind, (18)
    c) bei Ermittlung des Einkommens gemäß lit. a und b bleiben außer Ansatz:
       - Leistungen nach § 3 Abs. 1 Z. 7 und 8 Einkommensteuergesetz 1988 sowie Kinderbetreuungsgelder, (8)
       - Kinderabsetzbeträge gemäß dem Familienbesteuerungsgesetz 1992

grazer bauordnung, 1856

II. Abtheilung.

Landes-Regierungsblatt
für das
Herzogthum Steiermark.

Jahrgang 1856.

XII. Stück.

Ausgegeben und versendet am 27. September 1856.

14.

Kundmachung der Statthalterei von Steiermark vom 16. August 1856,

womit die Bauordnung für die Hauptstadt Gratz nebst den über die Ziegelerzeugung erlassenen Bestimmungen bekannt gegeben wird.

Bau-Ordnung
für die Landeshauptstadt Gratz.

Einleitung.

Gegenwärtige Bauordnung enthält die Bestimmungen, welchen die Einleitung und Führung von Bauten innerhalb des Stadtgebietes der Landeshauptstadt Gratz mit Rücksicht auf die Sicherheit des Lebens, der Gesundheit, des Eigenthumes, — endlich auf die Zwecke des Anstandes und der Hebung des Bauzustandes unterworfen werden müssen.

Ihre Wirksamkeit erstreckt sich auf die Richtigstellung der örtlichen Verhältnisse bei der angetragenen Anlegung neuer Stadttheile, Plätze und Gässen, — auf die Führung von Neu- und Zubauten, Vergrößerung und Umstaltung schon bestehender Gebäude, durch Aufsetzung von Stockwerken, und Veränderung der Baubestandtheile, auf die Vornahme von Haupt- und Nebenreparaturen; sie enthält auch die Vorsichten gegen Unglücksfälle und Belästigungen durch den Einsturz schadhafter Gebäude und Bauführungen.

Endlich sind die Ziegelerzeugungs-Vorschriften im Anhange beigefügt.

Die üblich gewesenen Kellerfallthüren werden bei neuen Bauten oder Umstaltungen nicht gestattet.

Eben so wird die Errichtung neuer Pflöcke, Versatzsteine, Streifsteine, auf die Gasse vorragender Stufen, Dachrinnen, Ausgüsse und Vordächer untersagt.

§. 7.

Brunnen. Bei der leicht möglichen Gewinnung ordentlicher Brunnen ist jede Realität mit einem eigenen oder an der Berainung stehenden gemeinschaftlichen wohl verwahrten Brunnen zu versehen, und das Ablaufwasser desselben darf nicht offen auf die Gasse abgeleitet werden. Die Herstellung von Brunnen darf übrigens nur mit Beiziehung eines berechtigten Werkmeisters geschehen.

§. 8.

Eintheilung der Wohnungen. Die anzuführenden Wohngebäude haben nicht allein dem Interesse der Baupartei, sondern den Erfordernissen der Gesundheit, des Anstandes und der Bequemlichkeit zu entsprechen, in welcher Beziehung für die zu verfassenden Baupläne nachstehende Anordnungen zur Richtschnur gegeben werden:

a) Zu Wohnungen sind heizbare Räume nur dann verwendbar, wenn deren Mauern allseitig von Erde befreit und trocken sind, die Fußböden in Ermanglung von Kellern wenigstens einen Schuh über das äußere Erdreich oder über das mögliche Ueberschwemmungsgewässer erhöht liegen, und wenn die inneren Räume die erforderliche Höhe darbieten.

b) Jedes zu bewohnende Lokale hat in der Regel Luft und Licht unmittelbar aus dem freien und nicht von andern Räumen zu erhalten.

Ausnahmen hiervon machen bloß kleine Vorzimmer, Speiskammern und Aborte.

c) Lichthöfe sind möglichst zu vermeiden, wo sie aber zur Erreichung einer zweckmäßigen Eintheilung nothwendig erscheinen, sollen sie nicht zu klein und stets so angeordnet werden, daß sie vom Stiegenhause oder von einem Gange, ja im Nothfalle selbst von der Küche einer untergeordneten Wohnung aus, zugängig sind, und daß sie endlich ihren eigenen Wasserabzugs-Canal erhalten.

d) Die beschränkteste Wohnung hat aus einem geräumigen Zimmer, einer lustigen Kammer nebst einer Küche zu bestehen, und es ist dafür zu sorgen, daß zu einer jeden derlei kleinen Wohnung ein abgesonderter Eingang vorhanden ist.

e) Das Höhenmaß der Zimmer ist mit 10 Schuh geringstens festgesetzt; Lokalitäten für zahlreiche Arbeiter oder Personen-Versammlungen haben die dem Flächenraume entsprechende Höhe zu erhalten.

f) Jeder Wohnung mit 3 Zimmern kommt ein eigener Abort zuzuweisen, und an einem gemeinschaftlichen Aborte dürfen nicht mehr als zwei kleinere Wohnungen Theil nehmen.

Der Zutritt zu den Aborten mittelst eines offenen von den Fenstern einer anderen Partei sichtlichen Ganges ist zu vermeiden.

g) Jede Wohnung muß mit der Stiege durch einen gemauerten Gang in Verbindung stehen, und offene hölzerne Gänge zu diesem Zwecke sind nicht statthaft.

der Zahl der Bewohner sich zu richten, und müssen bequem angelegt, die Stufen höchstens 6 Zoll hoch und im Auftritte nicht unter 12 Zoll breit sein.

Bei Anwendung von Spitzstufen darf ihr Breitenmaß an der äußeren Mauer nicht weniger als 16 Zoll betragen. Hölzerne Stufen sind aus starkem Holze zu verfertigen, und müßen in allen Theilen unterwölbt sein.

Nebenstiegen unterliegen diesen Beschränkungen nicht.

Bodenstiegen sind ausschließlich von Stein, gebrannten Ziegel, oder aus einem andern feuersicheren Materiale herzustellen, und müssen mit eisernen Thüren in eisernen Rahmen, steinernen Auftritt, oder ganz steinernen Gewänden abgeschlossen werden.

§. 22.

Aborte. Aborte sind nach §. 8. f) der Anzahl der Wohnungen angemessen in einer Breite von wenigstens 3 Schuh herzustellen.

§. 23.

Senkgruben. Bei der vorherrschenden Schotterlage im hiesigen Stadtbezirke sind die altersher üblichen Senkgruben vom nachtheiligen Einfluße auf die Hausbrunnen, und da zur Abwendung dieses Gebrechens die zweckmäßige Einrichtung der Senkapparate bereits lebhaften Eingang fand, so liegt es in der Obsorge der öffentlichen Verwaltung, die weitere Anwendung der Abort-Senkgruben fern zu halten, und diese werden daher auch nur in Ausnahmsfällen, bei isolirten Häusern und im lehmigen Baugrunde gestattet.

§. 24.

Oberdecken. Oberdecken innerer ungewölbter Räume werden entweder mit Dippelböden, oder mit Sturz-Trämen versehen. Bei Anwendung von Sturzböden mit Fehlträmen dienen diese letzteren, oder die in Entfernung von 3 zu 3 Schuh tiefer liegenden schwächeren Träme zur Tragung der Stuckaturdecke, die eben so dicht etwas höher liegenden stärkeren Träme aber zur Auflage der Sturzdecke, der Anschüttung der Pölster, und der Bodenbretter oder des Ziegelpflasters.

Die Anschüttung soll den Fußboden und die Pölster von dem übrigen Deckengehölze vollständig absondern.

In beiden Constructionsarten muß das Gehölz den aufzulegenden Kasten angemessen stark, die gehörige Mauernauflage erhalten, und an Orten der Rauchschlünde vorsichtig ausgewechselt sein.

Zimmerdecken sind stets mit Mörtelverputz zu versehen.

§. 25.

Fußböden in Küchen. Fußböden in Küchen mit offenen Feuerherden, müssen in der nächsten Umgebung der Feuerstätte mit feuerfestem Materiale, als: Stein, Ziegeln oder Kalkestrich hergestellt werden.

Bei Sparherden, oder von Innen zu heizenden Oefen sind hölzerne Böden mit vorgelegten Blechtafeln weit genug zu beschlagen, oder nach Umständen mit vorgestellten blechernen Untersätzen zu verwahren.

Dachfenster sind aus Eisenblech, oder aus einem andern feuersicheren Materiale zu construiren, und gegen Flugfeuer möglichst — am besten durch Thüren aus feuerfestem Material zu schützen.

§. 30.

Dachrinnen. Dachrinnen werden an der Gassenseite des Hauses bedungen; sie müssen eine angemessene Weite erhalten, aus Kupfer-, Weiß- oder Zinkblech hergestellt, oder, oder unter dem Dachsaume angebracht, und mit Auffangkesseln dann Ablaufröhren bis auf das Pflaster, oder in die Kanalöffnung reichend versehen sein.

Die Ablaufröhren dürfen kein gegen die Gassenseite vorspringendes Knie bilden, und müssen unter dem Trottoir geführt werden.

§. 31.

Fenster zu ebener Erde. Fenster ebenerdiger Geschosse, deren Sohlbänke nicht wenigstens 6½ Schuh über den Fußweg erhöht sind, dürfen an der Gassenseite keine Bauchgitter, oder vorragend ausspreitzbare Flügel erhalten.

Die hierorts üblichen hölzernen Fensterstürze werden aus Bau- und feuerpolizeilichen Rücksichten nicht mehr gestattet.

§. 32.

Trottoirs. Trottoirs aus Steinplatten, Asphalt, oder irgend einem andern harten und bewährt befundenen Materiale angefertigt, sind bei einem jeden neuen oder zu adaptirenden Gebäude, an der Gasse nach dem vorgeschriebenen Niveau herzustellen.

Das Maß der Breite wird von Amtswegen bestimmt.

Verbindungswege längs den Gartenmauern und sonstigen Einfriedungen sind mit einem feinen Fluß- oder Rieselschotter zu überdecken, und gehörig zu conserviren.

§. 33.

Aeußere Ausstattung. Für die äußere Ausstattung der Gebäude, nämlich bei Herstellung der Façade, simetrischer Eintheilung der Thüren, Fenster u. dgl. ist eine solche Anordnung zu treffen, welche dem geläuterten Geschmacke in architektonischer Beziehung durch Wahl richtiger Verhältnisse und anständiger Verzierungen entspricht, und es haben Bauherren so wie die Baumeister hiefür gehörige Sorge zu tragen, und die Andeutungen der Baukommission dießfalls möglichst zu beachten.

Allem äußeren Mauerwerk darf weder eine ganz weiße, noch eine zu grelle Färbung gegeben werden.

Portalauslagen. Portalauslagen bei Verkaufsgewölben dürfen nicht über 5, und nur ausnahmsweise bis 8 Zoll über die Hauptmauer vorstehen, und keine hervorstehenden sogenannten Taschencharniere erhalten; auch sind sie mit Metalldächern und Dachrinnen zu versehen.

§. 34.

Innere Einrichtung mit Feuerstellen. Einrichtungen zum Gewerbsbetriebe mit Feuerstellen, dürfen ohne Erwirkung einer besonderen Bewilligung nicht zur Ausführung gelangen, und es bleibt die Anordnung in Wirksamkeit, daß Backöfen, Bräu-, Färbe- und Waschkesseln nur in unterirdi-

Gesetz über die Förderung des Wohnungsneubaus und der Wohnhaussanierung und die Gewährung von Wohnbeihilfe (Wiener Wohnbauförderungs- und Wohnhaussanierungsgesetz – WWFSG 1989)

Fundstellen der Rechtsvorschrift		
Datum	**Publ.Blatt**	**Fundstelle**
24.02.1989	LGBl	1989/18
30.06.1989	LGBl	1989/38
21.11.1989	LGBl	1990/05
28.05.1990	LGBl	1990/42
10.09.1991	LGBl	1991/39
22.07.1992	LGBl	1992/32
04.08.1994	LGBl	1994/39
16.08.1995	LGBl	1995/62
18.03.1998	LGBl	1998/20
06.03.2000	LGBl	2000/12
19.03.2001	LGBl	2001/16
21.02.2003	LGBl	2003/11
22.12.2006	LGBl	2006/67
17.09.2010	LGBl	2010/41
07.09.2011	LGBl	2011/23
22.08.2013	LGBl	2013/35

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

I. HAUPTSTÜCK
WOHNBAUFÖRDERUNG

§ 1. (1) Das Land Wien fördert die Errichtung von Wohnhäusern, Wohnungen, Heimen, Eigenheimen und Kleingartenwohnhäusern durch Neubau, Zubau, Einbau oder Umbau.

(2) Die Förderung kann auch umfassen:

a) Geschäftsräume in geförderten Gebäuden, wobei sich bei geförderten Wohnhausanlagen mit mehr als 100 Wohnungen die Förderung auch auf Geschäftsräume außerhalb eines geförderten Gebäudes erstrecken kann. Auf geförderte Geschäftsräume darf höchstens ein Viertel der geförderten Gesamtnutzfläche entfallen, wobei Räumlichkeiten für Einrichtungen der Stadt Wien für soziale Dienste im Sinne des Wiener Sozialhilfegesetzes einschließlich von Gesundheits- und Sozialbezirkszentren sowie geriatrischen Tageszentren nicht einzurechnen sind;

b) Einrichtungen der kommunalen Infrastruktur.

(3) Auf Förderung, ausgenommen die Gewährung von Wohnbeihilfe, besteht kein Rechtsanspruch.

Begriffsbestimmungen

§ 2. Im Sinne dieses Gesetzes gelten:

1. als Wohnung eine zur ganzjährigen Bewohnung geeignete, baulich in sich abgeschlossene, den Bauvorschriften entsprechend ausgestattete Wohnung, deren Nutzfläche, ausgenommen bei Wohngemeinschaften in behindertengerecht ausgestatteten Wohnungen, zum Zeitpunkt der Fertigstellungsanzeige (§ 32) nicht mehr als 150 m² beträgt; sofern diese Wohnnutzflächen-höchstgrenze nicht überschritten wird, kann das Erfordernis ‚baulich in sich abgeschlossen' bei einer Vereinigung der Wohnung mit Geschäftsräumlichkeiten entfallen;
2. als Geschäftsräume jedwede Art von Räumlichkeiten für Zwecke von Handels- und Gewerbebetrieben und für die Ausübung freier Berufe bzw. der sozialen Bedürfnisse der Wohnbevölkerung sowie für Einrichtungen der Stadt Wien;
3. als Eigenheim ein Gebäude mit ein oder zwei selbständig benützbaren Wohnungen, die zur Benützung durch den bzw. die Eigentümer (Bauberechtigten) bestimmt sind. Ein Gebäude mit zwei Wohnungen gilt nur dann als Eigenheim, wenn an beiden Wohnungen Wohnungseigentum begründet wird oder Baurecht besteht;

3a. als Wohnungseigentum das dem Miteigentümer einer Liegenschaft oder einer Eigentümerpartner-schaft eingeräumte Recht gemäß dem Wohnungseigentumsgesetz 2002;

(3) Das angemessene Ausmaß der Wohnnutzfläche beträgt bei einer Person 50 m2 und erhöht sich für die erste im gemeinsamen Haushalt lebende Person um 20 m2, für jede weitere um je 15 m2. Bei Jungfamilien erfolgt die Berechnung des angemessenen Ausmaßes der Wohnnutzfläche in der Weise, daß der an Hand der Haushaltsgröße ermittelten Wohnnutzfläche 15 m2 hinzugerechnet werden.

(4) Im Falle der Überschreitung des angemessenen Ausmaßes der Wohnnutzfläche ist der Berechnung des Eigenmittelersatzdarlehens jener Teil der Eigenmittel zugrunde zu legen, der dem Verhältnis des angemessenen Ausmaßes zum tatsächlichen Ausmaß der Wohnnutzfläche entspricht.

(5) Mit im gemeinsamen Haushalt lebenden volljährigen Personen kann eine Solidarhaftung vereinbart werden, die nach Aufgabe der Wohnungsnutzung durch den Haftenden endet. Auch eine rechtsverbindliche Erklärung betreffend die Übernahme der Zahlungsverpflichtungen aus dem Vertrag über das Eigenmittelersatzdarlehen kann von nicht im gemeinsamen Haushalt lebenden Personen eingeholt werden. Die vom Darlehensnehmer und den Mitverpflichteten gegenüber dem Vermieter bestehenden Rückforderungsansprüche wegen der eingebrachten Eigenmitteln haben in Höhe der Aushaftung des Eigenmittelersatzdarlehens zugunsten des Landes Wien als abgetreten zu gelten.

§ 18. (1) Die Laufzeit des Eigenmittelersatzdarlehens beträgt maximal 20 Jahre. In den Darlehensvertrag ist die Bestimmung aufzunehmen, daß das Darlehen schon zu einem früheren Zeitpunkt ganz oder teilweise zurückgefordert werden kann, wenn die Förderungswürdigkeit nicht mehr oder nur mehr in einem geringeren Ausmaß gegeben ist. Zu diesem Zweck sind das Haushaltseinkommen und die Haushaltsgröße nach zehn und 15 Jahren zu überprüfen. 4

(2) Ein Eigenmittelersatzdarlehen kann auch einem nachfolgenden Wohnungseigentümer oder unbeschadet der begünstigten Rückzahlung eines Förderungsdarlehens nach dem Wohnbauförderungsgesetz 1968 einem nachfolgenden Wohnungsmieter gewährt werden. Dabei ist ein Abwohnungsfaktor von 1 vH pro Jahr zu berücksichtigen, nicht jedoch eine Indexaufwertung. Die Rückzahlungsbedingungen sind in diesem Fall so festzusetzen, dass das Darlehen spätestens am Ende des 20. Jahres nach Erteilung der Benützungsbewilligung (Fertigstellungsanzeige gemäß § 128 Bauordnung für Wien) zur Gänze getilgt ist.

(3) Im Fall der Beendigung des Mietverhältnisses ist das aushaftende Eigenmittelersatzdarlehen unverzüglich zurückzuerstatten, außer der neue förderungswürdige Mieter möchte mit Einverständnis des bisherigen Mieters und des Landes Wien in den Vertrag über das Eigenmittelersatzdarlehen eintreten. Das aushaftende Eigenmittelersatzdarlehen ist im Falle einer Mietrechtsfortsetzung im Todesfall (§ 1116a ABGB, § 14 MRG) oder einer Abtretung des Mietrechts (§ 12 MRG) von Darlehensnehmern (Mitverpflichteten) bzw. deren Rechtsnachfolgern abzudecken, wenn die eintretenden Mieter nicht in den Vertrag über das Eigenmittelersatzdarlehen eintreten wollen oder mangels Förderungswürdigkeit nicht in den Vertrag eintreten dürfen.

(4) Vor Gewährung des Eigenmittelersatzdarlehens ist eine Erklärung des Hauseigentümers abzugeben, im Falle einer Rückzahlung des Finanzierungsbeitrages gemäß § 69 Abs. 1 erster und dritter Satz vorerst das aushaftende Eigenmittelersatzdarlehen abzudecken. Der Hauseigentümer hat dem Land Wien und den vom Land Wien zur Abwicklung der Eigenmittelersatzdarlehensgewährung beauftragten Bankinstituten die eintretenden Mieter bekanntzugeben.

§ 19. (1) Das Eigenmittelersatzdarlehen wird weiters sofort zur Gänze fällig, wenn

1. das Eigenmittelersatzdarlehen zu Unrecht empfangen wurde,
2. der Empfänger des Eigenmittelersatzdarlehens kein Recht mehr an der geförderten Wohnung hat oder diese nicht im Sinne des § 11 Abs. 1 Z 1 benützt,
3. der auf die Wohnung entfallende Anteil des Förderungsdarlehens des Landes oder des Darlehens gemäß § 6 Abs. 2 gekündigt oder zurückgezahlt wurde,
4. der Baukostenzuschuß oder der nichtrückzahlbare Beitrag zurückgezahlt wurde,
5. ein Kündigungsgrund gemäß § 13 Abs. 2 Z 1 und 3 vorliegt oder
6. bei der nach zehn und 15 Jahren stattfindenden Überprüfung des Haushaltseinkommens und der Haushaltsgröße (§ 18 Abs. 1) der Aufforderung auf Nachweis der Förderungswürdigkeit nicht entsprochen wird.

(2) Das Eigenmittelersatzdarlehen ist unter Einhaltung einer Kündigungsfrist von mindestens sechs Monaten zu kündigen, wenn der Schuldner nach schriftlicher Mahnung trotz Gewährung einer angemessenen Frist ohne Vorliegen triftiger Gründe seinen Zahlungsverpflichtungen aus dem Vertrag über das Eigenmittelersatzdarlehen nicht nachkommt.

[4] *§ 18 Abs. 1 Sätze 2 und 3 sind auf Eigenmittelersatzdarlehen anzuwenden, die ab Kundmachung der Novelle LGBl. Nr. 20/1998 vom 18.3.1998 gewährt werden.*

Organen im erforderlichen Ausmaß Zutritt zu Grundstücken und Räumen zu gewähren.

(2) Von Gasversorgungsunternehmen belieferte Gasanlagen sind Hausanschlußleitungen und Innenleitungen. Die Hausanschlußleitung ist der Leitungsteil zwischen der Versorgungsleitung (Hauptrohr) und dem zu versorgenden Objekt einschließlich der Hauptabsperreinrichtung. Die Hausanschlußleitung ist Teil der Gasanlage des zu versorgenden Objektes. Die Herstellung, Instandsetzung und Erhaltung der Hausanschlußleitung einschließlich der Hauptabsperreinrichtung erfolgt durch das Gasversorgungsunternehmen auf Kosten des Inhabers der Gasanlage. Dies gilt auch im Falle eines Auftrages an den Inhaber der Gasanlage gemäß § 4 Abs. 3.

(3) Werden anläßlich einer Überprüfung Mängel festgestellt, so ist das Gasversorgungsunternehmen verpflichtet, dem Inhaber der Anlage die Mängel unverzüglich bekanntzugeben und diesen zur Veranlassung ihrer Behebung aufzufordern. Kommt der Inhaber dieser Aufforderung nicht nach, so hat das Gasversorgungsunternehmen den Magistrat hievon zu verständigen. Das Recht, die weitere Lieferung des Gases einzustellen, wird dadurch nicht berührt.

(4) Ist infolge Ausströmens von Gas oder sonst wegen der Beschaffenheit der Gasanlage eine unmittelbare Gefahr gegeben, so ist das Gasversorgungsunternehmen berechtigt und verpflichtet, alle zur Beseitigung der Gefahr notwendigen Maßnahmen sofort durchzuführen, insbesondere auch die Lieferung von Gas einzustellen."

Der Landeshauptmann: **Zilk**

Der Landesamtsdirektor: **Bandion**

15.

Gesetz, mit dem die Bauordnung für Wien geändert wird (Bauordnungsnovelle 1990)

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

Artikel I

Die Bauordnung für Wien, LGBl. für Wien Nr. 11/1930, in der Fassung der Gesetze LGBl. für Wien Nr. 12/1930, GBl. der Stadt Wien Nr. 1/1935 und 33/1936, LGBl. für Wien Nr. 17/1947, 45/1949, 16/1955, 28/1956, 14/1958, 31/1960, 16/1961, 3/1964, 10/1964, 9/1967, 13/1968, 6/1970, 15/1970, 25/1971, 6/1972, 28/1974, 18/1976, 11/1981, 30/1984, 19/1986, 28/1987, 29/1987 und 7/1990 sowie der Kundmachungen LGBl. für Wien Nr. 7/1960, 13/1985, 1/1986 und 12/1986 wird wie folgt geändert:

1. Dem § 68 sind folgende Abs. 7 und 8 anzufügen:

„(7) Innerhalb eines Wohnungsverbandes dürfen zur Vergrößerung des Raumes zur Unterbringung einer Waschgelegenheit sowie einer Dusche oder Badegelegenheit (des Badezimmers) oder des Abortes Scheidewände auch dann entfernt werden, wenn dadurch diese Räume zusammengelegt oder unmittelbar von Aufenthaltsräumen aus zugänglich oder Abstellräume u. ä. aufgelassen werden und dadurch die Benützbarkeit einer Wohnung für einen körperbehinderten Menschen verbessert wird.

(8) Von der Einhaltung der Bestimmungen über die Kabinenmaße (§ 106 a Abs. 10), über die Verbindung aller Geschosse sowie über die Anordnung der Aufzugsstationen in der Ebene des jeweiligen Geschosses (§ 108 Abs. 1) ist bei nachträglichen Aufzugseinbauten beziehungsweise Aufzugszubauten zu befreien, wenn andernfalls auf Grund örtlich gegebener Verhältnisse ein Aufzug nicht errichtet werden könnte oder durch den erforderlichen Aufzugsschacht Belichtungs- und Belüftungsverhältnisse von Wohnungen beeinträchtigt würden."

2. Im § 90 Abs. 2 haben an die Stelle des zweiten und dritten Satzes folgende Sätze zu treten:

„Ein Raum der Wohnung muß als Küche oder Wohnküche gewidmet sein, dessen lichte Abmessungen so beschaffen sein müssen, daß ihm ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m eingeschrieben werden kann. An Nebenräumen muß eine Wohnung im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Waschgelegenheit sowie einer Dusche oder Badegelegenheit (Badezimmer), einen Abort und einen Abstellraum enthalten. Die lichten Abmessungen des Badezimmers müssen so beschaffen sein, daß ihm ein Kreis mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden kann; dem Vorraum muß möglichst nahe der Wohnungseingangstür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können. Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) bleiben bis zu einem Ausmaß von 30 cm außer Betracht."

3. § 90 Abs. 3 hat zu lauten:

„(3) In Wohnungen, die nur einen Aufenthaltsraum enthalten (Einzelwohnräume), muß die Nutzfläche des Aufenthaltsraumes (Wohnraumes) mindestens 18 m² betragen. Dieser Wohnraum muß eine Möglichkeit zum Anschluß einer Kochgelegenheit oder eine Kochnische aufweisen. An Nebenräumen müssen Einzelwohnräume im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Waschgelegenheit sowie einer Dusche oder Badegelegenheit (Badezimmer), einen Abort und einen Abstellraum enthalten; der Abort, die Waschgelegenheit und die Dusche oder Badegelegenheit können in einem Raum untergebracht werden, wenn dieser Raum nur vom Vorraum aus zugänglich ist. Die lichten Abmessungen des Badezimmers müssen so beschaffen sein, daß ihm zumindest vor der Waschgelegenheit ein Kreis mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden kann; dem Vorraum muß möglichst nahe der Wohnungseingangstür ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können."

4. Dem § 90 Abs. 5 sind folgende Sätze anzufügen:

„Räume zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern sowie Waschküchen, Müllräume und Saunaräume sollen vom Hauseingang tunlichst ohne Höhenunterschied, andernfalls mittels eines Aufzuges oder über Rampen erreichbar sein. Räume zum Abstellen von Kinderwagen müssen überdies vom Inneren des Gebäudes zugänglich sein."

5. § 106 Abs. 6 lit. a hat zu lauten:

„a) in Wohngebäuden, in denen jedes Hauptgeschoß mit Ausnahme des Erdgeschosses überwiegend Wohnzwecken dient, 1,20 m;"

6. Dem § 106 Abs. 9 ist folgender Satz anzufügen:

„Einengungen der lichten Breite der notwendigen Stiegen zum Zwecke des Einbaues von Aufstiegshilfen (Treppenliften) bleiben bis zu einem Ausmaß von 30 cm außer Betracht."

7. § 106 Abs. 10 und 11 haben zu lauten:

„(10) Die Stufen der notwendigen Stiegen müssen innerhalb desselben Stiegenlaufes gleiche Höhe und gleiche Breite haben und dürfen höchstens 16 cm hoch sein. Gerade Stufen müssen mindestens 30 cm breit sein, Spitzstufen müssen in einer Entfernung von 45 cm, gemessen von der Außenseite, mindestens 30 cm, am Spitzende mindestens 13 cm breit sein. Weist das Gebäude einen Aufzug auf, dürfen die Stufen höchstens 18 cm hoch sein; gerade Stufen müssen mindestens 26 cm breit sein, Spitzstufen müssen in einer Entfernung von 45 cm, gemessen von der Außenseite, mindestens 28 cm, am Spitzende mindestens 13 cm breit sein. Vorkragende oder senkrecht nicht miteinander verbundene Stufen sind außerhalb von Wohnungen unzulässig. Stiegenläufe mit mehr als 20 Stufen sind durch mindestens 1 m lange Stiegenabsätze zu unterteilen. Einzelstufen in Stiegenabsätzen sind unzulässig.

(11) Stiegenläufe mit mehr als drei Stufen sind bei einer Stiegenbreite von weniger als 1,20 m mit Handläufen (Anhaltestangen; Geländerholmen) an mindestens einer Seite, bei einer Stiegenbreite von 1,20 m und mehr mit Handläufen an beiden Seiten zu versehen. Die Handläufe sind in einer Höhe von 1 m anzubringen."

8. Nach § 106 ist folgender § 106 a samt Überschrift einzufügen:

„Anforderungen an Gebäude zur besseren Benützbarkeit der Gebäude durch körperbehinderte oder auf Grund ihres Alters gebrechliche Menschen

§ 106 a. (1) Gebäude mit Aufenthaltsräumen mit Ausnahme von Häusern mit nur einer Wohnung, Kleinhäusern, Reihenhäusern und Sommerhäusern müssen so ausgeführt werden, daß sie für körperbehinderte Menschen gefahrlos und tunlichst ohne fremde Hilfe zugänglich und benützbar sind; insbesondere müssen sie zusätzlich den Anforderungen der Absätze 2 bis 11 entsprechen. Dasselbe gilt für Gebäude mit Versammlungsräumen, Veranstaltungsstätten, Sportstätten, Kirchen u. ä. Für Montagehallen, Lagerhallen, Werkstätten in Industriebauten u. ä. ist Vorsorge zu treffen, daß sie für körperbehinderte Menschen gefahrlos und tunlichst ohne fremde Hilfe zugänglich sind.

(2) Jedes Gebäude muß mindestens einen Eingang haben, der von Rollstuhlfahrern gefahrlos und ohne fremde Hilfe benützt werden kann; Höhenunterschiede zwischen der öffentlichen Verkehrsfläche und dem Eingangstor sind durch eine Rampe zu überbrücken. Vor und nach solchen Eingangstoren muß eine waagrechte Fläche in einer Länge von mindestens 1,20 m vorhanden sein. Einzelstufen mit einem Höhenunterschied bis zu 3 cm bleiben außer Betracht. Bei Unterteilungen eines Gebäudes in Brandabschnitte (Stiegen) mit einem oder mehreren diesen zugeordneten selbständigen Eingängen gilt dieses Erfordernis für jeden einzelnen Brandabschnitt.

(3) Rampen sollen eine Steigung von höchstens 6 : 100 aufweisen, dürfen jedoch keinesfalls eine Steigung von 10 : 100 überschreiten. Innerhalb von Gebäuden sind tunlichst entlang der Rampen und im Zuge der Gänge parallel laufende Handläufe in einer Höhe von 75 cm und 1 m anzubringen. Rampen von mehr als 7 m Länge müssen nach längstens 7 m Rampenlänge ein Zwischenpodest von mindestens 1,20 m Länge haben.

(4) Eingangstore in Gebäude müssen eine lichte Breite von mindestens 85 cm haben.

(5) In Gebäuden, die öffentlichen Zwecken, wie der Unterbringung von Behörden und Ämtern, öffentlichen Anstalten, Schulen, Spitälern u. ä. dienen, müssen die notwendigen Verbindungswege (Gänge) eine lichte Breite von mindestens 1,80 m haben.

(6) Aus notwendigen Verbindungswegen in Wohnungen oder Betriebseinheiten führende Türen müssen eine lichte Breite von mindestens 85 cm haben und feuerhemmend, jedoch nicht selbstzufallend, ausgestattet sein; alle übrigen Türen innerhalb von Wohnungen oder Betriebseinheiten müssen eine lichte Breite von mindestens 80 cm haben. Glastüren

Jahrgang 1996 Ausgegeben am 18. September 1996 44. Stück

44. Gesetz: Bauordnung für Wien und das Gesetz über Kanalanlagen und Einmündungsgebühren; Änderung (Stadtgestaltungsnovelle)

44.

Gesetz, mit dem die Bauordnung für Wien und das Gesetz über Kanalanlagen und Einmündungsgebühren geändert werden (Stadtgestaltungsnovelle)

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

Artikel I

Die Bauordnung für Wien, LGBl. für Wien Nr. 11/1930, zuletzt geändert durch das Gesetz LGBl. für Wien Nr. 43/1996, wird wie folgt geändert:

1. Der Titel des Gesetzes lautet:

„Wiener Stadtentwicklungs-, Stadtplanungs- und Baugesetzbuch (Bauordnung für Wien - BO für Wien)"

2. Nach Artikel VI wird folgender Artikel VIa eingefügt:

„Artikel VIa

Auf Bauplätzen, die bei Inkrafttreten der Stadtgestaltungsnovelle bereits bestehen und deren Frontlänge an einer Front 15 m nicht überschreitet, darf, soweit der Bebauungsplan durch Baufluchtlinien dies nicht ausschließt, in Wohngebieten der Bauklasse I, in der offenen, offenen oder gekuppelten sowie in der Gruppenbauweise in die Abstandsflächen ein Gebäude oder Gebäudeteil auf eine Tiefe von höchstens 10 m mit einer Gebäudehöhe von höchstens 3,50 m ohne Zustimmung des Nachbarn an die Nachbargrenze angebaut werden. Die Tiefe des Vorgartens ist jedenfalls einzuhalten. Im Bereich der Abstandsflächen sind Giebel nicht zulässig. Der Nachbar muß auf Grund der Tatsache des Anbaues an seine Grundgrenze nicht anbauen. Bei Fahnenbauplätzen tritt an die Stelle der Frontlänge die entsprechende Bauplatzbreite."

3. § 2 Abs. 7 lautet:

„(7) Bei der Antragstellung hat der Magistrat auch über die eingelangten Stellungnahmen, soweit er sie nicht in den Anträgen berücksichtigt hat, zu berichten. Ferner hat der Magistrat über das Verhältnis des vorgelegten Entwurfes zu Planungsvorstellungen zu berichten, welche in Beschlüssen des Gemeinderates dargelegt sind. Anträge, die von der gutächtlichen Stellungnahme des Fachbeirates für Stadtplanung und Stadtgestaltung oder von der Stellungnahme der Bezirksvertretung abweichen, hat er besonders zu begründen."

3a. Dem § 2 wird folgender Abs. 9 angefügt:

„(9) Wurde die Stellungnahme der Bezirksvertretung mit einer Mehrheit von mindestens 75 vH beschlossen und im Zuge des Verfahrens zur Vorlage an den Gemeinderat von dem für die Stadtplanung zuständigen Gemeinderatsausschuß nicht berücksichtigt, ist der Bezirksvertretung nochmals Gelegenheit zur Stellungnahme binnen einer Frist von einem Monat ab dem Beschluß des Gemeinderatsausschusses zu geben; diese Frist ist in die Frist des § 8 Abs. 6 nicht einzurechnen. Diese Stellungnahme ist sodann gemeinsam mit dem Antrag des Magistrates und dem Beschluß des Gemeinderatsausschusses direkt dem Stadtsenat zur Vorberatung für den Gemeinderat vorzulegen."

4. § 3 Abs. 2 erster Satz lautet:

„Sämtliche Mitglieder werden vom Bürgermeister auf drei Jahre bestellt; ihr Amt dauert bis zur Amtsübernahme eines bestellten Nachfolgers."

62. § 84 Abs. 2 lautet:

„(2) Über Baufluchtlinien, in die Abstandsflächen und in die Vorgärten dürfen außerdem folgende Gebäudeteile vorragen:

„a) auf eine Breite von höchstens einem Drittel der betreffenden Gebäudefront Erker, Balkone und Stiegenhausvorbauten, sofern die Ausladung aller dieser Bauteile höchstens 1,50 m beträgt und sie von den Nachbargrenzen einen Abstand von wenigstens 3 m einhalten; die sich daraus für Erker ergebende Kubatur an einer Gebäudefront kann unter Einhaltung dieser Ausladung und des Abstandes von Nachbargrenzen an dieser Front frei angeordnet werden. An Gebäuden, deren Gebäudehöhe nach den Bestimmungen des § 75 Abs. 4 und 5 zu bemessen ist, dürfen solche Vorbauten an den Straßenfronten nur eine Ausladung von höchstens 1 m aufweisen. Darüber hinaus sind bis zu einem weiteren Drittel der Gebäudefront solche Balkone über gärtnerisch auszugestaltenden Flächen, ausgenommen Abstandsflächen, zulässig;

b) auf einer Breite von höchstens einem Drittel der betreffenden Gebäudefront Türvorbauten, Freitreppen und Schutzdächer über Eingängen, sofern diese Bauteile höchstens 3 m in die vor den Baufluchtlinien gelegenen Flächen oder Abstandsflächen, aber keinesfalls mehr als auf halbe Vorgartentiefe vorragen und von den Nachbargrenzen einen Abstand von wenigstens 1,50 m einhalten."

63. § 87 Abs. 6 lautet:

„(6) In Schutzzonen sind an den Gebäudefronten, die zur öffentlichen Verkehrsfläche gerichtet sind, im Erdgeschoß jedenfalls Verkaufsräume, Gaststätten, Räume mit ähnlicher Funktion und Küchen, in den Stockwerken alle Arten von Aufenthaltsräumen (Abs. 3) zulässig."

64. § 88 Abs. 6 entfällt. Die Abs. 7 und 8 werden als „Abs. 6" und „Abs. 7" bezeichnet.

65. § 90 Abs. 2 lautet:

„(2) Die Nutzfläche einer Wohnung muß mindestens 30 m² betragen. Jede Wohnung muß mindestens einen Aufenthaltsraum und einen eigenen Raum für einen Abort haben. Ferner muß jede Wohnung eine Anschlußmöglichkeit für eine Kochgelegenheit sowie für eine Badegelegenheit haben; die Anschlußmöglichkeit für die Badegelegenheit darf auch im Raum für den Abort vorgesehen sein."

66. Im § 90 werden nach Abs. 2 folgende Abs. 2a und 2b eingefügt:

„(2a) Dem Raum, in dem die Kochgelegenheit vorgesehen ist, muß ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m, dem Raum, in dem die Badegelegenheit vorgesehen ist, ein solcher mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden können. Dem Raum nach der Wohnungseingangstür muß nahe dieser Tür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können. Diese Radien müssen nicht eingehalten werden, wenn sie durch Versetzen der Scheidewände der betroffenen Räume ohne Einfluß auf die statischen Verhältnisse des Hauses innerhalb der Wohnung hergestellt werden können.

(2b) Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) sind zulässig."

67. § 90 Abs. 3 und 4 lauten:

„(3) Für jede Wohnung ist ein Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit (Holzverschlag) vorzusehen.

(4) Befinden sich auf demselben Bauplatz mehr als zwei Wohnungen, müssen in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß eine Waschküche mit maschinellen Waschseinrichtungen sowie Trockenräume oder Trockenanlagen eingerichtet werden; Trockenräume müssen quer durchlüftbar sein. Von der Einrichtung einer Waschküche ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine Waschmaschine vorgesehen ist; von der Errichtung von Trockenräumen ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine maschinelle Trockeneinrichtung vorgesehen ist."

68. § 92 samt Überschrift lautet:

„Aborte

§ 92. Aborträume in Wohnungen, in denen nicht auch die Anschlußmöglichkeit für eine Badegelegenheit vorgesehen ist, dürfen von Aufenthaltsräumen nicht unmittelbar zugänglich sein. Alle Aborte müssen einen flüssigkeitsdichten Fußboden, eine Wasserspülung und einen geeigneten Geruchsverschluß haben."

69. In § 93 Abs. 1 wird der Klammerausdruck „(Schmutzwässer und Regenwässer)" durch den Klammerausdruck „(Schmutzwässer und Niederschlagswässer)" ersetzt.

Wohngebäude; Wohnungen und deren Zugehör

§ 90.

(1) Wohngebäude sind solche Gebäude, die ausschließlich oder überwiegend für Wohnzwecke bestimmt sind.

(2) Die Nutzfläche einer Wohnung muß mindestens 30 m² betragen. Jede Wohnung muß mindestens einen Aufenthaltsraum und einen eigenen Raum für einen Abort haben. Ferner muß jede Wohnung eine Anschlußmöglichkeit für eine Kochgelegenheit sowie für eine Badegelegenheit haben; die Anschlußmöglichkeit für die Badegelegenheit darf auch im Raum für den Abort vorgesehen sein.

(2a) Dem Raum, in dem die Kochgelegenheit vorgesehen ist, muß ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m, dem Raum, in dem die Badegelegenheit vorgesehen ist, ein solcher mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden können. Dem Raum nach der Wohnungseingangstür muss nahe dieser Tür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 75 cm eingeschrieben werden können. Diese Radien müssen nicht eingehalten werden, wenn sie durch Versetzen der Scheidewände der betroffenen Räume ohne Einfluß auf die statischen Verhältnisse des Hauses innerhalb der Wohnung hergestellt werden können; dabei ist auf die Möglichkeit einer barrierefreien und leicht anpassbaren Gestaltung zu achten.

(2b) Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) sind zulässig.[1])

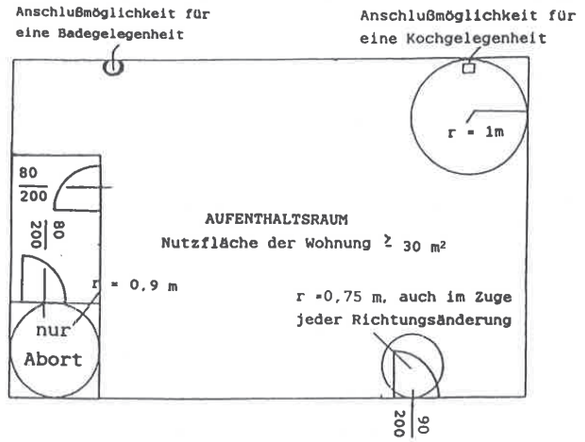
(3) Für jede Wohnung ist außerhalb des Wohnungsverbandes ein Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit (zB Holzverschlag) vorzusehen.[2])

(4) Befinden sich auf demselben Bauplatz mehr als zwei Wohnungen, müssen in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß eine Waschküche mit maschinellen Wascheinrichtungen sowie Trockenräume oder Trockenanlagen eingerichtet werden; Trockenräume müssen quer durchlüftbar sein. Von der Einrichtung einer Waschküche ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine Waschmaschine vorgesehen ist; von der Errichtung von Trockenräumen ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine maschinelle Trockeneinrichtung vorgesehen ist.

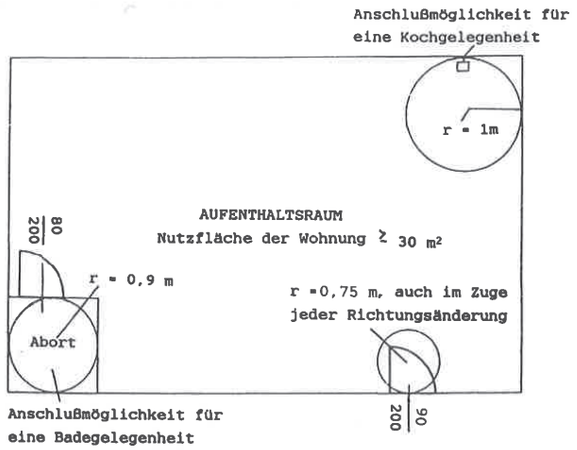
(5) Auf jedem Bauplatz mit mehr als zwei Wohnungen ist in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß ein Raum zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern vorzusehen. Räume zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern sowie Waschküchen, Müllräume, Saunaräume und andere Gemeinschaftsräume müssen vom Hauseingang barrierefrei, andernfalls mittels eines Aufzuges oder über Rampen beziehungsweise maschinelle Aufstiegshilfen, und gefahrlos für behinderte Menschen zugänglich und benützbar sein. Räume zum Abstellen von Kinderwagen müssen überdies vom Inneren des Gebäudes zugänglich sein.

(6) Bei der Errichtung von Wohngebäuden mit mehr als 15 Wohnungen sind der Eigentümer (Miteigentümer) des Gebäudes sowie der Grundei-

§ 90 Abs 2, 2a, § 92, § 106 a Abs 6
Mindestanforderung an eine Wohnung



§ 90 Abs 2, 2a, § 106 a Abs 6
Mindestanforderung an eine Wohnung



OiB-Richtlinien

Begriffsbestimmungen

Ausgabe: April 2019

Warmwasserwärmebedarf (WWWB)
Der Warmwasserwärmebedarf ist in Abhängigkeit der Gebäudekategorie als flächenbezogener Defaultwert festgelegt.

Wärmespeichersystem
Prozessbereich in der Anlagentechnik, in dem die in einem Medium enthaltene Wärme gespeichert wird.

Wärmeverteilsystem
Prozessbereich in der Anlagentechnik, in dem die benötigte Wärmemenge von der Bereitstellung zur Wärmeabgabe transportiert wird.

Wohngebäude
Gebäude, die ganz oder überwiegend zum Wohnen genutzt werden.

Wohnung
Gesamtheit von einzelnen oder zusammenliegenden Räumen, die baulich in sich abgeschlossen und zu Wohnzwecken bestimmt sind und die Führung eines eigenen Haushalts ermöglichen.

Wohnungstreppen
Haupttreppen in Wohnungen sowie von Gebäuden oder Gebäudeteilen mit nicht mehr als drei Wohnungen und in Reihenhäusern.

Zuverlässigkeit des Tragwerks, auch Zuverlässigkeitsniveau
Die Fähigkeit eines Tragwerks oder Bauteils, die festgelegten Anforderungen zu erfüllen.

8.3 Lüftung von Garagen

8.3.1 Garagen sind natürlich oder mechanisch so zu lüften, dass im Regelbetrieb ein Viertelstundenmittelwert für Kohlenstoffmonoxid (CO) von 60 ppm nicht überschritten wird.

8.3.2 Für Garagen, in denen jeder Stellplatz direkt aus dem Freien ohne überdachte Fahrgasse anfahrbar ist, gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ohne weitere Maßnahmen als erfüllt.

8.3.3 Für andere Garagen als jene gemäß Punkt 8.3.2 mit nicht mehr als 250 m² Nutzfläche gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 als erfüllt, wenn
- eine natürliche Querdurchlüftung über Zu- und Abluftöffnungen von insgesamt mindestens 1000 cm² Querschnittsfläche pro Stellplatz vorhanden ist oder
- eine mechanische Lüftung mit einem mindestens 0,5-fachen stündlichen Luftwechsel sichergestellt ist.

8.3.4 Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche sind mit adäquaten Messeinrichtungen auszustatten, die bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 60 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Viertelstunde Maßnahmen zur Reduktion der CO-Konzentration (Aktivierung der Intensivlüftung durch eine mechanische Lüftungsanlage) einleiten und bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 150 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Minute Alarmsignale auslösen.

8.3.5 Die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ist für Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche für oberirdische Geschoße und das erste unterirdische Geschoß erfüllt, wenn die Geschoße mit natürlichen Rauch- und Wärmeabzugseinrichtungen gemäß Tabelle 2 der OIB-Richtlinie 2.2 „Brandschutz bei Garagen, überdachten Stellplätzen und Parkdecks“ ausgestattet sind. In diesem Fall sind Einrichtungen gemäß Punkt 8.3.4 nicht erforderlich. Diese Öffnungen müssen so situiert sein, dass eine Querdurchlüftung gewährleistet ist.

8.3.6 Abluftöffnungen von mechanischen Lüftungen aus Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche müssen zu öffenbaren Fenstern und Türen von Aufenthaltsräumen sowie von Zuluftöffnungen von Lüftungsanlagen so situiert sein, dass es zu keiner Beeinträchtigung von Personen kommt.

9 Belichtung und Beleuchtung

9.1 Anforderungen an die Belichtung

9.1.1 Bei Aufenthaltsräumen muss die gesamte Lichteintrittsfläche (Architekturlichte von Fenstern, Lichtkuppeln, Oberlichtbändern etc.) mindestens 12 % der Bodenfläche dieses Raumes betragen.

9.1.2 Es muss für die gemäß Punkt 9.1.1 notwendigen Lichteintrittsflächen ein zur Belichtung ausreichender freier Lichteinfall gewährleistet sein. Dies gilt für die notwendigen Lichteintrittsflächen als erfüllt, wenn ein freier Lichteinfallswinkel von 45 Grad zur Horizontalen, gemessen von der Fassadenflucht bzw. von der Ebene der Dachhaut, eingehalten wird. Dieser freie Lichteinfall darf dabei seitlich um nicht mehr als 30 Grad verschwenkt werden.

9.1.3 Ragen Bauteile (z.B. Balkone, Dachvorsprünge, Loggien, Erker, vorspringende Geschoße) desselben Bauwerkes in den erforderlichen freien Lichteinfall hinein, so muss die gesamte Lichteintrittsfläche mindestens 15 % der Bodenfläche des Raumes betragen. Dies ist nicht erforderlich, wenn das Auskragen des Bauteiles, gemessen von der Fassadenflucht im Bereich der jeweiligen Lichteintrittsfläche, nicht mehr als 1,50 m beträgt.

9.1.4 Die erforderliche Lichteintrittsfläche gemäß Punkt 9.1.1 bzw. 9.1.3 vergrößert sich ab einer Raumtiefe von mehr als 5,00 m um jeweils 1 % der gesamten Bodenfläche des Raumes pro angefangenem Meter zusätzlicher Raumtiefe.

9.1.5 Werden Wintergärten oder verglaste Loggien den zugehörigen Lichteintrittsflächen von Aufenthaltsräumen vorgelagert, so sind die Punkte 9.1.1 bis 9.1.4 sowohl für die äußere, als auch sinngemäß für die innere Lichteintrittsfläche einzuhalten. Dabei sind für die Bemessung der äußeren Lichteintrittsfläche die beiden Bodenflächen (Fläche und Raumtiefe) heranzuziehen. Die äußere Lichteintrittsfläche muss zumindest so groß sein, wie die erforderliche innere Lichteintrittsfläche.

9.1.6 Die Anforderungen der Punkte 9.1.1 bis 9.1.5 gelten nicht für Räume, bei denen die Nutzung eine geringere oder keine natürliche Belichtung erfordert.

9.2 Anforderungen bezüglich Sichtverbindung nach außen

9.2.1 In Aufenthaltsräumen von Wohnungen müssen alle zur Belichtung notwendigen Lichteintrittsflächen eine freie Sicht von nicht weniger als 2,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, aufweisen.

9.2.2 Zumindest in einem Aufenthaltsraum jeder Wohnung muss mindestens eine notwendige Lichteintrittsfläche eine freie waagrechte Sicht in 1,20 m Höhe von nicht weniger als 6,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, gewährleisten.

9.2.3 Für Lichteintrittsflächen in geneigten Bauteilen (z.B. Dachflächenfenster) gelten die Bestimmungen der Punkte 9.2.1 und 9.2.2 sinngemäß.

9.3 Beleuchtung

Alle Räume und allgemein zugänglichen Bereiche in Bauwerken müssen ihrem Verwendungszweck entsprechend beleuchtbar sein.

10 Lüftung und Beheizung

10.1 Lüftung

10.1.1 Aufenthaltsräume und Sanitärräume müssen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ausreichend gelüftet werden können. Davon kann ganz oder teilweise abgesehen werden, wenn eine mechanische Lüftung vorhanden ist, die eine für den Verwendungszweck ausreichende Luftwechselrate zulässt. Die Lüftung von Aufenthaltsräumen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ist ebenfalls gewährleistet, wenn vor diese verglaste Loggien oder Wintergärten vorgesetzt sind, welche der jeweiligen Wohn- und Betriebseinheit zugeordnet sind und über öffenbare Fenster, Türen und dergleichen verfügen. Bei sonstigen innen liegenden Räumen, ausgenommen Gänge, ist für eine Lüftungsmöglichkeit zu sorgen.

10.1.2 In Räumen, deren Verwendungszweck eine erhebliche Erhöhung der Luftfeuchtigkeit erwarten lässt (insbesondere in Küchen, Bädern, Nassräumen etc.), ist eine natürliche oder mechanische Be- oder Entlüftung einzurichten.

10.1.3 Bei der Aufstellung von Feuerstätten ist darauf zu achten, dass die entsprechend der Auslegung benötigte Luftmenge zuströmen kann. Heizräume für raumluftabhängige Feuerungsanlagen müssen über eine Zuluftführung aus dem Freien verfügen, wobei eine Mindestquerschnittsfläche von 400 cm² netto nicht unterschritten werden darf:
- bei Feuerstätten für gasförmige Brennstoffe mit atmosphärischem Brenner sowie Feuerstätten für feste Brennstoffe: 4 cm² pro kW Nennwärmeleistung,
- bei sonstigen Feuerstätten: 2 cm² pro kW Nennwärmeleistung.

10.1.4 Bei sonstigen Aufstellungsräumen kann die Verbrennungsluftzufuhr auch aus anderen Räumen erfolgen, wenn nachweislich beim Betrieb aller mechanischen und natürlichen Be- und Entlüftungsanlagen ausreichende Verbrennungsluft nachströmen kann.

10.2 Beheizung

Aufenthaltsräume und Bäder müssen derart beheizbar sein, dass eine für den Verwendungszweck ausreichende Raumtemperatur erreicht werden kann. Ausgenommen davon sind Aufenthaltsräume, deren Verwendungszweck eine Beheizung ausschließt, oder die nicht für eine Benutzung in der Heizperiode gedacht sind.

herd, tisch

raumtypologien, entwicklung aus möbeln I

„...als daher wegen der entdeckung des feuers zuerst unter den menschen zusammenkunft, unterredung und zusammenleben enstanden war..."

vitruv

die *„zähmung"* des feuers (erzeugung sowie umgang) ist eine für die menschliche zivilisation entscheidende kulturtechnik: neben dem schutz vor wilden tieren bewahrte sie vor kälte, spendete licht in der nacht und diente schließlich auch zum kochen von speisen, was deren nährwert erhöht, indem es die verdauung erleichtert. gerade in der ambivalenz des feuers, tödliche gefahr einerseits, wärme, nahrungszubereitung, licht andererseits, liegt wahrscheinlich seine anhaltend große faszination.

im altertum spielt das feuer im öffentlichen wie im privaten leben eine zentrale rolle, bezeugt durch die in verschiedensten kulturkreisen verhafteten mythen der *„feuerbringer"*, (prometheus, agni, luzifer) und durch bauliche artefakte seiner sakralen bedeutung wie dem kreisrunden tempel der vesta in der mitte des forum romanum, dessen zentrum wiederum eine herdähnliche, offene feuerstelle bildet. als *„domestizerte"* feuer- und kochstätte diente zunächst festgestampfter erdboden in der mitte des raumes. bei den nomadischen zelten, einer perfekten einheit aus struktur, form und funktion, generiert die raumform die kaminöffnung. im frühen mittelalter ist ein schornstein dagegen zunächst unbekannt (rauchkuchl!), aber anstelle der *„ebenerdigen"* kochstelle wurde bereits ein sockel aufgemauert, auf dem mithilfe von rosten oder spießen gebraten, und mit einem kessel (auf einem dreibein oder von der decke abgehängt) suppe sozusagen *„über generationen weitergekocht"* wurde.
die herdstelle war in den meisten europäischen ländern mit einer *„herdsteuer"*, einem vorlaufer der tür-, fenster- oder grundsteuer belegt, und in ostfriesland scheint es auch einen zusammenhang mit dem stimmrecht, *„welches jeder bürger von seinem hause, und jeder bauer von seinem heerde hätte"*[1], gegeben zu haben.

während sich in der ländlich-bäuerlichen kultur varianten des einraumhauses mit zentraler feuerstelle bis ins 19. jh. behaupten konnten, veränderte sich seit dem beginn der neuzeit das städtische bürgerliche haus durch die *„mechanisierung des (herd-)feuers"*, durch ausdifferenzierung und umschichtung seiner funktionen. die erfindung des rauchfangs lässt den herd von der mitte des raums zunächst an die wand, und schließlich die ganze küche mit ihren ausdünstungen und gerüchen an den rand des häuslichen geschehens wandern. der herd (kochen, küche) trennt sich von ofen (heizen, *„wohn"*raum), der als wärmequelle nun beliebig dezentral eingesetzt wurde.

[1] tileman dothias wiarda: ost friesische geschichte, band 4, 1794, 425

herd mit eiserner oder kupferner herdplatte sorgt zusammen mit einem rauchabzug über ofenrohr und kamin für die möglichkeit einer hellen, rauchfreien küche[2]. 1850 treten der gasherd, um 1900 der elektroherd ihren siegeszug über das *„offene feuer“* an. zu beginn des industriellen zeitalters prallen zwei konträre reformkonzepte aufeinander: sozialistische theoretiker (fourier, godin, owen) wollen die frauen unter anderem mittels zentralküchen aus der hausarbeit befreien und sie in die männliche domäne der beruflichen erwerbsarbeit integrieren, während die bürgerliche gesellschaft die notwendige disziplinierung der arbeitenden massen nur durch die geschlechtertypisch traditionell agierende kleinfamilie in der abgeschlossenen kleinwohnung gewährleistet sieht. vielleicht als eine art kompromiss erfolgt die umgestaltung der küche als *„reich der frau“* im tayloristisch-fordistischen prinzip der wissenschaftlichen betriebsführung: bewegungsabläufe und arbeitsvorgänge werden in kleine teilabschnitte zerlegt, optimiert und wieder zusammengesetzt. (frankfurter küche, margarethe schüttelihotzky). am ende dieser ökonomischen rationalisierung steht aber die isolation der frau in einer auf physische arbeitsvorgänge reduzierten, gänzlich auf nahrungszubereitung spezialisierten kochmaschine. in der (weiterentwickelten?) münchner küche (hanna löv, walther schmidt) beaufsichtigt frau hinter glas auch die kinder im angrenzenden wohnraum.

gegen das diktat der normierten, standardisierten, sterilen, reduzierten einbauküche fordert 1982 otl aicher *„die küche zum kochen“* als ende einer architekturdoktrin, die zugleich auch dem (männlich konnotierten?) repräsentativen kochen dient. tatsächlich folgt die renaissance der *„wohnküche“*, in der man nicht nur *„mit lust kocht“*, sondern die wiederum als funktionsheterogener raum zu einem mittelpunkt der kommunikation wird, wobei der herd wieder *„der embryo der gesellschaftlichen formen im allgemeinen und das symbol der niederlassung und vereinigung sei.“*[3]

auch der bis ins späte mittelalter mobile und keinem raum zugehörige tisch (ursprüngliche bedeutung discus = scheibe, platte – also ohne untergestell) wird mitsamt der funktion essen nun einem eigenen raum, (dem späteren *„speisezimmer“*), zugeordnet und dort mit starren beinen fixiert. die tafel konnte nur mehr symbolisch aufgehoben werden, essen ist und bleibt aber ein sozial relevantes und teilweise hedonistisches ereignis. die gemeinsame wurzel von tisch und herd, der altar, der ursprünglich eine art brandopfer-tischherd und kultisches symbol der gemeinschaft war, existiert *„im privaten“* nur mehr am rande durch bindeglieder wie altartuch-tischdecke oder die rituelle speisenteilung, die vom ranghöchsten familienmitglied durchgeführt wird. in der *„schreibwütigen“* renaissance trennt sich auch der esstisch vom arbeits-tisch oder schreib-tisch.

[2] vgl. eva stille: von der dunklen zur hellen küche, geschichte von küche und puppenküche bis 1900, in: michael andritzky: oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle, haushalt und wohnen im wandel, ausstellungskatalog gießen 1992, 62-76

[3] gottfried semper, kleine schriften, https://archive.org/details/kleineschriftenoosempgoog, 352, abgerufen am 20.05.2014

literaturliste

raumtypologien, entwicklung aus möbeln I - herd, tisch

texte

wrangham, richard: „feuer fangen: wie uns kochen zum menschen machten“, münchen, 2009.
semprer, gottfried: „über den zusammenhang der architektonischen systeme .., in: kleine schriften“.
wright, frank lloyd : „schriften und bauten“.
andritzky, michael: „u.b: oikos: von der feuerstelle zur mikrowelle“.
kunde, jeanette: „geschichte der heizung, der weg vom feuer zur heizungsanlage“.
barbey, gilles: „wohnhaft: essay über die innere geschichte der massenwohnung“.
kuhlmann, dörte: „raum, macht, differenz“.
giedion, sigfrieg: „die herrschaft der mechanisierung“.
schütte-lihotzky, margarete: „die frankfurter küche“.
fehrer, wolfgang: „das japanische teehaus“.
grimm, jacob, grimm, wilhelm: „deutsches wörterbuch, band 21, tisch“.
de michelis, macro: „trübe transparenzen in freibeuter“.
aicher, otl: „die küche zum kochen: das ende einer architekturdoktrin“.
uhlig, günter: „zur geschichte des einküchenhauses..in: niethammer, lutz, wohnen im wandel“
uhlig, günter: „kollektivmodell „einküchenhaus“.
ariés, philippe: „geschichte der kindheit“.
giedion, sigfried: „die herrschaft der mechanisierung“.
teyssot, georges: „die krankheit des domizilis. wohnen und wohnbau 1800-1930“.

gesetze, normen, richtlinien

steiermärkisches baugesetz, 2020.
wiener bauordnung, 2004.
landesgesetztblatt für wien, 1996.
landesgesetzblatt für wien, 1991.

feuer fangen: wie uns kochen zum menschen machten, münchen 2009
wrangham, richard.
s.16-17

Reise um die Welt machte Darwin die Erfahrung, was es bedeutete, in der Wildnis Hunger zu haben. Wenn seine Begleiter und er an abgelegenen Stellen kampierten, entfachten sie ein Feuer, indem sie Holzstöcke aneinander rieben, und kochten mit heißen Steinen in einem Erdofen. Er bezeichnete die »Entdeckung des Feuers« als »wahrscheinlich die größte mit Ausnahme der Sprache«. Durch die vom Menschen entdeckte »Kunst, Feuer zu machen« konnten »harte, holzige Wurzeln verdaulich und giftige Wurzeln oder Kräuter unschädlich gemacht werden«. Er wusste um den Wert gekochter Nahrung.[6]

Doch Darwin zeigte kein Interesse an der Frage, wann die Menschen anfingen, das Feuer zu beherrschen. Seine Leidenschaft war die Evolution, und nach seiner Meinung spielte das Feuer für die Entwicklung des Menschen keine Rolle. Wie die meisten Menschen nahm er einfach an, dass unsere Vorfahren zu der Zeit, als sie das Feuer zu beherrschen lernten, bereits Menschen waren. Er zitierte zustimmend einen anderen Evolutionstheoretiker, Alfred Russel Wallace, der geschrieben hatte: »Durch seine geistigen Fähigkeiten ist der Mensch in den Stand gesetzt, sich bei einem nicht weiter veränderten Körper mit dem sich weiter verändernden Universum in Harmonie zu erhalten.« Die Beherrschung des Feuers war lediglich eine weitere Art und Weise, bei unverändertem Körper dank geistiger Beweglichkeit mit den Widrigkeiten der Natur zurechtzukommen: »Wenn er in ein kälteres Clima wandert, benutzt er Kleider, baut sich Hütten und macht Feuer, und mit Hülfe des Feuers bereitet er sich durch Kochen Nahrung aus sonst unverdaulichen Stoffen … Andererseits müssen die niederen Thiere Modificationen ihres Körperbaues erleiden, um unter bedeutend veränderten Bedingungen leben zu bleiben.«[7]

Die Vorstellung, die Menschen hätten einen »unveränderten Körper« gehabt, während sie neue Mittel und Wege

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

fanden, ihr Leben zu erleichtern, ist großenteils richtig. Seit dem Erscheinen des *Homo erectus* vor fast zwei Millionen Jahren hat sich der Körperbau nur wenig verändert. Kultur ist die Trumpfkarte, die es den Menschen ermöglicht, sich anzupassen, und gemessen an der zwei Millionen Jahre langen Existenz des Menschen sind die meisten Kulturleistungen tatsächlich sehr jung. In der Zeit, die mehr als 200 000 Jahre zurückliegt, waren die hauptsächlichen archäologisch nachgewiesenen Neuerungen Steinwerkzeuge und Speere. Bildende Kunst, Angelhaken, Schmuck wie Halsketten und Waffen mit steinernen Spitzen kamen erst später auf. Warum also sollte die Beherrschung des Feuers älter sein? Die meisten Anthropologen sind Darwin in seiner Annahme gefolgt, dass das Kochen eine recht junge Erweiterung des menschlichen Fertigkeitsspektrums darstellt, eine nützliche Gepflogenheit ohne jede biologische oder evolutionäre Bedeutung. Wir nutzen das Feuer, schien Darwin sagen zu wollen, doch zur Not könnten wir auch ohne es überleben. Daraus folgte für ihn, dass das Kochen biologisch irrelevant war.

Ein Jahrhundert später legte der französische Kulturanthropologe Claude Lévi-Strauss mit seinem Werk *Das Rohe und das Gekochte* eine revolutionäre Analyse menschlicher Kulturen vor, die implizit die These der biologischen Bedeutungslosigkeit des Kochens unterstützte. Er war Experte auf dem Gebiet der Mythen brasilianischer Indianerstämme und tief beeindruckt von der Art und Weise, wie das Kochen bei ihnen die menschliche Herrschaft über die Natur symbolisierte. Für ihn begründete das Kochen den Unterschied zwischen Tieren und Menschen: Es markiere nicht nur den Übergang vom Naturzustand zu einer Kultur, sondern es definiere geradezu die Conditio humana mit all ihren Attributen. Lévi-Strauss' Erkenntnis, dass das Kochen ein wesentliches Merkmal des Menschen ist, war

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

feuer fangen: wie uns kochen zum menschen machten, münchen 2009
wrangham, richard.
s.18-19

scharfsinnig. Doch erstaunlicherweise maß er dieser Tätigkeit lediglich psychologische Bedeutung bei. Sein Fachkollege Edmund Leach fasste die Vorstellungen Lévi-Strauss' prägnant zusammen: »Die Menschen *müssen* ihre Nahrung ja nicht kochen, sie tun es aus symbolischen Gründen: um zu zeigen, dass sie Menschen sind und keine Tiere.«[8] Lévi-Strauss war ein hervorragender Anthropologe, und seine unausgesprochene Ansicht, das Kochen habe keine biologische Bedeutung, fand eine breite Resonanz. Niemand stellte diesen Aspekt seiner Analyse in Frage.

Obwohl die Meinung vorherrschte, das Feuer habe für die menschliche Evolution kaum eine Rolle gespielt, vertraten einige Fachleute den Standpunkt, das Kochen habe die Natur des Menschen wesentlich mitgeprägt. Am vernehmlichsten waren die Stimmen von Ernährungsforschern. Der berühmte französische Gastrosoph Jean Anthelme Brillat-Savarin schien bereits ein Anhänger der Evolution zu sein, als Charles Darwin noch ein Jugendlicher war. »Die Bedürfnisse der Küche haben uns gelehrt, das Feuer zu benutzen, und durch das Feuer hat der Mensch die Natur gebändigt«, hat er 1825 geschrieben.[9] Für ihn stand außer Frage, dass das Garen den Verzehr von Fleisch wesentlich erleichtert. Nachdem unsere Vorfahren das Kochen entdeckt hatten, so Brillat-Savarin, wurde Fleisch begehrter und wertvoller, sodass die Jagd an Bedeutung gewann. Und da die Jagd in der Hauptsache eine männliche Domäne war, übernahmen die Frauen das Kochen. Brillat-Savarin erkannte frühzeitig eine Verbindung zwischen Kochen und Hauswirtschaft, ohne seinen Gedanken weiter zu vertiefen. Es waren beiläufige Bemerkungen, versteckt in einem umfangreichen Werk und kaum beachtet.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts warfen Autoren verschiedener Fachrichtungen – der biologischen

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

Anthropologie (Carleton Coon und Loring Brace), der Archäologie (insbesondere Catherine Perlès) und der Soziologie (Joop Goudsblom) – die Frage auf, in welcher Weise die Beherrschung des Feuers das menschliche Verhalten oder die Evolution beeinflusst hat.[10] Doch ihre Analysen blieben oberflächlich, und sie überließen es den Spezialisten für die Geschichte des Kochens, verbindlichere Antworten zu finden. 1998 verknüpfte einer von ihnen, Michael Symons, Ergebnisse aus unterschiedlichen Disziplinen zu einer These von noch nie da gewesener Kühnheit: Ausgehend von der Beobachtung, dass das Kochen viele Aspekte des menschlichen Lebens beeinflusst, von der Ernährung bis zur Gesamtgesellschaft, gelangte Symons zu dem Schluss, dass »das Kochen das fehlende Bindeglied« sei, »das, was den Menschen ausmacht … Für mich stützt sich unser Menschsein auf Köche.« In einem 2001 erschienen Buch über die Geschichte der menschlichen Nahrung erklärte der Historiker Felipe Fernández-Armesto das Kochen zu einem »Indikator für das Menschliche an der der Menschheit«.[11] Doch weder diese noch andere Autoren, die vom Einfluss des Kochens auf den Menschen überzeugt sind, haben erkannt, in welcher Weise sich das Kochen auf den Nährwert von Lebensmitteln auswirkt. So wurden die entscheidenden Fragen gar nicht gestellt, zum Beispiel, ob der Mensch evolutionär an gekochte Nahrung angepasst ist, auf genau welche Weise das Kochen – wie behauptet – den Menschen zum Menschen gemacht hat oder wann das Kochen aufgekommen ist. Das Ergebnis war eine Reihe von Ideen, die zwar faszinierend waren, aber keinen Bezug zur biologischen Realität hatten. Es wurde suggeriert, dass das Kochen uns geformt habe, aber die Fragen, warum, wann oder auf welche Weise das geschah, blieben offen.

Es gibt eine Möglichkeit, festzustellen, ob das Kochen tatsächlich biologisch so unbedeutend ist, wie Darwin

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

feuer fangen: wie uns kochen zum menschen machten, münchen 2009
wrangham, richard.
s.20-21

glaubte, oder aber so wesentlich für die Menschheit, wie Symons meint: Wir müssen herausfinden, was beim Kochen eigentlich passiert. Viele Wirkungen des Kochens liegen auf der Hand. Es lässt Gifte zerfallen, erzeugt intensive und angenehme Aromen und beugt dem Verderben der Nahrung vor. Das Garen ermöglicht es uns, im Rohzustand zähe Nahrungsmittel zu zerteilen, zu zerkleinern oder zu pürieren. Doch keiner dieser Vorteile ist so bedeutsam wie ein bislang kaum gewürdigter Aspekt: Das Kochen erhöht die Energiemenge, die wir beim Verzehr der Nahrung aufnehmen.

Diese zusätzliche Energie verlieh den ersten Köchen und Köchinnen biologische Vorteile. Sie lebten länger und reproduzierten sich erfolgreicher als vorher. Ihre Gene breiteten sich stärker aus. Der Körper reagierte auf die zusätzliche Energiezufuhr, indem er sich an die gekochte Nahrung anpasste, und wurde durch die natürliche Selektion so umgeformt, dass er aus der neuartigen Nahrung den größtmöglichen Nutzen zog. Es kam zu Veränderungen des Körperbaus, der Physiologie, der Ökologie, der Lebensgeschichte, der Psychologie und der Gesellschaft. Fossile Befunde lassen vermuten, dass diese Abhängigkeit nicht erst einige Zehntausend oder auch einige Hunderttausend Jahre alt ist, sondern gleich zu Beginn unserer irdischen Existenz und unserer Evolution aufkam: beim Übergang von den Habilinen zu *Homo erectus*. Brillat-Savarin und Symons haben mit Recht gesagt, wir hätten die Natur mit dem Feuer gezähmt. Wir können tatsächlich unser Menschsein an der Erfindung des Kochens festmachen.

Zusammengenommen bilden diese Behauptungen die »cooking hypothesis«: die Kochhypothese. Ihr zufolge ist der Mensch in ganz derselben Weise dafür eingerichtet, gekochte Nahrung aufzunehmen, wie Kühe dafür eingerichtet sind, Gras zu fressen, oder Flöhe dafür, Blut zu saugen, oder wie

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

jedes andere Tier für seine typische Nahrung. Wir sind an die für uns adäquate Nahrung in gekochter Form gebunden, und die Folgen dieses Faktums durchdringen unser ganzes Dasein, vom Körper bis zum Denken. Wir Menschen sind die kochenden Affen, Geschöpfe des Feuers.[12]

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

tektur, sowie der des Mittelalters; ja kaum sind wir uns über die Bedingungen unserer eigenen gegenwärtigen Kunst ganz klar. Auf alle Fälle halte ich es für notwendig, von solchen allgemeinen Begriffen auszugehen, um die verschiedenen Formen der Architektur zu erklären.

Indem ich dieselben festzustellen versuche, hoffe ich, daß sie gegenüber dem ungeheuren vor uns liegenden Materiale einen gewissen Anhalt bieten, selbst wenn ich in dem einen oder anderen Punkte irren sollte.

In einer früheren Abhandlung habe ich den Herd als den Embryo der gesellschaftlichen Formen im allgemeinen und als das Symbol der Niederlassung und Vereinigung bezeichnet.

Die erste gesellschaftliche Form, welche sich um diesen Ausgangspunkt der Kultur zusammenfügte, war die patriarchalische Form des Familienlebens, Verhältnisse, ähnlich denjenigen, welche in den Büchern des alten Testamentes eine so poetische Schilderung gefunden haben und welche noch jetzt in denselben Gegenden Asiens, auf die sich jene Beschreibungen beziehen, zu finden sind.

Auf dieser Stufe der Gesellschaft finden wir noch keine Baukunst, wenngleich die ausschmückenden Künste und der Luxus einen gewissen Grad der Ausbildung erreichen konnten, der sich hauptsächlich in den Erzeugnissen der Töpferei, Holzschnitzerei, Weberei, Metallbearbeitung 2c. aussprach.

Diese patriarchalische Gesellschaftsform erlitt keine wesentlichen, prinzipiellen Aenderungen, als sie sich zu einer Bundesgenossenschaft zwischen den verschiedenen Familien und Stämmen derselben Rasse erweiterte.

Obgleich nun eine derartige politische Form der Verbindung zwischen den Stämmen eines und desselben Ursprungs die natürlichste und vernünftigste zu sein scheint, finden wir doch zumeist, daß sie von andern Prinzipien verdrängt wurde, die in jenen Gegenden, der Wiege der menschlichen Civilisation, vorherrschend waren, nämlich von dem dynastischen Regiment und dem Abso-

7. Ueber den Ursprung einiger Architekturstile*).

Ebenso wie der Herd, die Feuerstelle, als das älteste und höchste Symbol der Civilisation und der menschlichen Gesittung anzusehen ist, kann er auch das erste und wichtigste Element, die Seele jedes architektonischen Werkes genannt werden. Um ihn vereinigen sich als schützende Negationen der der Flamme feindlichen Naturkräfte die drei übrigen Elemente der Baukunst, das Dach, die Mauer und die Terrasse.

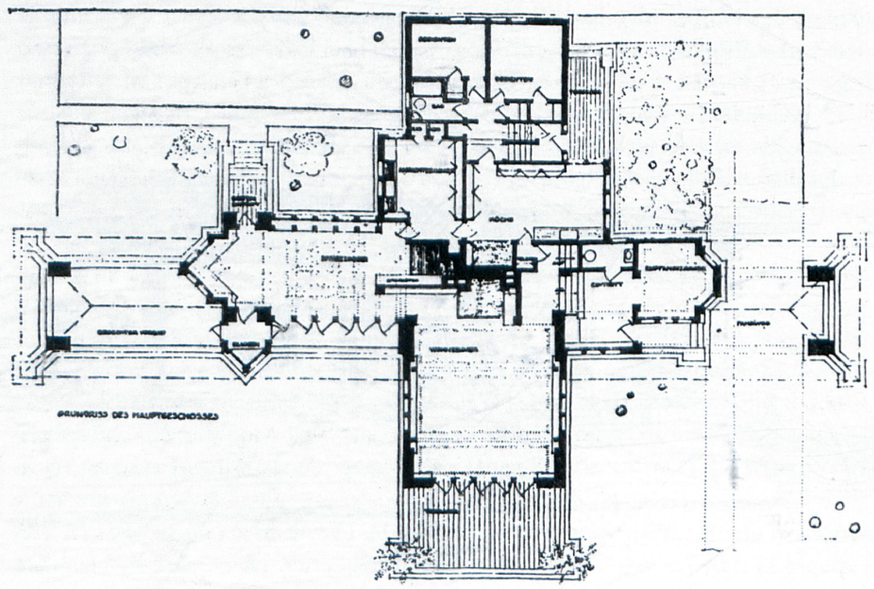
Die Zahl der Kombinationen, welche diese Grundbestandteile eines Gebäudes miteinander eingehen können, ist unbeschränkt, oder zum mindesten sehr groß; ihre Verschiedenheiten richten sich nach den Verschiedenheiten der Rassen und Nationen, ihrer natürlichen Anlagen, ihrer politischen und religiösen Neigungen und Entwickelung und namentlich nach den klimatischen und natürlichen Unterschieden der Erdstriche, in denen sie leben.

Unter gewissen Umständen finden wir eines oder mehrere dieser Elemente in höherem Grade entwickelt als die übrigen, während unter anderen Verhältnissen wieder die letzteren den ersten Platz einnehmen.

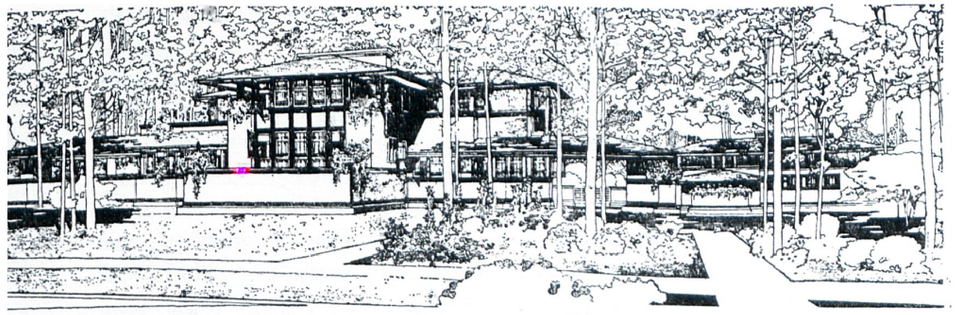
Es bedarf keines Beweises, daß wo der Mensch in einzelnen Gruppen oder Familien zusammenlebte und das Herdfeuer nur gegen die Unbilden der Elemente zu schützen hatte, wo bei den ersten Anfängen der nationalen Entwickelung ein Eigentumsrecht noch nicht bestand, oder nur selten angefochten wurde, wo die

*) Vortrag, gehalten in London 1854.

nur zu rufen: »Junge, nimm das Stück Nr. 37 wieder ab und setz der Dame des Hauses dort ein Erkerfenster hin!«
Das erste, was man tun mußte, war also, die Dachkammer loszuwerden und damit auch die Fenstergaube und die nutzlosen »Höhen« darunter. Als nächstes schafft den ungesunden Keller ab, völlig — jawohl, unbedingt —, in jedem Haus, das auf der Prärie gebaut ist. Statt der hageren Ziegelschornsteine, die brüchig aus steilen Dächern aufragen, um allenthalben auf das »Gericht« hinzuweisen, würde ich nur einen für notwendig halten, einen breiten, großzügigen, höchstens jedoch zwei, die man über sanft geneigten Dächern oder vielleicht flachen Dächern niedrig hält. Die große Feuerstelle unten im Innern wurde nun zur Stelle für ein wirkliches Feuer und rechtfertigte die Größe des Schornsteins draußen. Zu jener Zeit aber war eine wirkliche Feuerstelle ungewöhnlich. Statt dessen gab es damals »Kaminumbauten«. Das war ein Marmorrahmen für ein paar Stücke Glut oder ein hölzernes Möbelstück, in das man Kacheln und einen »Rost« geschoben hatte; das Ganze wurde — bums — an die Wand gesetzt. Der Kaminumbau war eine Beleidigung für die Behaglichkeit, während die *integrierte* Feuerstelle zu einem wichtigen Teil des Gebäudes selbst



38



1902 Grundriß (links) und Ansicht des Hauses W. W. Willitts, *Highland Park, Illinois*

in jenen Häusern wurde, die ich dort draußen auf der Prärie bauen durfte. Es freute mich, das Feuer tief im Mauerwerk des Hauses selbst brennen zu sehen.
Ich nahm mir den Menschen zum Maßstab und senkte die Höhe des ganzen Hauses so weit, daß es für einen normalen Mann paßte; da ich an keinen andern Maßstab glaubte, breitete ich die Baumasse aus, so weit es irgend ging; ich brachte sie herunter und machte sie geräumig. Man hat behauptet, wenn ich sieben, acht Zentimeter größer wäre (ich bin einsvierundsiebzig), hätten alle meine Häuser andere Proportionen. Vielleicht.
Die Hauswände begannen jetzt zu ebener Erde auf einer Wasserabflußrinne aus Beton oder Stein, die wie eine niedrige Plattform unter dem Gebäude aussah und es gewöhnlich auch war. Doch die Hauswände hörten in Höhe der Fensterbrüstungen des zweiten Stockwerks auf, damit die Zimmer oben in einer fortlaufenden Fensterreihe unter den breiten Traufen eines sanft geneigten, überstehenden Daches herauskamen. Damit wurden die unteren Wände zu Schutzschirmen und die des zweiten Stockwerks zu Lichtschirmen. Das war wirkliche *Einfriedigung des Innenraums.* Anscheinend ein neues Baugefühl.
Da das Klima nun einmal den heftigen Wechsel von heiß und kalt, feucht und trocken, dunkel und hell mit sich bringt, versah ich das Ganze mit breitem Dachschutz und griff dazu auf die Bedeutung zurück, die das Gesims ursprünglich hatte. Die Unterseite der Dachüberstände war glatt und hell von Farbe, um einen Schein reflektierten Lichts zu erzeugen, der die oberen Räume nicht dunkel, sondern freundlich machte. Der Überstand hatte doppelten Wert: Schutz und Erhaltung der Haus-

39

u.a: oikos: von der feuerstelle zur mikrowelle
andritzky, michael.
s.37-49

MARGRET TRÄNKLE

ZUR GESCHICHTE DES HERDES

-VOM OFFENEN FEUER ZUR MIKROWELLE-

Foto: Drei Epochen Herdgeschichte in einer Küche: In einer Schwarzwälder Rauchküche sind eine Kochmaschine des 19. Jahrhunderts und ein Elektroherd installiert. Der Rauch von der Kochmaschine und vom Backofen wird offen, ohne Kamin, durch ein Loch in der Decke abgeleitet. Die Küche ist noch schwarz vom Rauch vieler Jahrzehnte, doch die neue Technik hat sich die Küche stufenweise erobert. Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart

DIE ÄLTESTE KOCHSTELLE DER WELT: DAS OFFENE FEUER

Kein Schulausflug ist heute komplett ohne Würstchenbraten am Lagerfeuer, keine Sommersaison ohne den Einsatz des Gartengrills. Als Freizeitvergnügen betreiben die heutigen Zeitgenossen, was jahrtausendelang oft recht mühselige Alltagsplackerei war. »Früh wann die Hähne krähn / Eh die Sternlein verschwinden / Muß ich am Herde stehn / Muß Feuer zünden«, so klagt ein Mädchen in einem Gedicht von Eduard Mörike. Schon lange bevor der Haushalt am Morgen in Gang kam, mußte die Glut vom Vortag neu entfacht werden für die Morgensuppe. Dafür mußte Brennmaterial zugerichtet und gestapelt, die Feuerstelle von Aschenresten gesäubert sein und das Feuer auf die richtige Hitze gebracht werden. Das waren seit archaischen Zeiten geübte Handgriffe, zu denen es bis vor 150 Jahren keine Alternative gab: Kochen und Braten konnte man bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gar nicht anders

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

Abb.1

Abb.2

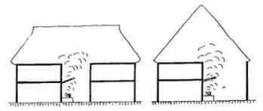
Abb.3

Abb.4

Abb.5

bewerkstelligen als über der hoch brennenden Flamme oder offen schwelenden Glut. Seit den ersten Feuerstellen der Urmenschen hatte sich da im Prinzip kaum etwas verändert, wenn es auch im Lauf der Jahrtausende immer wieder Verbesserungen des Feuerplatzes und der Kochutensilien gegeben hatte.

Die urtümlichste Form des Kochplatzes ist die Feuerstelle am Boden: zuerst als Lagerfeuer im Freien, später in der einfachen Behausung. Der Rauch zog einfach über ein Loch in der Zeltspitze oder durch Lücken in der Dachdeckung ab.



Aufriß durch ein mehrgeschossiges Rauchhaus. Kein Zwischengeschoß über dem Herd, sondern nur ein Funkenschild.

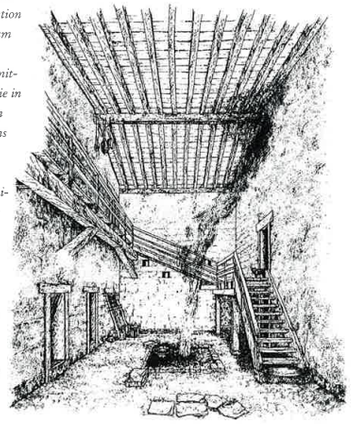
Freier Rauchabzug in einer bayrischen Bauernküche. Funkenschild über dem Herd, rechts oben in der Wand Rauchlöcher.

RAUCHHÄUSER UND RAUCHKÜCHEN

Selbst als die Behausungen differenzierter und fester wurden, hielt sich dieses einfache Verfahren des freien Rauchabzugs noch lange, zum Teil sogar bis über die Zeit der allgemeinen Einführung des Kamins hinaus. Vor allem in bäuerlichen Haustypen haben die Volkskundler Herdfeuer ohne Kaminanschluß bis fast in die Neuzeit hinein gefunden; sie sprechen hier von Rauchhäusern und Rauchküchen. Ein solches Rauchhaus war z.B. das Niederdeutsche Hallenhaus, das die altertümlichste Form des Kochfeuers als Lagerfeuer im Haus überlieferte (heute in musealer Rekonstruktion nacherlebbar). Die Feuerstelle liegt frei umgehbar in der Mitte der Diele, sie ist Kochstelle und häuslicher Wärme- und Versammlungsplatz in einem.

In romantisierender Rückschau wird heute oft die verlorengegangene Funktion der Feuerstelle als Zentrum häuslichen Zusammenlebens beklagt, während zeitgenössische Berichte eher die Nachteile des Kochens in Dunst und Qualm sehen: Um 1790 schrieb ein Kritiker: »Die Küchen sind kalt und allem Winde

Abb.1: ›Herdplatte‹, Steinaufschichtung mit Lehm ausgestrichen. Museale Rekonstruktion bronzezeitlicher Funde im Freilichtmuseum Hjerl Hede, Dänemark
Abb.2: Rekonstruktionsskizze einer frühmittelalterlichen Herdplatte, die zeigt, daß die in der Bronzezeit üblichen lehmbestrichenen Steinaufschichtungen als Herdplatte bis ins frühe Mittelalter gebräuchlich waren. Wikingermuseum, Haithabu, Schleswig
Abb.3-5: Rekonstruktionen aus einer römischen Küche: Backofen, Herd, Feuerstelle für den großen Topf. Römermuseum, Augst, Schweiz. Fotos: M.Tränkle
Abb.rechts: Gesicherte Rekonstruktion eines Herdraums aus einem griechischen Haus. Die Küche ist wegen dem Rauchabzug bis unters Dach offen, das übrige Haus ist in Geschosse unterteilt. Die Herdstelle gleicht einem frei umgehbaren Lagerfeuer. Aus: W.Hoepfner, E.-L.Schwandner: Haus und Stadt im klassischen Griechenland, München 1986, S.111



offen. ... Auch sind an vielen Bauernhäusern noch keine Kamine, darum sieht da alles so schmutzig und so schwarz aus. Menschen, Kleider, Leinenzeug, das Essen und das Futter fürs Vieh sind wie geräuchert« (Kaiser, S. 6). Trotz dieser Nachteile hielten viele Bauern an ihren Rauchhäusern und -küchen fest, weil sie auch die Vorteile des frei aufsteigenden Rauches sahen. Er konservierte das Hausgebälk, schützte vor Ungeziefer und diente zum Räuchern von Fleisch und Würsten.

Kochen am offenen Kamin einer mittelalterlichen Burg. Der Kessel hängt an einer Kette über dem bodennahen Holzfeuer, um 1500.
Rechts: 2.v.o.: aus: Balthasar Staindl: Ein sehr Künstliches und nützliches Kochbuch, Augsburg 1602.
3.v.o.:Mathis Hüpfuff, Küchenmeisterey, Straßburg 1507.
Unten: aus: Koch- und Kellerey von allen Speisen und Getränken, Frankfurt 1545

DIE DOPPELTE FUNKTION DES FEUERS: KOCHEN UND HEIZEN GLEICHZEITIG

Wie das Lagerfeuer im Freien, so übten auch die Feuer im Haus noch lange zwei Funktionen gleichzeitig aus: Kochen und Heizen. Auch als die frei umgehbare Feuerstelle verschwand, blieb diese Doppelfunktion bestehen. Mit dem offenen Kamin und dem gemauerten Herdblock bildeten sich zwei Heiz-Koch-Gelegenheiten heraus, die erst später getrennte Entwicklungen zu reinen Heiz- bzw. reinen Kochstellen durchmachten.

DER KOCH-KAMIN

Die Installation von Kaminen erfolgte erstmals zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert. Rauchlöcher im Dach oder oben an der Wand genügten nicht mehr, als man in den mittelalterlichen Städten und Burgen zunehmend mehrgeschossige Häuser baute. Hier leitete man den Rauch durch meist hölzerne Schächte zum Rauchloch. Die Feuerstelle wurde an den Rauchfang angebunden, und damit wanderte das Feuer aus der Raummitte an die Wand (Faber, S. 40).
Die Feuerstelle direkt im raumseitig geöffneten Rauchschacht anzulegen, war die einfachste Lösung; sie existiert bis heute im Typus des offenen Kamins weiter. Inzwischen hat er allerdings seine Kochfunktion völlig verloren und ist zu einer reinen Heizquelle geworden. Auf alten Abbildungen sieht man jedoch häufig, wie im Kaminfeuer gekocht wird. Allerdings war das eine unbequeme Prozedur, man konnte an der Kaminfeuerstelle am Boden nur kniend, hockend oder gebückt hantieren.

DER GEMAUERTE HERDBLOCK

Eine bequemere Alternative zum Kochen bot der gemauerte Herdblock. Er ist schon ein wichtiger Schritt zur Differenzierung von Raum und Einrichtung. Mit ihm beginnt die Geschichte des spezialisierten Raums zum Kochen – der Küche.
Der Herdblock wurde als Sockel in Knöchel-, Knie- oder Tischhöhe massiv aufgemauert und an den Kamin angelehnt, auf seiner Oberfläche konnten Feuerstellen und Gluthaufen aufgeschichtet werden. Den aufsteigenden Rauch fing man in einer Überdachung des Herdblockes auf, und von dort zog er in den Kamin ab. Der abgewalmte oder gewölbte Kaminhut bot auf seinem Rand Platz zum Abstellen von Geschirr. In massiv gemauerten Sockel war ein Bogengewölbe ausgespart zum Lagern und Vortrocknen eines Holzvorrats. Das

Frei umgehbarer gemauerter Herdblock, für mehrere Feuer geeignet.
Koch und Kellermeisterey, Frankfurt, 1581

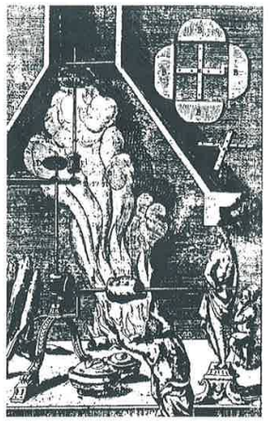
Bild des Herdes als Block mit dem Kaminhut darüber war so prägend, daß es bis heute gültig geblieben ist: Bis in die modernen Einbauküchen hinein wird an einem kubischen Herdblock gekocht, mit einer Dunstabzugshaube darüber, die vorzugsweise noch die alte abgewalmte Form besitzt.
Obwohl der gemauerte Herdblock viel eindeutiger als der offene Kamin als Spezialanlage zum Kochen gebaut war, blieb er zusätzlich immer auch Wärme- und Heizquelle.
Diese Funktion blieb auch bei den späteren Herden mit verdeckter Befeuerung noch lange erhalten. Hier hatte man immer einen warmen Platz zum Trocknen von Tüchern und Wäsche, und oft stand ein Stuhl oder Sessel neben dem Herd.

SO KOCHTE MAN AM OFFENEN FEUER

Über die Praxis, am offenen Feuer zu kochen, verfügen wir heute nur noch in Ansätzen. Immerhin hat sich jeder, der einmal einen Holzkohlengrill bedient hat, prinzipielle Erkenntnisse gesammelt: Wie lange es dauert, bis das Feuer auf die richtige Temperatur gebracht und wie schwierig es ist, diese auch für die Dauer des Kochvorgangs zu erhalten.
Wollte man nun gar unterschiedliche Hitzegrade gleichzeitig zur Verfügung haben, so bräuchte man unterschiedliche Feuerquellen; und genau nach diesem System mußten die Köchinnen und Köche früher arbeiten. Auf dem gemauerten Herd brannten oft gleichzeitig ein hoch loderndes Feuer aus Holzscheiten für den großen Kessel mit der Suppe und daneben gleichzeitig mehrere kleinere Gluthaufen aus Kohle für den Fischgrill oder den Bratspieß. Etwas dosieren ließ sich die Wärmezufuhr durch die Nähe oder Entfernung des Kochguts zum Feuer: man hängte den Topf am eingesägten Halter (dem Sägehal) einfach ein paar Kerben höher, wenn man weniger Hitze brauchte.

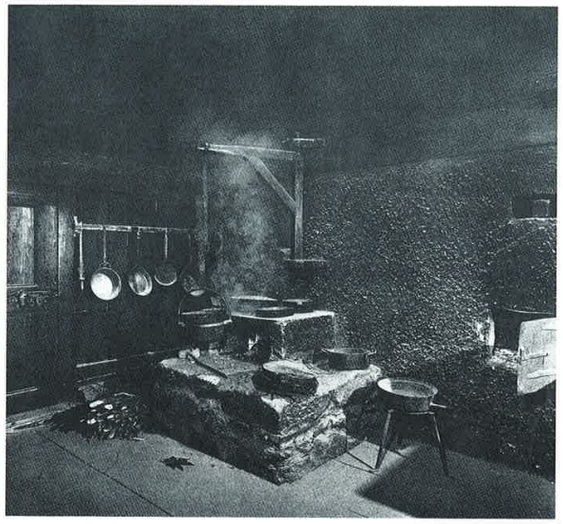
POT AU FEU UND BRATSPIESS

»Am Anfang war der Topf«, schreibt Leo Moulin in seiner Kulturgeschichte der Tafelfreuden. Es geht ihm dabei weniger um eine exakte historische Datierung von Kochgeschirren, vielmehr will er bildhaft machen, daß die hochlodernden Flammen und ein großer Kessel darüber über lange Zeit symbolhaft für die Geschichte des Kochens stehen.
Schon die römischen Küchen waren mit großen Kesseln aus Bronze ausgestattet, die man an einem schwenkbaren Arm über das Feuer hängte oder auf einem Dreifuß direkt ins Feuer stellen konnte. Seit den frühesten mittelalterlichen Abbildungen begleitet uns der große eiserne Topf dann bis ins 19. Jahrhundert hinein als unverzichtbares Grundzubehör jeder Küche. »Dieser Kessel ... lieferte eine immer wieder aufgekochte, aber ständig wechselnde Brühe, die Tag für Tag mit dem bereichert wurde, was man gerade zur Hand hatte. ... Ein Kaninchen, ein Huhn oder eine Taube verlieh der Brühe ein kräftiges Fleischaroma, und der Geschmack von Kohl oder gepökeltem Schweinefleisch würzte noch tagelang die anderen Speisen, aber außer in Notzeiten war immer etwas Heißes, Sättigendes in diesem Kessel – eine dicke Suppe mit den Fleischresten früherer Mahlzeiten, ein Stück Schweinefleisch oder Wildbret oder nahrhafte Knödel aus Roggen- oder Erbsmehl.« Reay Tannahill hat in dieser Beschreibung des Kesselinhalts vermutlich den Fleischanteil zu hoch angesetzt, zumindest für die ärmere Bevölkerung, die sich mit den Gemüsen der Jahreszeit in der Suppe begnügen mußte. Suppen



Mechanischer Bratenwender. Die aufsteigende Hitze dreht einen Propeller im Kamin, die Bewegung wird über Zahnräder und Stangen auf den Spieß übertragen, Padua 1607
Foto links: Henkel-Archiv, Düsseldorf
Unten: Inneres einer Küche, Frankfurt, um 1850

u.a: oikos: von der feuerstelle zur mikrowelle
andritzky, michael.
s.37-49



Dreiseitige Umwandung des Feuers in der sog. ›Holzerspahrungskunst‹ der Konstanzer Ratsherrn Zwick, 1556.
Aufbau in einem Schwarzwälder Hof im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof
aus: Hermann Schilli, Der Vogtsbauernhof, Lahr 1975, S.16

FEUER UND RAUCH ALS GEFAHRENQUELLE

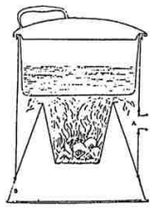
Aus heutiger Sicht, wo die Auflagen des Brandschutzes selbstverständlich geworden sind, mutet es unvorstellbar an, daß noch in den hochzivilisierten Küchen des Biedermeier frei brennende Feuer loderten. Die offenen Feuer waren denn auch hochgradige Gefahrenquellen – nicht wenige historische Stadtbrände zeugen wohl davon.
In der Stadt Rottenburg/Neckar wurden z.B. im Jahr 1644 über 500 Gebäude durch eine Feuersbrunst zerstört, die in einer Bäckerei ausgebrochen war. Solange es aber keine Alternative zum Kochen über dem offenen Feuer gab, konnten die Magistrate kaum wirksame Feuerschutzauflagen machen. Sobald jedoch – im 18. Jahrhundert – Herdkonstruktionen für ›verdecktes Feuer‹ erfunden wurden, setzten die Behörden strengere Sicherheitsvorschriften und begünstigten damit die Einführung der neuen Herdtechnik.

DER KAMPF GEGEN DAS OFFENE FEUER

Die Geschichte des Kochfeuers ist auch begleitet von Bemühungen, den großen Holzverbrauch zu drosseln, den Arbeitsplatz am Herd bequemer zu gestalten und überhaupt das Feuer immer besser zu zähmen. Schritte auf diesem Weg waren Versuche, das Feuer in eine Kammer einzuschließen nach dem Vorbild der längst bekannten Heizöfen. Die Strahlungswärme der Kachelöfen oder gußeisernen Heizöfen ließ sich allerdings nur zum Aufwärmen oder Warmhalten von Speisen nutzen. Zum Kochen selbst brauchte man die direkte Berührung des Topfes mit der Flamme. So blieben bei den ersten Versuchen mit Feuerkammern die Frontseiten noch geöffnet, damit man die Töpfe direkt in die Glut schieben konnte. Eine solche Feuerkammer war die sog. ›Holzersparungskunst‹, die 1556 von dem Konstanzer Ratsherrn Zwick konstruiert wurde (Katalog Freilichtmuseum Vogtsbauernhof). Die Kammer bestand aus einer dreiseitigen Ummauerung des Feuers und wurde mit und Breie aus dem großen Topf bildeten überall in Europa bis ins 19. Jahrhundert die Grundnahrung der einfachen Leute.
Bratspieße gehören schon nicht zur unabdingbaren Grundausstattung des Herdes. Fleisch am Spieß – das war nämlich ein Privileg. Wer, wie die Mehrheit, selten über Fleisch verfügte, ging haushälterisch damit um und kochte es lieber im großen Kessel, wo nichts vom Fett und dem Saft des Fleischstücks verloren gehen konnte. Anders die Bilder aus den Küchen der Adligen und später der wohlhabenden Bürger: Hier gibt es üppig mit Wildbret, Geflügel und großen Braten bestückte Spieße, manchmal mehrere übereinander.
Zunehmend zeigt sich hier auch eine Ausdifferenzierung der Zubereitungsarten am Feuer: Man benützt Töpfe zum Schmoren, Pfannen zum Rösten, Roste zum Grillen von Fischen oder Fleischscheiben.
Das alles konnte es nur dort geben, wo man sich die Zutaten und auch das Personal für arbeitsaufwendigere Zubereitungsarten leisten konnte.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

einer flachen Platte abgedeckt. Ganz ähnlich sah der im 17. und 18. Jahrhundert im niederdeutschen Raum verbreitete Schwibbogenherd aus – seine Kammer war allerdings größer und hatte als obere Abdeckung ein Bogengewölbe. Schwibbogenherd und Holzersparungskunst hatten den Vorteil, weniger Holz zu brauchen, die Wärme besser zu konzentrieren und besser vor Funkenflug zu schützen.
Lösungen für die völlige Einschließung des Feuers wurden erst im Lauf des 18. Jahrhunderts gefunden. Offensichtlich bedurfte es des gezielten wissenschaftlichen Experiments, um die Entwicklung des Kochens auf eine neue Stufe zu heben. Nicht die Handwerker, also die Ofenbauer, waren die Väter der neuen Herdtechnik, sondern Wissenschaftler und geschulte Denker wie der französische Architekt Cuvilliès, der englische Physiker Graf Rumford, der bayrische Geistliche Rat Danzer, der amerikanische Missionar P.P. Stewart. »Wärmeausnutzung lag außerhalb des Gesichtskreises des Handwerkers. Das war ein Problem für den Physiker.
Der Dampfkessel und der gußeiserne Ofen haben eine gemeinsame Voraussetzung: die wirkungsvolle Ausnützung der Wärme durch richtige Leitung der Verbrennungsgase.« (S. Giedion, zit. bei G. Benker, S. 15).
Der erste Schritt, das Feuer unter die



Herdplatte zu versenken, gelang 1735 Cuvilliès mit dem Castrolherd: Er deckte die rundum geschlossene Feuerkammer mit einer Platte ab, die mit Löchern versehen war. Aus diesen Löchern brannte das Feuer heraus und umflammte die darüberstehenden Kochgefäße. Danzer verbesserte diese Technik um die Wende zum 19. Jahrhundert, indem er die Töpfe in die Feuerlöcher einhängte, so daß nun gar kein Feuer mehr aus dem Herdgehäuse schlug und keine Wärme mehr verloren ging. Nach diesem System hatte auch Graf Rumford seine Herdlöcher und Töpfe aufeinander abgestimmt. Rumford gelang es auch, in systematischen Versuchen durch Unterfeuerung der Herdplatte von einer Feuerstelle aus mehrere Kochlöcher zu beheizen, indem horizontale Kanäle (Züge) zur Leitung von Heißluft und Flammen eingebaut wurden.
Die neuen Herde blieben um die Wende zum 19. Jahrhundert noch exklusive Neuerungen für wenige Schloßküchen, Anstaltsküchen oder Haushalte wohlhabender Bürger (Danzer baute etwa 500 Exemplare seines Castrolherds).

SPARHERD UND KOCHMASCHINE

Größere Serienauflagen von Herden mit verdeckter Befeuerung gab es erst, als die Gußeisenhütten die sogenannten ›Sparherde‹ und ›Kochmaschinen‹ zu produzieren begannen. Das waren eiserne

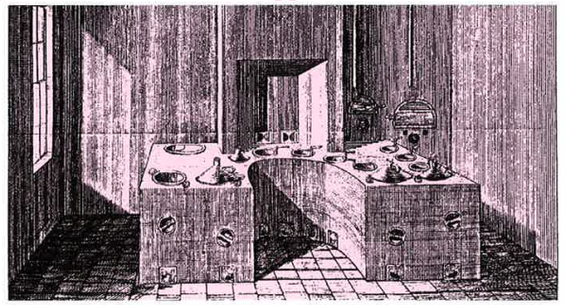
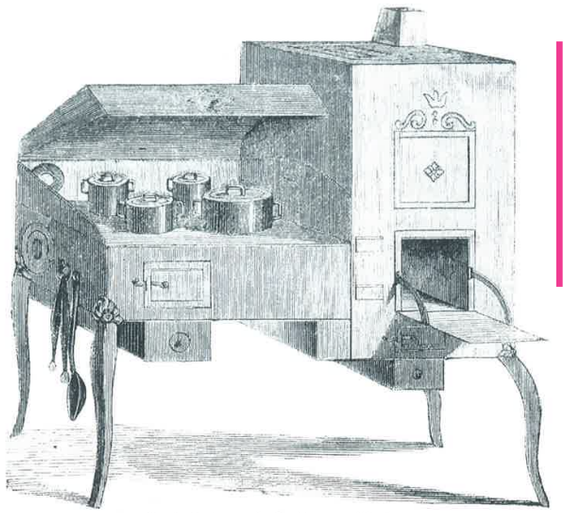


Foto oben: In Dänemark und Norddeutschland waren die sog. ›Schwibbogenherde‹ verbreitet, dreiseitig ummauerte Feuerstellen auf kniehohem Sockel, die vor die Kaminwand gesetzt wurden. Feuerstelle in einem dänischen Bauernhaus von 1782. Freilichtmuseum Hjerl Hede, Dänemark
Foto darunter: Castrolherd, Detailstudie: Das Kochgefäß wird über ein Eisengestell direkt in das Feuerloch gehängt, das rund oder eckig ist und ohne Abdeckung bleibt. Liebig-Museum Gießen
Fotos: M.Tränkle

Zeichnung.oben: Graf Rumfords tragbarer Eisenherd; der Topf ist fast ganz in die Verbrennungskammer eingesenkt, dadurch wird die Wärme optimal ausgenützt, die Feuerstelle ist nach oben durch den Topf verschlossen, so daß kein Wärmeverlust entsteht.
Abbildung links und Zeichnung oben:. aus: Benjamin Graf Rumford, Über Küchen-Feuerherde und Küchengeräte, Weimar 1803

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz



Sparkochherd von H. Drescher aus Altenburg.

Eiserner Sparherd, um 1850
Foto unten: Neckarwerke, Esslingen

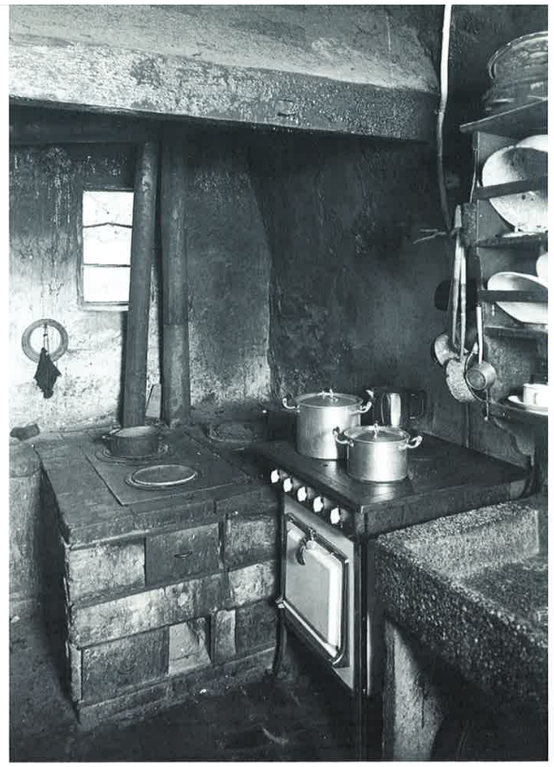
für das 19. Jahrhundert wie Wasserkraft und Elektrizität für unseres« (S. 573).
›Sparherd‹ war ein treffender Name für die neuen Herde, der wohl von einem der ersten gußeisernen Herde abgeleitet ist, den sein Erfinder Bérard um 1800 einen ›ökonomischen Ofen‹ genannt hatte. Auch der Name ›Kochmaschine‹ ist vielsagend: Der Herd funktionierte wie ein ausgeklügelter technischer Apparat, und er war, ebenfalls wie eine Maschine, zum transportablen Gerät geworden. Fast überall ließ sich solch ein Herd ohne großen Aufwand aufstellen: Der Herd als Möbel war geboren, auch als Antwort auf die immer stärker werdenden Wanderbewegungen vom Land in die Städte mit den verdichteten Wohnweisen. Unvorstellbar, daß man auf der Etage, in der Mietkaserne, in engster Nachbarschaft, Küche an Küche weiterhin noch das offene Feuer hätte benützen müssen.

ANDERS KOCHEN IN DER KOCHMASCHINE

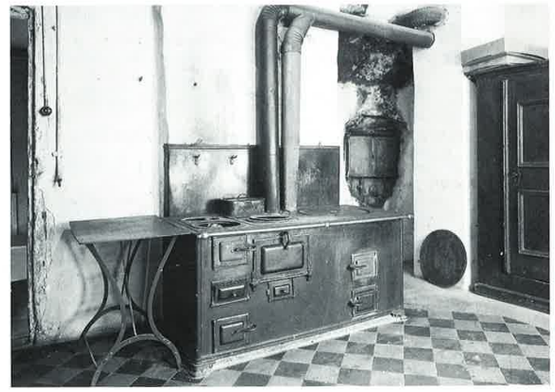
Die Kochmaschine und der ›große Topf‹ – das geht nicht mehr zusammen. Mit dem offenen Feuer verschwindet auch der große Kessel. Viele kleinere Töpfe, Kacheln und Pfannen gehören nun zur Grundausstattung am Sparherd; man brauchte sie, um die Kochhitze über mehreren Kochmulden gleichzeitig auszunützen. Mit dem Wandel der Kochtechnik geht auch ein Wandel der Ernährung einher, denn mit dem großen Topf verschwinden auch die für ihn typischen Gerichte: Die Nahrungsforscher haben ermittelt, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts, also etwa zum Zeitpunkt der allgemeinen Einführung der Kochmaschine, die Eintopfgerichte, Suppen, Breie zurückgehen (Wiegelmann: Volkskundliche Studien, S. 297). Statt dessen wird getrennt gekocht, und der Weg zum mehrgängigen Menü ist nun auch in der bürgerlichen Küche offen. Auch in einfacheren Haushalten können nun Zubereitungsarten Fuß fassen, die in der feinen Küche der Höfe, der Restaurants und der wohlsituierten bürgerlichen Haushalte, wo jeweils genug Personal vorhanden war, schon längst praktiziert

Herdgehäuse mit einem ausgereiften System nach den Prinzipien Graf Rumfords und der anderen Herdpioniere. Das Feuer brannte auf Rosten im Herdinneren, und man konnte statt Holz auch Steinkohle verfeuern. Aschenschieber dienten zur bequemen Entsorgung der Feuerstelle, und die Wärme wurde gezielt durch Züge zu den Kochmulden geleitet. Die Feuerlöcher konnte man durch ein System von Herdringen verengen, erweitern oder ganz abdecken. Diese neuen Herde setzten sich ab den 1860er Jahren allgemein in Deutschland durch. Damit war eine wichtige Zäsur in der Entwicklung des Haushaltens erreicht, denn nun war, bis auf einige wenige rückständige Gebiete, das offene Feuer endgültig aus den Küchen verschwunden.
Mit diesem Herd war eine allgemeine, geradezu revolutionäre Umwälzung beim Kochen und in der Ernährung verbunden. Sigfried Giedion schreibt ihm sogar eine Pionierfunktion innerhalb der technischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts zu: »Dampfkessel und Eisenherd«, so meint er, »sind ebenso typisch

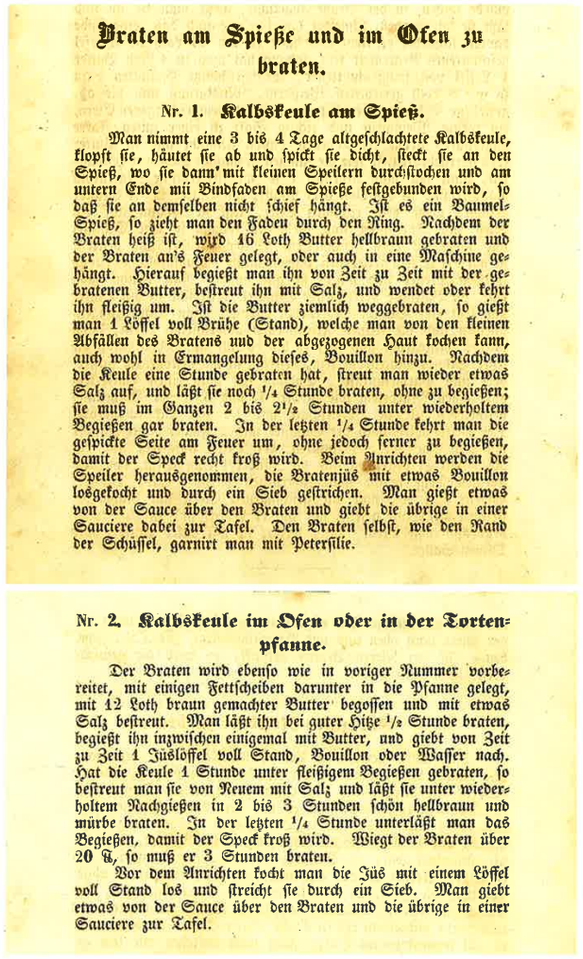
nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz



worden waren. Auf den verschiedenen Herdlöchern konnten zur gleichen Zeit in mehreren Töpfen Gerichte schmoren, die leicht von einer Person überwacht werden konnten. Eine Fülle von Kochbüchern machte im 19. Jahrhundert das bürgerliche Publikum mit den Geheimnissen einer feineren Küche vertraut.
Die Arbeiterschichten, die im 19. Jahrhundert meist noch in elenden Verhältnissen lebten, hatten wohl nur geringen Anteil an der verfeinerten Eßkultur. Hier stellte sich oft nur die Frage, überhaupt satt zu werden – von üppigem Fleischverzehr gar nicht zu reden. »Von den Gasthäusern holten wir uns das Wasser, in dem die Würste gekocht wurden, das gab mit Brot eine vorzüglich mundende Suppe«, schreibt die Arbeiterin Adelheid Popp aus ihrer Kindheit in den 1870er Jahren (W.Emmerich, Hrsg.: Arbeiterbiographien, Bd. 1, S. 185).
Die Sparherde und Kochmaschinen brachten auch bei der Fleischzubereitung Umstellungen. Mit dem offenen Feuer verschwanden der Bratspieß und der Kohlengrill. Die Verfasserin des Hamburger Kochbuchs von 1852 gibt für die meisten Bratenrezepte jeweils sowohl die alte Zubereitungsweise am Spieß als auch die neuen in der Pfanne bzw. in der Backröhre an. Über geschmackliche Unterschiede im Bratergebnis macht sie keine Angaben, doch meinte der Hofkoch Jungius (nach: Beruf der Jungfrau, S. 131 f.), der ›Ofenbraten‹ könne die knusprigen Spießbraten nicht erreichen. Andere Stimmen begrüßten, daß endlich nicht mehr alles anbrenne und schwarz werde (nach Faber). Graf Rumford hatte für das Braten in der Backröhre mit dem Argument geworben, die Braten blieben dabei saftiger. Heute haben die Liebhaber von Gartengrill und Balkanrestaurants die unnachahmliche Würze wiederentdeckt, die das offene Feuer den Bratstücken verleiht.
Einfacher ließen sich die Zubereitungsweisen für klein portionierte Fleischstücke vom offenen auf das verdeckte Feuer übertragen: Schnitzel, Koteletts, Rumpsteaks, Gulasch, Frikassees und



nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz



Braten am Spieße und im Ofen zu braten.

Nr. 1. Kalbskeule am Spieß.

Man nimmt eine 3 bis 4 Tage altgeschlachtete Kalbskeule, klopft sie, häutet sie ab und spickt sie dicht, steckt sie an den Spieß, wo sie dann mit kleinen Speilern durchstochen und am untern Ende mit Bindfaden am Spieße festgebunden wird, so daß sie an demselben nicht schief hängt. Ist es ein Baumel-Spieß, so zieht man den Faden durch den Ring. Nachdem der Braten heiß ist, wird 16 Loth Butter hellbraun gebraten und der Braten an's Feuer gelegt, oder auch in eine Maschine gehängt. Hierauf begießt man ihn von Zeit zu Zeit mit der gebratenen Butter, bestreut ihn mit Salz, und wendet oder kehrt ihn fleißig um. Ist die Butter ziemlich weggebraten, so gießt man 1 Löffel voll Brühe (Stand), welche man von den kleinen Abfällen des Bratens und der abgezogenen Haut kochen kann, auch wohl in Ermangelung dieses, Bouillon hinzu. Nachdem die Keule eine Stunde gebraten hat, streut man wieder etwas Salz auf, und läßt sie noch 1/4 Stunde braten, ohne zu begießen; sie muß im Ganzen 2 bis 2 1/2 Stunden unter wiederholtem Begießen gar braten. In der letzten 1/4 Stunde kehrt man die gespickte Seite am Feuer um, ohne jedoch ferner zu begießen, damit der Speck recht kroß wird. Beim Anrichten werden die Speiler herausgenommen, die Bratenjüs mit etwas Bouillon losgekocht und durch ein Sieb gestrichen. Man gießt etwas von der Sauce über den Braten und giebt die übrige in einer Sauciere dabei zur Tafel. Den Braten selbst, wie den Rand der Schüssel, garnirt man mit Petersilie.

Nr. 2. Kalbskeule im Ofen oder in der Tortenpfanne.

Der Braten wird ebenso wie in voriger Nummer vorbereitet, mit einigen Fettscheiben darunter in die Pfanne gelegt, mit 12 Loth braun gemachter Butter begossen und mit etwas Salz bestreut. Man läßt ihn bei guter Hitze 1/2 Stunde braten, begießt ihn inzwischen einigemal mit Butter, und giebt von Zeit zu Zeit 1 Jüslöffel voll Stand, Bouillon oder Wasser nach. Hat die Keule 1 Stunde unter fleißigem Begießen gebraten, so bestreut man sie von Neuem mit Salz und läßt sie unter wiederholtem Nachgießen in 2 bis 3 Stunden schön hellbraun und mürbe braten. In der letzten 1/4 Stunde unterläßt man das Begießen, damit der Speck kroß wird. Wiegt der Braten über 20 ℔, so muß er 3 Stunden braten.

Vor dem Anrichten kocht man die Jüs mit einem Löffel voll Stand los und streicht sie durch ein Sieb. Man giebt etwas von der Sauce über den Braten und die übrige in einer Sauciere zur Tafel.

Aus: Sophie Charlotte Hommer: Neues Hamburger Kochbuch für alle Stände, oder die faßlichste Anweisung der feineren und bürgerlichen Küche. Hamburg, 2. Auflage 1852

Ragouts bereitete man in Schmortöpfen und Pfannen auf beiden Herdarten ähnlich zu, nur ging es mit der Kochmaschine eben sehr viel schneller. Dies ist auch der Grund, warum diese Fleischgerichte immer beliebter wurden (Wiegelmann, Volkskundliche Studien, S. 297). Ein anderer Grund war aber wohl noch wichtiger: Im Zuge der Industrialisierung setzte eine generelle Beschleunigung aller Lebensprozesse ein, das Kochen mußte schneller gehen und schnell durchgegarte Fleischrationen paßten in das neue Soll-Raster. Geradezu ideal den Anforderungen einer schnellen Küche angepaßt waren Gerichte aus Hackfleisch, und der Fleischwolf ist denn auch ein symptomatisches Küchengerät dieser Epoche.

DER HERD ALS ÄSTHETISCHES OBJEKT

Die gußeisernen Herde brachten jenseits ihrer kochtechnischen Innovation auch eine bis dahin unbekannte Formenvielfalt mit sich. Mit der Serienproduktion bekam der Entwurf von unterschiedlichen Prototypen Bedeutung. Es entwickelte sich ein nach Größe, Form und Schmuck differenziertes Herddesign. In die gußeisernen Herdwände wurden ornamentale oder figurale Reliefs geprägt, und die Porzellangriffe und Scharnierbeschläge der Ofentüren waren als schmückendes Beiwerk ausgestaltet. Einen solchen Formenreichtum hatte der Herd weder vorher gekannt, noch hat er ihn später je wieder erreicht.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die ästhetische Gestaltung des Herdes noch um eine neue Variante bereichert: Aus den schwarzen Schönen wurden weiße Schmuckstücke, als die alte Technik des Emaillierens neu belebt wurde.

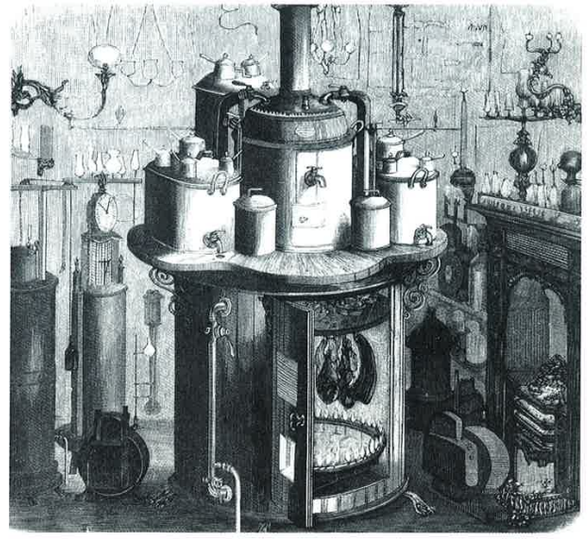
DAS FEUER VERSCHWINDET AUS DEN KÜCHEN

Das 19. Jahrhundert ist, was das Kochen angeht, eine der spannendsten Epochen. Innerhalb von 100 Jahren wurde in rascher Abfolge die Entwicklung vom offen brennenden Feuer hin zum ›unsichtbaren Feuer‹ der Elektrizität durchlaufen. Noch um 1800 kannte man allgemein nichts anderes als die uralte Tradition des Kochens über offenem Feuer und offener Glut. Hundert Jahre später hatte man nicht nur gelernt, das Feuer verdeckt zu nützen, sondern hatte auch mit dem Gas, mit dem (weniger geeigneten) Paraffin und schließlich mit dem Strom neue Kochenergien zumindest dem Prinzip nach kennengelernt. In Wirklichkeit dauerte es dann aber noch einige Jahrzehnte, bis die neuen Kochtechniken allgemein eingeführt waren. Häufig existierten das Alte und das Neue noch eine Zeitlang nebeneinander, oft im selben Haushalt. Bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts waren z.B. noch ›Kombiherde‹ mit Gasbrennern und einer ›Beifeuerung‹ für Holz und Kohle verbreitet.

Um die Jahrhundertwende ist das Nebeneinander von alter und neuer Technik noch die Regel, es sind Jahre des Umbruchs, auch der Melancholie über die Werte, die verloren gehen. Eine solche Umbruchsituation schildert Theodor Fontane in ›Irrungen Wirrungen‹. In dem Roman, den er 1884 – 87 schrieb, erzählt er, wie die alte Frau Nimptsch in einer schon damals als archaisch empfundenen Situation ihren Teekessel über dem offenen Feuer hängen hat und sich sogar noch bei einem Umzug in eine moderne Wohnung wieder einen Herd mit offener Feuerstelle aufmauern läßt. Der Herd wird als Lieblingsplatz der alten Frau beschrieben. Fontane läßt sie über das Feuer sagen: »Du weißt ja, ich muß es immer sehn. Und wenn ich es nicht sehe, dann denk ich, es ist alles aus, und kein Leben und kein Funke mehr.«

Zwar feierte man die Befreiung von Schmutz und Arbeit, aber es wurden allmählich auch Defizite bewußt. Ganz nüchtern rechnet etwa E. Methfessel vor, daß heute eine ganze Reihe von Geräten notwendig sind, um den einen Holz-Kohleherd zu ersetzen: »Der Kohleofen war nicht nur eine Feuerstelle zur Nahrungszubereitung. Er wärmte auch das Wasser, ... erhitzte das Bügeleisen wie das Waffeleisen und die Steine, die als Heizung mit ins Bett genommen wurden. Abfälle wurden im Ofen verbrannt, nasse Kleidung in ihm getrocknet. Diese Funktionen werden heute von verschiedenen Geräten übernommen. Gekocht wird auf einem Elektro- oder Gasherd, den schnellen Zugriff zu heißem Kaffee sichert eine Kaffeemaschine, heißes Wasser bereitet ein Tauchsieder oder Boiler; Bügeleisen, Waffeleisen, Heizkissen, Trockner oder Mülleimer sind vom Ofen unabhängige Geräte.« (In: Tornieporth, S. 57). Darüber hinaus sieht die Autorin aber vor allem emotionale und kommunikative Verluste: Das Arbeiten in der Küche sei einsamer geworden, seit der Herd nicht mehr die einzige stetige Wärmequelle in den Wohnungen sei.

Mutmaßlich ist es gerade jene Gefühlsfaszination, die vom Feuer ausgeht, jene magnetische Anziehungskraft, deren Verlust allgemein empfunden wird; nur so läßt sich wohl die überaus große Beliebtheit von Lagerfeuern, Garten- und Tischgrills und offenen Kaminen heute erklären.



Gasherd um 1850, aus: Illustrierte Zeitung, No 409, Leipzig, 3. Mai 1851, S. 285

DER GASHERD

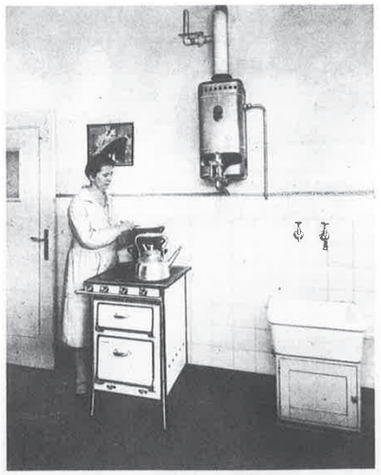
Fast gleichzeitig mit der gußeisernen Kochmaschine war der Gasherd auf der Bildfläche erschienen. Gas wurde als alternativer Brennstoff in den 1830er Jahren in England erstmals für die Herdbefeuerung nutzbar gemacht. Die ersten Gasherde waren, wie es im Trend der Zeit lag, aus Gußeisen. Anders als die eisernen Holz-Kohleherde brauchten sie jedoch viel länger, um sich durchzusetzen. Zur wirklichen Alternativenergie konnte Gas in den deutschen Haushalten erst nach 1900 werden, als in den Städten eine ausreichende Vernetzung mit Gasleitungen vorhanden war.

Das Gas brachte die offene Flamme, wenn auch in gezähmter Form, wieder ins Haus: Eine einzige Drehung am Gashahn genügte, um sie an- und auszumachen oder sie zu regulieren.

In den 20er Jahren war Gas in den Haushalten gut eingeführt, man wußte seine Vorteile zu schätzen: »In erster Linie befreit der Gasherd von der niederen Arbeit«, so hieß es in einer Davidis-

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz



*
So sauber
und bequem
ist die Arbeit in der Küche, wenn sich die Hausfrau die Vorteile von
gasbeheizten
Apparaten
zunutze macht.
*

Moderne Neubau-Küche

Foto oben und rechts: Museum der Arbeit, Hamburg

Der Gasherd bringt die offene Flamme wieder – aber sie läßt sich mit einer Handbewegung an- und abdrehen und dosieren.

Kochbuch-Ausgabe von 1924, er erspare »Herbeischaffung der Kohle, des Holzes, Anfeuerungsmaterials usw., Anfeuern, Reinigen, Wegschaffen der Asche. Demgegenüber reduziert die genaue Einstellbarkeit der Kochflamme, die stete Betriebsbereitschaft des Gasherdes die Arbeit derart, daß in den meisten Fällen ein Mädchen gespart werden kann«. (Zitiert nach: Beruf der Jungfrau, S. 243.)

DER ELEKTROHERD

Der Gasherd hatte sich in den Haushalten erst vereinzelt durchgesetzt, da wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts bereits eine neue Energie zum Kochen erschlossen: der Strom. Auf der Weltausstellung von 1893 in Chicago wurde erstmals ein Elektroherd vorgestellt.
Haushaltsfähig war er allerdings noch nicht; es dauerte weitere dreißig Jahre, bis die elektrische Kochplatte ausgereift war. Ab den dreißiger Jahren wird schon massiv für das elektrische Kochen geworben. Die Vorteile des Stroms lagen gegenüber dem im Umgang gefährlichen Gas auf der Hand. Auf breiter Front aber setzte sich – bedingt auch durch die Kriegsunterbrechung – der Elektroherd erst ab den fünfziger Jahren durch.

MIKROWELLE

Die Mikrowelle, die Ende der 80er Jahre einen Absatzboom erlebte, wird in der Regel nur als zusätzliches Kochgerät installiert. Sie ist zwar erst in 20 % der Haushalte vorhanden, doch spricht vieles dafür, daß sie einen neuen Trend beim Essen und Kochen einleitet. Schon jetzt zeichnet sich ab, wohin der Wandel führt: Die Mikrowelle werde auch bei uns »amerikanische Verhältnisse« beim häuslichen Essen nach sich ziehen, prognostizierte der ›Spiegel‹ 1989 (Heft 37). Das bedeutet, daß die Mitglieder einer Familie zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Gerichte aus der Tiefkühltruhe in die Mikrowelle schieben, sich also auch die noch vorhandenen Reste eines um die Mahlzeiten herum aufgebauten familiären Tischrituals allmählich auflösen werden.

Abb.1

Abb.2

Abb.3

Abb.1: Elektroherd von 1935. In dieser Version erfuhr der Elektroherd eine erste größere Verbreitung. Das Modell ist im Design nahezu identisch mit Gasherden der selben Baujahre. Foto: Siemens, München

Abb.2: Elektroherd von 1954. Ohne Beine, Geschirrwagen im Sockel, Seitenausleger fehlen, der Herd ist nicht mehr als Solitär gedacht, sondern als Baustein für die Einbauzeile. Foto: AEG, Nürnberg

Abb.3: Elektroherd von 1970. Die kubische Form ohne Rundungen ist noch stärker akzentuiert. Foto: Siemens, München

Abb.4: In einem Haushaltsbuch der 30er Jahre wird dieser Herd als fortschrittlich empfohlen.

Abb.5: Elektrischer Rundherd, um 1925. Foto: Siemens, München

Abb.6: Stilentwicklung der Siemens-Haushaltsherde, 1925, 1937, 1957

Abb.7: Foto: Emil Hatt, Neckarwerke, Esslingen

Abb.8: Herd von 1935 mit eingebautem Kohleteil. Foto: Siemens, München

Abb.4

Abb.7

Abb.5

Abb.6

Abb.8

oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel
andritzky, michael.
s.228-245

ULLRICH HELLMANN

SCHOCKGEFROREN UND GEFRIERGETROCKNET

DIE GESCHICHTE KALTER NAHRUNGSMITTEL

Klimakarten zeigen, daß unter natürlichen Bedingungen nur in Hochgebirgen und in polaren Regionen jährliche Durchschnittstemperaturen nahe dem Gefrierpunkt und darunter zu finden sind. Andere Gebiete kennen solche niedrigen Temperaturen, wenn überhaupt, nur wenige Monate oder Tage im Jahr, und wen dort zu Unzeiten nach Kälte verlangte, der mußte Höhlen aufsuchen oder aus tiefen Brunnen schöpfen. Da aber Kälte sowieso viel weniger begehrt war als Wärme, fiel der Mangel an niedrigen Temperaturen kaum ins Gewicht. Auf eisige Kälte konnte man eindeutig leichter verzichten als auf ein wärmendes Feuer, zumal sie ja in vielen Ländern zeitweise natürlich vorkam und zu Erkältungen führte, einem Zustand, für den sich niemand erwärmte.

In einem Eiscafe

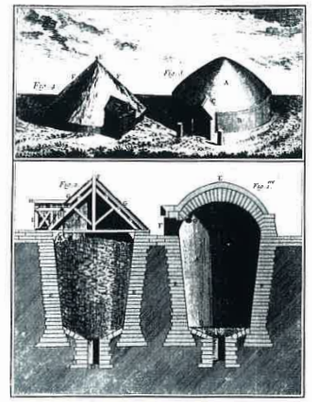
Dort allerdings, wo Kälte, nach Plutarch, so »kostbar wie Schnee in Ägypten« war, mußten, um ihrer habhaft zu werden, größere Hindernisse überwunden werden. Davon haben griechische und römische Schriftsteller ebenso zu berichten gewußt, wie Reisende aus Mitteleuropa im Vorderen Orient. Mit maßlosem Aufwand wurde schon vor Jahrhunderten Eis und Schnee in mediterrane Regionen geliefert, strohverpackt auf Maultierrükken, mit Eildiensten quer durch die Wüste oder per Schiff über das Marmarameer. Es waren Transaktionen, die etwas Unglaubliches wahr machen sollten: Die Gleichzeitigkeit von Wärme und Kälte. Es waren Beiträge zu einer verkehrten Welt. »Im Lustgarten seines Palastes ließ er zur Sommerszeit einen Schneeberg aufschütten, wozu die Schneemassen herantransportiert worden waren«, berichtete Aelius Lambridius über Antonius Heliogabalus, der auch andere Gegensätze liebte. »In der Nähe des Meeres aß er niemals Fisch, während er tief im Binnenland immer lauter Produkte des Meeres auftischte.«[1]

Wirkungsvoller als derartige Omnipotenz-Demonstrationen waren die kleinen kalten Delikatessen zu Festmahlzeiten, eisgekühlter Wein, mit Schnee gemischte Fruchtsäfte und kalte, süße Desserts. Zur Hitze des Tages mag ein Sorbet der genußvolle Kontrast gewesen sein: Früchte, Honig, Rosenwasser und Schnee – ein Kälteereignis in Kairo, Bagdad und Jerusalem.

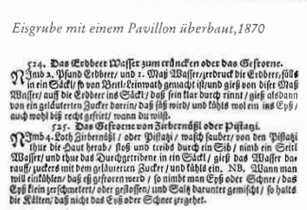
FRÜHE VERWENDUNG VON NATUREIS

Anderswo gehörten Eis, Schnee und tiefkalte Räume zu den natürlichen Ressourcen der Region, die man in der Hauswirtschaft nutzte. Bis in die frühe Menschheitsgeschichte läßt sich zurückverfolgen, daß Kälte der Vorratshaltung dienstbar gemacht wurde, doch erst in der jüngeren Vergangenheit künden Bilder und Berichte von der Gewohnheit, das Eis der Seen und Flüsse in Gruben zu lagern. Oft hatten die Lagerorte nicht nur Eis aufzubewahren. Johann Georg Krünitz beschrieb 1777 deren weitreichenden Nutzen: »Wenn wir uns des in unseren Eisgruben aufbehaltenen Eises im Sommer bloß zur Erfrischung der Getränke bedienen, so ist solches der geringste Vortheil, den uns eine Eisgrube gewähren kann, indem sich der Nutzen derselben auf verschiedene beträchtliche wirtschaftliche Gewerbe, und auf die Erhaltung vieler im Hauswesen nöthigen Dinge, erstrecket. Das Brot und alles Backwerck erhält sich daselbst frisch und weich, und wird vor dem Schimmel bewahret. Die Gartenfrüchte behalten hier ihre saftige und natürliche Beschaffenheit unverändert; und die Kräutergewächse und das Wurzelwerck laßen sich fast den ganzen Sommer hindurch in gutem Zustand erhalten. Man verwahret allhier alle Arten von Fleischspeisen und Wildpret, roh oder gekocht, viele Tage lang ohne die geringste Spur der Fäulnis. Insbesonderheit aber ist dieser Ort zur Aufbehaltung der Butter und Käse, wie auch der Milchtöpfe sehr vortheilhaft, indem die Milch daselbst mehr Ram ansetzt, auch dieser Ram nachgehends eine vorzüglich wohlschmeckende Butter giebt. Alle Arten von Getreide, auch das Mehl, so man in Kisten oder Säcken auf dem über der Grube befindlichen Verdeck stehen hat, ist wider die Wärme gesichert. Ohne Zweifel würden sich daselbst auch die Kleider und das Pelzwerk den Sommer hindurch wider die Motten und gegen die gefräßigen Kleider- und Speckwürmer verwahren laßen.«[2]

So erhielten die Eisgruben Vor- und Nebenräume, zusätzliche Lagerorte für Nahrungsmittel und andere Artikel.



Eisgrube mit einem Pavillon überbaut, 1870

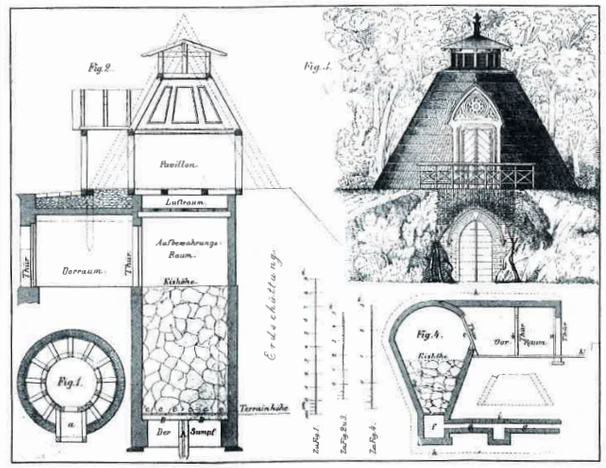


524. Das Erdbeer Wasser zum erncken oder das Gefrorne.
Nimb 2. Pfund Erdberr/ und 1. Maß Wasser/ zerdruck die Erdberr/ süß in ein Säckl/ so von Bertl-Leinwath gemacht/ und gieß von diser Maß Wasser/ auf die Erdberr im Säckl/ daß fein klar durch rinnt/ gieß alsdann von ein geläuterten Zucker darein/ daß süß wird/ und töhts wol ein ins Eyß/ auch wohl daß recht gefrist/ wann du wilst.
525. Das Gefrorne von Zirbernüßl oder Pistazi.
Nimb 4. Loth Zirbernüßl/ oder Pistazi/ wasch sauber/ von den Pistazi thue die Haut herab/ stoß und treibs durch ein Sib/ nimb ein Seitl Wasser/ und thue das Durchgetriebene in ein Säckl/ gieß das Wasser darauff zuckere mit dem geläuterten Zucker/ und töhts ein. NB. Wann man will einkühlen/ daß es gefroren werd/ so nimbt man Eyß oder Schnee/ das Eyß klein zerschmetert/ oder gestossen/ und Salz darunter gemischt/ so haltt die Kälten/ daß nicht das Eyß oder Schnee gregehet.

Rezepte für Gerfrorenes, 1701

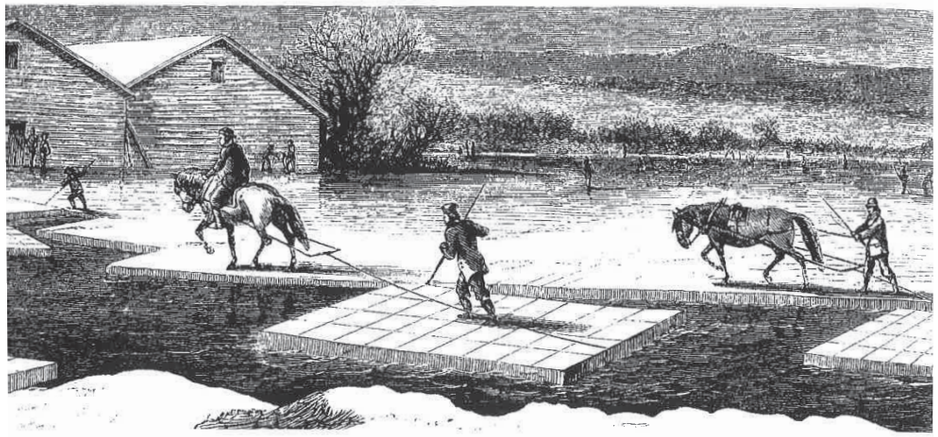
EISKALTE GENÜSSE

Einen besonderen Beitrag dazu hat das Florenz der Medici geliefert, wo es be-



Modellzeichnungen für Eisgruben, 1760

oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel
andritzky, michael.
s.228-245



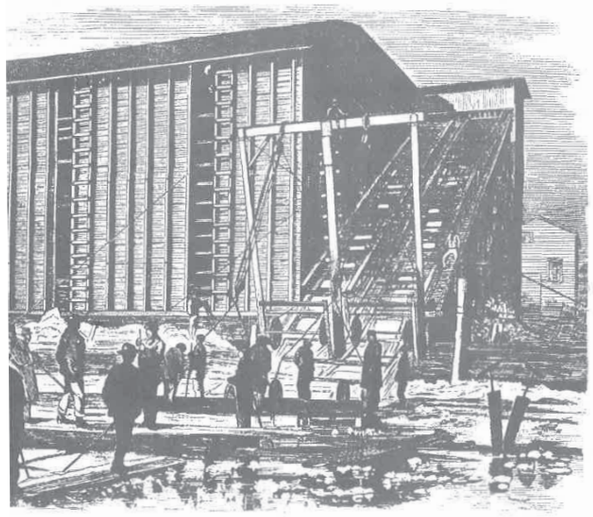
Eistafeln werden zum Lagerhaus gebracht, 1871

erhielt Eis vom Fresh Pond bei Boston und außerdem in Eis verpackte Äpfel, Butter und Käse. Kälte begann, die Kontinente zu verbinden.

PLANTAGEN DER KÄLTE

Das erfolgreiche Geschäft gründete entscheidend auf einer Erfindung, die ein Mitarbeiter Tudors, Nathaniel Wyeth, um 1825 hatte patentieren lassen. Es gelang ihm, aus Eis ein gleichförmiges Massenprodukt zu machen, indem er die gefrorene Fläche eines Sees in ein Raster gleichmäßiger Felder unterteilte und so eine perfekte Stapelware für Lagerhäuser, Eisenbahnwaggons, Schiffsräume und Fuhrwerke erhielt. Hatte das Eis unter den Schlägen der Axt bislang bloß Stückwerk ergeben, teilte es jetzt der neuartige Pflug in regelmäßige Tafeln.

Einlagern von Eistafeln, 1872



Hier wurde weiter geplant als bis zur nächstgelegenen Eisgrube und für den lokalen Bedarf. Es ging um ein Massengeschäft. Zu diesem Zweck hatte man die Werkzeuge verändert, die Arbeitsverfahren neu organisiert. Die Eisfelder der Seen und Flüsse wurden zu Produktionsorten, zu Plantagen der Kälte, zu Schnittmustern für ein Geschäft, bei dem sich der Zuschnitt der Eisportionen noch beim Verkauf in New York, Havanna und London auszuzahlen hatte. Ein Naturzustand mußte Massenware werden.

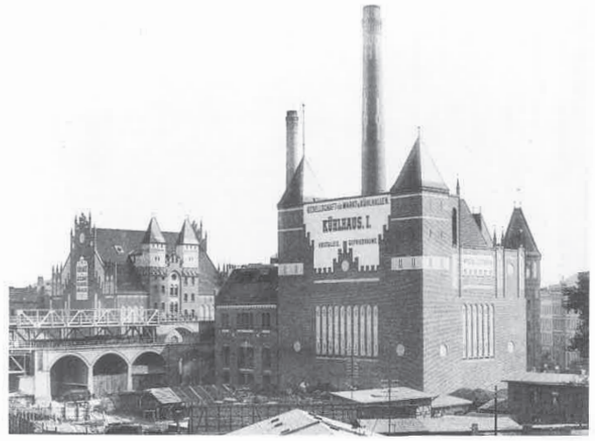
Das amerikanische ›ice-harvesting‹, man sprach von ›Eisernten‹, die in ›Campagnen‹ erfolgten, wurde weltweit vorbildlich. In der Frankfurter ›Didaskalia‹ notierte Wilhelm Sommerlad 1860 bewundernd, »daß nunmehr sämtliche Gewässer in der Umgebung Bostons, auf mehrere Meilen in der Runde, alljährlich gebrandschatzt werden, um diesen Ausfuhrartikel in genügender Menge zu liefern.« Und bedauernd stellte der Autor

fest, in Deutschland sei »die Benützung des Eises ... nur in größeren Städten bei Fleischer, Wildpret-, Fisch- und Delikatessenhändlern, wohl auch in bedeutenden Gasthöfen zu finden«, nicht aber, wie in Amerika in privaten Haushalten »bei unseren Hausfrauen«.[7]

EISINDUSTRIE

Ganz generell läßt sich feststellen, daß der Eishandel im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung an grundlegender Bedeutung gewann und den Städten ein ähnliches Versorgungsangebot machte, wie die Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerke. Die typischen Eislagerschuppen, später die fensterlosen Kühlhäuser, waren markante architektonische Zeichen in der Großstadt, so prägnant wie Gasbehälter und Wassertürme.

Theodor Fontane schrieb in seinen ›Wanderungen durch die Mark Brandenburg‹ von den »Kolossalbauten der Berliner Eiswerke, die, halb wie Riesenschuppen einer Fabrikanlage, halb wie Gradierwände einer Saline dreinschauten.«



Berliner Markt- und Kühlhallen, um 1900. Foto: Centrum Industriekultur, Nürnberg

Im Prozeß der Industrialisierung trug die Eisindustrie dazu bei, den Nahrungstransport in die Städte zu sichern, einen Transport, der jetzt aus weit abgelegenen Erzeugungsgebieten kommen konnte.

Die Eisindustrie gab saisonabhängigen Verarbeitungsbetrieben die Chance, ihre Produktion ganzjährig anzulegen und mit geringerem Risiko zu erweitern.

DIE RATIONALISIERUNG DER EISERNTE

In den nach Ende des Bürgerkrieges rasch größer werdenden amerikanischen Städten der Ostküste konnte ein weiträumiger Transport leicht verderblicher Nahrungsmittel nur mit Hilfe von Kühlwaggons in die Wege geleitet werden. Er wurde so sehr perfektioniert, daß die weit abgelegenen Städte Chicago und Kansas City für die Kommunen an der Ostküste zu Versorgungsmetropolen wurden. Grundlage für die »Mechanisierung der Fleischindustrie« (Giedion), dessen fließbandartige Produktion für die Massenfertigung des Automobils Vorbild gewesen sein soll, war eine streng durchrationalisierte Eisernte.

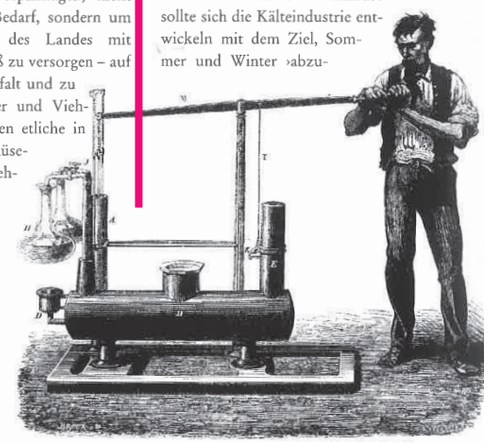
Was beim Fleisch so erfolgreich war, das wurde nachfolgend auch auf anderen Gebieten gewinnbringend eingesetzt. In Kalifornien und Florida entstanden ausgedehnte Obst- und Gemüseplantagen, nicht für den regionalen Bedarf, sondern um die großen Städte des Landes mit Nahrung im Überfluß zu versorgen – auf Kosten der Artenvielfalt und zu Lasten der Farmer und Viehzüchter, von denen etliche in Fleisch- und Gemüsefabriken Arbeit nehmen mußten.

Oben: Eisschränke der Jahrhundertwende

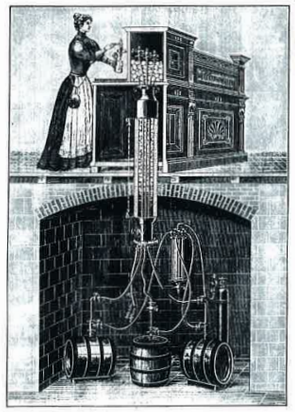
Rechts: Eiserzeugungsapparat von Edmond Carré, 1867

KÄLTE OHNE EIS?

Gerade wegen ihrer Bedeutung aber stieß die Eisindustrie bald an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, denn mit zunehmender Nachfrage zeigten sich immer deutlicher die Schwächen des Systems, das sich, abhängig vom Winter, nicht unbegrenzt entfalten konnte. Es lag also in der Natur der Sache, nach Verfahren zu suchen, wie man künstliches Eis oder gar Kälte ganz ohne Eis herstellen könne. Aus der Eisindustrie sollte sich die Kälteindustrie entwickeln mit dem Ziel, Sommer und Winter ›abzu-



oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel
andritzky, michael.
s.228-245



Schnitt durch die Zapfanlage einer Gastwirtschaft

Werbemarken, um 1910

schaffen‹. Motor dieser Entwicklung waren die Fleischwirtschaft und die Brauereiunternehmen, deren enormer Kältebedarf zu riesigen, kostspieligen Eislagerräumen geführt hatte.

KÄLTETECHNIK

Versuche mit Kältemaschinen fanden gleichzeitig in mehreren Ländern statt, wobei man sich in Frankreich, England und Deutschland besonders engagierte, stärker als in Amerika, dessen Natureisreserven unerschöpflich schienen. In England hatte der mit der Industrialisierung einhergehende Bevölkerungszuwachs gravierende Ernährungsengpässe verursacht. Mit Hilfe der Kältetechnik hoffte man Methoden zu finden, den Nahrungsmittelreichtum der Kolonien für das Mutterland zu nutzen: »Ten thousand sheep a week, instead of regenerating the poor in London, are boiled down into tallow«, notierte die ›Times‹ 1867 entrüstet.[9]

KÜHLE TRANSPORTE

In Australien und Neuseeland, aber auch in Südamerika bestand ebenfalls großes Interesse, den Überfluß an Schafen und Rindern besser als nur zur Woll- und Fettproduktion und zur Herstellung von Fleischextrakt zu verwerten. Eisgekühlte Transporte zwischen Australien und England hätten aber pro Kilogramm Fleisch die achtfache Eismenge benötigt. Nur zwischen New York und London war es auf Grund der sehr viel geringeren Entfernung zu derartigen Fleischtransporten gekommen. Allein auf der Basis künstlicher Kälte waren die Probleme zu lösen.[10]

1861 wurde nahe Sydney ein mit Kältemaschinen arbeitendes Gefrierfleischwerk gegründet, das erste der Welt. Vierzehn Jahre später gab dort die ›New South Wales Fresh Food and Ice Co‹ einen Empfang, bei dem dreihundert Gäste mit Fleisch bewirtet wurden, welches ein Jahr zuvor eingefroren worden war. Anläßlich dieses Empfangs verkündete Thomas Sutcliffe Mort, der Besitzer des Unternehmens, mit victorianischem Pathos Hoffnungen und Ansprüche einer zukünftigen, weltumspannenden Fleischindustrie.

»Ich glaube, wie ich immer geglaubt habe, daß es kein größeres Werk auf dem Erdball gibt als das, in welchem ich mich engagiert habe, ja, Herrschaften, ich sage nun, daß die Zeit gekommen ist – sie ist jedenfalls nicht mehr fern – wo die unterschiedlichen Teile der Erde ihre Erzeugnisse weitergeben werden, jeder zum Gebrauch für jeden und alle, daß die Überfülle des einen Landes die Defizite des anderen ausgleichen wird, der Überfluß eines Jahres der Fülle hilfreich sind wird bei einer knappen Ernte des darauffolgenden, denn die Kälte fesselt den Wechsel. Die Wissenschaften haben den Schleier weggezogen und der Plan wird offenbar. Faradays magische Hand gab den Grundton, und Erfindungsgabe erledigte den Rest. Klima, Jahreszeiten, Fülle, Mangel, Entfernungen werden sich die Hände reichen, und aus dieser Verbindung wird genug für alle entstehen, denn ›die Erde gehört Gott und ihr Reichtum ebenso‹, und es liegt sicherlich in der Hand des Menschen, sicherzustellen, daß alle Kinder Gottes Teilhaber dieses Reichtums werden. Gott gibt genug und schickt es in die Welt, so daß für jede Kreatur etwas übrig ist; aber die Bedingungen sind nicht immer ausgeglichen. Dort, wo die Lebensmittel sind, da sind keine Menschen, und wo die Menschen sind, gibt es keine Nahrung. Es steht aber, wie ich gerade erklärt habe, in der Macht des Menschen, diese Dinge zu ordnen, und ich hoffe, Sie werden mir zustimmen in der Überzeugung, daß der erste große Schritt zur Vollendung dieser bedeutenden Tat der ist, dessen Teilnehmer und Zeuge Sie selbst an diesem Tage sind.«[11]

Gottes Segen, wissenschaftliches Genie und die Tatkraft des Unternehmers, die puritanische Dreifaltigkeit, konnten nicht verhindern, daß die ersten Transporte des riskanten Geschäftes in katastrophalen Niederlagen endeten. Das Fleisch kam entweder ungenießbar in London an oder mußte bereits unterwegs über Bord geworfen werden. Erst fünf Jahre nach der denkwürdigen Versammlung in Darling Harbour gelang es, mit der ›SS Strathleven‹ vierzig Tonnen Fleisch in gefrorenem Zustand nach London zu verschiffen. Dort erzielte es das Dreifache des in Australien geforderten Preises und war dennoch billiger als das Frischfleisch aus englischen Schlachtungen. Queen Victoria erhielt ein Stück Lamm, der Prince of Wales ein Schaf, und ein Bratenstück verzehrte Lord Hatherton im Traveller's Club. Jeder zeigte sich zufrieden, und so startete der überseeische Fleischhandel zur Versorgung bedürftiger Bevölkerungsschichten mit besten Referenzen.

EIER AUS AUSTRALIEN

Smithfield Market in London wurde zum bedeutendsten europäischen Zentrum für gefrorene Erzeugnisse aus Übersee, und es war kein Zufall, wenn Berichte über das ›moderne Leben‹ vor allem aus London kamen, »wohin die gefrorenen Produkte aus aller Welt zusammenströmen.« Charles Engel berichtet 1909 in der ›Umschau‹: »Es wäre nicht schwer, auf sein Menü zu setzen: Eier aus Australien, Lachs von Kanada, Krebse von Mauretanien, Rinderbraten von La Plata, Hammel aus Australien, Hase und Geflügel aus Rußland, gesalzene Butter aus Viktoria, Milch und Käse von Buenos-Ayres. Als Dessert könnten dienen Bananen von Jamaika oder Costa Rica, Äpfel und Erdbeeren aus Kalifornien, Birnen, Pfirsiche und Aprikosen vom Kap der guten Hoffnung. Diese Liste könnte man bis ins Unendliche verlängern, so zahlreich sind heute die vielen, schönen Dinge, die wir dank der Kälte ebensogut wie am Orte ihrer Herkunft, Tausende von Meilen von Europa entfernt, in unserem Heim genießen können.«[12]

LONDON – DER ›KÜHLSCHRANK EUROPAS‹

Hier wurde ein Paradies nicht als Vision beschrieben, sondern als käufliche Realität, allerdings noch längst nicht für jeden. Dazu brauchte es weiterer Jahrzehnte. Aber damals begann die ›verkehrte Welt‹ Normalität zu werden. Was heißt nah, was heißt fern? Nichts bleibt an seinem Ort. Regionales wurde international und Sommerfrüchte gab es jetzt auch im Winter. Tropische Spezialitäten ließen sich dank der Kälte überall genießen. Die Banane konnte weitab von ihrem Lebensraum als preiswerte exotische Frucht vermarktet werden. Mehr noch: Um die nordamerikanischen und europäischen Konsumwünsche zu stillen, mußten mittelamerikanische Staaten zu Bananenländern werden.

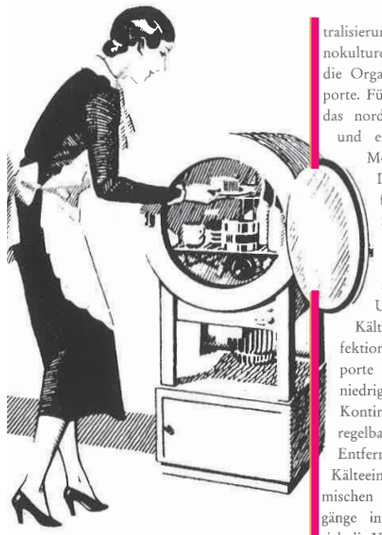
London war zum ›Kühlschrank Europas‹ geworden, denn hier konnte man alles bekommen.

KÄLTE – GRUNDLAGE DER NAHRUNGSMITTELINDUSTRIE

Mit Unterstützung der Kältetechnik bildeten sich im Verlaufe weniger Jahrzehnte die Grundlagen der modernen Nahrungsmittelindustrie heraus: die Zen-

Oben: Kühlschrank in einem Lebensmittelgeschäft, um 1920
Links: Einer der ersten Haushaltskühlschränke, 1915
Fotos: Sammlung Hellmann
Rechts: Absorberkühlschrank, 1926

oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel
andritzky, michael.
s.228-245

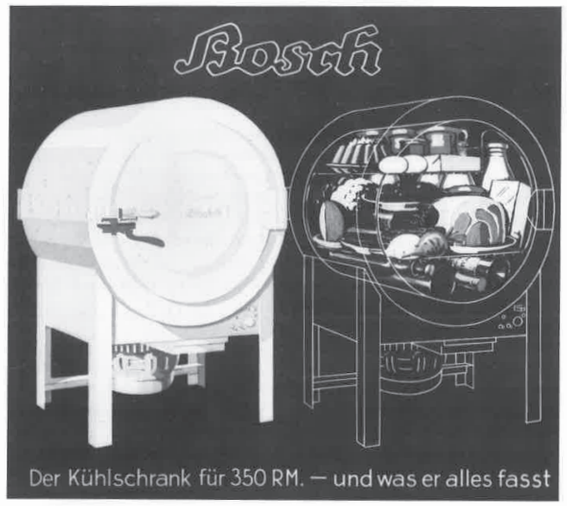


Trommelförmiger Kühlschrank von Bosch, 1933
Foto: Bosch

tralisierung der Fleischverarbeitung, Monokulturen bei Obst- und Gemüseanbau, die Organisation überregionaler Transporte. Fünf Unternehmen kontrollierten das nordamerikanische Fleischgeschäft, und eines davon hielt alleine das Monopol im Fruchttransport.

Den Überseehandel mit Gefrierfleisch dominierten englische Schiffe, große Schlachtanlagen in Argentinien und Australien befanden sich in amerikanischem und englischem Besitz.

Um 1900 war die Technik der Kälteanwendung weitgehend perfektioniert. Die Nahrungsmitteltransporte erfolgten bei gleichbleibend niedrigen Temperaturen sicher von Kontinent zu Kontinent. Im Schutze regelbar klimatisierter Räume verloren Entfernungen an Bedeutung. Unter Kälteeinfluß verlangsamen sich die chemischen und mikrobiologischen Vorgänge in Nahrungsmitteln, verlängern sich die Verfallszeiten selbst empfindlichster pflanzlicher und tierischer Erzeugnisse. So schrumpfen weltweite Entfernungen zu lokalen Distanzen. Wie im Verfahren der Collage werden durch die Kältetechnik die alten Einheiten zerrissen und neu zusammengefügt.



DIE PAMPA IN LIVERPOOL

London wurde nun zu einer Stadt in Australien, und die Pampa lag mitten in Liverpool. Den Nahrungsvorrat europäischer Staaten behüteten Viehtreiber in Übersee. Versorgung bedeutete nun, am anderen Ende der Welt zu pflanzen und die Vorräte standen in Argentinien auf der Weide.

Die weltumspannenden Fleischtransporte haben zunächst für England größere Bedeutung gehabt als für andere europäische Länder. In Deutschland hat es jahrzehntelang Widerstand gegen Gefrierfleischimporte gegeben, gestützt von einer protektionistischen Politik, die der heimischen Agrarwirtschaft Schutz gegen die ausländische Konkurrenz garantierte. Durch kriegsbedingte Gebietsverluste und Einbußen im Viehbestand wurde aber die Fleischversorgung derartig gefährdet, daß die rigiden Einfuhrregelungen entschärft werden mußten.

In sogenannten ›Gefrierfleisch-Probeessen‹ durften sich Repräsentanten aus Politik und Wirtschaft und Vorsitzende von Hausfrauenverbänden von der Qualität des gefrorenen Fleisches überzeugen. Vierzig Jahre nach den Kostproben für die englische Königin mußte also auch in Deutschland das Gefrierfleisch akute Versorgungsmängel beheben helfen. Es war das Fleisch für die Armen.[13]

Die Kälteproduktion war also um 1900 bereits unverzichtbar geworden. Brauereien und Schlachthöfe besaßen inzwischen große, dampfgetriebene Anlagen zur Kühlung von Gärprozessen und zur Fleischlagerung. Schokoladefabriken und Molkereibetriebe machten sich die Kühltechnik zunutze. Ohne Kälte wäre kein internationaler Eierhandel zustande gekommen, und Eier gab es jetzt zu jeder Zeit. Kleine Kälte-Maschinen standen in Krankenhauslabors oder hatten in Restaurantküchen Platz gefunden. Konditoren und Metzger nutzten ebenfalls die Vorzüge der maschinellen Kühllagerung.

Nur die privaten Haushalte befanden sich noch nicht auf vergleichbarem technischen Niveau. Hier wurde meist nur in der Sommersaison mit Eis gekühlt, von Herbst bis Frühjahr kam man ohne Eiskästen und Eisschränke aus, sofern man überhaupt derartige Möbel besaß. Erst fünfzig Jahre nach den ersten Installationen großer Kälteanlagen kamen Haushalts-Kühlschränke auf den Markt, die sich ohne Grundkenntnisse in Maschinentechnik, also von Laien, bedienen ließen.

DIE KÜHLKETTE

Bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln aber war man unwiderruflich auf die Kältetechnik angewiesen und hatte diesem Vorgang auch eine treffende Bezeichnung gegeben: ›Cold chain‹ oder ›Kühlkette‹ nannte man den Prozeß, eine verderbliche Ware durchkühlt oder gefroren über weite Strecken zu verschicken. Ähnlich den Gliedern einer Kette bildete die Abfolge von Räumen niedriger Temperaturen eine Verkettung ineinandergreifender Kälteelemente und garantierte so einen Transport ohne Unterbrechung der Kühlung. ›Cold chain‹ ist ein Beförderungsprinzip und gleicht der Fördertechnik einer Fabrik, wobei die Bearbeitungsplätze nicht am Produktionsband einer Halle liegen, sondern räumlich unabhängig dort angelegt werden, wo günstige Bedingungen herrschen. ›Cold chain‹ verkettet aber vor allem den kühlen Inhalt der Kältestationen mit der Folge, daß die Wirtschaftsentwicklung vieler Länder der Erde gleichsam an die europäische oder amerikanische Kette gelegt ist. Der mittelamerikanische Regenwald beispielsweise wurde zum größten Teil in Weideland umgewandelt, weil man, ohne Rücksicht auf örtliche Versorgungslagen, die Fleischexporte nach Nordamerika steigern wollte, um von dem ansteigenden Rindfleischkonsum dort zu profitieren.

KÜHLLAGERUNG IM PRIVATEN HAUSHALT

Im Haushalt war der Bedarf an Kälte in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts gering, und für die Bereitschaft, einen klobigen, unhandlichen und teuren Kühlschrank in die Wohnung zu stellen, mußte nachhaltig geworben werden. Die Elektrizitätswirtschaft verbesserte die Tarifstrukturen, lockte mit Teilzahlungsangeboten und warb, bemüht um die Auslastung ihres Versorgungsnetzes, für jedes Elektrogerät.

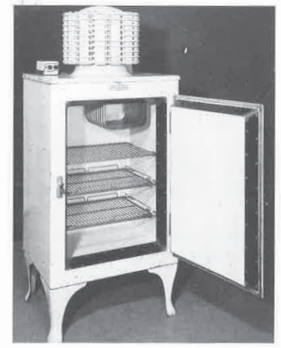
Zudem suchten Maschinenbau und Elektroindustrie in den Nachkriegsjahren neue Anwendungsgebiete für technische Artikel, und man versprach sich auf dem Hausgerätesektor einen zunehmenden Bedarf. Kühlschrankbroschüren hatten in diesen Jahren einerseits die Wirtschaftlichkeit der Kühllagerung zu belegen, andererseits mußten sie mit Bildern gutsituierter Bürgerlichkeit unbekümmerten Wohlstand illustrieren. Die Kälte im Haus war noch etwas Außergewöhnliches und der Bedarf gering. Im umfänglichen Rezeptteil der Bedienungshefte wurde daher eine Vielfalt an begehrenswerten Kaltspeisen und kühlen Getränken vorgestellt. Vor allem die jahrhundertealte Faszination für glitzernde Kälte im Glas wurde bemüht, um der Kühlung im Haushalt neue Kunden zu gewinnen. Der durchschlagende Erfolg blieb freilich aus. Das wenige, was der Kühllagerung tatsächlich bedurfte, konnte in aller Regel noch anderswo kaltgestellt werden, wenn man nicht das Problem von vornherein nach tradierten Konservierungsmethoden durch Abkochen, Einlegen oder Braten löste.

DIE ›KÄLTEPOLITIK‹ DER NAZIS

Stand die deutsche Wirtschaftspolitik noch zu Beginn des Jahrhunderts den Gefrierfleischimporten reserviert gegenüber, so zeigte sich in den dreißiger Jahren der nationalsozialistische Staat nachdrücklich interessiert an gefrorenen Nahrungsmitteln. Fixiert auf das Ziel wirtschaftlicher Autarkie und mit zukünftigen militärischen Operationen rechnend, forcierte man mit allen Mitteln Aktivitäten zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit auf dem Ernährungssektor. ›Kampf dem Verderb‹ hieß die Parole, und auf dem Felde der ›Erzeugungs-

Prospektabbildung, 40er Jahre

Einbaukühlschrank, 40er Jahre



›Monitor-Top‹ von General Electric, um 1930

oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel
andritzky, michael
s.228-245

214

EVA STILLE

IN KELLER UND KAMMER - VORRATSWIRTSCHAFT FRÜHER

Von der Hand in den Mund leben, ist heute kein Grund zugrundezugehen. Früher sah es damit anders aus, als die öffentliche Fürsorge noch nicht geregelt, und dem Einzelnen die Vorratswirtschaft noch nicht abgenommen war von Industrie und Handel. In Existenznot geriet, wer keine Rücklagen schaffen konnte, um Keller und Kammern mit Vorräten für den nächsten Tag, für die kommenden Wochen und den langen Winter zu füllen.

Vorräte anzulegen – und sie richtig anzulegen – war allerdings nicht nur eine Geldfrage, sondern die Grundlage kluger Haushaltsführung überhaupt. Es war sozusagen eine Wissenschaft für sich: Die Haushälterin, früher auch der ›Haushalter‹, hatte zu kalkulieren, welcher Verbrauch zu erwarten war, was man selbst erzeugen und verarbeiten, welche Materialien man zur Eigenverarbeitung hereinnehmen sollte; was, wieviel und wo man möglichst günstig im Großen einkaufen könnte; und wie man alles unterbringen und schließlich – ohne die Hilfe technischer Kühlsysteme – vor dem Verderb bewahren und außerdem vor tierischen Schädlingen schützen würde.[1]

VORRATSHALTUNG IM 18. JAHRHUNDERT

Vorratshaltung wurde als etwas so Selbstverständliches betrachtet, daß man zunächst wenig Worte darüber verlor. Eigentlich ist sie erst im 18. Jahrhundert vor allem für städtische Haushalte ausführlicher dokumentiert. Da sie damals noch dem Althergebrachten verhaftet war, sind Belege aus dieser Zeit besonders interessante Quellen.

Die Vorräte, die sich einfache Leute anlegen konnten, waren ihrem Einkommen entsprechend durchweg bescheiden. Sie beschränkten sich fast ausschließlich auf getrocknete Hülsenfrüchte, Körner und Grützen, die sogenannten ›Zugemüse‹,

welche in Säcken oder Büchsen aufbewahrt werden konnten und nicht unbedingt eigene Vorratsräume beanspruchten; dazu kamen ›Kraut und Rüben‹, sowohl frisch gelagert wie ›eingesäuert‹, zum Beispiel als Sauerkraut.

Ein derartiger Vorrat entsprach ihrer täglichen Nahrung,[2] die sich üblicherweise nur aus diesen Bestandteilen zusammensetzte und höchstens von etwas Grünzeug und an Festtagen von geräuchertem Speck ergänzt wurde. In krassem Gegensatz dazu standen die Eßgewohnheiten der Bürger jener Tage und entsprechend reichhaltige Vorräte legten sie sich an.

Die Vorbedingungen für eine größere Vorratshaltung, die damals vor allem auf eigener Herstellung, auf Verarbeitung von gekauften Materialien und in kleinerem Umfang auch schon auf dem Kauf von fertigen Produkten beruhte, lassen sich am Beispiel des elterlichen Haushalts Goethes, der an anderer Stelle ausführlich beschrieben ist, darstellen (vgl. M. Freudenthal: Das Elternhaus Goethes).

Alter Keller mit Vorräten, Bonn
Foto: Erika Sulzer-Kleinemeier

Links: Vorratsraum, Mitte 18. Jahrhundert
Aus dem Puppenhaus der Frankfurter Familie Daniel Andreas Gontard. Im Lauf von fast zweihundertfünfzig Jahren sind die meisten der üppigen Miniatur-Vorräte dieser Kammer, die Carl Jügel aus seiner eigenen Erinnerung 1857 noch detailliert beschreiben konnte, verlorengegangen. Dennoch ist die Einrichtung mit ihrem Mobiliar und ihren vielen Vorratsbehältern interessant. Der Bretterverschlag deutet den Keller an, in ihm befanden sich ursprünglich mehrere Fässer.
Historisches Museum Frankfurt
Foto: Achim Zschau

215

oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel
andritzky, michael.
s.228-245

Haushaltstafel, 17./18. Jahrhundert
Solche mit Lebensmitteln bemalten Holztafeln sind als eine Art Haushaltsbuch zu verstehen. Sie hingen in den Vorratskammern (siehe Abb. Gontard'sches Puppenhaus) oder in der Küche. Neben der abgebildeten Ware wurden jeweils mit Kreide die Ausgaben vermerkt, deren Addition am Jahresende die Gesamtkosten ergab.

Ein umfassendes, aber wohl idealisiertes Bild von der Vorratshaltung eines großbürgerlichen Haushalts der damaligen Zeit malt Georg Heinrich Zinke in seinem ›Oeconomischen Lexicon‹ von 1790 aufs anschaulichste aus. Er geht auf alle Details ein, schildert die unterschiedlichen Behältnisse und stellt uns Waren vor, die wir Heutigen, die wir längst nicht mehr auf Getrocknetes und Gesalzenes angewiesen sind, uns kaum noch vorstellen können. Auch die Gründe, die dazu führten, manche Waren gegen Ungezieferbefall fest verschlossen, andere zum Schutz vor Mäusen frei hängend aufzubewahren, sind uns kaum noch bewußt, und fast unglaublich erscheint uns, wieviel Raum Zinke für die Vorratshaltung ansetzt.
Da ist einmal der Keller, der damals noch in Wein- und Milchkeller aufgeteilt war, den er als »ein angemauertes und tiefes Gewölbe unter der Erde«, schildert, »worin allerhand Getränke und anderer Vorrath, den man frisch erhalten will, hingelegt wird.«[3] Im übrigen unterscheidet er Speisekammer und Speisegewölbe, das einem relativ trockenen Keller entspricht, und empfiehlt außerdem eine trockene Kammer oder einen Verschlag auf dem Dachboden.

SPEISEKAMMER UND SPEISEGEWÖLBE IM 18. JAHRHUNDERT

(beschrieben von Johann Georg Zinke)

»In der Speisekammer, welche nebst der Küche, und den gewöhnlichen Wohnzimmern, auf einer Ebene, und womöglich gleich an der Küche, angebaut seyn soll, wird der kleinere, in dem Speisegewölbe aber der grössere Vorrath aufbehalten. Zu solchem Ende sieht man in den Speisekammern eine gewisse Anzahl Schiebkasten, oder Schubladen mit allerley Zugemüs von Linsen, Erbsen, gestampften oder gebälgten Hirse(körnern) zum Kochen, Wicken zu Mästung der Tauben, Weitzen für die Hühner; mit Heydegrütze, Hafergrütze, grobe und klare Gerstengraupen, Nürnbergergräupgen, Gries, Reiß, Schwaden- [= Gefäße] mit schönen und Mittelmehl [= besonders gutes und Mehl mittlerer Qualität],

Essigfässer und -krüge
Das Kochbuch, dem die Abbildung entnommen ist, befaßt sich ausführlich mit der Weinproduktion, führt aber auch in verschiedenen Rezepten aus ›Wie man einen guten Essig machen soll‹.
Aus: N. Sebastian: Koch und Kellermeisterey. Franckfurt 1581

allerley dürren und getrockneten Obst, als Aepfeln, Birnen, Kastanien, Pflaumen oder Zwetschgen, Quitten etc., wie auch mit Salz angefüllt; ingleichen noch andere Schiebkasten zu den Unschlichttlichtern [= Talg]. Es gehören darein etliche zinnerne und hölzerne Büchsen zu dem gestossenen Zucker und gemahlnen Gewürz, als Ingwer, Pfeffer, Nelken, Kardamomen, Saffran, Muskatenblüthe.
Nächst diesem hat man auch in den Speisekammern zinnerne, oder in Ermangelung derselben irdene Buttertiegel, sowohl zur frischen Koch- als auch eingesalzenen Butter, wiewohl die letztere in irdenen Geschirren weit besser aufbehalten wird. Man soll auch von frischem

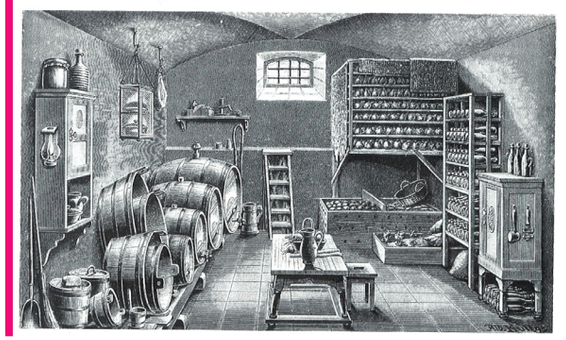
Schmalz oder Schmelzbutter und guten Baumöl allezeit etwas in der Speisekammer bey Händen haben, damit man nicht deshalb jedesmal in das Speisegewölb oder in den Keller zu laufen genöthigt sey. Und weil die Speisekammern gmeiniglich um und um mit Regalen versehen, als pflegt man sie mit allerley Gattungen, groß und kleinen, tiefen und flachen Porcellanschaalen zu mancherley Gebrauch zu besetzen, und die noch übrige leere Wand mit allerley Sorten von Körben zu behängen.
Auf den Gesimsen steht die Seiffe in viereckigte Stücken geschnitten aufgestellt, damit sie desto besser trockne; wie auch etliche Schachteln von gedörrten Morgeln und Champignos, aufgetrockneten Spargel und Artischockenkernen, getrockneten Hahnebutten, Kirschen oder Weichseln, Brunellen, oder auf dergleichen Art zugerichteten geschälten Pflaumen und Zwetschen, Heidebeeren, Wachholderbeeren und Lobeerblättern, Kümmel, Fenchel, Beyfuß, Majoran, Salbey, Roßmarin, Schalotten etc. dann und wann zu allerley Brühen und Sossen zu gebrauchen. Die übrigen noch leeren Simse werden mit Zuckerhüten besetzt. (...) [Das] Speisegewölbe muß von allen jetzt beschribenen Dingen mit einem weit grösseren Vorrath, und noch mit vielen anderen Sachen dazu, versehen seyn; (...) wie mit Öl in hohen Krügen und Schmalz in Eichholzfäßern.
Insbesondere werden in dem Speisegewölbe aufgehoben allerley Fischwaren, als marinirte und eingemachte Fische, oder, nachdem es an der Zeit ist, Bricken, Heringe, frischer und geräucherter Lachs, Picklinge, Schollen, Stockfische, Laberdan [= in Fässern eingesalzener Kabeljau] etc. Oben an der Höhe des Speisegewölbes findet man gemeiniglich grosse eingemauerte eiserne Haaken und Ringe, um hölzerne mit grober Leinwand überzogene Gehäuse, darin Käse, Butter, frisches Fleisch, und andere dergleichen Sachen verwahrt werden, aufzuhangen, oder auch um und um mit Haaken versehen Fleischringe, das gedörrte und aufgetrocknete Fleisch, in das Speisegewölbe eine besondere Brodthänge, worauf man die für die Haushaltung gebackene Brodte zu legen pflegt.«[4]

VOM DÖRREN ZUM ›EINWECKEN‹ VORRATSHALTUNG IM 19./20. JAHRHUNDERT

Die im ›Oeconomischen Lexicon‹ ausgebreiteten Vorräte eines großbürgerlichen Haushalts im 18. Jahrhundert entsprechen in vielen Punkten dem Warenan-

Weinkeller
Titelblatt aus: Arnolphus de Villa Nova: Dyser tractat ... Augspurg 1529

Links: Vom Bier, aus: N. Sebastian: Koch und Kellermeisterey. Franckfurt 1581



Vorratskeller, 19. Jahrhundert
Aus: Moeller: Die Hausfrau in ihrem Schalten und Walten. 2. Bd. Ulm 1898, S. 321

Geschichte der Heizung – Der Weg vom Feuer zur Heizungsanlage

von Jeannette Kunde

04. April 2019
Beitrag teilen:

Am Anfang war das Feuer – muss es wohl heißen. Die Geschichte der Heizung reicht weit zurück und beginnt mit dem Lagerfeuer. Denn es diente den Frühmenschen zum Schutz vor Kälte, zur Abwehr von Raubtieren sowie zum Zubereiten von Nahrung. Heute übernimmt die Heizung nicht mehr ganz so viele Funktionen. Erfahren Sie im nachstehenden Beitrag, welche Stationen in der Historie der Heiztechnik wichtig waren. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den Entwicklungen, die mit der Industrialisierung einsetzten.
Die Themen im Überblick:

1. Die Geschichte des Heizens und ihr Anfänge
2. Siegeszug der Öfen im Mittelalter
3. Die erste Zentralheizung und die Industrialisierung
4. Die Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Anfänge des Heizens

Anders als heute war es für die Frühmenschen gar nicht so einfach, sich warm zu halten. Denn erst im Laufe der Steinzeit entdeckten diese, wie das Wildfeuer gezähmt werden kann. Feuer entstand zu dieser Zeit durch Zufall, wie durch einen Blitzeinschlag und war dadurch auch zerstörerisch. Erst das Lagerfeuer brachte die wohldosierte Wärme, die nicht nur vor Kälte schützte, sondern auch den Ernährungsplan enorm erweiterte. Dabei konnten die **ersten Feuerstellen auf 800.000 Jahre** zurückdatiert werden.

Mit den ersten Behausungen wanderte auch das Feuer in die Wohnstätten. In der Regel befand sich dabei die Feuerstätte in der Mitte. Lediglich ein Loch im Dach sorgte dafür, dass der Rauch nach außen drang. Das Feuer rückte erst dann zur Wand, als die Behausungen wuchsen und mehrgeschossig wurden. Dabei wurde **vor etwa 1000 Jahren** das Feuer auf den verschiedenen Ebenen mit einem Kamin verbunden, wodurch ein gezielter Rauchabzug ermöglicht wurde. Das Prinzip der offenen Feuerstelle im Haus war noch weit bis ins Mittelalter verbreitet. Ein Hauch von Moderne gab es jedoch bereits bei den Römern und Griechen.

Züge moderner Heiztechnik in der Antike

Wie in vielen anderen Lebensbereichen waren die Griechen und Römer auch in Bezug auf das Heizen ihrer Zeit weit voraus. Mit dem Untergang des Römischen Reichs ist dabei eine Menge Wissen und Know-how verloren gegangen. **Bereits 2000 Jahre vor Christus** haben die Griechen eine Art Heizung erfunden, die von den Römern weiterentwickelt wurde. Hierbei handelt es sich um den sogenannten Hypokaustum. Die Bezeichnung bedeutet so viel wie „von unten heizen“. Dabei machten sich die Römer die Strahlungswärme zunutze. Das gilt im Übrigen auch für die heutigen Fußboden- und Wandheizungen.

Voraussetzung waren Hohlräume in Wänden und Böden. Der Boden war mit sogenannten Tragepfeilern ausgestattet. Nicht selten wurden feuerfeste Tontafeln dafür verwendet. Die Feuerstelle befand dabei außen. Dort wurde Holz oder Holzkohle verbrannt. Die bei diesem Vorgang entstandenen heißen Rauchgase wurden dann in die Hohlräume geleitet. Die Materialien haben sich erwärmt und die thermische Energie so an die Umgebung abgegeben.

Ein Hypokaustum gab es in der Regel jedoch nur für einen einzelnen Raum. Zu Beginn war es speziell für Badehäuser gedacht. Erst später gab es diese Frühform der Heizung auch für Privathäuser oder militärische Anlagen. Mit dieser antiken Erfindung, welche lange Zeit in Vergessenheit geriet, prägten die Griechen und Römer die Geschichte der Heizung eindrucksvoll. Denn auch heutzutage findet man sogenannte Hypokaustenheizungen, die dasselbe Wirkungsprinzip haben wie jene in der Antike.

© Tom Bayer / Fotolia

Kamine und Öfen für mehr Komfort sowie Sicherheit

Im Laufe des Mittelalters veränderte sich das Heizen von der offenen Feuerstelle hin zum Ofen beziehungsweise Kamin. Das erhöhte nicht nur den Wohnkomfort, da weniger Rauchgas und Ruß im Gebäude verblieb. Ebenso stieg die Sicherheit. Denn nicht selten kam es zu Brandunfällen mit den offenen Feuerstellen.

Das Mittelalter als Zeit der Öfen und Kamine

Wie oben bereits erwähnt, wanderte das Feuer zunächst aus der Mitte der Behausungen an die Wand, um auch mehrere Stockwerke beheizen zu können. Darüber hinaus

etablierte sich **im Laufe des 8. Jahrhunderts** der Holzherd beziehungsweise der Küchenofen. Das ermöglichte unter anderem eine höhere Wärmeausbeute.

Das Problem der ersten Kamine oder Öfen bestand darin, dass sie in der Regel von dicken Steinen umringt waren. Diese nahmen nur langsam bis kaum Wärme auf und somit war die Strahlungswärme auch nicht besonders hoch. Das änderte sich erst mit der Entwicklung der Kachelöfen **im Laufe des 14. Jahrhunderts**. Experten gehen davon aus, dass die ersten Modelle aus den Ostalpen stammen. Eine bessere Wärmeabgabe ermöglichten die neuen gebrannten Steine. Lange Zeit blieben diese Art der Öfen jedoch lediglich ein Prestige- oder Schmuckobjekt.

Die ersten Schornsteinfeger

Das gezielte Abführen von Abgasen ermöglichten erst die gemauerten Schornsteine oder Rauchschlote. Das war jedoch erst **zum Spätmittelalter im 15. Jahrhundert** möglich. Diese neuen Techniken erwiesen sich vor allem in den wachsenden mittelalterlichen Städten als vorteilhaft. Doch diese waren wesentlich enger bebaut und nicht selten kam es zu Rußbränden, die wiederum verheerende Großbrände in den Städten auslösten. Umso bedeutsamer war es, als Feuerordnungen erlassen und Schornsteinfeger bestimmt wurden.

An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass sich im Hochmittelalter außerdem die Trennung von Kochstelle und Wärmeerzeuger immer mehr etablierte. Zudem erfolgte die Befeuerung über das gesamte Mittelalter hinweg mit Holz. Dies änderte sich mit dem **Beginn des 16. Jahrhunderts**. Aus der Not heraus wurden nun auch andere Brennstoffe verwendet wie Kohle oder Torf.

Das 18. und 19. Jahrhundert in der Geschichte des Heizens

Wie auch bei Öfen oder Kaminen erzeugen diese Einzelraumfeuerungsstätten auch heute noch dort Wärme, wo sie auch benötigt wird. Eine Zentralheizung unterscheidet sich maßgeblich davon. Denn der Wärmeerzeuger befindet sich meist nicht dort, wo die Wärme direkt benötigt wird, sondern, wie der Name schon sagt, an einer zentralen Stelle. **Erst im 18. Jahrhundert** wurde die Idee der heutigen zentralen Warmwasserheizung geboren. Kopf dahinter war der Schwede Marten Trifvald. Zunächst für ein Treibhaus entwickelte er die Idee, mit Feuer Wasser zu erhitzen, welches wiederum den Raum erwärmt.

Doch diese Zentralheizung wurde vorerst nicht in Wohngebäuden genutzt. Das **18. und 19. Jahrhundert** waren weiterhin von den Öfen dominiert. Doch nicht nur die Brennstoffe änderten sich, sondern auch die Materialien der Feuerungsstätten. Zwar kannte man das Prinzip der Eisenöfen bereits seit dem 15. Jahrhundert, aber erst mit der Industrialisierung und der erhöhten Menge des zur Verfügung stehenden Eisens setzten sich diese Einzelraumöfen zunehmend durch.

Immer mehr Kohle zum Heizen

Die Industrialisierung war in vielen Bereichen ein Wendepunkt. Bevölkerung und Urbanisierung nahmen zu. Das führte dazu, dass es in den Städten immer enger wurde. Die Lebensräume waren klein, ebenso mussten die Öfen immer kleiner werden. Zugleich stieg der Kohleverbrauch enorm. Denn nicht nur in den Privathaushalten wurde sie genutzt, sondern auch in den Fabriken. Die Luft wurde wahrlich immer dicker. Ruß und Abgase prägten häufig das Stadtbild.

Zwar gab es **zu Beginn des 20. Jahrhunderts** auch in privaten Haushalten eine Warmwasserheizung. Doch sie war noch Statussymbol und weniger für das Gros der Bevölkerung gedacht. Das änderte sich tatsächlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Heizung und ihre Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg

An dieser Stelle sei darauf hinzuweisen, dass **mit Beginn des 20. Jahrhunderts** andere Brennstoffe eine Rolle spielten. Der Weg führte weg von den festen Brennstoffen hin zum Gas und Öl. Die ersten Heizkessel mit diesen Energieträgern wurden eingesetzt. Doch in vielen Haushalten blieb es bei der bewährten Kohleheizung. Das änderte sich erst im Zuge des Zweiten Weltkrieges und den Zerstörungen, welche dieser mit sich brachte. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau wurden dann Zentralheizungen in den Gebäuden verbaut. Des Weiteren war es nun möglich, die Versorgungsnetze vollkommen neu zu verlegen. Die neuen Energieträger waren günstig.

Daneben gab es **in den Fünfzigern und Sechzigern** auch eine weitere Form, Wärme zur Verfügung zu stellen: über Fernwärme. Dies gelang überwiegend in der Nähe von Industriezentren.

Weg von fossilen Energieträgern

Die Geschichte der Heizung ist geprägt von Anpassung an veränderte Lebenswirklichkeiten und von Alternativen finden zum Altbewährten. Dabei spielte der Wunsch nach mehr Wohnkomfort und vor allem zu Beginn der Geschichte des Heizens nach Sicherheit eine zentrale Rolle. Dabei geschahen so manche Entwicklungen über mehrere Jahrhunderte hinweg. So manche Errungenschaften gingen auch verloren oder konnten sich in privaten Haushalten nicht etablieren.

Einer der letzten Meilensteine in der Geschichte des Heizens waren die Ölkrisen der **Siebziger Jahre**. Denn nun hieß es, Alternativen zum Heizöl zu finden. In den Folgejahrzehnten trat zudem ein weiterer Faktor in den Vordergrund: Umweltschutz und Umweltbewusstsein. Infolgedessen sollten die Heizungsanlagen auch energieeffizienter sein. Das heißt unterm Strich, mit weniger Brennstoffeinsatz dieselbe Wärmemenge erzeugen. Die Entwicklungen auf dem Heizungsmarkt waren zahlreich und rasant. Neben der Brennwerttechnik gewann auch die Wärmepumpe an Bedeutung, deren Prinzip bereits im 19. Jahrhundert erkannt wurde. Aber auch Alternativen wie das Heizen mit Solarenergie fanden ihren Weg in die deutschen Haushalte. Daneben sind auch Festbrennstoffkessel wieder im Kommen. Die Entwicklung der Wärmepumpe zu einer der zukunftsträchtigsten Heiztechniken beleuchtet der Beitrag "Die Wärmepumpe und ihre Geschichte" im Detail. Seit 2011 spielt ebenso die Brennstoffzelle eine wichtige Rolle auf dem Heizungsmarkt. Mehr über ihre Entwicklung erfahren Sie im Beitrag zur Geschichte der Brennstoffzelle.

Wie aktuell in Deutschland geheizt wird und wie hoch der Anteil an veralteten Heizsystemen ist, erklärt der Beitrag "Heizen in Zahlen: Daten und Fakten im Überblick".

und Toiletten garantieren den reibungsfreien Ablauf des mondänen Lebens. Ihrer „impedimenta“* entledigt, steht die Bühne ganz und gar im Dienst der gesellschaftlichen Repräsentation und Reproduktion. Als Zeichen einer Art räumlicher Verschwendung wird die Zimmerflucht zum Beweis für die Großzügigkeit ihrer Bewohner.

Zwei- oder Dreizimmerfluchten künden in den Arbeiterwohnungen des 19. Jahrhunderts von einem sozialen Fortschritt, der mit einem allmählichen Verschwinden jener Einzimmerwohnungen einhergeht, in denen ganze Familien Unterkunft fanden. Allerdings besteht anfangs noch Unsicherheit darüber, welche Haushalts- und Lebensfunktionen die neu gewonnenen Räume erhalten sollen. Die relative Streckung der Wohnungsgrundrisse macht es möglich, neue Organisationsmodelle häuslichen Lebens zu entwerfen und damit die Übernahme komplexerer Wohnungsgrundrisse nach bürgerlichem Vorbild zu beschleunigen. Die Verdrängung der einzelligen Wohngeometrie durch eine vielzellige Morphologie trägt zu einer gewissen *Distanz* zwischen den Familienmitgliedern bei.

Dieser Prozeß räumlicher Aufsplitterung vollzieht sich jedoch ohne eine entsprechende Ausdehnung der Grundflächen. Trotz der Neuaufteilung bleibt der Lebensraum der Bewohner vollkommen unzureichend, oder richtiger, hinter dem tatsächlichen Bedarf stets zurück. Die Innenmaße der Wohnungen entsprechen noch einer Bauweise, bei der der Abstand zwischen den Außenwänden und den gewöhnlich durch Holzbalken getragenen Trennwänden vier Meter nicht überschreitet. Die damit vorgegebene physische Nähe zwischen den Individuen macht alle Überlegungen um eine optimalere Raumnutzung oder um optimalere Interaktionsformen bereits im Ansatz zunichte.

Es kommt jedoch auch vor, daß man seine Aufmerksamkeit – jenseits dieser rein zahlenmäßigen Betrachtungen – den Modalitäten der Öffnung und Abschließung der einzelnen Zimmer zuwendet, um damit den Einfluß der inneren Mikrogeographie auf die Beziehungen des Zusammenwohnens zu eruieren. Abhängig von ihrer Entfernung zur Außenwand bestimmt die exakte Position der Türen zwischen den benachbarten Zimmern den Verlauf der Wege im Wohnungsinnern. Die unmittelbare Umgebung der Fenster bleibt zuweilen häuslichen Arbeiten vorbehalten, dann wird sie von den Bewohnern aber auch als Durchgang benutzt. Liegt der Zimmerdurchgang relativ zentral, so gibt er im Vorder- oder Hintergrund des Zimmers, abseits vom Weg, volle Nutzflächen frei. Diese Art der *bereichstypischen* Raumauf-

* *impedimentum* (lat.), Hindernis (A.d.Verl.)

teilung favorisiert jeweils bestimmte Nutzungsmöglichkeiten. Vor allem hat sie eine Trennung von sitzenden und stehenden Tätigkeiten zur Folge. Insgesamt erscheint die Raumnutzung differenzierter und daher auch besser strukturiert.

Reger Durchgangsverkehr von einem Zimmer zum anderen wird von den Städtern am Vorabend der industriellen Revolution offenbar nicht zwangsläufig als eine permanente Bedrohung des Intimlebens erfahren. Sogar die Übernahme von Wohnungsgrundrissen, bei denen man erst drei Zimmer sukzessive durchqueren muß, um in ein viertes zu gelangen, scheint nicht völlig inakzeptabel.

Die mit der Einfluchtung einhergehende Ausgestaltung der Wohnräume gilt schon bald als ein Beweis für den sozialen Fortschritt, da der Flächenzuwachs sowie die geschicktere Zuordnung der häuslichen Aufgaben zu spezifischen Wohnbereichen den Bewohnern mehr oder weniger zugute kommt. In den nach der Revolution von 1848 errichteten Pariser Häusern für Haushalte mit mindestens drei Kindern kommen die Zweizimmerwohnungen nie über eine Grundfläche von 30 qm hinaus, was im Durchschnitt etwa fünf bis sechs Quadratmeter für jeden Bewohner bedeutet.[68] In den damaligen übervölkerten Arbeiterwohnungen erscheint die Zimmerflucht mehr wie eine Flucht einiger Schlafzellen als eine Reihe unabhängiger Zimmer. Nur Ausschnitte der Zimmer (und nicht ganze Räume) können den wesentlichen häuslichen Funktionen zugeordnet werden. Solange der Wohnraum derartig knapp bemessen bleibt, kommt die Möglichkeit, dem einzelnen Bewohner ein eigenes Zimmer ganz zu überlassen, noch nicht in Frage.

Im Entwurf der von Graf de Madre um 1860 im Pariser Stadtteil St. Maur erbauten Wohnhäuser ist die Nutzung der Räume noch relativ unbestimmt. Angesichts der hohen Bewohnerzahl unterliegt die Erfüllung der häuslichen Arbeiten in den kleinen Zweizimmerwohnungen erschwerten Bedingungen. Teilweise zwingt die Enge der Wohnfläche ihre Bewohnerschaft, die tags und nachts genutzten Orte zweimal täglich neu herzurichten.

Die von der „Société Philanthropique“ in Paris an der Boulevard de Grenelle erbauten Wohnungen, dem Schnittmuster nach Dreizimmerfluchten, können andererseits als Keimzelle für eine funktionelle Unterscheidung der jeweiligen Wohnungspartien angesehen werden. Die Räume sind nicht mehr nur einfach isotrop. Zwischen *Tisch* und *Bett* wird eine klare Trennung vollzogen.

In einer immer noch rudimentären, obwohl im Verhältnis zur Vergangenheit bereits fortschrittlichen Beschreibung der häuslichen Szenerie „steht der Herd, an dem die Mahlzeiten bereitet werden und um den herum man sich abends und bei Zusammenkünften aufhält, im Zimmer des

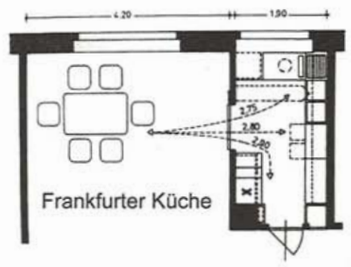
raum, macht, differenz
kuhlmann, dörte.
s.174-175

Hygiene

Die traditionelle Beschränkung der Frau auf das Haus ist eng verknüpft mit der vor der Öffentlichkeit verborgenen Belastung des weiblichen Körpers durch Hausarbeit. Mit dem Ziel, den weiblichen Gesundheitszustand zu verbessern, wurden insbesondere im angelsächsischen Raum ab Mitte des 19. Jahrhunderts viele progressive Beiträge zu einer ökonomischen Haushaltsführung geleistet. Viele Autorinnen kritisierten die umständliche, physisch belastende und zeitaufwendige Hausarbeit, die zu einer zunehmenden Fesselung der Frau an das Heim geführt hatte, und propagierten eine neu überdachte, gesunde und ökonomische Haushaltsführung, wie Isabella Mary Beeton, deren *Household Management* in den ersten zehn Jahren nach seiner Publikation 1859 über zweimillionenmal verkauft wurde.[441] Die wohl früheste Repräsentantin dessen, was man als „Haushaltsökonomin" bezeichnen könnte, war die Amerikanerin Catherine E. Beecher, die 1841 die Abhandlung *A Treatise on Domestic Economy for the Use of Young Ladies at Home and at School* verfaßte.[442] Wie Robert Kerr verfolgte sie das Anliegen, das Haus als eine gut funktionierende Maschine zu gestalten. Dennoch waren ihre grundsätzlichen Ansprüche total entgegengesetzt. Während Kerr die Frau in ihrer traditionellen Rolle an das Haus binden wollte, versuchte Beecher die Frauen zumindest temporär vom Haus zu befreien, indem sie effizientere Lösungen zur Bewältigung der Hausarbeit vorschlug. Auch zeigte sie auf, daß es einen Unterschied in der Wahrnehmung des Hauses durch beide Geschlechter gab, denn für den Ehemann war das Heim der Ort der Entspannung, für seine Gattin dagegen der Arbeitsplatz.[443] Ihre Küchen befanden sich immer in der Mitte des Hauses, so daß ihre weibliche Benutzerin die volle visuelle Kontrolle über die Aktivitäten im Hause hatte, ohne Zeit durch Kontrollgänge zu verlieren.[444] Allerdings war Beecher keine radikale Feministin, denn sie lehnte die Suffragetten ab und beharrte darauf, daß der Platz einer Frau ihr Zuhause war. Andererseits war sie eine Vorkämpferin für Frauenbildung und gründete 1821 in Hartford das erste amerikanische College für Frauen. Beechers Bemühen, effektive und ökonomische Haushaltslösungen zu finden, wurde von ihrer Nachfolgerin Christine Frederick fortgesetzt. Frederick schlug vor, daß Frauen die Einrichtung ihrer Häuser selber vornehmen sollten, wobei die Rolle des Architekten auf die Fassadengestaltung und Ausführungspläne zu beschränken sei.[445] Der Einfluß der fortschrittlichen Haushaltsökonominnen wird deutlich, wenn man bedenkt, daß sogar Frank Lloyd Wright 1901 für die Zeitschrift *The Ladies Home Journal* ein Haus entwarf, das auf viele Aspekte von Frederick einging.[446]

Mit Hilfe von Arbeitsplatzanalysen, Zeit- und Bewegungsstudien sollte der Haushalt und insbesondere die Küche effizienter gestaltet werden. In Amerika war Lillian Gilbreth die führende Forscherin auf diesem Gebiet. Sie schrieb nicht nur Bücher über Haushaltsmanagement, wie *The Homemaker and her Job* und *Management in the Home*, sondern wurde auch von der Industrie beauftragt, möglichst effiziente moderne Küchen zu gestalten. Immerhin setzten diese Frauen durch, daß *Home Economics* als Unterrichtsfach an zahlreichen Colleges, selbst an solch elitären Universitäten wie MIT oder Columbia, etabliert wurden. Im deutschsprachigen Raum propagierte Erna Meyer diesen Ansatz. In ihrem Haushaltsratgeber *Der neue Haushalt* rechnete sie vor, daß man zum Kochen einer einzigen Reissuppe in einer traditionellen Küche 138 Schritte zurücklegen müßte, also einen Weg von 70 m! Sie erklärte, daß man durch funktionale Anordnungen, aber auch verbesserte Arbeitsmethoden und richtige Körperhaltungen den Energieaufwand bei der Hausarbeit deutlich mindern könne.

Die von Margarete Schütte-Lihotzky konzipierte „Frankfurter Küche" aus dem Jahr 1926 wird als Meilenstein in dieser Entwicklung gewertet, denn dieser optimierte Raum brachte auf nur 6 m² alle nötigen Arbeitsflächen, Vorräte und Küchenutensilien unter. Zusammen mit Ernst May entwickelte sie die Wohnung für das „Existenzminimum", damit sich auch einkommensschwache Haushalte eine vollständige Wohnung mit allen wichtigen Funktionen leisten konnten.[447] Schütte-Lihotzky hatte aber neben der Zeitersparnis auch soziale Ziele im Auge. Ihr Bestreben war es, die Frau nicht zu isolieren, sondern ihr von der Küche aus einen visuellen Bezug zu den umgebenden Räumen zu gewähren: „Die Frau sollte nicht in die Küche verbannt werden. Gegenüber dem Typus der alten Wohnküche, in der sich alles Leben abspielte, stellte für die Frankfurter Verhältnisse die Trennung von Kochen und Wohnen eine höhere Wohnform dar."[448]



raum, macht, differenz
kuhlmann, dörte.
s.176-177

Wie Gilbreth und Meyer hatte Margarete Schütte-Lihotzky sorgfältig zahlreiche Bewegungsabläufe studiert und mit der Stoppuhr Handgriffe und Schritte gemessen, um in Anlehnung an das Taylorsystem die bestmögliche Anordnung der Funktionsbereiche zu finden.[449] Innovativ war ihre Lösung zur Entsorgung der Küchenabfälle und die effiziente Gestaltung der Arbeitsflächen.[450] Die Höhe der Einbauschränke betrug nur 1,87 m, damit eine durchschnittlich große Frau noch an die oberen Regale gelangen konnte. Ganz im Zeichen der Zeit sollte die Küche nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen effizient und hygienisch gestaltet werden. Als sie herausfand, daß man erforscht hatte, daß Fliegen blaue Farbflächen meiden, ließ sie „alle Küchen blau streichen. Auch meine Küche in Frankfurt war blau gestrichen. Ich kann Ihnen bestätigen – es ist keine Fliege draufgekommen. Fliegen waren damals als Überträger von Krankheiten ein großes Problem."[451]

Taylorismus zu Hause

Die medizinischen Erkenntnisse, die Schmutz als Träger von Keimen und Bakterien und damit als potentielle Gesundheitsgefahr entlarvt hatten, führten seit dem 19. Jahrhundert zu einem stetig wachsenden Hygienebewußtsein, das durch die Medien massiv geschürt wurde. Die Küche und das neu entstandene Badezimmer waren die Räume, die am stärksten auf den Körper bezogen waren und seit jeher mit allerlei positiven wie auch negativen Gerüchen behaftet waren. Sie wurden nun zu jenen Räumen, in denen der größte Wert auf Sauberkeit gelegt wurde, zumal hier auch der meiste Abfall und Schmutz produziert wurde.[452] Ein schlechter Geruch wurde mit Krankheit, Armut und sonstigem Übel verbunden und daher eine hohe Kultur synonym mit dem Ausschluß verschiedener Sinneserfahrungen gesetzt.[453]
In der starken Hinwendung zur Reinlichkeit und der Verachtung von Gerüchen sah Freud wesentliche Kulturansprüche, jedoch keine Lebensnotwendigkeit.[454] Allerdings müßte dieser Kulturanspruch relativ jung sein, denn Freud ging nicht darauf ein, daß kaum hundert Jahre zuvor noch ganz andere Standards gegolten hatten und daß der französische Sonnenkönig Louis XIV. wahrscheinlich nur einmal in seinem Leben, und zwar anno 1665, gebadet hatte, wie aus der Dokumentation seiner Leibärzte hervorgeht. Dieser beschränkte sich darauf, jeden zweiten Tag einmal das Gesicht mit einem weingeistgetränkten Tuch abzuwischen. Sein Bruder dürfte die gleiche Einstellung zu Wasser gehabt haben, dennoch schrieb der Herzog von Saint-Simon über ihn: „Monsieur benutzte alle möglichen Parfums und war in allem die Reinlichkeit selbst."[455] Aus heutiger Sicht wirkt es auch befremdlich, daß sich Louis XIV. nicht scheute, offizielle Gäste zu empfangen, während er auf der Toilette saß. Im Kontrast dazu gelten Toilette und Badezimmer heute den meisten westlichen Kulturen als die privatesten Räume innerhalb der Wohnung. Hält sich hier ein Individuum auf, gilt es als Tabu einzutreten, selbst wenn der Raum nicht abgeschlossen ist.
Es scheint sogar, daß das Badezimmer in der Moderne zum Vorbild für funktionalistisches Design wurde, da seine Funktionen offenbar allein durch die physischen Aktionen des menschlichen Körpers determiniert wurden. Im Hygienetrend sah Adolf Loos einen wichtigen Kulturbeitrag, den er vor allem den Angelsachsen zuschrieb. Er verwies sogar auf die Bedeutung des Badezimmers im globalen wirtschaftlichen Wettstreit: „Denn nur jenes volk kann wirtschaftlich mit den Engländern gleichen schritt halten, das diesen im wasserverbrauche nahekommt; nur jenes volk ist berufen, die weltherrschaft von den Engländern zu übernehmen, das diese im wasserverbrauche übertreffen wird ... Die hebung des wasserverbrauches ist eine der dringendsten Kulturaufgaben."[456]
Nach der Meinung von Ellen Lupton und J. Abbott Miller war der Aufstieg von Badezimmer und Küche die direkte Antwort auf die neue Konsumkultur. Sie verwiesen darauf, daß das Badezimmer vor dem 19. Jahrhundert gar nicht als ein eigenständiger Raum existierte, sondern daß man üblicherweise bei Bedarf tragbare Wannen oder Waschschüsseln in Schlafzimmer oder Küche aufgestellt hatte.[457] Die Modernisierung dieser Räume brachte eine enorme Arbeitserleichterung mit sich. Hatte man früher das Wasser noch mühsam mit einem Eimer ins Haus tragen müssen, so brachten die neuen Wasserleitungen bequem das frische Wasser in Bad und Küche und spülten die Abfälle ebenso schnell wieder fort. Doch trotz der massiv erleichterten Arbeit für das Individuum brachten diese Neuerungen keine Zeitersparnis hinsichtlich der Tätigkeiten des Waschens und Putzens mit sich, denn gleichzeitig erfolgte die systematische Erziehung der Hausfrauen zur Hygiene.
Neben der sinnvolleren Anordnung der Kücheneinrichtung nahm die Zahl der elektrischen Haushaltsgeräte in den 1920er und 1930er Jahren sprunghaft zu. Die Elektrizität ermöglichte eine Vielzahl von Geräten, um die menschliche Arbeitskraft zu ersetzen. Gleichzeitig waren Dienstboten auch so teuer geworden, daß sich viele Haushalte keine mehr leisten konnten und von daher gerne auf die neuen Geräte zurückgriffen. Die Elektroindustrie in den Vereinigten Staaten stellte nicht nur die Endgeräte her, sondern lieferte passend dazu selber den

die herrschaft der mechanisierung
giedion, sigfried.
s.562-563

Der damals in Europa vorherrschende Pseudo-Feudalismus, der damalige Gegensatz zwischen Amerika und England, wird in die Worte zusammengefaßt: »Die Schicht, aus der sich in England die Hausangestellten rekrutieren, bildet eine Klasse, und der Haushaltsdienst ist ein Beruf. In Amerika bedeutet er nur ein Sprungbrett zu etwas Höherem.«[6]

Die Verfasser weichen dem Problem nicht aus: »Was ist das Grundproblem der häuslichen Dienstbarkeit? (. . .) Wir können uns in diesem Lande kein großes Gefolge von Dienstboten halten. (. . .) Jede Frau, die eine Familie hat, weiß, daß mit jedem zusätzlichen Dienstboten ihre Fürsorgepflichten zunehmen.« Die Richtlinie, die die Verfasserinnen geben, ist eindeutig: »Ein bescheidener Stil des Haushaltens, klein und konzentriert, einfache Einrichtungen bilden selbstverständliche Notwendigkeiten.«[7] Und schließlich die Lösung, die sie andeuten: »Wenn sich dies so verhält, so ist es ein notwendiges Ziel in Amerika, daß die Haushaltsprobleme so weit als möglich durch die Familie selbst, und zwar durch richtige Zusammenarbeit (combined labour) der Familienmitglieder bei möglichster Reduzierung der Dienstboten gelöst werden.«[8]

Eindringlicher kann das Problem auch heute nicht ausgedrückt werden. Langsam nähert sich, aus dem Zwang der Verhältnisse heraus, die Realität dieser Zielsetzung. Und machen wir eine Stichprobe, wie dieses Problem sich nach 1910 spiegelt, so erfahren wir, daß vor allem die Stellung zum Hausangestellten neutralisiert werden soll, »sie sollen auf gleicher Basis mit anderen Angestellten stehen«, und daß als nächste Folge »wir stufenweise zur Abschaffung einer dauernden Dienstbotenklasse in unseren Heimen kommen werden«[9]. Dazu verschiebt sich das Problem immer mehr ins Psychologische. »Es spricht sehr viel gegen die Anwesenheit einer ständigen Arbeitskraft im Haus. (. . .)« Sie nötigt »die Hausfrau und die ganze Familie zu psychologischer Anpassung. (. . .) In vielen Fällen kommt es zu einer bewußten oder unbewußten Hebung der Ansprüche oder ihrer Anpassung an die Erwartungen und Forderungen des Arbeitenden.«[10] Dies alles weist auf Catherine Beechers Vorschlag von 1869 zurück, die Hausarbeiten so weit wie möglich unter den Mitgliedern der Familie aufzuteilen. 1915 werden dafür zwingendere Gründe angegeben:

»Der dienstbotenlose Haushalt (dienstbotenlos meint: ohne im Haus lebende Arbeitskräfte) ist die einzige Möglichkeit dafür, daß eine Familie *ihren Verhältnissen genau entsprechend* lebt, (. . .) und er bietet die Chance zu einer Kooperation der Familie und zum Anlernen der Kinder.«[11] Die Voraussetzungen für eine solche Lösung waren jedoch erst gegeben, wenn die schwere Handarbeit durch die Mechanisierung auf ein Minimum reduziert werden konnte.

6 Ebd., S. 321.
7 Ebd., S. 333.
8 Ebd., S. 334.
9 Christine Frederick, »The New Housekeeping«, *Ladies Home Journal*, 1912, Bd. 29, Nr. 12, S. 16.
10 Frederick, *Household Engineering, Scientific Management in the Home*, Chicago, 1919; zuerst erschienen 1915.
11 Ebd., S. 380.

562

Organisation des Arbeitsvorganges

Man darf die Organisierung von Arbeitsvorgängen nicht verwechseln mit dem Gebrauch mechanisierter Hilfsmittel. Es ist hervorzuheben, daß die Organisierung des Arbeitsvorganges bereits vorgenommen wurde, ehe mechanisierte Arbeitsmittel zur Verfügung standen. Allgemein gebräuchlich waren diese noch nicht einmal im Jahre 1940. Haushaltsplanung begann also vor der Mechanisierung, so daß die mechanischen Hilfsmittel später ihren Platz von der Wissenschaft der Haushaltsführung schon vorbereitet finden.

Organisierung des Arbeitsvorganges, 1869

Catherine E. Beecher erkennt 1869, worauf es dabei ankommt: »Die Schiffsküche in einem Dampfer hat alle Hilfsmittel und Einrichtungen für die Zubereitung von Mahlzeiten für 200 Personen in einem Raum (. . .), der so konzentriert angeordnet ist, daß der Koch mit einem oder zwei Schritten alles erreichen kann, was er braucht.«[12]

Als die Architekten nach 1920 die Wichtigkeit einer gut entworfenen Küche wieder erkannten, nannten sie als ihr unmittelbares Vorbild die Speisewagenküche, die es noch nicht gab, als Catherine Beecher ihr Buch schrieb. Wie wir gesehen haben, reichte George Pullmann ein Patent für seinen noch nicht voll entwickelten Speisewagen im gleichen Jahr 1869 ein.

»Im Gegensatz dazu«, so fährt C. E. Beecher fort, »sind die Rohstoffe und Geräte, die für die Köchin nötig sind, der Abguß und das Eßzimmer so weit voneinander entfernt, daß die Hälfte der Zeit und Anstrengung mit Hin- und Herlaufen draufgeht, um die gebrauchten Gegenstände zu holen und zu bringen.«[13] Wie ihrer Ansicht nach die Organisierung des Arbeitsvorgangs angepackt werden soll, zeigt sie in sorgfältiger Zeichnung und Beschreibung (Abb. 336, 338).

Da fällt zuerst auf, daß der große Küchentisch und das isolierte Küchenbüfett verschwunden sind. An Stelle des Küchentisches befinden sich längs den Fenstern äußerst konzentriert angeordnete Arbeitsflächen, und das Küchenbüfett wird aufgeteilt in Wandregale und in Schubladen und andere Behälter, die unter den Arbeitsflächen fortlaufen.

In der heutigen mechanisierten Küche werden drei verschiedene Arbeitszentren unterschieden (Abb. 337): Aufbewahrung, Zubereitung und Reinigung und Kochen. Zwei davon, Aufbewahrung, Zubereitung und Reinigung, werden bereits 1869 von Catherine Beecher klar erkannt und einheitlich zusammengefaßt. Der Kochherd jedoch mußte noch abseits stehen mit einer Schutzzone um ihn herum.

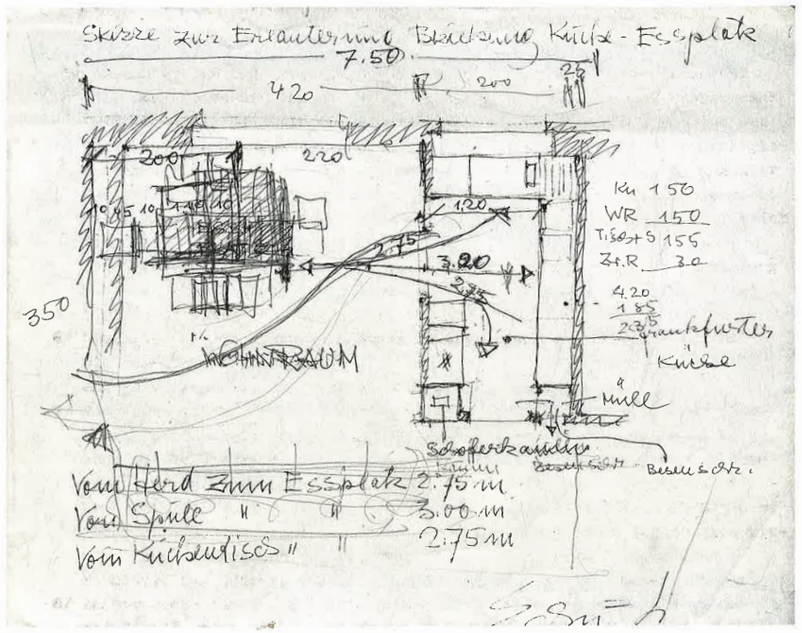
Gleichzeitig bringt sie Arbeitsgerät und Arbeitsplatz zusammen.

Ihre Arbeitsflächen sind gut beleuchtet und nicht größer als unbedingt notwen-

12 Beecher und Stowe, a.a.O., S. 33.
13 Ebenda.

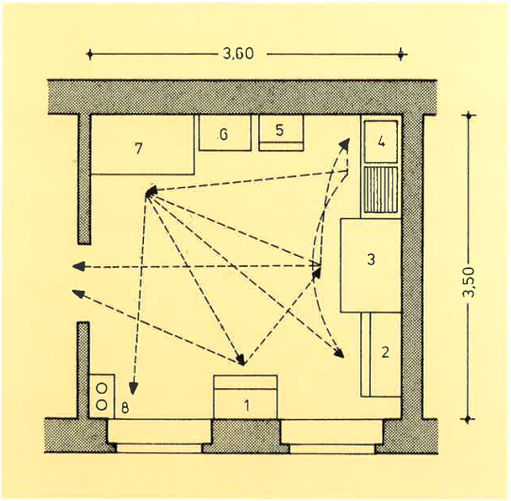
563

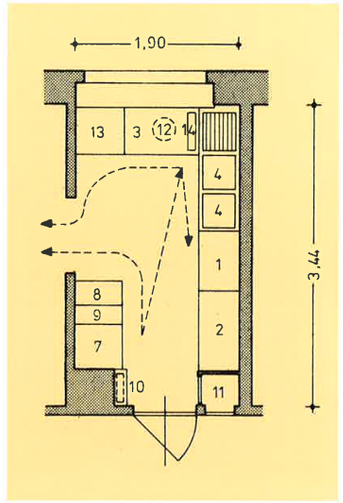
die frankfurter küche
schütte-lihotzky, margarete.
s.10-11



Reduzierung der Schritte

Grundriß der damals üblichen großen Küche mit den 1926 im Handel befindlichen Küchenmöbeln. Die gestrichelte Linie bezeichnet den Weg, der bei den täglichen Arbeiten zurückgelegt werden muß. Die einzelnen Arbeitsschritte: vom Vorratsschrank (1) zum Arbeitstisch (3), von diesem zum Herd (7). Die zubereiteten Speisen werden von der Anrichtefläche (1,8) zum Eßtisch in den anschließenden Wohn-Eßraum getragen. Das benutzte Geschirr wird vom Eßtisch zum Spülbecken (4) gebracht und kommt von dort gereinigt in den Topf- und Geschirrschrank (2,6).
Der hier beschriebene, einmal zurückgelegte Weg beträgt in der alten Küche 19 m, in der Frankfurter Küche jedoch nur 8 m, wenn man den Weg zum Eßtisch im Wohnzimmer miteinrechnet, dennoch also weniger als die Hälfte. Bedenkt man zusätzlich, daß manche Teilstrecken in der Küche pro Tag immer wieder zurückgelegt werden müssen, so wird deutlich, welche Weg- Zeit- und Arbeitsverkürzungen durch planvollen Wohnungsbau für die Bewohner erzielt werden können.





11

die frankfurter küche
schütte-lihotzky, margarete.
s.16-17

RATIONALISIERUNG IM HAUSHALT

von Grete Lihotzky

Jede denkende Frau muß die Rückständigkeit bisheriger Haushaltführung empfinden und darin schwerste Hemmung eigener Entwicklung und somit auch der Entwicklung ihrer Familie erkennen. Die Frau, an die das heutige hastige Großstadtleben weit höhere Ansprüche stellt, als das beschauliche Leben vor 80 Jahren, ist dazu verdammt, ihren Haushalt, einige wenige Erleichterungen ausgenommen, noch immer so zu führen wie zu Großmutters Zeiten.

Das Problem, die Arbeit der Hausfrau rationeller zu gestalten, ist fast für alle Schichten der Bevölkerung von gleicher Wichtigkeit. Sowohl die Frauen des Mittelstandes, die vielfach ohne irgend welche Hilfe im Hause wirtschaften, als auch die Frauen des Arbeiterstandes, die häufig noch anderer Berufsarbeit nachgehen müssen, sind so überlastet, daß ihre Überarbeitung auf die Dauer nicht ohne Folgen für die gesamte Volksgesundheit bleiben kann.

Schon vor mehr als 10 Jahren haben führende Frauen die Wichtigkeit der Entlastung der Hausfrau vom unnötigen Ballast ihrer Arbeit erkannt und sich für zentrale Bewirtschaftung von Häusern, d. h. für Errichtung von Einküchenhäusern eingesetzt. Sie sagten: warum sollen 20 Frauen einkaufen gehen, wenn eine dasselbe für alle besorgen kann? Warum sollen 20 Frauen in 20 Herden Feuer machen, wenn auf einem Herd für alle gekocht werden kann? Warum sollen 20 Frauen für 20 Familien kochen, wenn doch bei richtiger Einteilung 4-5 Personen dieselbe Arbeit für 20 Familien besorgen können? Diese jedem vernünftigen Menschen einleuchtenden Erwägungen haben bestochen. Man baute Einküchenhäuser. Bald aber zeigte sich, daß man 20 Familien nicht so ohne weiteres in einen Haushalt vereinigen kann. Abgesehen von persönlichem Gezänk und Streit, sind starke Schwankungen in der materiellen Lage der verschiedenen Bewohner unvermeidlich, weshalb der Zusammenschluß mehrerer Familien notwendig zu Konflikten führen muß. Für Arbeiter und Privatangestellte aber, die in verhältnismäßig kurzer Zeit arbeitslos werden können, scheidet das Einküchenhaus von vornherein aus, da der Arbeitslose seine Lebenshaltung nicht soweit herabdrücken kann, als für ihn notwendig wäre. Das Problem der Rationalisierung der Hausarbeit kann also nicht für sich allein gelöst werden, sondern muß mit notwendigen sozialen Erwägungen Hand in Hand gehen.

Nach den bereits gemachten Erfahrungen erkennen wir, daß wir beim Einzelhaushalt bleiben, jedoch diesen so rationell wie nur irgend möglich gestalten müssen. Wie können wir aber die bisher übliche kraft- und zeitvergeudende Arbeitsweise im Haushalt verbessern? Wir können die Grundsätze arbeitsparender, wirtschaftlicher Betriebsführung, deren Verwirklichung in Fabriken und Büros zu ungeahnten Steigerungen der Leistungsfähigkeit geführt hat, auf die Hausarbeit übertragen. Wir müssen erkennen, daß es für jede Arbeit einen besten und einfachsten Weg geben muß, der daher auch der am wenigsten ermüdende ist. Für 3 Arbeitsgruppen, das sind Hausfrauen, Fabrikanten und Architekten, ist es eine wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe, in gemeinsamer Arbeit diese einfachste Art der Ausführung jeder Hausarbeit zu ermitteln und zu ermöglichen.

Unter den Hausfrauen wird die geistig geschulte Frau auch immer rationeller arbeiten. Sie wird, unterstützt von richtigen Geräten und Maschinen und bei richtiger Wohnungseinteilung bald die zweckmäßigste Art und Weise ihrer Arbeit erkennen.

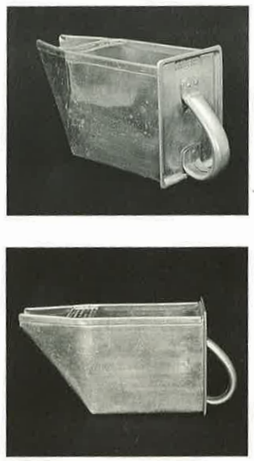
Unter den Fabrikanten (mit Ausnahme der Möbelfabrikanten) gibt es heute schon viele, die sich auf die neuen Forderungen unserer Zeit einstellen und brauchbare, arbeitsparende Geräte und Maschinen in den Handel bringen.

Die weitaus größte Rückständigkeit aber herrscht noch bei der Art der Wohnungseinrichtung. Wann wird die Allgemeinheit einmal erkennen, welche Art der Wohnungseinrichtung die für sie zweckmäßigste und beste ist? Jahrelange Bemühungen des deutschen Werkbundes und einzelner Architekten, unzählige Schriften und Vorträge, in denen Klarheit, Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Einrichtung und Abkehr von dem überlieferten Kitsch der letzten fünfzig Jahre verlangt wurde, haben fast garnichts genützt.

Kommen wir in die Wohnungen, so finden wir noch immer den alten Tand und die üble übliche „Dekoration". Daß alle diese Bemühungen praktisch so wenig Erfolg hatten, liegt in der Hauptsache an den Frauen, die merkwürdigerweise den neuen Ideen wenig zugänglich sind. Die Möbelhändler sagen, die Käufer verlangen immer wieder das Alte. Die Frauen nehmen lieber alle Mehrarbeit auf sich, um ein „trauliches und gemütliches" Heim zu haben. Einfachheit und Zweckmäßigkeit hält die Mehrzahl heute noch für gleichbedeutend mit Nüchternheit. Das Hochbauamt der Stadt Frankfurt a. M. hat durch Aufstellung eines vollständig eingerichteten Musterhauses bei der im Rahmen der Frankfurter Messe stattfindenden Ausstellung „Die neue Wohnung und ihr Innenausbau" versucht, die Menschen vom Gegenteil zu überzeugen. Es will beweisen, daß Einfachheit und Zweckmäßigkeit nicht nur Arbeitsersparnis bedeuten, sondern, verbunden mit gutem Material und richtiger Form und Farbe, Klarheit und Schönheit ist.

Auf dieser Ausstellung hat eine eigene Abteilung des Frankfurter Hausfrauenvereins die Wichtigkeit der Rationalisierung des Haushalts besonders vor Augen geführt. Dieser Teil der Ausstellung mit dem Titel: „Der neuzeitliche Haushalt" behandelte in erster Linie das Problem der arbeitsparenden Küche. Als besonders lehrreiches Beispiel für Schritt- und Griffersparnis wurde zuerst eine vollständig eingerichtete Speisewagenküche und -Anrichte ausgestellt. Drei weitere eingerichtete Küchen mit eingebauten Möbeln, von denen die ersten zwei in Frankfurt rund 3000 mal ausgeführt werden, zeigten, wie durch richtige Einteilung und Anordnung der Möbel die Arbeit erleichtert

die frankfurter küche
schütte-lihotzky, margarete.
s.12-13



Frankfurter Küche, Gesamtansicht.

– Kastenwand: Der Raum zwischen der Oberkante der Kastenwand und der Decke wurde abgemauert, so daß es oberhalb der Reichweite keine Form gab, auf der sich Staub ablagern konnte.

Arbeitssparende Einzelheiten der Frankfurter Küche

– Spülbecken: Die Anordnung des Spülbeckens in seiner Beziehung zum Tisch, zur Abstellfläche für benutztes Geschirr, zum Abtropfbrett und zum Abtropfgestell (Ablage für bereits gespültes Geschirr) war immer „ums Eck", so daß man mit der linken Hand das Geschirr nehmen und es nach dem Spülen wieder zur selben Seite hin ablegen konnte. Auf diese Weise wurde ein Übereinandergreifen der Hände oder das Übergeben des Geschirrs von einer Hand in die andere vermieden. Eine Neuheit für die damalige Zeit war das Tellerabtropfgestell an der Wand, das das manuelle Abtrocknen von Porzellangeschirr überflüssig machte.

– Die Kochkiste. Unmittelbar neben dem Herd gab es eine Kiste, deren Deckel mit einer emaillierten Metallplatte belegt war, so daß sich die Fläche, auf der man heiße Töpfe abstellen konnte, vergrößerte. Öffnete man den Deckel dieser Kiste, so waren zwei Blechzylinder zu sehen, die durch ein Wärmeisoliermaterial gegen die Kistenwände abgeschirmt waren. Auf diese Weise wirkte die Kiste wie ein Thermophor. Die Hausfrau konnte morgens die angekochten Speisen in die Kochkiste schieben, und wenn sie nach der Berufsarbeit nach Hause kam, gar gekocht wieder herausnehmen.

– Arbeitstisch und Küchenabfallrinne: Als Tischbelag kam damals nur Linoleum in Frage, das aber nicht schnitt- und säurefest ist (Materialien aus Plastik gab es noch nicht). Deshalb war die Platte des Arbeitstisches aus Buchenholz, das leicht gescheuert werden kann. An der rechten Seite des Tisches befand sich eine Öffnung in der Platte, unter die eine weiß emaillierte Metallrinne eingeschoben war. Alle Gemüse- Fleisch- oder Obstabfälle wurden nach dem Schneiden und Putzen direkt von der Schneidefläche in diese Rinne geschoben, die später durch eine Holzklappe in den Mülleimer entleert werden konnte.

– Aufbewahrung trockener Lebensmittel: Mehl, Reis, Gries usw. wurden gewöhnlich in Papiersäcken aufbewahrt. Schubkästen dafür gab es bis dahin nicht. Diese wurden extra für die Frankfurter Küche zusammen mit der herstellenden Firma (Fa. Harrer) entwickelt. Aluminium, leicht und unzerbrechlich, bot dafür das ideale Material. Das Besondere daran war, daß diese Behälter vor der „Schnauze zum Schütten" noch einen Aluminiumsteg hatten, so daß man das Kochgut direkt in den Topf auf dem Herd schütten und genau dosieren konnte.

– Künstliche Beleuchtung: Röhrenlampen, die den schmalen Raum gut ausgeleuchtet hätten, gab es noch nicht. Deshalb entwickelte ich eine Schiebelampe. Sie hing an einer Deckenschiene und ließ sich durch einen Bügel leicht hin- und herschieben. Der Lichtkegel des Lampenschirms war so berechnet, daß die oder der in der Küche Arbeitende nirgendwo einen Schatten erzeugen konnte.

– Bügeln: Das an der Wand befestigte Bügelbrett fand seinen Halt, indem es auf den Rand der Spüle aufgelegt wurde. Ein Drehhocker auf Rädern ermöglichte durch ein entsprechendes Hochdrehen der Sitzfläche, daß jede Arbeit auch sitzend verrichtet werden konnte.

Einige Besonderheiten der Frankfurter Küche

– Weil die Leute damals oft größere Mehlvorräte im Hause hatten, gab es eine entsprechend große Schublade aus Eichenholz, denn die darin enthaltene Gerbsäure verhindert, daß Würmer ins Mehl kommen.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

die frankfurter küche
schütte-lihotzky, margarete.
s.14-15

Frankfurter Küche: Blick auf die Aluminiumschütten für die Lebensmittel und den Topfschrank.

Frankfurter Küche: Blick auf den Herd, daneben die Schubladen für Mehl und Zucker sowie die Kochkiste, darüber die Dunsthaube.

– Der Topfschrank hatte statt fester Holzböden vertikal bzw. horizontal verstellbare Leisten. Da Kochtöpfe erwiesenermaßen nie vollkommen trocken in die Schränke kommen, wurden sie hier liegend, rundherum von Luft „umspült", aufbewahrt.
– Die Farbe: Das Blau des Anstrichs der Holzteile ist nicht zufällig. Wissenschaftler an der Universität Frankfurt hatten erkannt, daß Fliegen nicht auf Blau gehen. Bis zur Erfindung des DDT gab es noch sehr viele Fliegen, die bekanntlich gefährliche Bakterienträger sind. Man erwehrte sich ihrer, indem man unappetitliche Klebestreifen, an denen die Tiere kleben blieben und zappelten, bis die Kräfte sie verließen, in den Küchen aufhängte.

Die Gestaltung

Die funktionellen Erfordernisse der damaligen Zeit wurden also durch die Frankfurter Küche gut erfüllt.
Die Architektur ist jedoch nicht allein dazu da, Funktionen zu erfüllen. Sie muß auch Räume schaffen, in denen Menschen gern leben.
Harmonische Verteilung der Kuben, gute Proportionen, Lichteinfall und Farben, das sind im wesentlichen die gestalterischen Mittel – man kann sie auch künstlerische nennen –, die dem Architekten im Wohnungsbau zur Verfügung stehen. Diese Mittel sind hier ganz bewußt eingesetzt worden. Denn von ihrem Gebrauch hängt es ab, ob die Menschen sich innerhalb ihrer täglichen Umgebung wohlfühlen oder Mißbehagen empfinden.
Wenn die Frankfurter Küche heute, nach über 60 Jahren, auch in vielen Details vom modernen Leben überholt worden ist, so ist doch das Grundproblem, durch richtigen Wohnungsbau Zeit und Kraft im Haushalt zu sparen, für alle Berufstätigen, insbesondere für die berufstätige Frau, aktueller denn je.

Frankfurter Küche: Blick auf den Arbeitstisch mit der Küchenabfallrinne, der abgetreppten Fensterbrüstung, dem Speisekasten und links dem aufgeklappten Bügelbrett.

das japanische teehaus
fehrer, wolfgang.
s.170-71

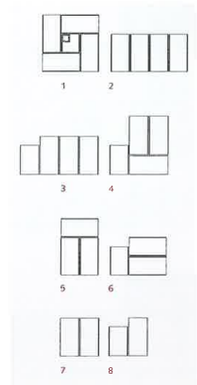
63

64

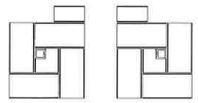
1 *yojôhan* mit einem quadratischen Grundriss, bei dem sich das Layout der *tatami*-Matten je nach Saison ändert
2 »langer 4-Matten-Raum« *(naga yojô)*, bei dem die vier Matten mit ihren Längsseiten aneinander gelegt werden
3 »weiter 3¾-Matten-Raum« *(hira sanjô-daime)*, der ähnlich dem *naga yojô* gestaltet ist, nur dass eine volle Matte am Ende durch eine ¾-Matte *(daime)* ersetzt wird
4 »tiefer 3¾-Matten-Raum« *(fuka sanjô-daime)*, bei dem die drei vollen Matten als T-Stoß aufeinander treffen
5 der »3-Matten-Raum« *(sanjô)* entspricht dem um die *daime* reduzierten *fuka sanjô-daime*
6 beim »2¾-Matten-Raum« *(nijô-daime)* kommt die ¾-Matte an den Schmalseiten der vollen *tatami* zu liegen
7 »2-Matten-Raum« *(nijô)*, dessen beide Matten mit ihren Längsseiten aneinander stoßen
8 der »1¾-Matten-Raum« *(ichijô-daime)* entspricht dem *nijô*, bei dem eine volle durch eine *daime*-Matte ersetzt wird

Darüber hinaus ist jedoch eine Vielzahl an anderen Anordnungen möglich und gebräuchlich

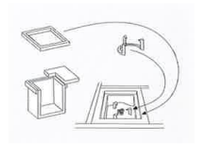
Eine andere Art der Klassifizierung ist jene der »Acht Herde«, die sich nach der Lage des Herdes im Bezug auf den Bereich des Gastgebers unterscheiden. Die vier Grundtypen sind: *yojôhan*, »entgegengesetzter Herd«, *daime* und »Eckherd«. Diese können jeweils in der »normalen« Position – die Gäste befinden sich rechts vom Gastgeber – oder in der »umgekehrten« Position – die Gäste an der linken Seite – auftreten, zwei Varianten, die auch »Rechte-Hand-« und »Linke-Hand-Position« genannt werden.



65



66



67

RÔ – DER VERSENKTE HERD

Der versenkte Herd *(rô)* ist das funktionale Zentrum des Teeraums, bezeichnet er doch den Ort der rituellen Teezubereitung. Er kommt nur in den Wintermonaten, von November bis April, zum Einsatz, während der übrigen Zeit ist er von einer *tatami* bedeckt. Er dient nicht nur zum Erhitzen des Teewassers, sondern auch als Heizung und befindet sich infolgedessen in der Mitte des Raumes, möglichst nahe beim Sitzbereich der Gäste. In der warmen Jahreszeit hingegen kommt ein mobiles Aschegefäß *(furo)* zur Anwendung, das konsequenterweise möglichst weit von den Gästen entfernt in einer Ecke des Raumes situiert ist.

rô ist in einem ganz bestimmten Verhältnis zur Lage der beiden Eingänge und der *tokonoma* lokalisiert, eine Konsequenz, die sich aus den exakten Regeln der Teezubereitung ergibt. Das in die *rô-tatami* eingeschnittene Quadrat weist eine Seitenlänge von 43 Zentimeter auf, die Tiefe des *rô* ist etwa ebenso groß. In den versenkten Herd wird die Asche vergangener Zeremonien – häufig ist dieser die Asche der sterblichen Überreste ehemaliger Teemeister beigemengt – geleert, in die ein gusseiserner Dreifuß *(gotoku)* gestellt wird. Auf diesem sitzt der Wasserkessel, wobei man in manchen Teehäusern auf den *gotoku* verzichtet und den Kessel mit einer Eisenkette von der Decke abhängt. Diese Räume werden dann auch »Kettenraum« *(kusari-no-ma)* genannt. Die Elemente des *rô* sind der versenkte Herd *(rodan)* und der Herdrahmen *(robuchi)*. Letzterer gilt als Teegerät und ist in verschiedensten Designs erhältlich. Ein originalgetreuer *rodan* ist aus Lehm gefertigt und sollte jährlich von einem speziell ausgebildeten Handwerker ausgewechselt werden. Heute sind allerdings auch *rodan* aus Stahl, Kupfer, Keramik und Stein auf dem Markt – Materialien, die eine längere Lebensdauer garantieren.

63 In der warmen Jahreszeit verwendet man einen *furo*
64 In den Wintermonaten kommt der *rô* zum Einsatz
65 Die acht Basistypen des Teeraumes klassifiziert nach Anzahl und Lage der *tatami*
66 Rechte-Hand- und Linke-Hand-Position eines 4½-Matten-Teeraumes
67 Die Bestandteile des *rô*

deutsches wörterbuch, band 21, tisch
grimm, jacob, grimm, wilhelm.
s.503-504

schuldenb. 25; um nicht selbst in die tinte zu gerathen. *erz.* 3, 82; tief in der tinte stecken, *in groszer verlegenheit, in einer schlimmen lage sein.* WANDER 4, 1207: du bist voller sünd . . . du steckst mitten in der tincten. KEISERSBERG *narrenschiff* (1520) 130^d, *basl.* in der tinte sî. SEILER 77^a; ihr könnt euch ganz leicht aus der tinte helfen, wenn ihr euch von den blutsaugern los macht. GOTTHELF *schuldenb.* 257; das ist eine saubere geschichte — wenn ich nur diesmal noch aus der tinte komme! G. KELLER *ges. werke* 2, 139.

zu 3: das in halbdunkeln tinten trefflich gemalte zimmer. THÜMMEL *reise* 7 (1802), 157; alle unbekleidete theile der figuren legte der maler mit tinten an, die sich im hellen sowohl als im dunkeln dem eigentlichen mitteltint (*th.* 6, 2412 *nachzutragen*) nähern. H. MEYER *kl. schriften zur kunst* 157, 32; für die allerstärksten vertiefungen ist eine warmbraune tinte gebraucht. 158, 14; in den halben gebrochenen tinten der weiszen gewänder. 158, 37; wenn er seine tinten und halbtinten recht symmetrisch, rings um die palette, geordnet hat. GÖTHE 36, 281; wenn der emailmahler ganz falsche tinten auftragen musz und nur im geist die wirkung sieht, die erst durchs feuer hervorgebracht wird, so . . . 279; während die ganze untere landschaft noch (*im october*) grün ist und kaum einige bäume durch rothe und braune tinten das alter des jahres verkündigen. 43, 216; die schwarzblaue tinte des himmels brachte mit der blendenden weisze der schneegebirge . . . vielleicht den herrlichsten unter allen kontrasten zuwege, die dem reiche der farben zu gebote stehen. MATTHISSON *schriften* 6, 135;

die fernen berge rauchen,
die tinten sind so herb. RÜCKERT 5, 375;

nimm wie ein chamäleon alle farben,
zeig dich in wechselnden tinten gefleckt.
GRILLPARZER *ergänzungsband* 1, 106.

bildlich: nichts ist so geschickt, die letzte hand an die bildung des jünglings zu legen, wie der umgang mit tugendhaften und gesitteten weibern, da werden die sanftern tinten in den character eingetragen. KNIGGE *umgang*^{3} 2, 90.

4) *zu den zusammensetzungen* (*eigentlich* tintart, tintefasz, tintfleck *u. s. w., uneigentlich* tinten-) *schweiz.* dintenapfel, *apfel wol von dunkler farbe. schweiz. idiot.* 1, 378; die (*roten, grünen und blauen*) autorzeichen brachten sie (*meine mutter*) auf die tintarten, welche sie alle .. anrichten zu können vorgab. HIPPEL 1, 26;

das im der tyufl aufs tintnfas sitz!
RABER *Sterzinger spiele* 19, 114;

er brachte federn und ein klein elffenbeinern dintefasz hervor. *polit. maulaffe* 174; zu wünschen wehre, dasz alle dintenfässer und federn gleiches sinnes wehren, damit sie anders nichts schrieben, als was ihnen und gemeinem wesen beförderlich und verantwortlich fället. BUTSCHKY *Patm.* 31 (16); eine schriftstellerin, welche nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem kammermädchen das dintenfasz halten liesz. GÖTHE *die guten frauen* 12, 25 *neudr.;*

es warf einst Luther, wie man spricht,
sein tintenfasz dem teufel ins gesicht —
ach gott! wie ändern sich die zeiten!
jetzt schleudert mancher arge wicht
sein tintenfasz nach wackern leuten.
LANGBEIN *ged.* (1854) 3, 319;

spritz, arme sepie, wehrloser tintenfisch,
die tinte nach dem feind, und in der trüb' entwisch!
RÜCKERT *brahm.* 12, 46;

(*ich*) giesz aus dieser tintenflasche
schwarze tint' euch ins gesicht. HERDER *Cid* 33;

sie verunstaltete das papier zuletzt mit einem tintenfleck, der sie ärgerlich machte und nur gröszer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte. GÖTHE 17, 26, tintfleck HIPPEL 1, 211; recept, tintenflecke ohne säuren aus leinwand wegzuwaschen. LICHTENBERG 5, 295 *f.;*

empörung . . .
steckt in dem tintenglase! W. MÜLLER 2, 42;

tuot er vast und stark born
mit der fedren in das tintenhorn.
teufels netz 7759;

und halt mir da mein dintenhorn.
SCHEIDT *Grobian. v.* 91;

was ist ein dinten-junker?
ein reicher ohne geld, ein kahler straszen-prunker,
der etwa von Paris nur titel bringt zu haus,
den huth auf einem ohr, im beutel eine laus. RACHEL 4, 233;

er hätte nach diesem bald ein mahler, bald ein priester, . . . bald ein schreiber, bald ein hoffmann, bald ein dintenklecker werden wollen. WEISE *erzn.* 106 *neudr.;*

ein dintenklecks ein böser streich. GÖTHE 2, 237;

tintenklex G. KELLER *ges. werke* 1, 41, *schlesisch* tintaklex STOPPE *ged.* 2, 151;

die schimmeldecke
über einem tintenmeere (*vgl.* tintensee).
G. KELLER *ged.* 2, 210;

rundgeschwollne tintenmolche. 211;

ohne weiszes papier,
ohne tintenschwärze
schrieb ich mein liebchen
mir in das herze. A. GRÜN *ges. werke* 5, 142;

jetzt ist die deutsche flotte wieder nichts als der federkiel, der in die tintensee sticht. AUERBACH *ges. schriften* 14, 174; er arbeitete die wilde tintenskizze zu einer reinlichen landschaft um. GÖTHE *tageb.* 3, 376 *Weim.;*

wie mancher dinten-strich verschonte deiner lieder,
käm nur der selbst-betrug der ersten jugend wieder!
HAGEDORN *versuch* 89 (13, 99);

herr schulmeister, was haben sie da für einen furchtbaren tintenstrich durchs gesicht? GRABBE 2, 222; die dämmerung müszte um einige tintenstufen (*s.* 3) schwärzer werden. LICHTENBERG 6, 71;

was wunder die parteilichkeit
schamloser kritikaster? —
ihr frechen tintenteufel seid
die väter dieser laster! LANGBEIN *ged.* (1854) 4, 83;

tintentiegel, *kärnt.* tintentögel, *tintenfasz* LEXER 62.

TIPFEL, *s.* tüpfel.

TIPP, *s.* tapp.

TIPPEL, *s.* döbel 4, *und* tüpfel.

TIPPEN, *verb. aus nd.* tippen (*brem. wb.* 5, 72), *was* tüpfen, *rasch mit einer spitze leicht berühren,* dippen FRISCH 1, 199^b.

1) *intrans.* tippen mit:

(*die hummeln*) tippen . . .
erst mit den saugerspitzen. BÜRGER 89^a;

tippen mit — auf, an, in, nach:

(*so magst*) mit fünf fingern in hindern dippen.
WALDIS *Es.* 1, 24, 32;

wenn der papst mesz hält, so legt man drei hostien auf die paten, deren eine nimpt der diaken und tippet darmit uff die andern zwo zur credentz. LINCK V. COLDITZ *bapsts gepreng* L 4; hierauf tippten beide bediente mit den fingern auf ihre mäuler. *irrgarten* 174; indem sie mit dem finger auf das buch tippte. THÜMMEL *reise* 3, 267; von den tischereignissen (von dem tischereignisse GÖTHES *gespr.* 5, 314) ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, dasz ich im eifer des gesprächs nach löblicher gewohnheit in dem neben mir liegenden stücke brod krümelte und dadurch unschöne brosamen erzeugte. da tippte dann Göthe mit dem finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäsziges häufchen zusammen. GRILLPARZER^2 10, 174; Ivo . . tippte mit dem finger im takt auf das geländer. FREYTAG *ges. werke* 10, 16; sie (*die totenfrau*) soll mit keinem finger an mich tippen. J. PAUL *Siebenk.* 4, 70. — *ohne* mit: der knabe tippte vorsichtig und leise an das ei. BECHSTEIN *märchen* 3; endlich tippte die lippe . . an ein weinglas. J. PAUL *uns. loge* 1, 46; Schoppe . . . tippte schnell nach Albanos hand. *Tit.* 2, 83.

2) *trans.:* wenn mein finger noch so leise den ihrigen tippt. HIPPEL 2, 213.

TIRADE, *f. aus franz.* tirade (*von* tirer, *ziehen*), *musikalisch ein diatonischer lauf, sprunglauf; rhetorisch ein declamatorischer wortergusz, besonders ein inhaltloser, phrasenhafter:* madame, . . pflegt man das, was sie uns eben itzt mit dem melodiösesten akzent von der welt vorgelesen haben, nicht eine tirade zu nennen? WIELAND 6, 170; meine schöne tirade über die ungleichheit der stände. THÜMMEL *reise* 2 (1791), 256; um mir meine lange tirade zu gute zu halten, darfst du nur hören, wie es mir heute ergangen ist. 5 (1794), 10; es wurde beschlossen, dasz eine ganz leere tirade, wenn der dichter sie zum besten eines armen sünders hingesetzt hatte, ohne zuthun besonderer energie, blosz in der richtigen gradation des gehörigen rhythmus hergesagt werden solle. IFFLAND *theatral. laufb.* 73, 30 *neudr.;* 'mein amt, meine würde!' . . mit diesen vier schlichten worten war dasselbe ausgedrückt, was uns in jener groszartigen tirade erschüttert, mit welcher Othello von seiner vergangenheit und seinem amte abschied nimmt. C. F. MEYER *nov.* 1, 200;

noch sieht man thoren . . .
mit logischen tiraden überkleistern
… die sie legen. PLATEN 2, 105.

TIRASZ, TYRASZ, *m., auch* tiras, *auch franz.* tirasse (*von* tirer, *ziehen*), *ein grosses zum fangen von wildgeflügel bestimmtes decknetz, auch ein zum fangen aus freier hand bestimmtes schweinsnetz.* KEHREIN *weidmannsspr.* 296; tyrasz, ein art jagdgarn zum fang der reb- und feldhühner. FLEMING *teutsch. jäger* 1, 336; als er auszspatzirte, feldhüner zu fangen mit dem tyras. *Simpl.* 1, 290, 10 (= tyrassiren *zeile* 12, *aus franz.* tirasser). — *ein hundename:*

und auf einmal
braust wie ein donnerwetter das wütende heer aus dem walde . .
ohm, der . . . an gespenstern
zweifelte, hälts für die jagd, duckt gleich sein tiras mit winseln.
VOSS *ged.* 2, 38;

heda! tyras! (*pfeift.*) treib die schaafe am abhange da herunter! TIECK 2, 9.

TIRELI, TIRILI, *lautmalende interjection zur bezeichnung des gesanges* (*trillerns*) *der lerche und anderer vögel:* die lerche ruft tireli. REUTTER *kriegsordn.* 34 (*gramm.* 3, 308 *anm.*);

tirili! nun singen wir,
frühling, dir,
tirili, tirili! N. PEUCKER *lustige paucke* 381;

vögele im tannewald
pfeifet so hell tirili! *schwäb. volkslied;*

tirili! von allen
vögeln hoch und tief gesänge schallen.
TIECK *Phantasus* (1812) 507;

tirliri LANGBEIN *ged.* (1854) 4, 223 *f.,* tirelireli! GÖTHE *br.* 205 (2, 144) *Weim.,* tirelei! FREYTAG *ges. werke* 10, 21. — *substantivisch* das tirelier ZESEN *Rosenm.* 4, tyre-lyre SPEE *trutzn.* 27 *B.* (*franz.* tire-lire, *m., s.* HERRIGS *archiv* 28, 266), tilirili SCHUBART *ged.* (1839) 2, 154.

TIRELIEREN, TIRILIEREN, *verb.* tireli *pfeifen, singen* (*vgl.* dirdilieren *th.* 2, 1184):

und die vöglein lieblich schreien,
lerch' und finke tirelirt. RIST *Parnasz* 381;

was die vögel tirilieren. FLEMING 420;

die lerchen tirilieren. N. PEUCKER *lustige paucke* 386;

da der finke musicirt
und die lerche tirelirt.
CL. BRENTANO *ges. schriften* 4, 74;

grillenhaftes herz! jetzt bist du ja in Italien — warum tilirirst du nicht? H. HEINE 2, 79. — *substantivisch* das tirelieren:

dieweil der vögel schaar mit schönem tireliren
erfreuen hertz und sinn. OPITZ 2, 148;

die lerch ist aus der gruft
und zieret feld und luft
mit ihrem direliren,
das sie so schön kan führen.
A. SILESIUS *heilige seelenlust* 4, 143;

etliche musicanten und lautenschläger sahe man da, deren vorsatz war, die jungfrauen mit ihrem tirelyren zu gewinnen. PHILANDER (1650) 1, 154; das türeliiren SPEE *trutzn.* 87 *B.,* tiretirliriren TSCHERNING (1642) 81, tireliliren W. SCHERFFER *Gödeke* 1, 287^b.

TIRMEN, *s.* dirmen *th.* 2, 1184 *f. und* LEXER 2, 1426 *f.*

TIRMER, *m. und* termer, *einer der* tirmt (*bildet, formt, erschafft*)*:* gott, der helle stifter, des erdenkloses pauwer, des meres termer, . . . aller element tirmer. *der ackermann aus böhmen* 56, 20 *f. Knieschek.*

TIRMUNG, *f. was* dirmung (*th.* 2, 1185) J. COCLEUS *von der heil. mesz- u. priesterweihe* (1534) E 2^a. 3^a. D 3^a *u. oft.*

TISCH, *m. mensa.*

I. *Form und herkunft.*

1) *der deutsche name des gerätes war goth.* biuþs, *ags.* beód, *altn.* biodr, *ahd.* piot bëot biet *tisch und opfertisch, altar* (*von* bieten, *offerre, weil auf dem altar und tische vor- und dargelegt wurde. gramm.* 3, 433), *vgl.* biet 1 (*th.* 2, 3) J. GRIMM *kl. schriften* 5, 412, *und* beute VILMAR *kurh. id.* 34.

2) *aus lat.* mensa (*span.* mesa) *entlehnt ist das goth.* mês, *ahd.* mias mëas *gramm.* 3, 433. J. GRIMM *kl. schriften* 5, 412. FRANZ *die lat.-roman. elemente im ahd.* 39.

3) *unser* tisch *ist ebenfalls früh entlehnt aus gr.-lat.* discus (*wurfscheibe, in nachclassischer zeit schüssel, teller*)*: ahd.* disc *und mit regelrechter verschiebung* tisc (*auch noch mit der bedeutung schüssel*), *mhd. und nhd.* tisch (*md. und schwäb.-alem. auch* disch), *alts.* disc; *altn.* diskr *und ags.* disc *schüssel, teller. vgl. ital.* desco *tisch neben* disco *scheibe* (RÄDLEIN *ital.-teutsch. wb.* 333^b. 354^a), *prov.* deis, *altsp.* dois dais *speisetafel* DIEZ^3 2, 271. FRANZ *a. a. o.* 44.

II. *Bedeutung und gebrauch.* der tisch *ist im allgemeinen eine auf einem gestell, auf einem oder auf drei, vier füszen ruhende*

platte (*scheibe, discus*), *etwas darauf zu stellen, zu legen u. s. w.:* tisch von helfenbeine *der grosze Wolfdietr.* 879, 3, mit gutem helfenbeine durchschlagen 1405, 1;

der sal enhete keinen tisch,
der unedel möhte sin. KONRAD *troj. krieg* 17544;

ein weiszer flederen tisch A. TUCHER *haushaltb.* 94; ein guter fichter tisch TUCHER *baumeisterbuch* 300, 5. 20; ahorner tisch STIELER 2285; tisch von eingelegtem holz *ebenda;* langer, runder, viereckichter tisch *ebenda;* ein oval tisch WEISMANN *lexic. bipart.* 375^b; ein gefalden tisch *anzeiger f. d. kunde d. deutschen vorzeit* 18, 13 (*v. j.* 1403); er sieht ein zesamen gelegten tisch, den thût er uff. *Eulensp.* 110 (69) *neudr.;* ein gemalter tisch . . . mit einem fusz und einer deck . . . kostet mich 7 gulden (*als geschenk*). A. TUCHER *haushaltb.* 116; kaufft ich ein tisch mit einem steinen plat (*s.* tischblatt) und auf einem hülzen fus, dafür bezalt 2½ gulden. 93; tisch auf 2 pocken TUCHER *baumeisterb.* 298 *f.;* gevierter tisch auf pocken 299, 15; tisch auf einem, auf dreien füszen, *monopodium, tripedana mensa* WEISMANN *lexic. bipart.* 2, 375^a; tisch mit zwei, mit drei bänken, *biclinium, triclinium* ALER 1899^a.

1) *zunächst gebraucht als esz- oder speisetisch* (*vgl.* tafel 5), *wofür wir die älteste nachricht aus Tacitus Germ.* 22 *haben, wo er sagt, dasz beim essen vor jedem ein kleiner* tisch *mit stuhl oder schemel gestellt ward* (*separatae singulis sedes et sua cuique mensa*) *wie nach altgriechischer sitte, s.* SCHWEIZER *zu Germ.* 22, 3. WEINHOLD *die d. frauen*^{2} 2, 102. *altnord. leben* 233.

a) *die* tische *wurden zur mahlzeit hereingetragen, aufgeschlagen, gedeckt und zum essen gerichtet:*

man truoc die tische gar her dan. *Parzival* 639, 3;

dô rihte man die tische in dem sale wît. *Nib.* 1610, 3;

den tisch er do rihten hiez. *Erec* 3661;

geriht stuonden die tische. *Dietrichs flucht* 4949;

zehant man ûf die tische truoc
tischlachen, als man solde,
wand man ezzen wolde. 7644;

die tische wurden gericht,
tuoch unde brôt dar ûf geleit.
HEINR. V. FREIBERG *Trist.* 602;

nu wurden ouch die tische sân
schône unde vürstelich bereit. 1274;

dô wart bereit dâ nâch
diu spise ûf die tische. *Dietrichs flucht* 4619;

do die frawe . . . den tisch richtet. *Bocc.* 377, 1 *K.;* der iung edel man . . die tische und taffeln ze essen . . zû bereit het. 361, 30; die tisch bereit und gericht waren. 409, 21; do er in einen seinen kostleichen palast einging', die tisch und taffeln alle zû essen bereit fande. 45, 31; nun der tisch bereit was ze essen. 63, 25; ja richte einen tisch zu, . . esset, trinket. *Jes.* 21, 5; so lasz dir einen tisch . . wol zu beraitten. STEINHÖWEL *Äs.* 58;

der tisch zum essen ist gericht. H. SACHS 11, 362, 24;

stube, wo die lustige compagnie ihren tisch aufgeschlagen. *polit. maulaffe* 245; den tisch wolte er alsofort decken lassen. 289; einem den tisch decken HEBEL (1847) 3, 290 *f.; bildlich:*

der erde breiten tisch deckt er für arm und reich.
RÜCKERT *Bostan* 1, 13.

b) *gewöhnlich ist der mit speisen und getränken besetzte* tisch, *daher* (*wie bei* tafel) *auch die mahlzeit gemeint, vgl.* 2.

α) zu tische (tisch) laden, rufen, bitten:

herr der wirt, wolt ir sein on schaden,
so schült ir die gest nit zû tisch laden. *fastn. sp.* 787, 6;

(*er*) thet in täglich zu tische laden. H. SACHS 10, 308, 26;

ich wil die truchses heiszen kommen
und die trommeter zu tisch blasen. 15, 90, 12;

hör, hör! man thut zu tisch blasen. 6, 119, 25;

nach dem zû tische gerüft worden. *Bocc.* 377, 31 *K.;* zu tisch rufen (*durch glockenzeichen*) BETTINE *tageb.* 56, bitten lassen SCHILLER 3, 552; jemanden zu tische bitten, ist die feinste art zu bestechen. HIPPEL 1, 323; *elliptisch:* zu tisch, papa! *d. j.* GÖTHE 2, 265; aber zu tische, zu tische! HEINSE *Hildeg.* (1857) 37. — einem den tisch setzen, rücken: er fûret sie in sein haus, und setzet inen einen tisch. *ap.-gesch.* 16, 34 (seczt in fur ainen tisch *cod. Tepl.*); einem den tisch rucken, *primam cum aliquo coenulam facere* WEISMANN *lexic. bipart.* 2, 375^b; wa ruckt man den tisch. *Garg.* 51^a; *oberpfälz.* den tisch rucken, *acht tage nach der hochzeit wieder ein fröhliches mahl geben mit musik und tanz.* SCHM.^{2} 1, 628. 2, 49, *s.* tischrücken 1.

β) zu tische (tisch) gehen, kommen:

gerihtet was gesidele: der künic wolde gân
ze tische mit den gesten. *Nibel.* 559, 2;

Die Tochter des großen Turiner Kriminologen Lombroso äußerte sich auf den Seiten von *Avanti!*[5] über das den Arbeitern unterstellte Bedürfnis, den Luxus des »Wohnenkönnens« zu erlangen, in recht ironischer Art: Als ob es keinen anderen »bürgerlichen Luxus« gäbe, den der Arbeiter nicht vielleicht viel lieber befriedigt sähe!

Die Strategien der Wohnungsreform drückten sich nunmehr in der Überlagerung folgender beider Themen aus: einmal - der großstädtischen Bevölkerung eine Heimat zu geben, eine neue Wohnung (dieses Konzept einer Indentität von Heimat, Haus und heimischem Herd wird im Deutschen in dem Wort *Heim* wiedergegeben, was sowohl *Heimat* wie auch *Heimstätte* beinhaltet), und zum zweiten - sich darum zu bemühen, daß diese *Wohnung* Ordnung in die zerrütteten Strukturen der Familie bringe, indem man hygienische Normen und moralisierendes Verhalten einführte und für die Frau und Mutter als Zentrum des Familienkerns eine genaue Rolle vorsah.[6]

Das soziale Subjekt dieser Reformstrategien setzt sich charakteristischerweise vor allem aus kleinen Beamten und Angestellten zusammen, aus den Handwerksständen und aus der wesentlich beständigeren Arbeiteraristokratie: soziale Gruppen also, die nicht nur eine, wenn auch geringe, ökonomische Autonomie garantieren konnten, sondern die in gewisser Weise noch selber die Sehnsucht nach dem *Wohnen* oder zumindest die Erinnerung daran mitbrachten. Menschen, die bereit waren, den eigenen Irrwegen Einhalt zu gebieten und große Teile ihrer Bedürfnisse und ihres Verbrauchs auf die neue Wohnung zur richten. Die »reformierten« Wohneingriffe begünstigten fast ausschließlich die Verbreitung des kleinen Einfamilienhauses oder des Reihenhauses mit einem kleinen Garten, der als äußere Projektion des häuslichen Wohnraumes dienen sollte, oder auch als ein Beitrag zur Nahrungsmittelselbstversorgung der Familie.

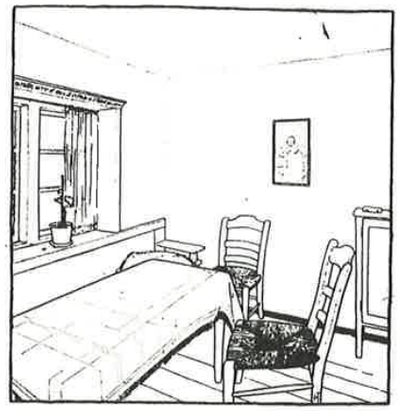
Im Jahre 1921 drückt der Wiener Architekt Adolf Loos sein *erstes Prinzip* des modernen Wohnens aus: »Der mensch im eigenheim wohnt in zwei stockwerken. Er trennt sein leben scharf in zwei teile. In das leben bei tage und in das leben bei nacht. In wohnen und schlafen. Die schlafräume dienen wirklich nur zum schlafen«.[7]

Die Suche nach einer wachsenden »Undurchlässigkeit« der verschiedenen Anordnungen innerhalb der Wohnzelle wird zum primären Forschungsbebiet innerhalb der modernen Architektur.

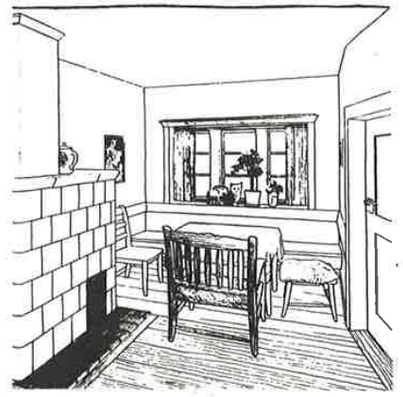
Auf einer Fläche von 40-60 Quadratmetern - was schon unendlich viel größer ist als das, was die Mietskaserne anzubieten hatte, aber immer noch unvergleichbar enger als die großen Bürgerwohnungen - ging es nun darum, eine immer komplexer werdende Reihe von Funktionen, Umgebungen und Strömungen anlegen, verbinden und trennen zu müssen.

Stellen wir doch einmal eine Liste auf:

- Trennung und Loslösung von Tages- und Nachtzone. Das allein ist schon nicht so einfach durchzuführen, denkt man an den Grundriß des kleinen Hauses aus dem 19. Jahrhundert, bei dem eine Isolierung lediglich im Krankheitsfall, aus hygienischen Gründen, bedacht wurde, und man nur dann ein kleines, von Küche und Stube separat gehaltenes Zimmer vorsah.
- In der Nachtzone sollte streng auf Ablehnung einer jeden sexuellen Vermischung geachtet werden. Das hatte zur Folge, daß man nun drei getrennte



Heinrich Tessenow, Wohnstube, aus »Hausbau und dergleichen«, Bruno Cassirer, Berlin 1920[2]

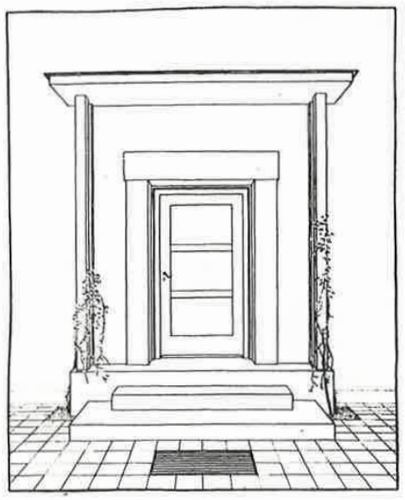


Heinrich Tessenow, Kleinhaus-Wohnzimmer, aus »Wohnhausbau«, Callwey, München 1927[3]

Schlafkammern einrichten mußte; für die Eltern, die Knaben und die Mädchen.

- Das dritte Problem betraf die Küchenanordnung. Die Küche war häufig an Wohnfunktionen gebunden, war also eine Wohnküche, oder sie war ganz speziell nur ein Raum zum Kochen und dann relativ isoliert von der übrigen Wohnung.
- Das Erhalten eines Raumes zu Repräsentationszwecken schien gegen jede ökonomische Verständlichkeit unverzichtbar und machte einen eigenen Raum notwendig - die gute Stube.[8] Hier lebte man normalerweise nicht, hier - in einem meist sehr engen Raum - empfing man Besucher, filterte man sozusagen die Anwesenheit der Fremden, ohne sie bis ins Herz des Hauses, die Küche, vordringen zu lassen.
- Und schließlich gab es auch noch das Problem, einen Raum schaffen zu müssen, der den hygienischen Bedürfnissen der Menschen gerecht wurde. Dieser Funktion waren vor der Verbreitung von Badezimmern zwei verschiedene Räume zugedacht gewesen: Es gab das WC, das sich entweder in der Wohnung oder außerhalb befand, und es gab die Waschküche mit einer Wanne, die auch als Bad dienen konnte.

  Mit der räumlichen Verteilung der verschiedenen Funktionen stellte sich auch das Problem einer geschickten Verteilung all der Ströme, die den relativ begrenzten Raum in großer Zahl durchquerten.
- Zunächst waren dies Sonne, Luft und Licht, denen kein Winkel entgehen sollte, die Staub und Feuchtigkeit entgegenwirken und somit ein gesundes Aufwachsen der Kinder und den Sieg über die Tuberkulose garantieren sollten.
- Weiter gab es das Wasser, die Heißluft der Heizung, elektrische Energie, Gas zum Feuermachen, da waren Telefonleitungen und Kanalisationsrohre, kurz, alles das, was zum Funktionieren der gesamten Anlage und der Einrichtungen für Hygiene, Ernährung und Information vonnöten war.



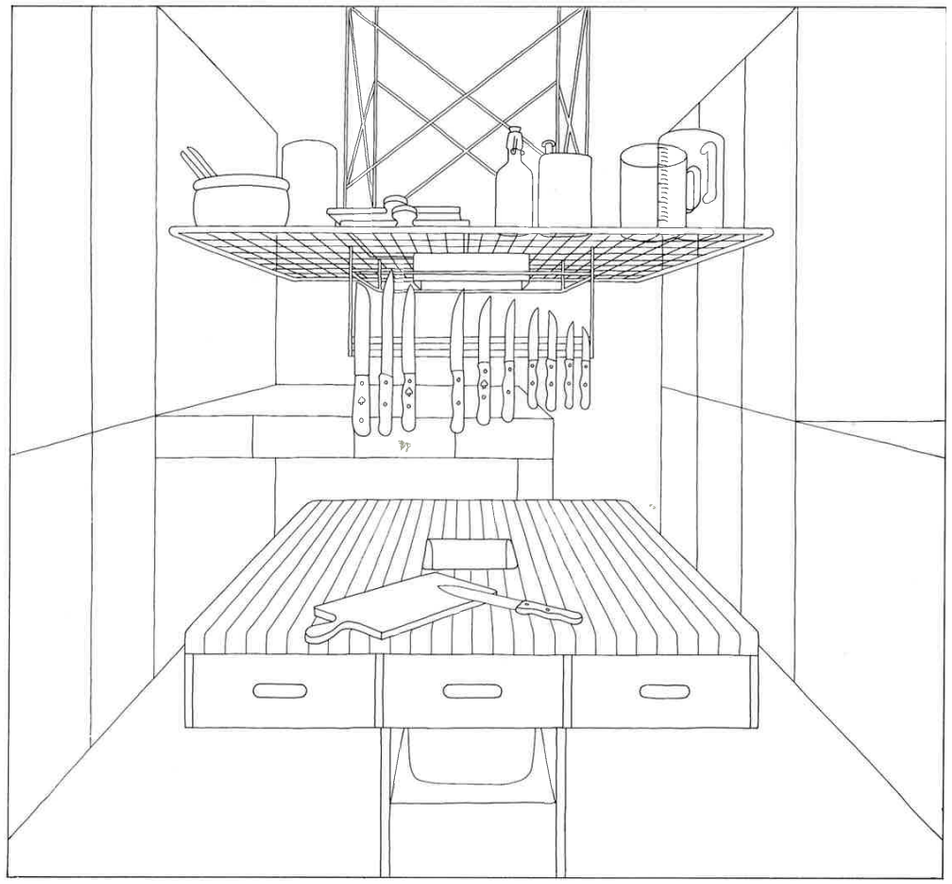
Heinrich Tessenow, Haustür, aus »Hausbau und dergleichen«

- Und nicht zuletzt sollten auch die »taylorisierten« Wege der Frau zur Optimierung der Hausarbeit organisiert werden, die Wege der Kinder, die unter dem wachsamen Auge der Mutter verlaufen mußten, diejenigen der Erwachsenen, die nach Hause zurückkehrten, um die Kräfte für einen neuen Arbeitstag wieder aufzufrischen und die der Fremden, denen ja doch nur einige wenige Teile des Hauses zugänglich waren.

Dieses ganze, sich in Bewegung befindende Universum wurde neugeordnet zusammengesetzt, ohne Kollisionspunkte, ohne blinde Winkel, ohne Überflüssigkeiten.
Würde *Privatraum* ganz konkret durch verschließbare Türen und isolierbare Räume bestimmt, dann drückte das »reformierte« Haus in extremer Weise diese Charakteristik aus. Doch wir haben bereits früher daran erinnert, daß ein so guter Beobachter wie Walter Benjamin vom Verschwinden jeglicher Geborgenheit aus dem modernen Haus gesprochen hat. Und eigentlich sollte ja Geborgenheit eine wesentliche Charakteristik des »häuslich-privaten« sein. In der Tat, das, was in diesem Jahrhundert in Küche und Bad passiert ist, spricht nur zu deutlich von einer absoluten Neutralisierung jeder *Intimität*[9], von der zerstörenden Trennung dieser beiden Räume von den übrigen, in denen man lebt.
Der Raum der häuslichen Intimität ist es, der sich im modernen *Intérieur* vollkommen auflöst, beziehungsweise der in den karikaturähnlichen Formen der Miniatur weiterlebt. Es ist die Schwelle zwischen Vereinzelung und Gemeinschaft, die den Mythos vom »ursprünglichen« Wohnen ausmacht.
Die Räume eines solchen *Wohnens* haben einmal das Haus mit der Erde und ihrer Geschichte verwurzelt, haben das Gleichgewicht zwischen der Organisation der menschlichen Gesellschaft und den Gesetzen der Natur gehalten.
Vielleicht ist der Eßtisch der symbolischste Ausdruck davon. Rund um den Eßtisch versammelte sich die große Bauernfamilie, zu der auch Großeltern und Landarbeiter gehörten, und repräsentierte das perfekte soziale Gleichgewicht.
In seinem Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft*[10] (1887) schrieb Ferdinand Tönnies: »Die Tafel ist das Haus selber, insofern, als jeder darin seinen Platz hat und sein gebührend Teil zugewiesen erhält«.
Diese Themen beschäftigen die Gedanken der Architekten. Hans Weisen, ein interessanter, aber etwas verschrobener Protagonist der Wohnungsreform hat geschrieben: »Ich bin ein Sparer an Zeit und Küchenbauen, aber an Tischen und Eßräumen soll man ebensowenig sparen als an Sonnenschein und Lachen«[11].
Das war mehr oder weniger auch der Gedanke von Adolf Loos, der sein *zweites Prinzip des modernen Wohnens* dem *Eßtisch* widmete, jenem Gegenstand, der noch zu Beginn des Jahrhundertes nur etwa in 20 % der Häuser Wiens existierte. Loos schrieb dazu: »in jeder familie gibt es einen tisch, um den sich die ganze familie zur mahlzeit versammeln kann. Also wie bei den bauern . . . Und nun soll jede familie, die ein eigenes heim bekommt, einen tisch erhalten, der sich wie der tisch des bauern in der wohnzimmerecke befindet«[12].
Neben einem solchen Tisch könnte sich der tägliche Ritus der Essensvorbereitungen abwickeln, jener Ritus, der auch die zentrale Stellung der häuslichen Mutterfigur feierte, weshalb diese nicht in den »isolierten« Raum der Küche verbannt werden durfte, wo allein die vorbereitenden und die »unästhetischen« Putzarbeiten verrichtet wurden.
Ein zweiter typischer Ort der Intimität häuslichen Lebens war der Erker, in dem unbeweglich und mit dem Blick auf das Leben der Straße gerichtet, die alte Tante saß, an die sich Walter Benjamin aus seiner Kindheit erinnert: »Wie Feen, die ein ganzes Tal durchwirken, ohne noch je darin hinabzusteigen, durchwalteten sie ganze Straßenzüge, ohne jemals im Leben zu erscheinen«[13].
Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts bot uns Wilhelm Heinrich Riehl ein außergewöhnliches Bild von dieser Vorstellung von Privatem, das nicht »heimliche Isolie-

Heinrich Tessenow, Landhaus an der Ruhr, 1906, aus »Wohnhausbau«

die küche zum kochen: das ende einer architekturdoktrin
aicher, otl.
s.44-45



44

Zubereitung

Das ist der Mittelpunkt der Küche. Ein Arbeitstisch, an dem man stehend arbeiten kann, umgeben vom wichtigsten Gerät der Zubereitung, Messern an einer Magnetschiene, Arbeitsbrettern, Gewürzen. Mit einem Schritt ist man am Spülbecken, am Herd, an den Lebensmitteln. Man hat eine hölzerne Tischplatte, auf der man auch direkt schneiden kann, Gerätschaften in Schubladen und solche über Kopfhöhe auf einer Ablagefläche. Und in der Mitte des Tisches gibt es ein Loch, in dem die organischen Abfälle in den darunter stehenden Mülleimer verschwinden.

Dieses Element ist das Resultat einer unserer Familienregeln. Eines Tages legten wir uns darauf fest, zu Weihnachten, zum Geburtstag, nur noch Selbstgemachtes zu verschenken. Da der Geburtstag meiner Frau nahte, sollte mir wieder etwas einfallen, das einem Geschenk entsprach. Ich fertigte eine Zeichnung, bemühte die Handwerker des Nachbardorfes und erhielt so ein Element, das zugegebenermaßen auch meinen eigenen Aufenthalten in der Küche entgegenkam.

Solche Inseln, in den verschiedensten Variationen, findet man in allen Profiküchen. Entscheidend ist, daß Möbel und die entsprechenden Gerätschaften als eine Einheit gesehen werden.

Für die Frau der fünfziger Jahre war die Küche etwas grundsätzlich anderes als sie es heute ist. Die Hauptarbeit sollte darin bestehen, vorgefertigte Speisen aus der Dose, aus der Packung, aus dem Tiefkühlpaket, aus dem Beutel aufzuwärmen und nachzuwürzen. Die Haushaltsküche war eine Außenstelle der Lebensmittelindustrie. Somit genügte eine Arbeitsplatte zwischen Spüle und Herd.

Wer gerne kocht, braucht Platz zum Arbeiten. Es ist heute nicht mehr ungewöhnlich, daß man Nudeln frisch gemacht servieren will. Es gibt zum Teil gute Nudeln aus dem Paket. Trotzdem sind frische Nudeln genau um den Abstand besser, der das Erlebnis von der Lebensmittelversorgung trennt. Wo aber will man in einer Küche der fünfziger Jahre Nudeln auswellen und sie dann schneiden?

Beim heutigen Anspruch an das Essen und der zunehmenden Neigung, Küchenarbeit als eine Art Kunst und nicht als Sklavenarbeit zu verstehen, obwohl sie Zeit und Mühe kostet, ist der Zubereitungstisch im Rang der Küchenausstattung ganz hoch anzusetzen.

Er steht im Zentrum der Küche, denn von ihm aus werden alle Küchentätigkeiten gesteuert. Es ist eine Arbeitsfläche, an der man stehend arbeiten kann, vielleicht zu zweit oder sogar zu dritt. Marmelade im Herbst einzumachen, geht leichter, wenn eine ganze Familie am Beerenzupfen beteiligt ist.

Über dem Tisch ist ein Licht und eine Ablage für Töpfe und Arbeitsgeräte, vielleicht auch Gewürze wie Knoblauch, jedenfalls viel von dem, was man beim Arbeiten am Tisch ständig braucht. Hier lagern ein paar Holzbretter, im Stand direkt zu greifen mit der linken Hand. Vielleicht sind auch Messer an einer Magnetschiene angebracht, sofern sie nicht in einer Schublade unter der Arbeitsfläche lagern. In diesen Schubladen ist im übrigen alles Arbeitsgerät untergebracht, das man für Zubereitungsarbeiten braucht, von der Kräuterwiege bis zum Wellholz. Auch Brot kann hier untergebracht sein, weil es das Nahrungsmittel ist, das am meisten gebraucht wird und nahe bei einem Schneidetisch sein sollte.

Es ist einleuchtend, daß diese Arbeitsfläche aus Buchenholz sein sollte, damit man auf ihr direkt schneiden kann. In der Mitte sollte diese Platte ein Loche haben, ca. 16 x 16 cm groß, durch die aller organische Abfall in einen darunter stehenden Eimer fällt, Brosamen ebenso wie Gemüsereste.

Was hier im Stand an Arbeitsvorgängen ohne Mühe verrichtet werden kann, erfordert bei den heute üblichen Küchen einen Schritt mal hier-, mal dorthin, Schublade auf, Schublade zu, Türe auf, Türe zu, Schütte raus, Schütte rein, Deckel auf, Deckel zu. Allein die simple Vorrichtung für die Beseitigung von Abfällen reduziert den Kochaufwand so deutlich, daß man die Befriedigung genießt, bei der Sache bleiben zu können.

Es wird deutlich, daß dieser Arbeitstisch nicht mehr viel gemein hat mit dem Küchentisch von einst. Die Arbeitsfläche selbst ist auch nur ein Teil eines Equipments, das als Ganzes erst den Arbeitsvorgang der Zubereitung sinnvoll und ohne Leerlauf abzuwickeln erlaubt. Die Fläche dieses Arbeitstisches braucht 1 qm nicht zu übersteigen, er kann quadratisches oder längliches Format haben, je nach Grundriß der Küche. Es liegt auf der Hand, daß dieses Küchenelement flexibler ist als andere und daß sich die Anpassungsfähigkeit der neuen Küche vor allem über das Format dieses Zubereitungstisches erreichen läßt. Denkbar ist auch eine Ausbildung als Halbinsel, wobei eine Schmalseite an die Wand angelehnt wäre.

zur geschichte des einküchenhauses...in: niethammer, lutz, wohnen im wandel
uhlig, günter.
s.152-153

xierung auf den Hauptstrom der sozialen Entwicklung die Sensibilität fü
die Bedürfnisse von Minderheiten unausgebildet läßt. In der Geschicht
des Zentral- oder Einküchenhauses (als Geschichte kollektiver Lebenswei
sen) kann die Problematik des heutigen Wohnungsbaus beleuchtet wer
den.

1. Einküchenhäuser für das Bürgertum

Was ist ein Einküchenhaus? In Deutschland um 1901 in die sozialistisch
Reformdebatte geworfen[2], wird es zunächst erst einmal bekämpft und ver
drängt, und erst einige Jahre später erscheint das Thema im fortschrittli
chen Teil der bürgerlichen Presse wieder. Sie rezipiert ein inzwischen i
Kopenhagen um 1904 fertiggestelltes Einküchenhaus. Eine Chronistin be
richtet: Die 25 Familien des ersten Einküchenhauses bewohnen 3- bis 5
Zimmer-Wohnungen, in denen sie leben wie in einem anderen Haus glei
cher Größe. Hinzu kommen allerdings Zentralheizung, Zentralstaubsau
ger und »durch Tapetentüren verdeckte elektrische Speiseaufzüge«. Ob
zwar nun jeder in seiner Wohnung schalten und walten könne, wie er Lus
habe, so gebe es doch etwas Gemeinsames: »Das Gemeinsame liegt nu
darin, daß jegliche Arbeit für den Haushalt zentralisiert ist, so daß der Ein
zelne der Sorge für Reinigung, Luft, Licht, Wärme und Beköstigung mi
ihrem Drum und Dran, von Einkaufen, Feueranmachen, Kochen, Servie
ren, Abwaschen etc. vollkommen enthoben ist. Wer erinnert sich nicht de
köstlichen Behagens, mit dem man als Kind das Märchen vom Tischlei
deck' dich hörte! Die Zentralhaushaltung ist das verwirklichte Tischlei
deck' dich. Die glücklichen Bewohner stehen auf: das Frühstück ist da
Entsprechend der Verschiedenheit der Frühstücksstunde der einzelnen
wird jedem nach dem im Küchenraum sorgsam beobachteten Merkzette
auf die Minute pünktlich nach Wunsch das zierlich servierte, reichlich
Frühstück aufs Zimmer befördert. Ein elektrisches Klingelzeichen ruf
zum Speiseaufzug.« Wir könnten noch stundenlang mitträumen oder we
nigstens weiterzitieren; aber hören wir noch einen Absatz: »Es ist ein be
sonderes Entgegenkommen des Unternehmers, daß für Mahlzeiten, an de
nen Gäste teilnehmen« – diese müssen eine Stunde vor den Mahlzeiten de
Küche gemeldet werden –, »prächtigeres Geschirr verwendet wird. Sonsti
ge Extrabedienung wie Wäsche, Ausläuferdienste, wird separat – aber alle
äußerst billig – bezahlt. Billig, das ist überhaupt die Losung. Alles voll
kommen aufs beste eingerichtet und doch billig, das kann eben doch nu
die zentralorganisierte Haushaltung leisten.«[3]

Die Utopie des Tischleindeckdich löste nicht nur Glücksgefühle aus. E
entstanden Stürme der Entrüstung in der konservativen Publizistik, für di
der geheiligte Stand der Familie und der Ehe auf dem Spiele stand – zu
nächst aber ließ sich eine Gruppe von Reformern anstacheln, das nächst
Experiment in Berlin zu riskieren. 1908 hatte noch die »hohe Warte« eben

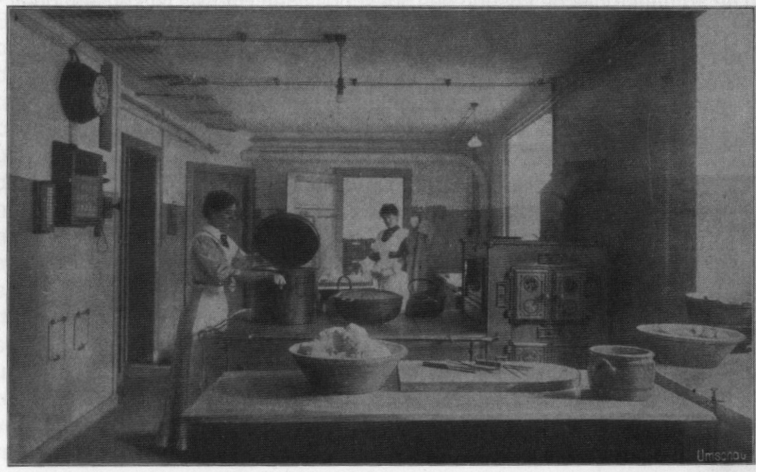
falls in einer Rezension des Kopenhagener Modells geschrieben, daß es sich beim »Einküchenhaus« um »das städtische Mietshaus der Zukunft« handle, und gefragt, wann Berlin – endlich! – folge[4]. 1909 war es soweit. Die »Einküchenhausgesellschaft der Berliner Vororte« eröffnete am 1. April fünf Einküchenhäuser[5]. Erbaut von den renommiertesten Berliner Architekten, waren die Wohnungen schon Monate vor der Fertigstellung vermietet.

Damit war die Richtigkeit und Notwendigkeit des Projektes bewiesen, so urteilte kurz darauf die progressive Presse, wenn sie auch – leider – konstatieren mußte, daß das Projekt, nicht die Idee, zunächst gescheitert sei: Schon ein Monat nach Betriebsbeginn hatte die Einküchenhausgesellschaft Konkurs angemeldet. Die mit viel Propaganda gestartete Bewegung, die das Problem auf der Grundlage des Kapitalismus und mit der Zusammenfassung individueller Dienstboten zu einem gastronomischen Servicebetrieb lösen wollte, erlitt einen Rückschlag, auch wenn der neue Besitzer die Berliner Häuser dann mit ausreichender Rendite weiterführen konnte. Erst im Verlaufe der 20er Jahre wurden Einzelküchen in die Wohnungen eingebaut.

Mit dem ersten Versuch in Deutschland intensivierte sich auch die fachliche Auseinandersetzung. Wie zukunftsreich war das Modell? Für den Bürger standen natürlich nicht nur die sogenannten Dienstbotenkalamitäten auf dem Spiel, von denen das Einküchenhaus stets zu befreien versprach. Die Aggression und angstbesetzte Abwehr, die das Einküchenhaus auslöste, bezeichnet tiefere Risse und Probleme innerhalb des Bürgertums selbst. Ökonomischen Umschichtungen ausgesetzt, die ihn sozial immer nach unten zwangen, wäre für den *petit bourgeois* eine Zentralisierung und Rationalisierung seines aufwendigen Prestigehaushaltes, den er nicht mehr bezahlen konnte, an sich die ihm genau angemessene Strategie gewesen. Aber er wehrte sich gegen die Zumutung, vor die ihn das Einküchenhaus setzte und die einen Sprengsatz für seine gesamte Familienstruktur hätte bedeuten können, und suchte die gefährdeten Insignien seines Wohlstandes hochzuhalten. Obzwar eine dünne intellektuelle Avantgarde des Bürgertums das Einküchenhaus besetzte und sich darin offenbar wohl fühlte, fehlte die breite Resonanz, die größere private Investoren auf den Plan gerufen hätte. Vorurteilslose Architekten versuchten nun, sich in dieser diffusen Situation der Sache als Promoter anzunehmen, die vielleicht, richtig angepackt und den richtigen Kreisen schmackhaft gemacht, neue Aufträge einbringen konnte. Der Architekt W. C. Behrendt befragte 1909 einige Kollegen. Aber auch ihre zuversichtlichen Statements lockten die Geldgeber nicht aus der Reserve[6]. Henry van de Velde z. B. irrte sich schlicht, als er meinte, daß »wirklich gar kein Grund« vorläge, »sich über das Geschick und über die Zukunft der Idee des ‚Einküchenhauses' zu beunruhigen. Diese Idee ist in sozialer und kultureller Hinsicht so ausgezeichnet, daß

ihrer Stelle gibt es neben dem Speiseaufzug eine Anrichte, die für Eventualitäten mit einem kleinen Gaskocher ausgerüstet ist. Trotz der räumlichen Unzulänglichkeiten scheint sich das Haus bei den Bewohnern großer Beliebtheit erfreut zu haben. Diesen Eindruck legen jedenfalls die publizierten Dokumente nahe. In der Kulturzeitschrift Die Umschau (Nr. 52, 1907, S. 1026 f) erfahren wir Näheres über die Funktionsweise des Hauses[3]: Die Wohnungen werden leer vergeben. Zentralheizung, heißes Wasser, Zentralstaubsauger gehören zur Ausstattung, ebenso ein Haustelefon. Mit ihm erreicht man die Zentralküche, die das Essen durch elektrische Speiseaufzüge in die einzelnen Wohnungen schickt, wo es durch eine Tapetentür in der Anrichte entgegengenommen wird. Auch Atmosphärisches wird uns vermittelt: »Das Gemeinsame liegt ... darin, daß jegliche Arbeit für den Haushalt zentralisiert ist, so daß der einzelne der Sorge für Reinigung, Luft, Licht, Wärme und Beköstigung mit ihrem Drum und Dran, vom Einkaufen, Feueranmachen, Kochen, Servieren, Abwaschen etc. vollkommen enthoben ist. Wer erinnert sich nicht des köstlichen Behagens, mit dem man als Kind das Märchen vom »Tischlein deck' dich« hörte! Die Zentralhaushaltung ist das verwirklichte Tischlein deck' dich. Die glücklichen Bewohner stehen auf: das Frühstück ist da. Entsprechend der Verschiedenheit der Frühstücksstunde der einzelnen, wird je-

Abb. 2: Kopenhagener Einküchenhaus, Zentralküche: „Mit einer Sorgfalt, die bei der Einzelküche unmöglich ist, wird darauf Rücksicht genommen, was die einzelnen Personen *nicht* essen. Die famose Merktafel in der Küche zeigt an: Familie A niemals Champignonsuppe, Familie B niemals Reisauflauf etc.“



10

Abb. 3: Einküchenhaus Kopenhagen: Speiseaufzug hinter der Tapetentür: „Die glücklichen Bewohner stehen auf: das Frühstück ist da!'

dem nach dem im Küchenraum sorgsam beachteten Merkzettel auf die Minute pünktlich nach Wunsch das zierlich servierte, reichliche Frühstück aufs Zimmer befördert. Ein elektrisches Klingelzeichen ruft zum Speiseaufzug.« Nach dem Bericht wurde der individuelle Geschmack im Speiseplan berücksichtigt, und wenn ein Gast kam, der eine Stunde vorher angemeldet worden war, dann konnte ohne Aufschlag »prächtigeres Geschirr« geordert werden. »Sonstige Extrabedienung wie Wäsche, Ausläuferdienste sind separat — aber alles äußerst billig — bezahlt. Billig, das ist überhaupt die Losung. Alles aufs beste eingerichtet und trotzdem billig, das kann eben nur die zentralorganisierte Haushaltung leisten« (ebda S. 1027). Die Verbilligung der Lebenshaltungskosten ergab sich in erster Linie durch die Einsparung von Personal, das für ein standesgemäßes Leben sonst benötigt worden wäre. Im Einküchenhaus Kopenhagens gab es: 1 Küchenleiter, 5 weibliche Gehilfinnen, 1 Maschinist und Heizer. Andernorts wären 25 statt 7 Dienstboten aufs Budget geschlagen (Z.d.B. 1907). Das Haus habe solchen Anklang gefunden, daß Herr Fick sich genötigt sehe, weitere Häuser zu bauen, in denen Kinderkrippen und Aufenthaltsräume für Schulkinder eingerichtet werden sollten (Umschau: S. 1028). Leider sind keine deutschsprachigen Berichte über diese Folgeunternehmungen zugänglich.

11

Die Erziehung konnte ausschließlich im Rahmen eines solchen Lehrverhältnisses stattfinden, und man verlieh diesem Begriff einen Sinn, der viel umfassender war, als der, den er später angenommen hat. Man behielt seine Kinder nicht bei sich, man schickte sie mit oder ohne Vertrag in eine andere Familie, damit sie dort wohnten und ihr Leben, das Leben eines Erwachsenen, begannen, oder die Manieren eines Ritters oder auch einen Beruf erlernten; ja, selbst dann, wenn sie zur Schule gehen und Kenntnisse in den klassischen Fächern der Lateinschule erwerben sollten, gab man sie in ein anderes Haus. Man hat in diesem Lehrverhältnis einen in allen Ständen verbreiteten Brauch zu sehen. Wir sind gerade auf eine Ambiguität des Begriffs häuslicher Dienste gestoßen, der zugleich die Möglichkeit des subalternen Dieners und die des höherstehenden Mitarbeiters bezeichnete. Eine vergleichbare Ambiguität bestand zwischen dem Kind – oder dem sehr jungen Mann – und dem Diener. Die englischen Sammlungen von Lehrgedichten, die den Dienern höfliche Umgangsformen beibringen sollten, trugen den Titel *Babees Books*. Das französische Wort *valet* bezeichnete einen kleinen Knaben, und noch Ludwig XIII. sagte in einer Anwandlung von kindlicher Liebe, daß er gerne »Papas kleiner *valet*« wäre. Das Wort *garçon* bezeichnete in der Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts zum einen einen sehr jungen Mann und einen jungen Domestiken: wir machen von diesem Wort in diesem Sinne heute noch Gebrauch, wenn wir in einem Café nach Bedienung rufen. Auch wenn man vom 15./16. Jahrhundert an dann innerhalb des häuslichen Dienstes stärker zwischen den subalternen Dienstleistungen und den edleren Aufgaben unterscheidet, wird es immer noch die Aufgabe der Söhne der Familie – und nicht der Lohndiener sein – bei Tisch zu bedienen. Um als wohlerzogen zu gelten, genügte es, anders als heute, nicht, daß man sich bei Tisch zu benehmen wußte: man mußte sich zudem aufs Servieren verstehen. Der Tischdienst nimmt bis zum 18. Jahrhundert in den Handbüchern der gesitteten Umgangsformen, den Abhandlungen über gutes Benehmen einen wichtigen Platz ein, in J.-B. de La Salles *Civilité chrétienne*, einem der populärsten Bücher des 18. Jahrhunderts, sogar ein ganzes Kapitel. Es ist ein Überbleibsel aus jener Zeit, in der sämtliche häuslichen Verrichtungen unterschiedslos von Kindern, die wir dann als Lehrlinge bezeichnen wollen, und von Lohndienern, die wahrscheinlich ebenso jung wären, geleistet wurden – eine Unterscheidung, die sich erst ganz allmählich durchsetzte. Der Diener ist ein Kind, ein etwas älteres Kind, ob es nun seinen Platz nur für eine begrenzte Zeit einnimmt, um das Leben der Familie zu teilen und sich auf diese Weise für das Erwachsenenleben vorzubereiten,

oder ob es keine Aussicht hat, jemals »vom Diener zum Herrn« zu avancieren, weil seine Herkunft dem entgegensteht.

Für die Schule war innerhalb solcher Wissensvermittlung von einer Generation zur nächsten über das direkte Lehrverhältnis kein Platz. Tatsächlich sieht es so aus, als sei die Schule, die Lateinschule, die ausschließlich auf die zukünftigen Geistlichen, die Lateinsprechenden, zugeschnitten war, ein Einzelfall gewesen, eine Einrichtung, die einer sehr speziellen Kategorie von Jungen vorbehalten war. Die Schule war in Wirklichkeit eine Ausnahme, und die Tatsache, daß sie später an Boden gewonnen und die ganze Gesellschaft erfaßt hat, berechtigt noch nicht dazu, die mittelalterliche Erziehung anhand dieser Institution zu beschreiben: das hieße die Ausnahme zur Regel zu erheben. Die für alle gültige Regel war vielmehr das Lehrverhältnis. Selbst die zukünftigen Geistlichen, die man zur Schule schickte, wurden oft wie die anderen Lehrlinge in Pension gegeben: zu einem Geistlichen etwa, manchmal zu einem Prälaten, den sie bedienten. Dieser Dienst des angehenden Geistlichen war ein ebenso wichtiger Beitrag zu seiner Erziehung wie die Schule. Er wurde, was die Ärmsten unter den Studenten betraf, später durch das Stipendium eines Kollegs abgelöst; wir haben bereits gesehen, daß diese Stipendiatenstiftungen den Ursprung der Kollegs des Ancien Régimes bildeten.

Es gab Fälle, wo das Lehrverhältnis über die Vermittlung von Erfahrungen hinausging und einen pädagogischeren Zuschnitt erhielt. Ein merkwürdiges Beispiel eines solchen technischen Unterrichts, der auf dem traditionellen Lehrverhältnis entstanden ist, entnehmen wir dem *Manuel du Veneur*. Daraus geht hervor, daß es am Hof Gaston Phoebus' richtige Schulen zur Erlernung des Waidwerks gab, an denen gelehrt wurde, »welche Manieren und Voraussetzungen man mitbringen muß, wenn man ein guter Waidmann werden will«. (5) Dieses Manuskript des 15. Jahrhunderts ist mit sehr schönen Miniaturen illustriert. Eine davon stellt eine richtige Klasse dar: der Lehrer – wenn man der Kleidung Glauben schenken darf, ein Adliger – hat den Zeigefinger der rechten Hand erhoben – eine Geste, die sein Reden unterstreicht. In der linken Hand schwingt er einen Stock, das unverkennbare Zeichen der Autorität des Lehrenden, das Instrument der Züchtigung. Drei Schüler, die noch klein sind, lesen den Text von den großen Rollen ab, die sie in der Hand halten und auswendig lernen müssen: eine Schule wie jede andere. Im Hintergrund schauen erwachsene Jäger zu. Eine weitere analoge Szene stellt den Unterricht im Gebrauch des Jagdhorns vor: »Welche Rufe man verwendet und wie man das Jagdhorn bläst.« Das waren

ten im Zimmer oder hinter der Tür aufschlagen mußten), in denen man sich versammelte, um zu speisen, seine Freunde oder Kunden zu empfangen, Bettlern Almosen zu geben. Man begreift mittlerweile, weshalb die *hôtels,* die Häuser der angesehenen Persönlichkeiten in den Statistiken stets mehr Köpfe zählen, als die kleinen Wohnungen mit gewöhnlich einem oder zwei Zimmern. Man darf sich diese Familien, in denen doch der moderne Familiensinn entstand, nicht als Zufluchtstätten gegen das Eindringen der Außenwelt vorstellen, sondern als Zentren einer bestimmten Gesellschaft, Brennpunkte eines sehr intensiven gesellschaftlichen Lebens. Um diese herum organisierten sich die zur Peripherie hin immer lockerer werdenden konzentrischen Kreise der Beziehungen: die der Verwandten, Freunde, Kunden, Protégés, Schuldner, etc. . . .

Im Knotenpunkt dieses komplexen Netzes findet sich die fest zu einem Haushalt gehörende Gruppe der Kinder und der Bediensteten. Der wachsende Sinn für die Kindheit, wie wir ihn für das 16. und 17. Jahrhundert konstatiert haben, und das Mißtrauen der Moralisten gegen die Bediensteten haben sie noch nicht zu trennen vermocht. Diese Gruppe ist gewissermaßen das lebendige, pulsierende Herz des großen Hauses. Zahlreiche Stiche zeigen uns Kinder mitten unter Dienstboten, die ihrerseits meistens sehr jung sind. So beispielsweise auch eine der Arbeiten von Lagniet, die zur Illustration von Sprichwörtern dienen: ein kleiner *garçon* vergnügt sich mit dem Kind des Hauses, das gerade erst zu laufen beginnt. (58) Dieselbe Vertraulichkeit muß in den Handwerker- und Arbeiterhaushalten mit ihren Lehrlingen oder jungen Dienstboten geherrscht haben. Es bestand kein großer Altersunterschied zwischen den Kindern des Hauses und den Bediensteten, die sehr jung in Dienst traten und von denen manche Milchbrüder von Familienmitgliedern waren. Das *Book of Common Prayer* von 1549 weist die Familienoberhäupter auf ihre Pflicht hin, darüber zu wachen, daß allen Kindern des Hauses, d. h. den *children, servants and prentices,* religiöse Unterweisung zuteil wird. Die Diener und Lehrlinge stehen in einem engen Verhältnis zu den Kindern der Familie. Sie toben mit ihnen bei Spielen herum, wie sie für kleine Jungen üblich sind. »Und da ist noch der Lakai des Abbé, der die reizende Jacquine, als er sich wie ein junger Hund mit ihr gebalgt hat, zu Boden geworfen und ihr den Arm gebrochen und das Handgelenk ausgerenkt hat. Ganz schrecklich geschrien hat sie«, sagt Madame de Sévigné, die das einigermaßen amüsant zu finden scheint. (59)

Noch im 17. Jahrhundert hatten die Söhne der Familie häusliche Aufgaben, insbesondere den Tischdienst, zu übernehmen, die sie der

Welt der Dienerschaft nahebrachten. Sie legten das Fleisch vor, brachten die zahlreichen Gerichte herbei, die damals im Unterschied zu heute auf französische Weise serviert wurden – d. h. man bot wie auf einem Büffet mehrere Gerichte auf einmal an –, sie schenkten zu trinken ein, holten Gläser oder füllten sie. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nehmen die Kapitel über die richtige Art, den Tischdienst zu versehen, in den Anstandsfibeln einen gewichtigen Platz ein. Kinder beim Tischdienst werden oft in der Genreszene dargestellt. (60) Dem Dienen haftete noch nichts Erniedrigendes an. Die Tatsache, daß man »von jemandem abhängig war«, hatte noch nicht den erniedrigenden Charakter angenommen, der ihm heute anhaftet. Man war fast immer von irgendjemandem »abhängig«. Die Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts vom Typus des *Cortegiano,* in denen es darum geht, wie man sich angenehm machen kann, empfehlen dem *gentilhomme particulier,* d. h. dem kleinen Adligen, sich seinen Herrn klug zu wählen und sich seine Gunst zu verschaffen. Die Gesellschaft stellte sich noch als aus lauter Netzen von »Abhängigkeiten« bestehend dar. Daher rührt auch eine gewisse Schwierigkeit, ehrenhafte Dienstleistungen von den Lohndiensten zu unterscheiden, die einem niedrigen Dienstpersonal vorbehalten waren: diese Schwierigkeit bestand noch im 17. Jahrhundert fort, obwohl die Diener mittlerweile den verachteten mechanischen Berufen zugeordnet wurden. Immer noch gab es zwischen Herren und Dienern etwas, das sich weder auf die Einhaltung eines Vertrages noch auf die Ausbeutung seitens des Patrons reduzierte: ein wesentliches Band, das zwar weder die Brutalität der einen noch die List der anderen ausschloß, das jedoch aus einer nahezu allesumfassenden Lebensgemeinschaft hervorging. Richten wir unser Augenmerk auf die Termini, die die Moralisten verwenden, um die Pflichten des Hausvaters zu bezeichnen: »Der ordentliche Hausvater hat im wesentlichen drei Aufgaben zu erfüllen: die erste besteht darin, *seine Frau ziemlich zu behandeln,* die zweite darin, seine Kinder *ordentlich zu erziehen,* die dritte darin, *ein gutes Verhältnis zur Dienerschaft zu unterhalten.*« (61) »Salomon gibt uns diesbezüglich einen wohlabgewogenen Rat, der alle Pflichten eines Herrn seinen Dienern gegenüber umschließt. Drei Dinge gibt es, so sagt er, an denen es ihnen nicht mangeln darf: Brot, Arbeit und Schelte. Brot, weil sie ein Recht darauf haben, Arbeit, weil sie ihr Beruf ist, Schelte und Züchtigungen, weil dies in unserem Interesse liegt . . . Man würde nur sehr wenige Diener finden, die sich nicht betragen würden, wie es sich gehört, wenn sie nur anständig ernährt würden und ihre Löhne pünktlich erhielten.« Doch zahlte man damals Löhne nicht auf die-

Die Möbel sollten den Raum möglichst frei lassen. Der Hieronymus des Carpaccio (1505) schreibt an einem Tisch, der wie ein Plättbrett an die Wand geklappt werden kann. Es ist nur ein Schritt von dieser Art »Wand«-Tisch zum Klapptisch, dessen Tischplatte außer dem fixen auch aus beweglichen Teilen besteht, die heruntergeklappt werden können. Aus dem sechzehnten Jahrhundert besitzen wir Stücke von bereits bäuerlich-grober Ausführung, wie der Klapptisch im Folkwang Museum, Hagen[45] (Abb. 163), dessen mit Scharnieren versehene Seitenteile auf ausklappbaren Stützen ruhen.

Wie an Drehstühlen, so findet das achtzehnte Jahrhundert auch an Klapptischen Gefallen. Es bildet sie technisch weiter aus (sog. gate-leg-table) und baut sie in immer größeren Dimensionen. Doch wendet sich das Interesse im späten achtzehnten Jahrhundert leistungsfähigeren Konstruktionsmethoden zu.

In Amerika, wie möglicherweise auch in Europa, wurden zur Teilung der Zimmer bewegliche Bretterwände benutzt, die sich an Scharnieren drehten, die in die Decke des Zimmers eingelassen waren. Die Spuren dieser herunterklappbaren Wände haben sich in Europa verloren, doch finden sich z. B. in Connecticut in Steinhäusern aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Trennwände, die während des Sommers zur Decke hochgezogen und im Winter herabgelassen wurden, um die Wärme in der Nähe des Feuerplatzes zu konzentrieren.

Der zerlegbare Tisch

Im heutigen Sprachgebrauch leben noch mittelalterliche Gewohnheiten fort. Man sagt: »die Tafel aufheben«, »dresser la table«, »den Tisch richten«, »mettre la table«, »to clear the hall«, »to turn the table up«. Das Mittelalter kannte den heutigen Begriff des festen Tisches nicht. In Gedichten und Inventaren spricht man nicht einfach vom Tisch als Ganzem, sondern von dem Tisch und von den Böcken[46]. Diese Gewohnheit wurde anfangs auch im sechzehnten Jahrhundert beibehalten, als man Tische mit Zarge und vier Beinen konstruierte und dabei von Tisch und Ständern sprach. Die gewöhnlichen gotischen Tische, die nach ihrem klösterlichen Ursprung auch Refektoriumstische genannt wurden, waren schmal und lang, entsprechend der natürlichen Form des Brettes. Sie wurden meist vor der Mahlzeit aufgestellt und nach der Mahlzeit abgebaut. Die Bänke an den Wänden, aus Stein oder Holz, waren fest und stabil, der Tisch hingegen beweglich. In der Renaissance entwickelten sich daraus die schweren und hohen Prunktische aus Marmor oder Holz mit ihren reich behandelten Stützen und monumentalisierten den einfachen Bocktisch des Mittelalters.

Der Tisch wurde zwar im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts, als er sich immer mehr dem Quadrat näherte, mit seinen Stützen dauerhaft verbunden. Gleichzeitig aber folgt man der alten Gewohnheit des Demontierbaren in neuen Typen: in kleinen Tischen, die auf einem Fuß ruhen und von denen angenommen wird,

45 A. G. Meyer, *Geschichte der Möbelformen* (Leipzig, 1902-1911), Serie IV.
46 H. Havard, a.a.O., Bd. IV, Kol. 1134-35.

daß sie zusammenlegbar waren[47]. Auch die Klapptische, die wir erwähnt haben, und die Ausziehtische, die im sechzehnten Jahrhundert aufzutauchen beginnen, gehören in die Tradition des beweglichen Typs.

Die Zerlegbarkeit der Tische und das Zusammenklappen der kleineren Typen haben ihren Grund im nomadischen Wesen des mittelalterlichen Möbels. »Zu einer Zeit, als das Mobiliar seinem Besitzer und Herrn auf allen Wanderungen folgte, war es natürlich, daß man es so wenig sperrig wie möglich haben wollte.«[48]

Der Grund für die Zerlegbarkeit der Tische scheint uns noch ein anderer zu sein: die Vorliebe für den freien, unverstellten Raum. Große Eßtische in der Zimmermitte wurden möglichst vermieden, solange das Bedürfnis bestand, sich ungehindert in den Räumen zu bewegen.

Das siebzehnte Jahrhundert liebt, besonders im Norden, schwere Formen. In Süddeutschland und in der Schweiz waren es die mächtigen Schränke mit stark vorspringendem Profil, die auch im achtzehnten Jahrhundert weitergebaut wurden und sich in unzähligen Exemplaren erhalten haben. In den englischen Herrensitzen tauchen schwere, langgestreckte Tische auf, die den mittelalterlichen Bocktisch ins Monumentale und Stabile verwandeln. Sie haben einen schweren Unterbau und aufgeschwollene Beine, als sollte gezeigt werden, daß nach soviel Kämpfen endlich ein Zeitalter der stabilen Wirtschaft im Kommen sei. Aber die schweren Schränke standen nicht in den Wohnräumen, sondern in den gewölbten Gängen der Bürgerhäuser, und die Eichentische des englischen Adels waren für weiträumige Hallen bestimmt.

In den neuen Schloßanlagen, die sich die absoluten Herrscher des achtzehnten Jahrhunderts errichteten, wird man vergeblich nach Tischen suchen, die allen Gästen, die an den Banketten teilnahmen, Platz boten. Wenn man Tische brauchte, so stellte man sie für festliche Gelegenheiten auf und entfernte sie (wie im Mittelalter) nach dem Essen.

Havard behauptet, daß man in Frankreich den Namen *table à manger* nicht vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts kannte. »Diese Art Möbel, die man auch *tables à l'anglaise* nannte, waren gewöhnlich rund und aus Mahagoni, besaßen aber zwei Tischklappen«, damit sie leicht an die Wand gestellt werden konnten[49].

Tatsächlich ging die Entwicklung der großen Eßtische von England aus, setzte allerdings mehr als ein Jahrhundert früher ein und führte zu mannigfaltigen Lösungen[50]. Diese *tables anglaises* sind in ihrer Größe ein Mittelding zwischen einem Familien-Eßtisch und den langen Bocktischen des Mittelalters. Entspre-

47 »Tische, die auf einem Fuß mit besonders geformten Enden ruhten, dürften zusammenklappbar gewesen sein.« Macquoid und Edwards, a.a.O., Bd. III.
48 Havard, a.a.O., Bd. IV, Kol. 1130.
49 H. Havard, a.a.O., Bd. IV, Kol. 1125.
50 Macquoid und Tilling, a.a.O., »Table, dining table, trestle-table«.

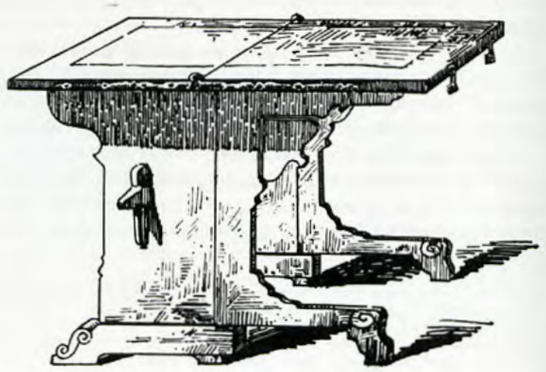
162. Italienischer »Sekretär«. Zweites Viertel des sechzehnten Jahrhunderts. *Als der aus dem Mittelalter stammende Tisch auf Böcken einer unzerlegbaren Konstruktion wich, war es naheliegend, den gewonnenen Innenraum als Behältnis zu nutzen. Diese Entwicklung führte zum Kastentisch und zum Einbau von zahlreichen Türen mit Schubladen. In der Renaissance bekam das einfache, mittelalterliche Modell ein monumentales Aussehen.* (*Detroit Institute of Fine Arts*)

chend der differenzierten und wählerischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts wird der Phantasie freies Spiel gelassen, um immer neue Formen und Kombinationen hervorzubringen. Bald wird eine viereckige Grundform zu einer kreisförmigen oder ovalen ausgezogen, bald eine kreisförmige zum Quadrat ergänzt oder eine runde zum Oval. Auch hufeisenförmige Tische kamen in Mode[51].

Nicht weniger vielfältig ist die Mechanik für diese Verwandlungen. Die Grundtypen der mittelalterlichen Übergangszeit, wie der Klapptisch und der Ausziehtisch, werden in große Dimensionen übertragen und technisch ausgebaut. Um 1800 entsteht ein neuer Ausziehtisch-Typ, der patentiert wird: »herausnehmbare Platten, die auf einem rautenförmigen Scharnier aufruhen«[52]. Dieser Typ führt unmittelbar zum Patentmöbel Amerikas in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts (Abb. 165).

Neben den Klapp- und Ausziehtischen wird der mittelalterliche Bocktisch, der lange und schmale Tisch, nun in aufgeteilter Form weitergeführt, d. h. in aneinandergereihten kleinen Tischen, von denen jeder auf einem gedrehten Fuß ruht[53].

51 Vgl. *The Cabinet Maker's London Book of Prices*, 1788, Tafel XIX, Abb. 2.



163. Deutscher Tisch mit herunterklappbarem Tischflügel, sechzehntes Jahrhundert. *Sobald der Tisch eine feste und unzerlegbare Form erhielt, wurde er zum Behälter, oft mit beweglichen Flügelplatten.* (*Aus: A. G. Meyer*, Geschichte der Möbelformen)

52 Brit. Patent, Nr. 2396, 1. Mai 1800, Richard Gillow.
53 Macquoid und Tilling, a.a.O., Bd. II, S. 212.

164. »Sekretär«, aus dem Augustinerkloster, Basel, um 1500. Jetzt im Historischen Museum, Basel. *Ein verwandelbarer Gegenstand, der bei aufgeklappter Tischplatte zum Schreibpult mit kleinen Schubladen wird. Durch einen Deckel in der Schreibfläche ist ein der Truhe ähnlicher Stauraum zugänglich. Es ist ein Vorläufer der Schreibschränke mit herunterklappbarer Vorderseite aus Italien, sechzehntes Jahrhundert.* (*Historisches Museum, Basel*)

165. Amerik. Ausziehtisch. 1846. (*Sammlung Bella C. Landauer, New York Historical Society*)

die herrschaft der mechanisierung
giedion, sigfreid.
s.340-341

KOMFORT IM ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT

Frankreich: Rokoko und Natur

Ein Vierteljahrtausend liegt zwischen dem Ende der Spätgotik und der vollen Entfaltung des Rokoko im vierten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Und doch ist der Sprung, den wir hier machen, kein ganz zufälliger. Erst der Spätbarock, zu dem das Rokoko als eine bestimmte Stufe gehört, gibt den nächsten wirklich erfinderischen Impuls auf dem Gebiet des Komforts.

Spätzeiten kommt in der Entwicklung oft eine besondere Rolle zu. Sie unterscheiden sich von ihren Vorgängern und können sich dennoch den Reichtum der überlieferten Erfahrung zunutze machen. Sie beherrschen die Ausdrucksmittel ihrer Zeit mühelos. Das Vokabular ist selbstverständlich geworden und damit entsteht eine Leichtigkeit im Gestalten, die Dinge ermöglicht, die ihren Vorläufern verschlossen blieben.

Die Spätgotik des fünfzehnten und der Spätbarock des achtzehnten Jahrhunderts gehören zu diesen Epochen. In der Spätgotik geht die mönchische Atmosphäre und Anschauungsweise zu Ende, und im Spätbarock wird die Konsequenz aus der auf Diesseitigkeit eingestellten Renaissance gezogen. Die Erfahrung vieler Generationen wird zusammengefaßt, und gleichzeitig wird eine neue Entwicklung angebahnt.

Die Formung von Behältern

Auf dem Gebiet des Möbels hat die Renaissance weniger neue Impulse gegeben als in der Malerei oder Architektur. Sie hat im einzelnen weiterentwickelt, was die Spätgotik vorbereitet hatte. Der Zug zum luxuriösen Einzelstück verstärkt sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts immer mehr und erinnert an den Hang zur Aufwendigkeit in der römischen Kaiserzeit. Trotzdem ist der Beitrag der Renaissance nicht unbedeutend.

Die beiden Möbelarten, die aus der Truhe abgeleitet werden, Behälter und Sitzmöbel, erhalten eine weitere Differenzierung, und zwar zunächst die Behälter. Der Stuhl wird um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts allgemein gebräuchlich. An den verschiedenen Behältern, die nun ausgebildet werden, fällt die besondere Sorgfalt auf, die man der nun überall in Mode kommenden Schublade zuwendet. Sie wird in verschiedensten Größen und Proportionen in die Schreibkabinette und Kredenzen eingebaut. Man konnte nicht genug davon bekommen. Reichgeschnitzte Umrahmungen und Trennleisten lenken den Blick auf jede einzelne Lade. Italien war im sechzehnten Jahrhundert in formaler und technischer Hinsicht das führende Land. Die nun feudalisierten Stadtstaaten, jeder mit einer eigenen Entwicklung, breiten sich auf der ganzen Halbinsel aus. Sekretäre und Kredenzen sind die bevorzugten Möbel. Italienische Sekretäre haben sich seit un-

gefähr 1500 und Kredenzen seit den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erhalten.

DER SCHREIBTISCH

Die Renaissance mit ihrer weltlichen Schreiblust war stark daran interessiert, das Schreibpult besonders auszubilden. Das bewegliche, spätgotische Schreibbrett der Mönche oder das transportable Pult, wie es noch Polifilo 1499 benutzte, wird nun zum repräsentativen zweiteiligen Sekretär, dessen Oberteil möglichst viele Schubladen und Türchen enthält.

Dieser steht – ähnlich wie die französischen Buffets des Jahrhunderts – auf Konsolen oder einem Unterteil mit Türen. Oberteil und Unterteil sind oft voneinander verschieden gestaltet, das heißt, der Sekretär wurde anfangs als ein zweiteiliges Möbel – als Truhe auf einem Gestell – empfunden[1]. Das Fallbrett, das das Oberteil abschließt, diente auch als Schreibplatte. Bald wird der Sekretär aus einem Stück hergestellt, ein Typ, der sich bis tief ins neunzehnte Jahrhundert, durch alle stilistischen Veränderungen hindurch, erhalten hat.

Das Schreibpult mit fester horizontaler Schreibfläche und zwei oder drei schmalen Schubladen unter der Platte stammt von den mönchischen Wandtischen ab[2]. Die Konsolen werden später durch Schubladen ersetzt, die oft bis zum Boden reichen[3]. Dieser Typ, der mit dem heutigen identisch ist, soll in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von Italien nach Frankreich gekommen sein[4]. Im Rokoko kam der bewegliche, zylinderförmige Aufsatz hinzu. Der Schreibtisch wurde immer mehr als Luxusgegenstand ausgeführt, so daß Ludwig XV., der in dieser Hinsicht nicht gerade mit gutem Beispiel voranging, ein Verbot von Schreibtischen aus massivem Silber erließ[5]. Die Zeit der Verbürgerlichung, die die ältere Form des hohen Sekretärs bevorzugt, ist nicht mehr fern. In der Ära der amerikanischen Patentmöbel wird der Schreibtisch mit Zylinderaufsatz, das Luxusmöbel des späten Rokoko, zum serienmäßig hergestellten Büromöbel.

1 William M. Odom, *History of Italian Furniture*, New York, 1918, Bd. 1, S. 302. »Es ist offenkundig, daß die Oberteile auf Schreibplatten gesetzt werden sollten, die unabhängig gestaltet waren.«
2 Beispiele aus verschiedenen Perioden des sechzehnten Jahrhunderts bei Odom, Bd. 1, Abb. 158, 506, 507.
3 Eine frühere Form, eng mit der Wand verwachsen wie die mönchischen Konsolenschreibtische des sechzehnten Jahrhunderts, ist Schüblers Schreibtisch um 1739 mit Schubladen, die bis zum Boden reichen (Abb. 259).
4 Odom, a.a.O., Bd. 2, Abb. 30.
5 Nach Havard, *Dictionnaire de l'ameublement et de la décoration depuis le XIIIme siècle jusqu'à nos jours.*

daß das primitive Haus der Romanik mit Möbeln ausgestattet war, die sogar die Gotik noch nicht verwendete.

Als man die Gruft Karls des Großen im Dom zu Aachen öffnete, fand man ihn auf einem römischen Marmorthron sitzend, und selbst wenn man vier Jahrhunderte weitergeht und den erhaltenen Bischofssitz aus Goslar[59] betrachtet, ist man erstaunt, wie primitiv dieser Sitz aus dicken Platten zusammengesetzt ist; es ist eine Kiste aus Stein, darüber kann auch das zarte bronzene Geflecht nicht hinwegtäuschen, das den Oberbau bildet. Das ganze Problem differenzierten Mobiliars scheint den romanischen Jahrhunderten fremd zu sein[60].

Flandern und die Schaffung der intimen Umgebung

Die besten Voraussetzungen für die Entstehung des stabilen Mobiliars lagen in Flandern. Unter burgundischer Herrschaft hielt es sich weise vom hundertjährigen Zwist zwischen England und Frankreich fern und schlug England gegenüber eine freundliche Politik ein. Industrie und Wohlstand erreichten eine Stufe, die den umliegenden Ländern ein halbes Jahrhundert voraus war. In Flandern wurden die besten Wollstoffe gewebt, dort entstanden die mit Gold- oder Silberfäden durchschossenen Bildteppiche, der Stolz der burgundischen Herzöge, die besondere Lagerhäuser für ihre Aufbewahrung hatten; sie schmückten, lose aufgehängt, die Gemächer der großen Herren und wanderten als Geschenke an den Papst und die europäischen Höfe. Nie sind sie an Kraft und Materialsicherheit übertroffen worden. Die Verbindung des fruchtbaren Burgund mit dem industriellen Brabant und Flandern dauerte wenig mehr als ein Jahrhundert und endete mit dem Zusammenbruch Burgunds. Die Vernichtung dieses produktiven Pufferstaats zwischen zwei feindlichen Nationen – Deutschland und Frankreich – erwies sich als unheilvoll für die ganze spätere Entwicklung Europas. Aber in den hundert Jahren der Vereinigung von Flandern und Burgund entstand fast treibhausartig eine hohe Zivilisation um die beiden Hauptstädte Dijon und Brüssel: die weichfaltige burgundische Plastik des fünfzehnten Jahrhunderts, die Malertätigkeit am Hof von Dijon und schließlich die Erfindungen, die eng mit dem künstlerischen Ausdruck verbunden waren, die Ölmalerei der Brüder van Eyck und das neue Luxusmöbel, das zum ersten Mal die Rahmenkonstruktion der Spätgotik verwendet, um einen weltlichen Komfort zu schaffen.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß das erste weltliche Ziermöbel, der Stollenschrank, erstmals in einem der schönsten Miniaturenbücher erscheint, in den

59 Abbildung bei Falke und Schmitz, a.a.O.

60 Wie weit der niedrige, dreibeinige Hocker aus gerade aufstrebenden Rundhölzern zurückreicht, ist unbestimmt. Er eignete sich auf jeden Fall vorzüglich für die unebenen romanischen Fußböden. Der Typ ist bis heute erhalten geblieben beim Melkschemel, der auf unebenem Stallboden steht. Er taucht auf Miniaturen und auch in den Holzschnitten des fünfzehnten Jahrhunderts auf, ehe der Typ des vierbeinigen Stuhles wiedererstand. Als dreibeiniger Stuhl auf runden Stützen, von denen eine zur Rückenlehne verlängert wird, ist er in England im sechzehnten Jahrhundert bekannt. Er wurde auch zum Armstuhl ausgebaut. Ein dreibeiniger savoyischer Armstuhl mit fast halbrunder Sitzfläche ist abgebildet bei Falke und Schmitz, a.a.O., Abb. 140 b.

»Heures de Turin«, die Hubert van Eyck 1416 für den Bruder des Herzogs von Burgund malte[61].

Mitten in der Wöchnerinnenstube mit der Geburt des Johannes steht frei ein schlanker und hochbeiniger Zierschrank. Der Behälter ist klein und scheint weniger wichtig als die vorspringende Deckplatte und die Fußplatte nahe dem Boden, die beide dazu bestimmt waren, die gebauchten Zinn- und Kupfergeräte des spätgotischen Haushalts aufzunehmen. Er ist in dieser Form, wie aus gleichzeitigen Miniaturen hervorgeht, auch im Arbeitszimmer und anderen Wohnräumen zu finden, wie dies auch bei der Truhe der Fall war.

Viel verbreiteter ist der an die Wand gestellte Stollenschrank, der von der normal dimensionierten Truhe ausgeht. Seit der Romanik wurden Truhen auf Füße gestellt. Nun ersetzen schlanke Stollen die breitfrontigen Bretter, und kleine Türen treten an Stelle des Deckels[62]. Das Möbel wird in jeder Weise ausgeschmückt, mit Rückwand und Baldachin versehen und mit Ornamenten und Reliefs überzogen wie mit Spinnweben. Am Hof von Burgund war ein Aufbau von mehreren übereinandergestellten Etageren üblich, die zum Aufstellen des Geschirrs aus Gold und Kristall dienten. Die Zahl der Etageren entsprach dem Rang des Besitzers. Nur dem Herzog kamen fünf Etageren zu: »il fallait être prince souverain«[63].

Ein Ziermöbel ist gewöhnlich eine abgeleitete Form mit einer utilitären Vergangenheit, wie etwa die Konsoltische unter den hohen Spiegeln des achtzehnten Jahrhunderts, die aus mönchischen Wandschreibtischen des sechzehnten Jahrhunderts hervorgingen, deren Schreibplatte auf großen Voluten ruhte. Der Stollenschrank, ein Möbel, das zum Anrichten der Speisen vor dem Servieren diente, ist von der Küche in den Wohnraum gewandert. Damit unterscheidet er sich von den früher beschriebenen Möbeltypen und ihrem mönchischen Ursprung.

Im dreizehnten Jahrhundert hat sich im Haus des Bürgers die Küche vom Wohnraum abgesondert[64]. Kochen und Wohnen beginnen sich voneinander zu trennen. Es müßte untersucht werden, wie weit die Entstehung einer abgetrennten Küche im bürgerlichen Haus mit den um diese Zeit vollzogenen Neugründungen von Städten zusammenhängt. Die Küche blieb auch im sechzehnten Jahrhundert der Ort, in dem der Bürger und, wie es heißt, auch der kleine Edelmann aßen[65].

In der Küche brauchte man eine Platte zum Zubereiten der Speisen; diese stand

61 Falke und Schmitz, a.a.O., Abb. S. XXVII, Text S. XXXII. Havard, a.a.O., Bd. II, Kol. 199, gibt an, daß in den »Comptes du Duc de Bourgogne« von 1399 ein *drechoir fermant à clef* sich befunden habe. Der Stollenschrank dürfte also im Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts aufgekommen sein. Noch im sechzehnten Jahrhundert gibt es keine bestimmte Unterscheidung zwischen Anrichte, Stollenschrank und Geschirrschrank.

62 Manchmal werden auch zwei Truhen übereinandergestellt, die nach vorn durch Türen geöffnet werden; doch führt diese Entwicklung eher zum Schrank, der lange seine Zweiteiligkeit bewahrt, da man bis ins siebzehnte Jahrhundert nicht von der mittelalterlichen Gewohnheit abging, die Kleider horizontal zu legen, wie dies in den Truhen geschah, die jederzeit fertig gepackt waren.

63 Havard, a.a.O., Bd. II, Kol. 199.

64 Die großen, gewölbten Palastküchen von Mont St. Michel bis zu jener im Schloß von Cintra in Portugal kommen hier nicht in Betracht, da sie wie die Klosterküchen für eine größere Gemeinschaft bestimmt waren und daher nach besonderen Räumlichkeiten oder Häusern verlangten.

65 E. Molinier, a.a.O., S. 25.

die herrschaft der mechanisierung, ein beitrag zur anonymen geschichte
giedion, sigfried.
s.334-335

in der Frühzeit auf Böcken wie die übrigen Tische, *mensa cum trecellis*. Horizontale Bretter darüber waren ein selbstverständliches Hilfsmittel zum Aufstellen des Geschirrs. Aus diesen Elementen setzt sich der Stollenschrank zusammen, der sich im fünfzehnten Jahrhundert zum repräsentativen Möbel entwickelt hat und bei dem die Zahl der Etageren zu einem sozialen Rangabzeichen wurde.

Wegen der hauptsächlich auf das rein Stilgeschichtliche konzentrierten Untersuchungen herrscht noch weitgehende Unsicherheit darüber, wie und wo die Typen entstanden, aus denen sich unsere intime Umgebung zusammensetzt. Es fehlt eine Geschichte der Typologie, die die seit der sechzig Jahre zurückliegenden Arbeit Havards angehäuften neuen Tatsachen berücksichtigt. Kein Lexikon, sondern eine Typengeschichte des Möbels ist nötig, die die Beiträge der verschiedenen Länder im Norden und Süden vergleichend gegeneinander abwägt und ordnet. Flandern würde in einer solchen Geschichte sicher eine außerordentliche Rolle spielen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in den verschiedenen Typen: Stuhl, Bank, Pult, Schrank, und in der stabilen Form, die es dem Tisch gab, die Grundlagen für unseren weltlichen Komfort geschaffen.

Verglichen mit dem handwerklichen Raffinement des achtzehnten Jahrhunderts mögen diese Typen primitiv erscheinen, ihre künstlerische Behandlung ist es jedoch nicht. Aber selbst ihre künstlerische oder handwerkliche Behandlung enthält nicht das ganze Geheimnis ihrer Wirkung, denn sie sind nicht als isolierte Einzelstücke gedacht, sondern untrennbar von den spätgotischen Räumen, in denen sie wie eine Pflanze im Boden wurzelten.

Mittelalterlicher Komfort: Komfort des Raumes

Vom heutigen Standpunkt aus hat es im Mittelalter überhaupt keinen Komfort gegeben.

Die Einrichtung war fragmentarisch, die Heizung schlecht. Holz in großen Stößen verbrennen zu sehen, ist zweifellos etwas ewig Anziehendes. Das Mittelalter hat es verstanden, das offene Herdfeuer in das tägliche Leben miteinzubeziehen und dem Feuerplatz, dem Kamin, eine Form zu geben, die weit über das bloß Notwendige hinausreicht. Doch was für ein Rückfall in Primitivität gegenüber den römischen Villen mit ihren gleichmäßig durchwärmten Wänden und Böden, wie sie jenseits der Alpen zu finden waren, wo immer die Römer sich niedergelassen hatten.

In den mittelalterlichen Häusern war es kalt. Deshalb erscheinen auf den Miniaturen immer wieder ein kleiner runder Eßtisch, ein Arbeitstisch oder eine

334

in der Frühzeit auf Böcken wie die übrigen Tische, *mensa cum trecellis*. Horizontale Bretter darüber waren ein selbstverständliches Hilfsmittel zum Aufstellen des Geschirrs. Aus diesen Elementen setzt sich der Stollenschrank zusammen, der sich im fünfzehnten Jahrhundert zum repräsentativen Möbel entwickelt hat und bei dem die Zahl der Etageren zu einem sozialen Rangabzeichen wurde.

Wegen der hauptsächlich auf das rein Stilgeschichtliche konzentrierten Untersuchungen herrscht noch weitgehende Unsicherheit darüber, wie und wo die Typen entstanden, aus denen sich unsere intime Umgebung zusammensetzt. Es fehlt eine Geschichte der Typologie, die die seit der sechzig Jahre zurückliegenden Arbeit Havards angehäuften neuen Tatsachen berücksichtigt. Kein Lexikon, sondern eine Typengeschichte des Möbels ist nötig, die die Beiträge der verschiedenen Länder im Norden und Süden vergleichend gegeneinander abwägt und ordnet. Flandern würde in einer solchen Geschichte sicher eine außerordentliche Rolle spielen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in den verschiedenen Typen: Stuhl, Bank, Pult, Schrank, und in der stabilen Form, die es dem Tisch gab, die Grundlagen für unseren weltlichen Komfort geschaffen.

Verglichen mit dem handwerklichen Raffinement des achtzehnten Jahrhunderts mögen diese Typen primitiv erscheinen, ihre künstlerische Behandlung ist es jedoch nicht. Aber selbst ihre künstlerische oder handwerkliche Behandlung enthält nicht das ganze Geheimnis ihrer Wirkung, denn sie sind nicht als isolierte Einzelstücke gedacht, sondern untrennbar von den spätgotischen Räumen, in denen sie wie eine Pflanze im Boden wurzelten.

Mittelalterlicher Komfort: Komfort des Raumes

Vom heutigen Standpunkt aus hat es im Mittelalter überhaupt keinen Komfort gegeben.

Die Einrichtung war fragmentarisch, die Heizung schlecht. Holz in großen Stößen verbrennen zu sehen, ist zweifellos etwas ewig Anziehendes. Das Mittelalter hat es verstanden, das offene Herdfeuer in das tägliche Leben miteinzubeziehen und dem Feuerplatz, dem Kamin, eine Form zu geben, die weit über das bloß Notwendige hinausreicht. Doch was für ein Rückfall in Primitivität gegenüber den römischen Villen mit ihren gleichmäßig durchwärmten Wänden und Böden, wie sie jenseits der Alpen zu finden waren, wo immer die Römer sich niedergelassen hatten.

In den mittelalterlichen Häusern war es kalt. Deshalb erscheinen auf den Miniaturen immer wieder ein kleiner runder Eßtisch, ein Arbeitstisch oder eine

334

Die Tochter des großen Turiner Kriminologen Lombroso äußerte sich auf den Seiten von *Avanti!*[5] über das den Arbeitern unterstellte Bedürfnis, den Luxus des »Wohnenkönnens« zu erlangen, in recht ironischer Art: Als ob es keinen anderen »bürgerlichen Luxus« gäbe, den der Arbeiter nicht vielleicht viel lieber befriedigt sähe!

Die Strategien der Wohnungsreform drückten sich nunmehr in der Überlagerung folgender beider Themen aus: einmal - der großstädtischen Bevölkerung eine Heimat zu geben, eine neue Wohnung (dieses Konzept einer Indentität von Heimat, Haus und heimischem Herd wird im Deutschen in dem Wort *Heim* wiedergegeben, was sowohl *Heimat* wie auch *Heimstätte* beinhaltet), und zum zweiten - sich darum zu bemühen, daß diese *Wohnung* Ordnung in die zerrütteten Strukturen der Familie bringe, indem man hygienische Normen und moralisierendes Verhalten einführte und für die Frau und Mutter als Zentrum des Familienkerns eine genaue Rolle vorsah.[6]

Das soziale Subjekt dieser Reformstrategien setzt sich charakteristischerweise vor allem aus kleinen Beamten und Angestellten zusammen, aus den Handwerksständen und aus der wesentlich beständigeren Arbeiteraristokratie: soziale Gruppen also, die nicht nur eine, wenn auch geringe, ökonomische Autonomie garantieren konnten, sondern die in gewisser Weise noch selber die Sehnsucht nach dem *Wohnen* oder zumindest die Erinnerung daran mitbrachten. Menschen, die bereit waren, den eigenen Irrwegen Einhalt zu gebieten und große Teile ihrer Bedürfnisse und ihres Verbrauchs auf die neue Wohnung zur richten. Die »reformierten« Wohneingriffe begünstigten fast ausschließlich die Verbreitung des kleinen Einfamilienhauses oder des Reihenhauses mit einem kleinen Garten, der als äußere Projektion des häuslichen Wohnraumes dienen sollte, oder auch als ein Beitrag zur Nahrungsmittelselbstversorgung der Familie.

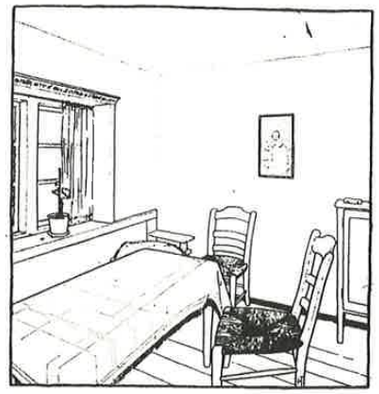
Im Jahre 1921 drückt der Wiener Architekt Adolf Loos sein *erstes Prinzip* des modernen Wohnens aus: »Der mensch im eigenheim wohnt in zwei stockwerken. Er trennt sein leben scharf in zwei teile. In das leben bei tage und in das leben bei nacht. In wohnen und schlafen. Die schlafräume dienen wirklich nur zum schlafen«.[7]

Die Suche nach einer wachsenden »Undurchlässigkeit« der verschiedenen Anordnungen innerhalb der Wohnzelle wird zum primären Forschungsbereich innerhalb der modernen Architektur.

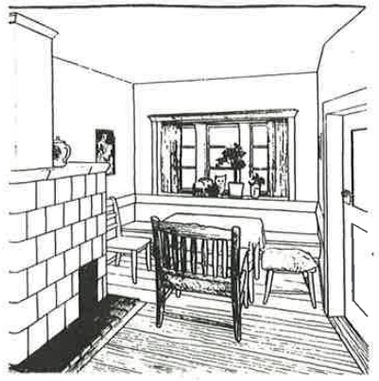
Auf einer Fläche von 40-60 Quadratmetern - was schon unendlich viel größer ist als das, was die Mietskaserne anzubieten hatte, aber immer noch unvergleichbar enger als die großen Bürgerwohnungen - ging es nun darum, eine immer komplexer werdende Reihe von Funktionen, Umgebungen und Strömungen anlegen, verbinden und trennen zu müssen.

Stellen wir doch einmal eine Liste auf:

- Trennung und Loslösung von Tages- und Nachtzone. Das allein ist schon nicht so einfach durchzuführen, denkt man an den Grundriß des kleinen Hauses aus dem 19. Jahrhundert, bei dem eine Isolierung lediglich im Krankheitsfall, aus hygienischen Gründen, bedacht wurde, und man nur dann ein kleines, von Küche und Stube separat gehaltenes Zimmer vorsah.
- In der Nachtzone sollte streng auf Ablehnung einer jeden sexuellen Vermischung geachtet werden. Das hatte zur Folge, daß man nun drei getrennte



Heinrich Tessenow, Wohnstube, aus »Hausbau und dergleichen«, Bruno Cassirer, Berlin 1920[2]



Heinrich Tessenow, Kleinhaus-Wohnzimmer, aus »Wohnhausbau«, Callwey, München 1927[3]

Schlafkammern einrichten mußte; für die Eltern, die Knaben und die Mädchen.

- Das dritte Problem betraf die Küchenanordnung. Die Küche war häufig an Wohnfunktionen gebunden, war also eine Wohnküche, oder sie war ganz speziell nur ein Raum zum Kochen und dann relativ isoliert von der übrigen Wohnung.
- Das Erhalten eines Raumes zu Repräsentationszwecken schien gegen jede ökonomische Verständlichkeit unverzichtbar und machte einen eigenen Raum notwendig - die gute Stube.[8] Hier lebte man normalerweise nicht, hier - in einem meist sehr engen Raum - empfing man Besucher, filterte man sozusagen die Anwesenheit der Fremden, ohne sie bis ins Herz des Hauses, die Küche, vordringen zu lassen.
- Und schließlich gab es auch noch das Problem, einen Raum schaffen zu müssen, der den hygienischen Bedürfnissen der Menschen gerecht wurde. Dieser Funktion waren vor der Verbreitung von Badezimmern zwei verschiedene Räume zugedacht gewesen: Es gab das WC, das sich entweder in der Wohnung oder außerhalb befand, und es gab die Waschküche mit einer Wanne, die auch als Bad dienen konnte.

  Mit der räumlichen Verteilung der verschiedenen Funktionen stellte sich auch das Problem einer geschickten Verteilung all der Ströme, die den relativ begrenzten Raum in großer Zahl durchquerten.
- Zunächst waren dies Sonne, Luft und Licht, denen kein Winkel entgehen sollte, die Staub und Feuchtigkeit entgegenwirken und somit ein gesundes Aufwachsen der Kinder und den Sieg über die Tuberkulose garantieren sollten.
- Weiter gab es das Wasser, die Heißluft der Heizung, elektrische Energie, Gas zum Feuermachen, da waren Telefonleitungen und Kanalisationsrohre, kurz, alles das, was zum Funktionieren der gesamten Anlage und der Einrichtungen für Hygiene, Ernährung und Information vonnöten war.

zu vermeiden: das Zuviel und das Zuwenig"; kurz, das Problem ist schwierig, aber „unterdessen steigt die Zahl der Arbeiterwohnungen überall"[30].

Versuchen wir, am Beispiel Frankreichs herauszufinden, ob eine solche Aussage beweisbar ist. Es wurde gezeigt, daß die Haltung der Franzosen hinsichtlich der Wohnung – dem nach der Ernährung wichtigsten Bedürfnis – sich um 1890 herum ändert: Von da an wird die Kleidung vor der Wohnung zur Hauptsorge. Diese neue Vorliebe für die Kleidung geht – nicht zufälligerweise – zurück auf den Augenblick, in dem das Bauwesen aufhört, im Lande nach der Landwirtschaft wichtigster Beschäftigungszweig zu sein und seinen zweiten Platz der Textilindustrie überläßt.[31] Des weiteren muß gesagt werden, daß die meisten Franzosen ihr Haus in der Zeit vom 18. bis zum 19. Jahrhundert gebaut haben: Das rapide Bevölkerungswachstum zwischen 1750 und 1850 hatte dem Bauwesen riesige Investitionen auferlegt. So erklärt sich, weshalb die trickreichen Darbietungen des modernen Komforts, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sichtbar wurden, sich in Frankreich nicht mit so großer Leichtigkeit verbreiten konnten wie in England. In Frankreich vollzog sich statt einer kostspieligen Umstrukturierung des Ganzen ein partieller Anpassungsprozeß. Die letzte pompöse Wachstumsperiode des französischen Bauwesens vor 1960 liegt genau im hier untersuchten Zeitraum: Die Anzahl der Häuser steigt von 7 Millionen im Jahr 1847 auf 9 Millionen im Jahr 1890.[32] Anschließend und bis 1939 ist die Zunahme auf nur drei Viertel einer Million Wohnungen begrenzt und ist auf die städtischen Zentren konzentriert.

Die von Alfred de Foville geleitete Untersuchung der Wohnverhältnisse in Frankreich (1894) – eine sehr gut dokumentierte Quelle – schildert diesen Mangel an Komfort und zeigt, daß in den ländlichen Gebieten in der Regel keine Latrinen vorhanden sind, daß aber das Zusammenleben von Tieren und Menschen oder sogar aller Bewohner des Hauses (Eltern, Kinder, Knechte und Tagelöhner) im selben Raum, wenn nicht sogar im selben Bett, die Regel ist. Ariès und Flandrin haben gezeigt, daß dies im ländlichen Mittelalter die übliche Lebensweise war.[33] Noch 1906 hatten zwei von drei Häusern keine Latrine, weder innerhalb noch außerhalb des Hauses. Im Jahre 1911 schließlich, hatten 48 Prozent der französischen Häuser nur ein Erdgeschoß, und nur ein bis zwei Prozent der Wohngebäude hatten mehr als vier Stockwerke.[34] Diese Zahlen genügen, um dem Optimismus der offiziellen Erklärungen Garniers zu widersprechen, die wir weiter oben zitiert haben.

54

Nun werden präzisere Angaben zur territorialen Verteilung der neuen Häuser nötig. Was das emigrierte oder nomadisierende Proletariat betrifft, so lassen sich in Europa nach 1850 drei verschiedene Entwicklungen differenzieren: Erstens, eine Konzentration in den großen urbanen Zentren, wo der Baumarkt unfähig ist, der Nachfrage gerecht zu werden, eine Situation – wir haben es gesehen –, die überall eine ‚Kultur metropolitaner Armut' schafft. Zweitens: In den großen industriellen Siedlungen außerhalb der Städte leben die Arbeiter in halb-agrikolen Verhältnissen, und die qualifizierteren Teile der Bevölkerung (sie allein) werden in kollektiven oder privaten Einrichtungen untergebracht (Kasernen, Gemeinschaftshäuser oder Einfamilienhäuschen und Pavillons . . .). Drittens: In ganz Europa ist jene Situation am weitesten verbreitet, die wir in den mittelstädtischen Zentren finden, wo der größte Teil der emigrierten Arbeiterbevölkerung Aufnahme findet, und die daher eine rapide demographische Expansion erleben; dort, in den mittelgroßen Zentren, ist die Lage des Wohnungswesens nicht allzu katastrophal, denn die Neuankömmlinge treffen da auf eine Mittelschicht, die über viel Platz verfügt und bereit ist, diesen in Wohnraum (Zimmer, Schlafsäle) zu verwandeln und an die neu Angekommenen zu vermieten.[35]

Die neuen Haustypen, die zwischen 1840 und 1914 von den gebildeten Architekten diskutiert werden, sind meistens nur für die beiden ersten der oben genannten Situationen gedacht: die Wohnungen in den Metropolen einerseits und die kollektiven Einrichtungen in den außenstädtischen Industriezentren andererseits. Die Vorschläge der Sozialisten und der öffentlichen Wohlfahrt halten die Mitte dazwischen. Diese Modelle machen die Verwirklichung einer Reihe praktischer Maßnahmen möglich, die eine geordnete Streuung der Bevölkerung bewirken sollen.

Die Liste dieser Maßnahmen ergibt eine Art Genealogie der weiter oben beschriebenen Maßnahmen, die das Haus nach und nach verändert haben: endgültige Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung; Ausschluß der nicht zum engeren Familienkreis gehörenden Personen aus der Wohnung der Familie (‚ospiti paganti' und ‚subaffittuari' in Italien, ‚coucheurs' und ‚souslocataires' in Frankreich, ‚Schlafgänger' und ‚Zimmermieter' in Deutschland)[36]; Reglementierung der nachbarschaftlichen Beziehungen und der Zirkulationssysteme innerhalb und außerhalb des Gebäudes; Einrichtung kollektiver Serviceleistungen außerhalb des Hauses; Individualisierung des Wohnbereiches (ein Zimmer, ein Bett pro Person); Anpassung der Wohnfläche an die Familiengröße. Schließlich soll dem häuslichen Bereich eine funktionale Struktur gegeben werden, durch die

55

ifa Institut für Auslandsbeziehungen

Home ›› Kunst ›› Ausstellungen im Ausland ›› Design ›› 100 Jahre Deutscher Werkbund

100 JAHRE DEUTSCHER WERKBUND 1907|2007

1

2

3

4

Der Deutsche Werkbund

Im Oktober 1907 schlossen sich zwölf Künstler und Architekten, darunter Peter Behrens, Josef Hoffmann und Richard Riemerschmid sowie zwölf Firmen in München zum Deutschen Werkbund zusammen. Als Zweck des Bundes formulierten die Gründungsmitglieder "die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk, durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme zu allen einschlägigen Fragen". Die Zielsetzung, die gesamte industrialisierte Lebenswelt "Vom Sofakissen bis zum Städtebau" (Hermann Muthesius) nach künstlerischen Gesichtspunkten zu "veredeln" und mit "gut" geformten Objekten die Bevölkerung kulturell zu "erziehen", bestimmte die Arbeit des Deutschen Werkbunds bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts. Wenn sich heute Unternehmen um ein einheitliches Erscheinungsbild, eine Corporate Identity, bemühen, und wenn weltweit ein allgemeines Verständnis für die Gestalt von Industrieprodukten vorhanden ist und "industrial design" an Hochschulen unterrichtet, von Wirtschaftsunternehmen entwickelt und in Museen ausgestellt wird, dann ist dies in erster Linie ein Verdienst des Deutschen Werkbunds.

Dem Werkbund gehörten einige der berühmtesten deutschen Künstler und Architekten des 20. Jahrhunderts an, Werkbundausstellungen wie "Die Form" (1924), "Film und Foto" (1929) oder die Werkbundsiedlungen waren Meilensteine in der Entwicklung neuer Formen einer durch Industrie und Technik veränderten Welt. Die vom Werkbund organisierte Weißenhofsiedlung in Stuttgart 1927 mit Bauten von Le Corbusier, Mies van der Rohe, J.J.P. Oud oder Hans Scharoun zählt bis heute zu den bedeutendsten und international berühmtesten Beispielen moderner Architektur des 20. Jahrhunderts. In der Nachfolge des Stuttgarter Wohnexperiments entstanden mit den Werkbundsiedlungen in Brünn (1928), Breslau (1929), Prag (1932), Neubühl (1932) und Wien (1932) weitere Wohn- und Städtebaumodelle für den modernen Menschen.

In den zwanziger Jahren war der Deutsche Werkbund an führender Stelle an den wichtigsten Experimenten zur Formfindung für die kommende von Technik, Internationalität und Mobilität gekennzeichnete Welt beteiligt. Nach der "Gleichschaltung" während der Zeit des Nationalsozialismus konnte bereits 1949 eine große Werkbundausstellung in Köln organisiert werden, die Maßgaben und Maßstäbe für den Wiederaufbau liefern sollte. Hier wurde als Beitrag des Schweizerischen Werkbunds die richtungsweisende von Max Bill zusammengestellte Schau „Die gute Form“ gezeigt, die einen Leitbegriff für die nächsten Jahrzehnte lieferte. Internationale Anerkennung fand das vom Werkbund entwickelte Konzept für den deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel 1958.

Auf der Werkbundtagung über "Die große Landzerstörung" 1959 in Marl wandte sich der Deutsche Werkbund den Themen "Zersiedelung" und "Umweltzerstörung" zu und gab damit als erster entscheidende Anstöße für die Entwicklung eines öffentlichen Bewusstseins für Ökologie und die Folgen eines ungebremsten Wirtschaftswachstums. Zunehmend wandte sich nun das Interesse des Werkbundes von den Fragen der Produktion zu den Problemen des Gebrauchs, nicht mehr die "gute Form", sondern der richtige Umgang mit Produkten und den Folgen des Konsums standen im Vordergrund. Der Werkbund wandelte sich von einer "Gesinnungsgemeinschaft" zu einer "Aktionsgemeinschaft", die bis heute mahnend und anregend wirkt.

Die Ausstellung "100 Jahre Deutscher Werkbund", die das Architekturmuseum der TU München in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Darmstadt, Fachgebiet Geschichte und Theorie der Architektur (GTA), der Neuen Sammlung – Staatliches Museum für angewandte Kunst I Design in der Pinakothek der Moderne, München und dem Institut für Auslandsbeziehungen (ifa), Stuttgart 2007 in München zeigte, präsentierte anhand von circa 1000 Exponaten eines der bedeutendsten Kapitel der deutschen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Plakate, Modelle, Möbel, Design, Zeichnungen und Fotografien vermittelten ein anschauliches Bild der Leistungen des Deutschen Werkbundes.

Das Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) übernahm den Nukleus dieser Ausstellung – das sind Tafeln mit Abbildungen, Informationen und Texten zu Geschichte, Aktivitäten und Personen des Deutschen Werkbunds. Das Architekturmuseum stellte einige Originalexponate und Modelle als Leihgaben zur Verfügung. Auch die Modelle der Universität Darmstadt, Prof.Werner Durth, und die Modelle der Universität Stuttgart, Martin Hechinger, wurden dem ifa ebenfalls langfristig zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus wurden weitere Exponate, die sich ebenfalls für eine langjährige Auslandstournee eignen, vom ifa angekauft. Organisiert und koordiniert vom ifa kann die Ausstellung nun für mehrere Jahre auf Auslandstournee gehen.

Bildnachweis

1 | Peter Behrens: Elektrische Tee- und Wasserkessel, 1909; © Die Neue Sammlung – The International Design Museum Munich (Foto: A. Laurenzo)
2 | Peter Behrens: 'Werkbund-Paket', Verpackung für Bahlsen-Kekse, 1914; © Bahlsen-Archiv, Hannover
3 | Walter Gropius, Marcel Breuer: Gesellschaftsraum, Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Paris, 1930; © Bauhaus-Archiv, Berlin (Foto: Photo Illustration Paris)
4 | Hermann Gretsch: Kaffee- und Teeservice '1382', 1931; © Die Neue Sammlung – The International Design Museum Munich (Foto: A. Laurenzo)

© VG Bild-Kunst, Bonn: 1, 2, 3

Ausnahmen vom Anwendungsbereich

Dieses Gesetz gilt insbesondere nicht für:

1. bauliche Anlagen, die nach straßenrechtlichen Vorschriften als Straßen oder Bestandteile einer Straße gelten, sowie die dazugehörigen Lärmschutzanlagen;
2. bauliche Anlagen, die der Abwicklung oder Sicherung des Betriebes oder Verkehrs von Eisenbahnen oder auf Flugplätzen dienen, einschließlich der dazugehörigen Lärmschutzanlagen;
3. die Errichtung und Instandhaltung von militärischen Anlagen, insbesondere von Kampf- und Waffenständen, verbunkerten Führungs- und Fernmeldeeinrichtungen sowie Sperren, Munitionslagern, nicht ortsfest errichteten militärischen Anlagen für Zwecke der Luftraumüberwachung, Bauwerken für den militärischen Flugbetrieb, Schießstätten und Übungsplätzen mit Ausnahme der dazugehörigen Hochbauten samt den damit zusammenhängenden Versorgungsanlagen;
4. bauliche Anlagen, die nach schifffahrtsrechtlichen oder abfallrechtlichen Bestimmungen einer Bewilligung bedürfen;

4a. bauliche Anlagen, die der Gewinnung oder Aufbereitung von mineralischen Rohstoffen dienen und den bergrechtlichen Vorschriften unterliegen;

5. bauliche Anlagen, die nach forstrechtlichen Vorschriften einer Bewilligung bedürfen, soweit es sich nicht um Gebäude handelt;
6. bauliche Anlagen, die nach wasserrechtlichen Vorschriften einer Bewilligung bedürfen, soweit es sich um solche handelt, die unmittelbar der Wassernutzung (z. B. Wasserversorgung, Abwasserentsorgung, Energiegewinnung) dienen;
7. bauliche Anlagen, die der Fortleitung oder Umformung von Energie dienen (Freileitungen, Trafostationen, Kabelstationen, Kabelleitungen, Gasleitungen, Gasreduzierstationen, Fernwärmeleitungen, Funkleitungseinrichtungen, Pumpstationen, E-Ladestationen u. dgl.), soweit es sich nicht um betretbare Gebäude handelt;
8. bauliche Anlagen, die einer Veranstaltungsstättenbewilligung nach dem Steiermärkischen Veranstaltungsgesetz 2012 bedürfen, sofern diese nicht mehr als 6 Monate ununterbrochen bestehen bleiben;

8a. bauliche Anlagen, die im Rahmen von Veranstaltungen kultureller und religiöser Art oder für Sportveranstaltungen errichtet oder genutzt werden, jedoch nicht dem Steiermärkischen Veranstaltungsgesetz 2012 unterliegen, jeweils mit einer Bestandsdauer von nicht mehr als 30 Tagen;

9. Neu- und Zubauten in Leichtbauweise, Wohncontainer und sonstige Fertigteilbauten oder die Nutzung von baulichen Anlagen, jeweils zur vorübergehenden Unterbringung einer größeren Anzahl von Personen aus humanitären Gründen, wenn die Unterbringung staatlich organisiert ist, ausschließlich für die Dauer des Bestehens des Erfordernisses der vorübergehenden Unterbringung.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 88/2008, LGBl. Nr. 29/2014, LGBl. Nr. 34/2015, LGBl. Nr. 75/2015, LGBl. Nr. 11/2020

§ 4

Begriffsbestimmungen

Die nachstehenden Begriffe haben in diesem Gesetz folgende Bedeutung:

1. **Abstellanlagen für Fahrräder:** Fahrrad-Abstellplätze mit felgenschonenden Vorrichtungen zum standsicheren Abstellen der Fahrräder und der Möglichkeit zum Absperren des Fahrradrahmens;
2. **Abstellflächen für Kraftfahrzeuge oder Krafträder:** Flächen im Freien, die dem Abstellen sowie der Zu- und Abfahrt von Kraftfahrzeugen oder Krafträdern außerhalb von öffentlichen Verkehrsflächen dienen;
3. **Abstellplatz für Kraftfahrzeuge:** jene Teilfläche einer Garage oder Abstellfläche, die dem Abstellen des einzelnen Kraftfahrzeuges dient;
4. **Abweichung vom genehmigten Projekt, geringfügige:** Änderung in der Bauausführung, wodurch weder öffentliche noch nachbarliche Interessen berührt werden und das Projekt in seinem Wesen nicht verändert wird;

4a. **Angemessener Sicherheitsabstand**: jener Bereich eines Seveso-Betriebes, in dem bei einem schweren Unfall erhebliche Gefährdungen der Sicherheit und Gesundheit von Menschen und der Umwelt nicht ausgeschlossen werden können;

4b. **Attika:** wandartige Erhöhung am Dachrand, gemessen von der Oberkante der obersten Rohdecke;

5. **Aufenthaltsraum**: Raum, der zum länger dauernden Aufenthalt von Personen bestimmt ist (z. B. Wohn- und Schlafraum, Wohnküche, Arbeitsraum, Unterrichtsraum), nicht dazu zählen jedenfalls Badezimmer und Toiletten
6. **Barrierefreiheit:** Zustand baulicher Anlagen, wenn sie für Menschen mit Behinderungen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind;
7. **Bauarbeit:** jeder Arbeitsvorgang zur Errichtung, Instandhaltung, Instandsetzung oder zum Abbruch von Bauten sowie zur Einrichtung oder Räumung von Baustellen;
8. **Baufluchtlinie:** Linie, in die eine Hauptflucht oder eine Kante eines Bauwerkes straßenseitig zu stellen ist;
9. **Baugebrechen:** mangelhafter Zustand einer baulichen Anlage, der deren Festigkeit, Brandsicherheit, Hygiene oder äußeres Erscheinungsbild betrifft und geeignet ist, Personen oder im Eigentum Dritter stehende Sachen zu gefährden oder zu beschädigen oder das Straßen-, Orts- oder Landschaftsbild grob zu beeinträchtigen;
10. **Baugrenzlinie:** Linie, die durch oberirdische Teile von Gebäuden nicht überschritten werden darf; für Nebengebäude können Ausnahmen festgelegt werden;
11. **Bauherr:** der jeweilige Inhaber einer Baubewilligung;
12. **Baulärm:** jedes die öffentliche Ordnung störende Geräusch, das im Zuge von Bauarbeiten entsteht;
13. **Bauliche Anlage (Bauwerk):** eine Anlage, die mit dem Boden in Verbindung steht und zu deren fachgerechter Herstellung bautechnische Kenntnisse erforderlich sind.
    Eine Verbindung mit dem Boden besteht schon dann, wenn die Anlage
    – durch eigenes Gewicht auf dem Boden ruht oder
    – auf ortsfesten Bahnen begrenzt beweglich ist oder
    – nach ihrem Verwendungszweck dazu bestimmt ist, überwiegend ortsfest benutzt zu werden;
14. **Bauprodukte:**
    – Baustoffe, Bauteile und Anlagen, die hergestellt werden, um dauerhaft in bauliche Anlagen des Hoch- oder Tiefbaus eingebaut zu werden,
    – aus Baustoffen und Bauteilen vorgefertigte Anlagen, die hergestellt werden, um mit dem Erdboden verbunden zu werden, wie Fertighäuser, Fertiggaragen und Silos;
15. **Bauwerber:** eine Person, die eine Baubewilligung beantragt;
16. **Bebauungsdichte:** Verhältniszahl, die sich aus der Teilung der Bruttogeschoßfläche der Geschoße durch die zugehörige Bauplatzfläche ergibt;
17. **Bebauungsgrad:** Verhältnis der bebauten Fläche zur Bauplatzfläche;
18. **Bebauungsweise:** Verteilung der Baumassen auf dem Bauplatz in Bezug auf die Bauplatzgrenzen
    a) offene Bebauungsweise:
        – allseits freistehende bauliche Anlagen oder
        – einseitig an die Grenzen angebaute bauliche Anlagen;
    b) gekuppelte Bebauungsweise: an einer Grenze aneinandergebaute bauliche Anlagen;
    c) geschlossene Bebauungsweise: an mindestens zwei Grenzen aneinandergebaute bauliche Anlagen;

18a. **Bodenversiegelung:** die Abdeckung des Bodens mit einer wasserundurchlässigen Schicht, wodurch Regenwasser nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen versickern kann, wie z. B. mit Beton, Asphalt, Pflastersteinen oder wassergebundenen Decken;

19. **Brandabschnitt:** Bereich, der durch brandabschnittsbildende Wände bzw. Decken von Teilen eines Gebäudes getrennt ist;
20. **Brandwand:** brandabschnittsbildende Wand mit erhöhten Anforderungen;
21. **Bruttogeschoßfläche:** die Fläche je Geschoß, die von den Außenwänden umschlossen wird, einschließlich der Außenwände;

Wohngebäude; Wohnungen und deren Zugehör

§ 90.

(1) Wohngebäude sind solche Gebäude, die ausschließlich oder überwiegend für Wohnzwecke bestimmt sind.

(2) Die Nutzfläche einer Wohnung muß mindestens 30 m² betragen. Jede Wohnung muß mindestens einen Aufenthaltsraum und einen eigenen Raum für einen Abort haben. Ferner muß jede Wohnung eine Anschlußmöglichkeit für eine Kochgelegenheit sowie für eine Badegelegenheit haben; die Anschlußmöglichkeit für die Badegelegenheit darf auch im Raum für den Abort vorgesehen sein.

(2a) Dem Raum, in dem die Kochgelegenheit vorgesehen ist, muß ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m, dem Raum, in dem die Badegelegenheit vorgesehen ist, ein solcher mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden können. Dem Raum nach der Wohnungseingangstür muss nahe dieser Tür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 75 cm eingeschrieben werden können. Diese Radien müssen nicht eingehalten werden, wenn sie durch Versetzen der Scheidewände der betroffenen Räume ohne Einfluß auf die statischen Verhältnisse des Hauses innerhalb der Wohnung hergestellt werden können; dabei ist auf die Möglichkeit einer barrierefreien und leicht anpassbaren Gestaltung zu achten.

(2b) Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) sind zulässig.[1])

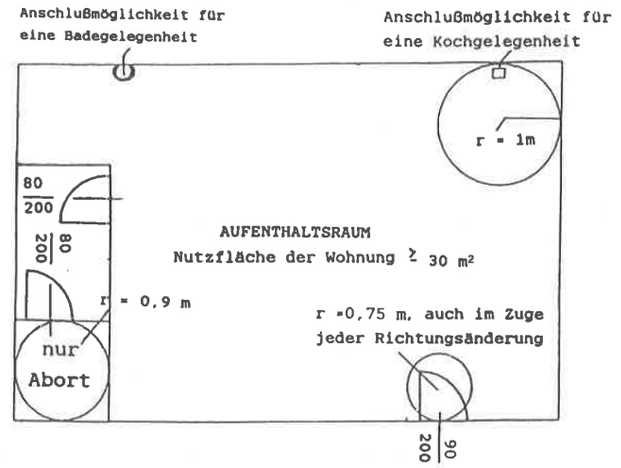
(3) Für jede Wohnung ist außerhalb des Wohnungsverbandes ein Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit (zB Holzverschlag) vorzusehen.[2])

(4) Befinden sich auf demselben Bauplatz mehr als zwei Wohnungen, müssen in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß eine Waschküche mit maschinellen Wascheinrichtungen sowie Trockenräume oder Trockenanlagen eingerichtet werden; Trockenräume müssen quer durchlüftbar sein. Von der Einrichtung einer Waschküche ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine Waschmaschine vorgesehen ist; von der Errichtung von Trockenräumen ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine maschinelle Trockeneinrichtung vorgesehen ist.

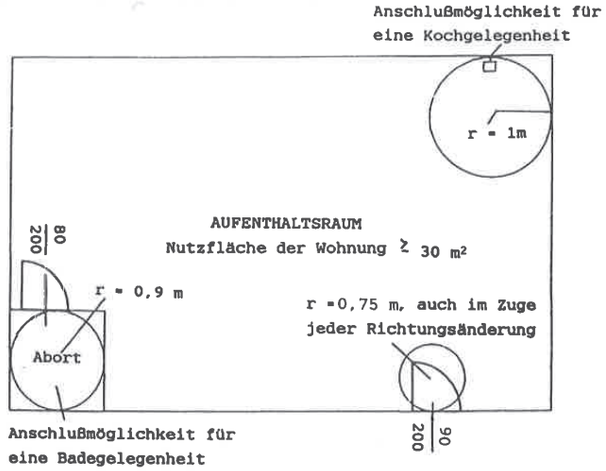
(5) Auf jedem Bauplatz mit mehr als zwei Wohnungen ist in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß ein Raum zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern vorzusehen. Räume zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern sowie Waschküchen, Müllräume, Saunaräume und andere Gemeinschaftsräume müssen vom Hauseingang barrierefrei, andernfalls mittels eines Aufzuges oder über Rampen beziehungsweise maschinelle Aufstiegshilfen, und gefahrlos für behinderte Menschen zugänglich und benützbar sein. Räume zum Abstellen von Kinderwagen müssen überdies vom Inneren des Gebäudes zugänglich sein.

(6) Bei der Errichtung von Wohngebäuden mit mehr als 15 Wohnungen sind der Eigentümer (Miteigentümer) des Gebäudes sowie der Grundei-

§ 90 Abs 2, 2a, § 92, § 106 a Abs 6
Mindestanforderung an eine Wohnung



§ 90 Abs 2, 2a, § 106 a Abs 6
Mindestanforderung an eine Wohnung



Jahrgang 1996 Ausgegeben am 18. September 1996 44. Stück

44. Gesetz: Bauordnung für Wien und das Gesetz über Kanalanlagen und Einmündungsgebühren; Änderung (Stadtgestaltungsnovelle)

44.

Gesetz, mit dem die Bauordnung für Wien und das Gesetz über Kanalanlagen und Einmündungsgebühren geändert werden (Stadtgestaltungsnovelle)

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

Artikel I

Die Bauordnung für Wien, LGBl. für Wien Nr. 11/1930, zuletzt geändert durch das Gesetz LGBl. für Wien Nr. 43/1996, wird wie folgt geändert:

1. Der Titel des Gesetzes lautet:

„Wiener Stadtentwicklungs-, Stadtplanungs- und Baugesetzbuch (Bauordnung für Wien - BO für Wien)"

2. Nach Artikel VI wird folgender Artikel VIa eingefügt:

„Artikel VIa

Auf Bauplätzen, die bei Inkrafttreten der Stadtgestaltungsnovelle bereits bestehen und deren Frontlänge an einer Front 15 m nicht überschreitet, darf, soweit der Bebauungsplan durch Baufluchtlinien dies nicht ausschließt, in Wohngebieten der Bauklasse I, in der offenen, offenen oder gekuppelten sowie in der Gruppenbauweise in die Abstandsflächen ein Gebäude oder Gebäudeteil auf eine Tiefe von höchstens 10 m mit einer Gebäudehöhe von höchstens 3,50 m ohne Zustimmung des Nachbarn an die Nachbargrenze angebaut werden. Die Tiefe des Vorgartens ist jedenfalls einzuhalten. Im Bereich der Abstandsflächen sind Giebel nicht zulässig. Der Nachbar muß auf Grund der Tatsache des Anbaues an seine Grundgrenze nicht anbauen. Bei Fahnenbauplätzen tritt an die Stelle der Frontlänge die entsprechende Bauplatzbreite."

3. § 2 Abs. 7 lautet:

„(7) Bei der Antragstellung hat der Magistrat auch über die eingelangten Stellungnahmen, soweit er sie nicht in den Anträgen berücksichtigt hat, zu berichten. Ferner hat der Magistrat über das Verhältnis des vorgelegten Entwurfes zu Planungsvorstellungen zu berichten, welche in Beschlüssen des Gemeinderates dargelegt sind. Anträge, die von der gutächtlichen Stellungnahme des Fachbeirates für Stadtplanung und Stadtgestaltung oder von der Stellungnahme der Bezirksvertretung abweichen, hat er besonders zu begründen."

3a. Dem § 2 wird folgender Abs. 9 angefügt:

„(9) Wurde die Stellungnahme der Bezirksvertretung mit einer Mehrheit von mindestens 75 vH beschlossen und im Zuge des Verfahrens zur Vorlage an den Gemeinderat von dem für die Stadtplanung zuständigen Gemeinderatsausschuß nicht berücksichtigt, ist der Bezirksvertretung nochmals Gelegenheit zur Stellungnahme binnen einer Frist von einem Monat ab dem Beschluß des Gemeinderatsausschusses zu geben; diese Frist ist in die Frist des § 8 Abs. 6 nicht einzurechnen. Diese Stellungnahme ist sodann gemeinsam mit dem Antrag des Magistrates und dem Beschluß des Gemeinderatsausschusses direkt dem Stadtsenat zur Vorberatung für den Gemeinderat vorzulegen."

4. § 3 Abs. 2 erster Satz lautet:

„Sämtliche Mitglieder werden vom Bürgermeister auf drei Jahre bestellt; ihr Amt dauert bis zur Amtsübernahme eines bestellten Nachfolgers."

62. § 84 Abs. 2 lautet:

„(2) Über Baufluchtlinien, in die Abstandsflächen und in die Vorgärten dürfen außerdem folgende Gebäudeteile vorragen:

„a) auf eine Breite von höchstens einem Drittel der betreffenden Gebäudefront Erker, Balkone und Stiegenhausvorbauten, sofern die Ausladung aller dieser Bauteile höchstens 1,50 m beträgt und sie von den Nachbargrenzen einen Abstand von wenigstens 3 m einhalten; die sich daraus für Erker ergebende Kubatur an einer Gebäudefront kann unter Einhaltung dieser Ausladung und des Abstandes von Nachbargrenzen an dieser Front frei angeordnet werden. An Gebäuden, deren Gebäudehöhe nach den Bestimmungen des § 75 Abs. 4 und 5 zu bemessen ist, dürfen solche Vorbauten an den Straßenfronten nur eine Ausladung von höchstens 1 m aufweisen. Darüber hinaus sind bis zu einem weiteren Drittel der Gebäudefront solche Balkone über gärtnerisch auszugestaltenden Flächen, ausgenommen Abstandsflächen, zulässig;

b) auf einer Breite von höchstens einem Drittel der betreffenden Gebäudefront Türvorbauten, Freitreppen und Schutzdächer über Eingängen, sofern diese Bauteile höchstens 3 m in die vor den Baufluchtlinien gelegenen Flächen oder Abstandsflächen, aber keinesfalls mehr als auf halbe Vorgartentiefe vorragen und von den Nachbargrenzen einen Abstand von wenigstens 1,50 m einhalten."

63. § 87 Abs. 6 lautet:

„(6) In Schutzzonen sind an den Gebäudefronten, die zur öffentlichen Verkehrsfläche gerichtet sind, im Erdgeschoß jedenfalls Verkaufsräume, Gaststätten, Räume mit ähnlicher Funktion und Küchen, in den Stockwerken alle Arten von Aufenthaltsräumen (Abs. 3) zulässig."

64. § 88 Abs. 6 entfällt. Die Abs. 7 und 8 werden als „Abs. 6" und „Abs. 7" bezeichnet.

65. § 90 Abs. 2 lautet:

„(2) Die Nutzfläche einer Wohnung muß mindestens 30 m² betragen. Jede Wohnung muß mindestens einen Aufenthaltsraum und einen eigenen Raum für einen Abort haben. Ferner muß jede Wohnung eine Anschlußmöglichkeit für eine Kochgelegenheit sowie für eine Badegelegenheit haben; die Anschlußmöglichkeit für die Badegelegenheit darf auch im Raum für den Abort vorgesehen sein."

66. Im § 90 werden nach Abs. 2 folgende Abs. 2a und 2b eingefügt:

„(2a) Dem Raum, in dem die Kochgelegenheit vorgesehen ist, muß ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m, dem Raum, in dem die Badegelegenheit vorgesehen ist, ein solcher mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden können. Dem Raum nach der Wohnungseingangstür muß nahe dieser Tür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können. Diese Radien müssen nicht eingehalten werden, wenn sie durch Versetzen der Scheidewände der betroffenen Räume ohne Einfluß auf die statischen Verhältnisse des Hauses innerhalb der Wohnung hergestellt werden können.

(2b) Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) sind zulässig."

67. § 90 Abs. 3 und 4 lauten:

„(3) Für jede Wohnung ist ein Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit (Holzverschlag) vorzusehen.

(4) Befinden sich auf demselben Bauplatz mehr als zwei Wohnungen, müssen in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß eine Waschküche mit maschinellen Wascheinrichtungen sowie Trockenräume oder Trockenanlagen eingerichtet werden; Trockenräume müssen quer durchlüftbar sein. Von der Einrichtung einer Waschküche ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine Waschmaschine vorgesehen ist; von der Errichtung von Trockenräumen ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine maschinelle Trockeneinrichtung vorgesehen ist."

68. § 92 samt Überschrift lautet:

„Aborte

§ 92. Aborträume in Wohnungen, in denen nicht auch die Anschlußmöglichkeit für eine Badegelegenheit vorgesehen ist, dürfen von Aufenthaltsräumen nicht unmittelbar zugänglich sein. Alle Aborte müssen einen flüssigkeitsdichten Fußboden, eine Wasserspülung und einen geeigneten Geruchsverschluß haben."

69. In § 93 Abs. 1 wird der Klammerausdruck „(Schmutzwässer und Regenwässer)" durch den Klammerausdruck „(Schmutzwässer und Niederschlagswässer)" ersetzt.

Jahrgang 1991 Ausgegeben am 21. Februar 1991 10. Stück

Organen im erforderlichen Ausmaß Zutritt zu Grundstücken und Räumen zu gewähren.

(2) Von Gasversorgungsunternehmen belieferte Gasanlagen sind Hausanschlußleitungen und Innenleitungen. Die Hausanschlußleitung ist der Leitungsteil zwischen der Versorgungsleitung (Hauptrohr) und dem zu versorgenden Objekt einschließlich der Hauptabsperreinrichtung. Die Hausanschlußleitung ist Teil der Gasanlage des zu versorgenden Objektes. Die Herstellung, Instandsetzung und Erhaltung der Hausanschlußleitung einschließlich der Hauptabsperreinrichtung erfolgt durch das Gasversorgungsunternehmen auf Kosten des Inhabers der Gasanlage. Dies gilt auch im Falle eines Auftrages an den Inhaber der Gasanlage gemäß § 4 Abs. 3.

(3) Werden anläßlich einer Überprüfung Mängel festgestellt, so ist das Gasversorgungsunternehmen verpflichtet, dem Inhaber der Anlage die Mängel unverzüglich bekanntzugeben und diesen zur Veranlassung ihrer Behebung aufzufordern. Kommt der Inhaber dieser Aufforderung nicht nach, so hat das Gasversorgungsunternehmen den Magistrat hievon zu verständigen. Das Recht, die weitere Lieferung des Gases einzustellen, wird dadurch nicht berührt.

(4) Ist infolge Ausströmens von Gas oder sonst wegen der Beschaffenheit der Gasanlage eine unmittelbare Gefahr gegeben, so ist das Gasversorgungsunternehmen berechtigt und verpflichtet, alle zur Beseitigung der Gefahr notwendigen Maßnahmen sofort durchzuführen, insbesondere auch die Lieferung von Gas einzustellen."

Der Landeshauptmann: **Zilk** Der Landesamtsdirektor: **Bandion**

15.

Gesetz, mit dem die Bauordnung für Wien geändert wird (Bauordnungsnovelle 1990)

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

Artikel I

Die Bauordnung für Wien, LGBl. für Wien Nr. 11/1930, in der Fassung der Gesetze LGBl. für Wien Nr. 12/1930, GBl. der Stadt Wien Nr. 1/1935 und 33/1936, LGBl. für Wien Nr. 17/1947, 45/1949, 16/1955, 28/1956, 14/1958, 31/1960, 16/1961, 3/1964, 10/1964, 9/1967, 13/1968, 6/1970, 15/1970, 25/1971, 6/1972, 28/1974, 18/1976, 11/1981, 30/1984, 19/1986, 28/1987, 29/1987 und 7/1990 sowie der Kundmachungen LGBl. für Wien Nr. 7/1960, 13/1985, 1/1986 und 12/1986 wird wie folgt geändert:

1. Dem § 68 sind folgende Abs. 7 und 8 anzufügen:

„(7) Innerhalb eines Wohnungsverbandes dürfen zur Vergrößerung des Raumes zur Unterbringung einer Waschgelegenheit sowie einer Dusche oder Badegelegenheit (des Badezimmers) oder des Abortes Scheidewände auch dann entfernt werden, wenn dadurch diese Räume zusammengelegt oder unmittelbar von Aufenthaltsräumen aus zugänglich oder Abstellräume u. ä. aufgelassen werden und dadurch die Benützbarkeit einer Wohnung für einen körperbehinderten Menschen verbessert wird.

(8) Von der Einhaltung der Bestimmungen über die Kabinenmaße (§ 106 a Abs. 10), über die Verbindung aller Geschosse sowie über die Anordnung der Aufzugsstationen in der Ebene des jeweiligen Geschosses (§ 108 Abs. 1) ist bei nachträglichen Aufzugseinbauten beziehungsweise Aufzugszubauten zu befreien, wenn andernfalls auf Grund örtlich gegebener Verhältnisse ein Aufzug nicht errichtet werden könnte oder durch den erforderlichen Aufzugsschacht Belichtungs- und Belüftungsverhältnisse von Wohnungen beeinträchtigt würden."

2. Im § 90 Abs. 2 haben an die Stelle des zweiten und dritten Satzes folgende Sätze zu treten:

„Ein Raum der Wohnung muß als Küche oder Wohnküche gewidmet sein, dessen lichte Abmessungen so beschaffen sein müssen, daß ihm ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m eingeschrieben werden kann. An Nebenräumen muß eine Wohnung im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Waschgelegenheit sowie einer Dusche oder Badegelegenheit (Badezimmer), einen Abort und einen Abstellraum enthalten. Die lichten Abmessungen des Badezimmers müssen so beschaffen sein, daß ihm ein Kreis mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden kann; dem Vorraum muß möglichst nahe der Wohnungseingangstür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können. Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) bleiben bis zu einem Ausmaß von 30 cm außer Betracht."

3. § 90 Abs. 3 hat zu lauten:

„(3) In Wohnungen, die nur einen Aufenthaltsraum enthalten (Einzelwohnräume), muß die Nutzfläche des Aufenthaltsraumes (Wohnraumes) mindestens 18 m² betragen. Dieser Wohnraum muß eine Möglichkeit zum Anschluß einer Kochgelegenheit oder eine Kochnische aufweisen. An Nebenräumen müssen Einzelwohnräume im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Waschgelegenheit sowie einer Dusche oder Badegelegenheit (Badezimmer), einen Abort und einen Abstellraum enthalten; der Abort, die Waschgelegenheit und die Dusche oder Badegelegenheit können in einem Raum untergebracht werden, wenn dieser Raum nur vom Vorraum aus zugänglich ist. Die lichten Abmessungen des Badezimmers müssen so beschaffen sein, daß ihm zumindest vor der Waschgelegenheit ein Kreis mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden kann; dem Vorraum muß möglichst nahe der Wohnungseingangstür ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können."

4. Dem § 90 Abs. 5 sind folgende Sätze anzufügen:

„Räume zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern sowie Waschküchen, Müllräume und Saunaräume sollen vom Hauseingang tunlichst ohne Höhenunterschied, andernfalls mittels eines Aufzuges oder über Rampen erreichbar sein. Räume zum Abstellen von Kinderwagen müssen überdies vom Inneren des Gebäudes zugänglich sein."

5. § 106 Abs. 6 lit. a hat zu lauten:

„a) in Wohngebäuden, in denen jedes Hauptgeschoß mit Ausnahme des Erdgeschosses überwiegend Wohnzwecken dient, 1,20 m;"

6. Dem § 106 Abs. 9 ist folgender Satz anzufügen:

„Einengungen der lichten Breite der notwendigen Stiegen zum Zwecke des Einbaues von Aufstiegshilfen (Treppenliften) bleiben bis zu einem Ausmaß von 30 cm außer Betracht."

7. § 106 Abs. 10 und 11 haben zu lauten:

„(10) Die Stufen der notwendigen Stiegen müssen innerhalb desselben Stiegenlaufes gleiche Höhe und gleiche Breite haben und dürfen höchstens 16 cm hoch sein. Gerade Stufen müssen mindestens 30 cm breit sein, Spitzstufen müssen in einer Entfernung von 45 cm, gemessen von der Außenseite, mindestens 30 cm, am Spitzende mindestens 13 cm breit sein. Weist das Gebäude einen Aufzug auf, dürfen die Stufen höchstens 18 cm hoch sein; gerade Stufen müssen mindestens 26 cm breit sein, Spitzstufen müssen in einer Entfernung von 45 cm, gemessen von der Außenseite, mindestens 28 cm, am Spitzende mindestens 13 cm breit sein. Vorkragende oder senkrecht nicht miteinander verbundene Stufen sind außerhalb von Wohnungen unzulässig. Stiegenläufe mit mehr als 20 Stufen sind durch mindestens 1 m lange Stiegenabsätze zu unterteilen. Einzelstufen in Stiegenabsätzen sind unzulässig.

(11) Stiegenläufe mit mehr als drei Stufen sind bei einer Stiegenbreite von weniger als 1,20 m mit Handläufen (Anhaltestangen; Geländerholmen) an mindestens einer Seite, bei einer Stiegenbreite von 1,20 m und mehr mit Handläufen an beiden Seiten zu versehen. Die Handläufe sind in einer Höhe von 1 m anzubringen."

8. Nach § 106 ist folgender § 106 a samt Überschrift einzufügen:

„Anforderungen an Gebäude zur besseren Benützbarkeit der Gebäude durch körperbehinderte oder auf Grund ihres Alters gebrechliche Menschen

§ 106 a. (1) Gebäude mit Aufenthaltsräumen mit Ausnahme von Häusern mit nur einer Wohnung, Kleinhäusern, Reihenhäusern und Sommerhäusern müssen so ausgeführt werden, daß sie für körperbehinderte Menschen gefahrlos und tunlichst ohne fremde Hilfe zugänglich und benützbar sind; insbesondere müssen sie zusätzlich den Anforderungen der Absätze 2 bis 11 entsprechen. Dasselbe gilt für Gebäude mit Versammlungsräumen, Veranstaltungsstätten, Sportstätten, Kirchen u. ä. Für Montagehallen, Lagerhallen, Werkstätten in Industriebauten u. ä. ist Vorsorge zu treffen, daß sie für körperbehinderte Menschen gefahrlos und tunlichst ohne fremde Hilfe zugänglich sind.

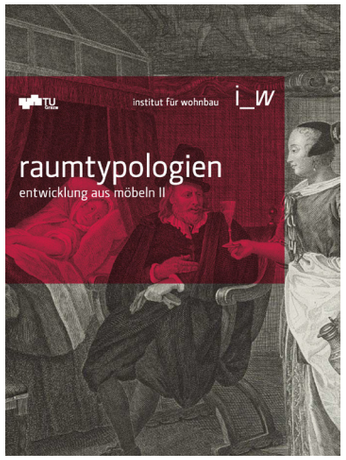
(2) Jedes Gebäude muß mindestens einen Eingang haben, der von Rollstuhlfahrern gefahrlos und ohne fremde Hilfe benützt werden kann; Höhenunterschiede zwischen der öffentlichen Verkehrsfläche und dem Eingangstor sind durch eine Rampe zu überbrücken. Vor und nach solchen Eingangstoren muß eine waagrechte Fläche in einer Länge von mindestens 1,20 m vorhanden sein. Einzelstufen mit einem Höhenunterschied bis zu 3 cm bleiben außer Betracht. Bei Unterteilungen eines Gebäudes in Brandabschnitte (Stiegen) mit einem oder mehreren diesen zugeordneten selbständigen Eingängen gilt dieses Erfordernis für jeden einzelnen Brandabschnitt.

(3) Rampen sollen eine Steigung von höchstens 6 : 100 aufweisen, dürfen jedoch keinesfalls eine Steigung von 10 : 100 überschreiten. Innerhalb von Gebäuden sind tunlichst entlang der Rampen und im Zuge der Gänge parallel laufende Handläufe in einer Höhe von 75 cm und 1 m anzubringen. Rampen von mehr als 7 m Länge müssen nach längstens 7 m Rampenlänge ein Zwischenpodest von mindestens 1,20 m Länge haben.

(4) Eingangstore in Gebäude müssen eine lichte Breite von mindestens 85 cm haben.

(5) In Gebäuden, die öffentlichen Zwecken, wie der Unterbringung von Behörden und Ämtern, öffentlichen Anstalten, Schulen, Spitälern u. ä. dienen, müssen die notwendigen Verbindungswege (Gänge) eine lichte Breite von mindestens 1,80 m haben.

(6) Aus notwendigen Verbindungswegen in Wohnungen oder Betriebseinheiten führende Türen müssen eine lichte Breite von mindestens 85 cm haben und feuerhemmend, jedoch nicht selbstzufallend, ausgestattet sein; alle übrigen Türen innerhalb von Wohnungen oder Betriebseinheiten müssen eine lichte Breite von mindestens 80 cm haben. Glastüren



bett, truhe, sitzmöbel

raumtypologien, entwicklung aus möbeln II

lagerung I. – von der wiege bis zur bahre – das bett

das wort *„bett“*, nach grimm ein *„lager zur ruhe und zum schlaf“*[1], ist etymologisch verwandt mit *„beet“*, pflanzenstandort, sozusagen (geerdete) grundlage. antike klinen (altgriechische ruheliegen mit aufgebogenem kopfende) wurden in speisezimmern und symposionsräumen zum essen und allgemein zum lagern/ruhen während einer gesellschaftlichen zusammenkunft verwendet. römische modifikationen dieser klinen wurden zum schlafen (lectus cubicularis), speisen (lectus triclinaris) wie auch als totenbett (grabkline) verwendet.

die mobile[2] und vielen bedürfnissen gerecht werdende lagerstatt fixierte noch keineswegs die funktion als solche, noch den anspruch eines schlafraums. erst seit dem mittelalter wird das zerlegbare bett langsam zum festen möbel: die schamgrenzen verschieben sich, das verlangen nach intimität wächst. das bett wird mit vorhängen den blicken der anderen entzogen; während der raum *„öffentlich“* zugänglich bleibt, wird mittels textiler grenze (stichwort curtain lecture - gardinenpredigt!) ein refugium, ein raum im raum, erzeugt, der zudem vor kälte schützte.

der im 17. jh. in mode kommende absolutistische repräsentationsritus des gleichsam öffentlichen zu-bettgehens, des be- und entkleidens sowie der morgentoilette verlangt genügend platz für die höflinge. die sitte, besucher im bett liegend zu empfangen, wird umgehend kopiert und erfordert einen eigenen möglichst luxuriösen raum, zentriert um das freistehende himmelbett. zusätzlich entstehen im 17. jh. mit den alkoven und wandbetten bzw. bettnischen mit schiebetüren bereits auch fix eingebaute bettmöbel, ab 1800 lassen sich mit gitterbetten bestückte kinderzimmer nachweisen.

das bürgerliche wohnen als neue sphäre der intimität, als *„privater, familiärer rückzugsort“*, greift im 18. jh. die tradierte grundrissform des höfischen appartements auf. in minimierter form zeichnet sich ein spiegelbild zur patriarchalischen rangordnung ab: analog zum *„männlichen“* arbeitszimmer mit bibliothek wird das schlafzimmer nun zum dezidierten ort der frau[3], fungiert zugleich als ankleideund arbeitszimmer. die zum oikos gehörigen dienstboten der bürgerlichen haushalte schliefen in gängen oder in wirtschaftsräumen, entweder hinter paravents oder auf *„hängeböden“*, zwischendecken, die nur durch eine leiter erreichbar waren. für arbeiter waren bis ins 20.jh eigene *„schlaf“*- zimmer luxus; geschlafen wurde im wohnraum, bzw. überbelegten schlafkammern, auch in den küchen wurde ge-nächtigt[4]. die wohnungs- und raumnot, die ab den 1920er jahren auch das bürgertum zu betreffen drohte, führte zu interessanten experimenten: *„frankfurter bett“* (ernst may 1929), *„pantoffelgang“*, *„amerikanischer grundriss“*, diverse einraumwohnungen mit ausziehbarem bett oder gale-

[1] grimm’sches wörterbuch, bd. 1, sp. 1722 bis 1725, http://woerterbuchnetz.de/dwb/?sigle=dwb&ode=vernetzung&lemid=gb05969, [21.04.2014]

[2] bereits aus ägypten waren klappbetten bekannt, vgl. auch „steh auf, nimm dein bett und geh!“ nt, markus evangelium 2,1-12

[3] loos spricht z.b. konsequent vom: „zimmer meiner frau“; vs. frauenzimmer?, vgl. architekturzentrum wien (hg.): a_schau, architektur in österreich im 20. und 21. jahrhundert, basel-boston-berlin 2006, s.278.

[4] nicht zuletzt dieses „durcheinanderschlafen“ rief die sozialreformer auf den plan; und da unmoralische zustände anscheinend eine folge der wohnverhältnisse sein konnten, wurden im rückschluss „richtige wohnungen“ zu instrumenten der erziehung...vgl. häussermann/siebel 2000 (1996), s.90.

riebett, durch die wohnung wandernde bzw. wachsende kindermöbel, hängematten, kojen, hochbetten, der schlafraum als (mobile) zelle, usw.

bernhard rudofsky thematisierte den unterschied zwischen dem *„westlichen“* schlafen in einem immobilen und schweren bett, das er als vorstufe des todes beschrieb, und der japanischen tradition, in der matratzen auf bodenmatten (tatamis) ausgerollt und tagsüber wieder verstaut werden: *„ (...) im altmodischen haus, dessen geräumigkeit keine möbel beeinträchtigen, kann der fußboden in seiner gesamtheit als bett dienen. der genießer lässt es sich nicht nehmen, je nach laune und atmosphärischen umständen, den besten platz für die nacht zu ermitteln.“*[5]

lagerung II. – (little) boxes made of...

die truhe ist ursprünglich ein nomadisches utensil für die lagerung und den transport von tüchern, kochgerätschaften, zehn geboten in stein (*„bundeslade“*), aussteuer der frau (*„brauttruhe“*) usw.

eine entwicklungslinie wird durch die erfordernisse der nahrungslagerung vorgezeichnet: tönerne behälter (amphoren, repräsentativ pithoi) dienten als speicher, transportgefäß, aber auch als maßeinheit. verderbliches wurde in erdgekühlten vorratskellern in fässern und flaschen gelagert, im 18. jh. nutzte man – wie schon in der antike - sogenannte eisgruben zum kühlen von verderblichen lebensmitteln. ab 1930 gab es die ersten kühl-schränke. diverse aufbewahrungs-truhen wurden in mittelalterlichen wohnungen auch häufig an der wand aufgestellt und dienen zugleich als sitzgelegenheiten (vgl. die chorgestühle!), teilweise dienen darüber hängende holzborde noch als geschirrregale. diese truhen entfalten sich funktions-, schichten- und milieuspezifisch zu kleiderkästen, küchenkredenzen, buffetschränken, individualisierten reisekoffern, kommoden, auf- und anbaumöbeln,... mittlerweile sogar zum schrank-raum.

lagerung III.: sitz-möbel

„es ist schwerer, einen guten stuhl zu bauen als einen wolkenkratzer.“
ludwig mies van der rohe

sitzgelegenheiten sind schon aus der jungsteinzeit überliefert, in der antike waren neben dem thron – weit weniger sitz-möbel als mythologische legitimation der macht, gegessen wurde im übrigen oftmals liegend auf klinen – vor allem mobile faltstühle[6], dreibeinige schemel bzw. vierbeinige hocker in gebrauch. das sozusagen alltägliche sitzen fand bis zum 16. jh. auf truhen, bänken oder einfachen schemeln/ hockern ohne lehnen oder armstützen statt. einzelstühle waren wegen ihrer affinität zum thron für höhergestellte reserviert: ob, in wessen gegenwart und wo man sitzt, zeigt noch heute die position innerhalb der sozialen hierarchie an[7]. und um nicht einem sprachlichen missverständnis aufzusitzen: die wörter sessel und stuhl werden in österreich und deutschland, je nach bequemlichkeit der ausführung, ob mit polsterung, armlehnen, etc., in beinahe entgegengesetzter bedeutung verwendet.

der salon[8]

im 18. jh. entwickeln sich besuchs- und empfangsräume in schlössern bzw. stadtwohnungen des adels zu halböffentlichen bühnen mit vielen geladenen akteurinnen: in den salons wird wissen über gesellschaftsleben, wissenschaften oder literatur ausgetauscht, sowie politik, konversation und musik gemacht. das salongrundmobiliar bestand zunächst aus stühlen und einem tisch, möglicherweise kostbaren teppichen, das zugehörige interieur repräsentierte bildungsgut: gemälde, supraportenreliefs, kostbare musikinstrumente, büsten von gelehrten und philosophen. später tritt ein anderes möbelstück in den vordergrund: das gepolsterte sofa mit arm- und rückenlehnen, analog zu kanapee, diwan oder couch[9].
neben den repräsentativen, halböffentlichen salons gibt es räume für den privaten, intimen rückzug, für entspannung, muße, geistige arbeit. so war z.b. das den frauen zugeordnete boudoir eingerichtet mit sessel, kleinem schreibtisch (*„sekretär“*) und einer chaiselongue[10], einer gepolsterten liege mit kopflehne (vgl. kline!) bzw. einer ottomane, einem ruhe- oder tagesbett.

die bürgerlichen salons des späten 18. und im 19. jh. übernehmen die halböffentliche funktion der adeligen salons, kleinbürgertum und arbeiterklasse orientieren sich wiederum an der großbürgerlichen wohnkultur und versuchen, den salon in ihre beengten wohnverhältnisse zu übertragen. als *„gute stube“* erfüllt er umso gnadenloser den repräsentationsanspruch: der tisch hat eine heikle, polierte oberfläche, gedrechselte möbelteile und geschirr glänzen, manchmal steht hier auch ein sofa mit schonbezügen; das alltagsleben der familie spielt sich währenddessen in der küche ab. sozial engagierte architektinnen kritisieren seit dem frühen 20. jh. dieses missverhältnis:
„ein ganzes zimmer“, *„der salon“* oder die gute stube, die sogenannte kalte pracht, welche bei taufe, einsegnung und geburtstag benutzt wird, sonst aber nichts weiter als ein möbellager darstellt...[11]

alternativ schlägt bruno taut einen großen unprätentiösen wohnraum vor, mit esstisch und entspannungsbereich. in diesem *„wohnzimmer“* breitet sich aber seit den 1950er jahren die *„gemütliche“* couch gemeinsam mit fauteuils und einem couch-tisch immer mehr zu einer voluminösen, schwer manövrierbaren *„wohn-landschaft“* aus, die nur mehr schmale *„resträume“* übrig lässt: *„die cou-*

[5] bernard rudofsky, sparta – sybaris, salzburg-wien 1987, s. 58-59.

[6] der in späterer folge übrigens auch dem behäbigen fauteuil seinen namen leiht.

[7] im englischen sprachraum bezeichnet „chair“ auch den vor-sitzenden einer konferenz.vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/chair [21.04.2014]

[8] die gute gesellschaft trifft sich tatsächlich im salon, und zwar übertragen wie auch im ursprünglichen sinne des wortes: gesellen sind jene, die den gleichen „saal“, althochdeutsch „sal“ (herberge, zimmer, hof, haus, gebäude) teilen...

[9] sofa: arabisch: uffa, (ruhebank); kanapee: französisch: canapé, lateinisch: conopeum, (himmelbett); ottomane: persisch, (ursprünglich: kanzlei, amt, büro);couch: französisch: coucher, (liegen)

[10] französisch: langer stuhl

[11] taut, bruno: die neue wohnung : die frau als schöpferin, leipzig 1924, online unter http://www.tu-cottbus.de/heoriederarchitektur/d_a_t_a/architektur/20.jhdt/brunotaut/dieneuewohnung2.htm, [21.04.2014]

checke, die in deutschland in den fünfziger jahren zur standardeinrichtung gehört, tritt als geschlossene, stilistisch einheitliche, formal festgelegte raumzelle auf. am boden markiert durch den teppich, mit stehlampe, couchtisch, wandbild, sofa und seitlich platzierten sesseln, bildet sie die entscheidende ecke des wohnzimmers. sie hat den großen familienesstisch als zentralen mittelpunkt abgelöst und ist symbol des rückzugs der bürgerlichen kleinfamilie auf sich selbst."[12]

[12] michael andritzky: balance zwischen heim und welt. wohnweisen und lebensstile von1945 bis heute, in: ingeborg flagge (hg.): geschichte des wohnens. von 1945 bis heute, stuttgart 1999, 637

literaturliste

disponible räume | bett, truhe, sitzmöbel

texte

ariés, philippe: „geschichte der kindheit".
duls, andrea maria: „predingtdient in den gardinen, in falter 20/2009".
rudofsky, bernard: „sparta/sybaris, keine neue bauweise, eine neue lebensweise tut not".
nierhaus, irene: „arch6. raum, geschlecht, architektur".
fechner-smarsly, thomas: „ein traumhaus für den man..in: neue züricher zeitung", 15.04.2013.
wiegel, doris: „die einraumwohnung als räumliches manifest der moderne".
giedion, sigfried: „die herrschaft der mechanisierung, ein beitrag zur anonymen geschichte".
stuhlpfarrer, anna: „werkbundsiedlung wien".
tränkle, margaret: „neue wohnhorizonte...in: hg. ingeborg flagge: geschichte des wohnens, band 5".
andritzky, michael: „oikos. von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel".
kluge, friedrich: „etymologisches wörterbuch der deutschen sprache".

gesetze, normen, richtlinien

oib richtlinien 3, 2019.

ten »Eßzimmertisch« gab es nicht; stattdessen stellte man für die Mahlzeit Klapptische auf, die man mit einem Tischtuch bedeckte, wie man auf den Stichen Abraham Bosses sehen kann. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erinnert sich der Humanist Alberti (51), ein großer *laudator temporis acti*, der Sitten seiner Jugendzeit: »Als wir jung waren..., schickte das Weib seinem Gatten ein Krüglein Wein und etwas, das er zu seinem Brot essen konnte; sie aß zu Hause und die Männer in der Werkstatt.« Man braucht ihn nicht ganz wörtlich zu nehmen, wie denn diese Gewohnheit in vielen Handwerker- und Bauernhaushalten auch in späterer Zeit noch häufig anzutreffen war. Er stellt diese einfachen Bräuche jedoch dem städtischen Brauch seiner Zeit gegenüber: »Zweimal täglich sieht man den Tisch gedeckt wie für ein festliches Bankett.« Tatsächlich handelt es sich dabei um einen zusammenklappbaren Tisch, wie überhaupt ein großer Teil des Mobiliars zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch zusammenlegbar war. (52)

In denselben Räumen, in denen man aß, schlief man auch, tanzte und arbeitete und empfing die Besucher. Die Stiche zeigen uns das Bett neben einem Serviertisch, auf dem das goldverzierte Geschirr aufgebaut ist, das Bett in der Ecke desselben Raumes, in dem man gerade die Mahlzeit einnimmt. Ein Bild von P. Codde (53) aus dem Jahre 1636 stellt einen Ball dar, im Hintergrund des Saales, in dem die Masken tanzen, sieht man ein Bett mit zugezogenen Vorhängen. Lange Zeit waren auch die Betten zerlegbar. Es war Aufgabe der Pagen oder der Lehrlinge, sie für die Gesellschaft zurechtzumachen. Der Verfasser des *Chastel de joyeuse destinée* beglückwünscht die jungen Leute, »die sich auf den Geschmack Frankreichs verstehen«. (54)

> Ces gens français servaient tout promptement
> Et dreçaient litz tant bien proptement
> Que ce m'était grant esbaïssement.

Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1606, macht Héroard folgende Eintragung (12. März): »Als er angekleidet ist, ist er [der zukünftige Ludwig XIII.] selbst behilflich, sein Bett zusammenzulegen.« Am 14. März 1606 heißt es: »Nachdem man ihn zur Königin geführt hat, wird er im Zimmer des Königs [der sich auf einem Feldzug befin-

Ces gens français... Diese französischen Leute bedienten so prompt und schlugen in so reinlicher Weise die Betten auf, daß ich mich höchlich verwundern mußte.

det] untergebracht; er hilft mit, sein Bettgestell herbeizutragen, und die Königin schaut ihm dabei zu; Madame de Montglas läßt ihr Bett ebenfalls dort aufstellen.« Am 8. Sept. 1608, kurz vor dem Aufbruch nach St. Germain: »Ungeduldig die Abreise erwartend, beschäftigt er sich damit, sein Bett auseinanderzunehmen.« (55) Dabei waren die Betten inzwischen schon weniger beweglich geworden. Bereits Alberti, der den guten alten Zeiten nachtrauerte, bemerkte: »Ich erinnere mich..., gesehen zu haben, wie unsere angesehensten Bürger, wenn sie in den Krieg zogen, sich ihre Betten und Küchengeräte dorthin schaffen ließen und diese dann bei der Rückkehr wieder mitbrachten. Heutzutage ist die Ausstattung eines einzigen Zimmers aufwendiger und kostspieliger als einst die eines ganzen Hauses am Hochzeitstage.« (56) Zweifellos ist diese Verwandlung des zerlegbaren Bettes in ein festes Möbel ein Zeichen für die wachsende Intimität. So beginnen auch die Künstler alsbald, das verzierte, von Vorhängen umgebene Bett zur Illustration von Themen des Privatlebens zu verwenden: es ist Bestandteil des Zimmers, wo die Eheleute unter sich sind, wo die Mutter niederkommt, die Greise sterben und die Einzelgänger vor sich hin sinnieren. Allerdings war das Zimmer, in dem das Bett stand, deshalb noch kein Schlafzimmer in unserem Sinne. Das Zimmer blieb ein öffentlicher Ort. Daher mußten diejenigen, die das Bett mit Beschlag belegt hatten, die Vorhänge zuziehen, die man nach Belieben öffnete oder aber schloß, wenn die Intimität gewahrt werden sollte. Man schlief selten allein, sondern natürlich mit seiner Frau und auch mit anderen Personen des eigenen Geschlechts.

Da das Bett vom Zimmer unabhängig war und ein kleines Refugium für sich darstellte, konnte es in einem Zimmer auch mehrere Betten geben, die sich dann oft in den vier Ecken befanden. Bussy-Rabutin erzählt, wie während eines Feldzuges eines Tages ein junges Mädchen zu ihm kommt, das die Soldaten erschreckt haben, und ihn um Schutz und Gastfreundschaft bittet: »Schließlich sagte ich meinen Leuten, man solle ihr eines der vier Betten zuweisen, die sich in meinem Zimmer befanden.« (57)

Man kann sich kaum mehr vorstellen, welches Gemisch von Geschlechtern und Altersstufen in diesen Räumen geherrscht haben muß, in denen man sich nicht absondern konnte, die man durchqueren mußte, um in die damit verbundenen Zimmer zu gelangen, in denen man zu mehreren Haushalten mit einer ganzen Reihe von Knaben oder Mädchen lebte (ohne die Bediensteten zu zählen, von denen wenigstens einige in der Nähe ihrer Herrschaft schlafen und die immer noch beweglichen Bet-

ten im Zimmer oder hinter der Tür aufschlagen mußten), in denen man sich versammelte, um zu speisen, seine Freunde oder Kunden zu empfangen, Bettlern Almosen zu geben. Man begreift mittlerweile, weshalb die *hôtels,* die Häuser der angesehenen Persönlichkeiten in den Statistiken stets mehr Köpfe zählen, als die kleinen Wohnungen mit gewöhnlich einem oder zwei Zimmern. Man darf sich diese Familien, in denen doch der moderne Familiensinn entstand, nicht als Zufluchtstätten gegen das Eindringen der Außenwelt vorstellen, sondern als Zentren einer bestimmten Gesellschaft, Brennpunkte eines sehr intensiven gesellschaftlichen Lebens. Um diese herum organisierten sich die zur Peripherie hin immer lockerer werdenden konzentrischen Kreise der Beziehungen: die der Verwandten, Freunde, Kunden, Protégés, Schuldner, etc. . . .

Im Knotenpunkt dieses komplexen Netzes findet sich die fest zu einem Haushalt gehörende Gruppe der Kinder und der Bediensteten. Der wachsende Sinn für die Kindheit, wie wir ihn für das 16. und 17. Jahrhundert konstatiert haben, und das Mißtrauen der Moralisten gegen die Bediensteten haben sie noch nicht zu trennen vermocht. Diese Gruppe ist gewissermaßen das lebendige, pulsierende Herz des großen Hauses. Zahlreiche Stiche zeigen uns Kinder mitten unter Dienstboten, die ihrerseits meistens sehr jung sind. So beispielsweise auch eine der Arbeiten von Lagniet, die zur Illustration von Sprichwörtern dienen: ein kleiner *garçon* vergnügt sich mit dem Kind des Hauses, das gerade erst zu laufen beginnt. (58) Dieselbe Vertraulichkeit muß in den Handwerker- und Arbeiterhaushalten mit ihren Lehrlingen oder jungen Dienstboten geherrscht haben. Es bestand kein großer Altersunterschied zwischen den Kindern des Hauses und den Bediensteten, die sehr jung in Dienst traten und von denen manche Milchbrüder von Familienmitgliedern waren. Das *Book of Common Prayer* von 1549 weist die Familienoberhäupter auf ihre Pflicht hin, darüber zu wachen, daß allen Kindern des Hauses, d. h. den *children, servants and prentices,* religiöse Unterweisung zuteil wird. Die Diener und Lehrlinge stehen in einem engen Verhältnis zu den Kindern der Familie. Sie toben mit ihnen bei Spielen herum, wie sie für kleine Jungen üblich sind. »Und da ist noch der Lakai des Abbé, der die reizende Jacquine, als er sich wie ein junger Hund mit ihr gebalgt hat, zu Boden geworfen und ihr den Arm gebrochen und das Handgelenk ausgerenkt hat. Ganz schrecklich geschrien hat sie«, sagt Madame de Sévigné, die das einigermaßen amüsant zu finden scheint. (59)

Noch im 17. Jahrhundert hatten die Söhne der Familie häusliche Aufgaben, insbesondere den Tischdienst, zu übernehmen, die sie der

Welt der Dienerschaft nahebrachten. Sie legten das Fleisch vor, brachten die zahlreichen Gerichte herbei, die damals im Unterschied zu heute auf französische Weise serviert wurden – d. h. man bot wie auf einem Büffet mehrere Gerichte auf einmal an –, sie schenkten zu trinken ein, holten Gläser oder füllten sie. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nehmen die Kapitel über die richtige Art, den Tischdienst zu versehen, in den Anstandsfibeln einen gewichtigen Platz ein. Kinder beim Tischdienst werden oft in der Genreszene dargestellt. (60) Dem Dienen haftete noch nichts Erniedrigendes an. Die Tatsache, daß man »von jemandem abhängig war«, hatte noch nicht den erniedrigenden Charakter angenommen, der ihm heute anhaftet. Man war fast immer von irgendjemandem »abhängig«. Die Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts vom Typus des *Cortegiano,* in denen es darum geht, wie man sich angenehm machen kann, empfehlen dem *gentilhomme particulier,* d. h. dem kleinen Adligen, sich seinen Herrn klug zu wählen und sich seine Gunst zu verschaffen. Die Gesellschaft stellte sich noch als aus lauter Netzen von »Abhängigkeiten« bestehend dar. Daher rührt auch eine gewisse Schwierigkeit, ehrenhafte Dienstleistungen von den Lohndiensten zu unterscheiden, die einem niedrigen Dienstpersonal vorbehalten waren: diese Schwierigkeit bestand noch im 17. Jahrhundert fort, obwohl die Diener mittlerweile den verachteten mechanischen Berufen zugeordnet wurden. Immer noch gab es zwischen Herren und Dienern etwas, das sich weder auf die Einhaltung eines Vertrages noch auf die Ausbeutung seitens des Patrons reduzierte: ein wesentliches Band, das zwar weder die Brutalität der einen noch die List der anderen ausschloß, das jedoch aus einer nahezu allesumfassenden Lebensgemeinschaft hervorging. Richten wir unser Augenmerk auf die Termini, die die Moralisten verwenden, um die Pflichten des Hausvaters zu bezeichnen: »Der ordentliche Hausvater hat im wesentlichen drei Aufgaben zu erfüllen: die erste besteht darin, *seine Frau ziemlich zu behandeln,* die zweite darin, seine Kinder *ordentlich zu erziehen,* die dritte darin, *ein gutes Verhältnis zur Dienerschaft zu unterhalten.*« (61) »Salomon gibt uns diesbezüglich einen wohlabgewogenen Rat, der alle Pflichten eines Herrn seinen Dienern gegenüber umschließt. Drei Dinge gibt es, so sagt er, an denen es ihnen nicht mangeln darf: Brot, Arbeit und Schelte. Brot, weil sie ein Recht darauf haben, Arbeit, weil sie ihr Beruf ist, Schelte und Züchtigungen, weil dies in unserem Interesse liegt . . . Man würde nur sehr wenige Diener finden, die sich nicht betragen würden, wie es sich gehört, wenn sie nur anständig ernährt würden und ihre Löhne pünktlich erhielten.« Doch zahlte man damals Löhne nicht auf die-

predigtdient in den gardinen, in falter 20/2009
duls, andrea maria.

Comandantina Dusilova
by Andrea Maria Dusl

Searc

Predigtdienst in den Gardinen

Für meine Kolumne 'FRAGEN SIE FRAU ANDREA' in Falter 20/2009

Liebe Frau Andrea,

eine dringende Frage bedrängt mich, und gerne würde ich diese an der richtigen Stelle, nämlich bei Ihnen, sachte absetzen. Doch wie gehe ich korrekt vor? Beantrage ich Freundschaft hier im Buch mit den vielen Gesichtern, schicke ich Elektropost an den Falter oder laufe ich einmal um den Blog? Die Frage ist nämlich: Warum heißt die Gardinenpredigt Gardinenpredigt?

Über eine Antwort sehr freuen würde sich
Gabriela Harmtodt, per Facebook

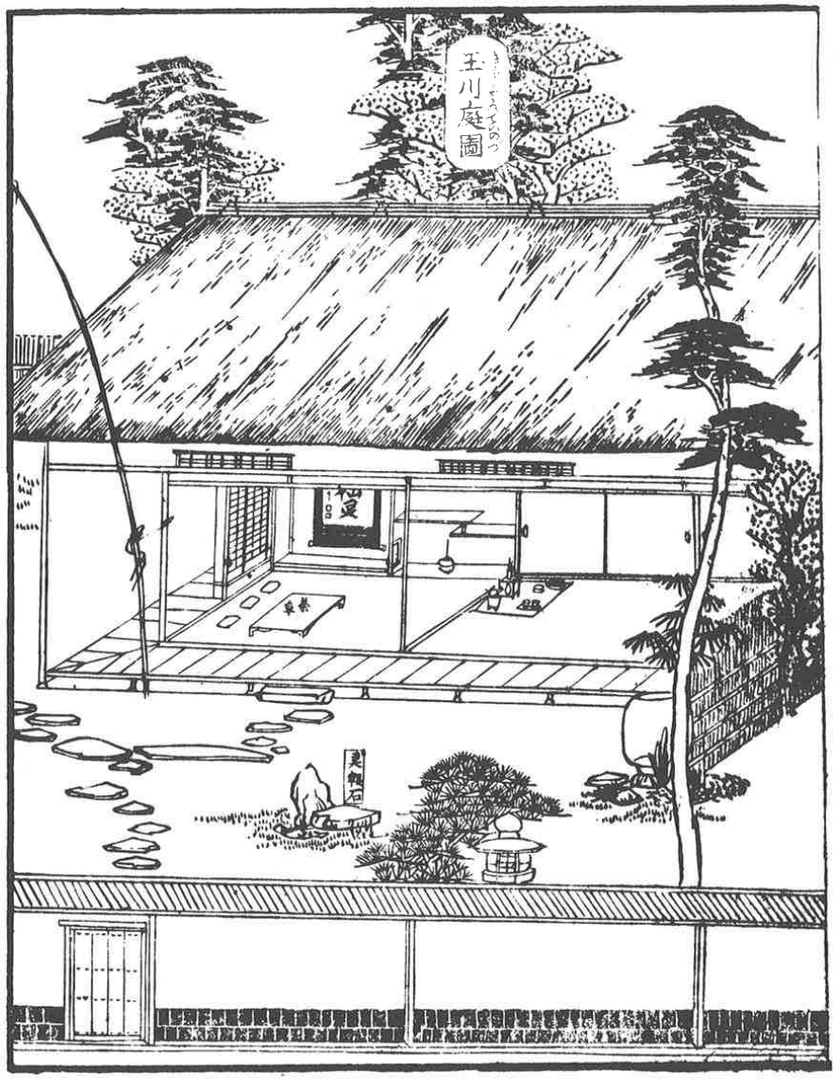
Liebe Gabriela,

sei es die Gesichtsbuchdepesche oder Elektropost an den Falter, ich könnte mir korrekteres Vorgehen in sachten Absatzfragen gar nicht vorstellen. Des Laufens um den Blog oder des Freundschaftsantrag bedarf es nun nicht, wiewohl zweiteres sicher mit emotionalem Gewinn verbunden wäre. In der Sache selbst wollen wir auch fündig werden. Unter Gardinen stellen wir uns heute meist falbe und verstaubte Kunststoffvorhänge in muffeligen Fünfzigerjahrewohnungen vor. Das Wort ist aber wesentlich älter als die Fensterverhüllungsstrategien unserer Großeltern. Unsere Gardine kommt vornamentechnisch von den nordfriesischen Inseln Amrum, Föhr und Sylt, wo sie die weibliche Form des Vornamens Gard (Gerd) bezeichnet. In seiner Bedeutung als Vorhang kommt die Gardine vom niederdeutsch-niederländischen "gordijne". Das Wort verbreitete sich im 15. und 16. Jahrhundert und bezeichnete ursprünglich den Vorhang in den Kastenbetten der damaligen Zeit. In diesem Möbel und seiner Funktion dürfen wir auch den Ursprung der Gardinenpredigt suchen. Schon der Straßburger Humanist Sebastian Brant nennt 1494 in seiner spätmittelalterlichen Moralsatire "Narrenschiff" die nächtliche Strafrede der Gattin "Predigt". Die Vorstellung des Bettvorhangs als Kulisse für den ehelichen Sermon tritt im 16. Jahrhundert hinzu. Der Ausdruck "Gardinenpredigt" ist im Deutschen nicht vor 1743 nachgewiesen. Die englische Entsprechung der Gardinenpredigt kennen wir schon seit 1637 vom englischen Bühnenautor Thomas Heywood und seinem Text "A Curtaine Lecture". Das Frontispiz des Werkes zeigt ein zipfelbemütztes Ehepaar in ihrem Himmelbett während einer intensiven Gardinenpredigt. Der Nachttopf ist in Griffweite.

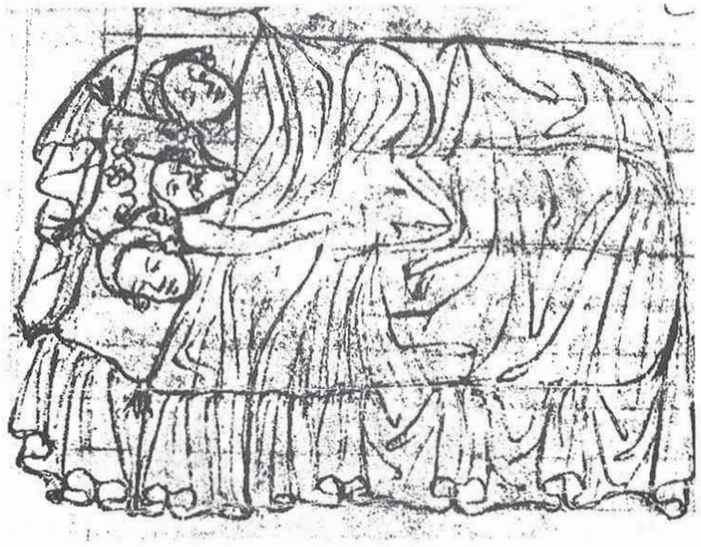
www.comandantina.com dusl@falter.at

7. Mai 2009 © Andrea Maria Dusl

sparta/sybaris, keine neue bauweise, eine neue lebensweise tut not
rudofsky, bernard.
s.68



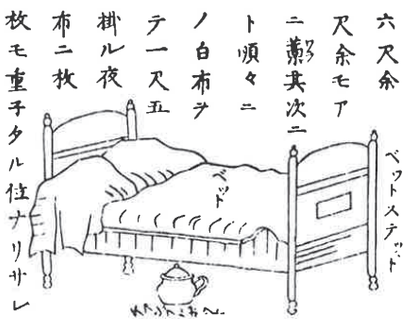
69 *Das klassische japanische Haus ist der Inbegriff von Reinlichkeit und Reinheit im materiellen und übertragenen Sinn. Straßenschuhe sind ebenso verpönt wie Sessel und Betten.*



56 König David und die Jungfrauen. Tschechisches Altes Testament. Universitätsbibliothek Prag.

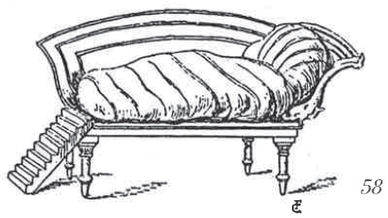
Um so mehr erstaunt es ihn, zu hören, daß im vorigen Jahrhundert in Japan das europäische Bett als Inbegriff der Liederlichkeit galt. Nicht etwa Spitäler, sondern Bordelle waren Bahnbrecher für das Bett. Hurenmütter, von Beruf vorurteilslos und fortschrittlich gesinnt, erwarben diese massiven Scherzartikel als Neuheit für blasierte Kunden. Der hölzerne Sarkophag mit Federbetten und Kissen erschien ihnen nicht weniger abenteuerlich als der gleichfalls exotische Pferdewagen. Doch hatten die Japaner keine Mühe, die tiefere Daseinsberechtigung des Vierfüßlers zu ergründen. Das Bett, so dachten sie, dient als Baldachin für den Nachttopf, ein ebenso fremdes Objekt.

Der Japaner von heute, der nichts dagegen hat, sich fremde Sitten anzueignen, verfügt gewöhnlich über ein regelrechtes Schlafzimmer mit Betten, verzichtet jedoch nicht auf einen tatami-Raum. *Tatami*, jener exquisite Fußbodenbelag, der ununterschiedlich für Wohnhaus, Tempel und kaiserlichen Palast Verwendung findet, ist nicht nur eine einzigartig demokratisch-aristokratische Errungenschaft, sondern bedingt auch architektonische Einheitlichkeit. Tatami mögen uns unansehnlich, um nicht zu sagen spartanisch erscheinen, solange wir nicht ihre sybaritische Seite kennen. Ihres Wohlgeruchs wegen hat man sie mit einer Wiese verglichen, und in der Tat stellen sie für den Bewohner ein Bindeglied zur Natur dar. Nachts, wenn er sich seiner europäischen Kleider entledigt hat und sich auf sein duftendes Lager zurückzieht, schöpft er Kraft für einen neuen Tag in einer Welt von Asphalt.



57 Das europäische Bett aus der japanischen Perspektive

Im altmodischen Haus, dessen Geräumigkeit keine Möbel beeinträchtigen, kann der Fußboden in seiner Gesamtheit als Bett dienen. Der Genießer läßt es sich nicht nehmen, je nach Laune und atmosphärischen Umständen, den besten Platz für die Nacht zu ermitteln. Sein »am Boden« Schlafen entbehrt jedes Anflugs von Dürftigkeit, denn oft kann sich sein Nachtlager mit dem Sardanapals messen. Tagsüber sind die wattierten Decken und Kissen in einem Schrank verwahrt, eine der Vorkehrungen, die unseren Irrglauben an »Innenarchitektur« als läppisch erscheinen lassen.



58 Das mittels einer Treppe besteigbare Ehebett im altrömischen Haus nach einer Zeichnung von Charles Garnier.

Die reale Braut

Ein wesentlicher Impuls zur Raumgestaltung war die Verehelichung von Loos mit Lina Obertimpfler. Loos heiratete die 19jährige und damit wesentlich jüngere Schauspielerin im Juli 1902 und mietete ab Dezember die Wohnung im Ringstraßenverbauungsviertel nahe der Wiener Oper, für die er das Schlafzimmer gestaltete. Die Ehe wurde drei Jahre später nach dramatischen Ereignissen – Selbstmord eines Verehrers von Lina – wieder geschieden. Die Beziehung von Loos zu seiner Frau enthält Ideologeme des Frauenbildes um 1900.[6] Dieses Frauenbild ist eine aus Lust und Askese konkurrierende Ambivalenz, die als letztendlich unvereinbarerer Gegensatz gedacht wurde. So trägt die Frau einerseits die Projektion von Begehren und Sexualität, andererseits muß sie sich als „reine" Frau ständig entkörpern bzw. entsexualisieren. Entmaterialisieren, wie die bereits damals zum Mythos gewordenen Kaiserin Elisabeth, die in dieser Transzendierungssehnsucht ihren Körper durch ständiges Bearbeiten und manisches Kontrollieren dem Verschwinden näherte. Der weibliche Status der diesen Zustand der Ambivalenz zwischen Körper und Entkörperung, Sexualität und ihrer gleichzeitigen Absenz am prägnantesten verbildlicht ist die zur Figur gewordene Schwelle, die Braut.

Adolf Loos, 1904; Lina Loos, 1903/04

Loos hat das Schlafzimmer nicht mit „unseres", sondern mit „meiner Frau" tituliert. Damit hat er entsprechend der Wohntradition des späten 19. Jahrhunderts den Raum als weiblichen Ort benannt. Die Semiologie der Raumausstattung verweist explizit auf Vorstellungen von einer bestimmten, idealen Weiblichkeit. Es ist die genannte Kombination von Absenz und Präsenz der Sexualität der Frau bzw. der erst durch den Mann herzustellenden Sexualität der Frau in der Figur der imaginären Braut. Visualisiert wird Erotik und Lust auf sexuelle Kolonialisierung des weiblichen „weißen" Körperterritoriums bei gleichzeitiger Angst vor unregulierbarer Triebhaftigkeit. Der Raum ist als Braut(gemach) lesbar: Die vollständig weiße Einkleidung der Wand ist das Brautkleid und bezeichnet die ‚unschuldige' Braut. Die transluzide Zartheit des weißen Stoffes verweist auf Schleier und der auf das Hymen. Das Blau des Bodens vervollständigt den Eindruck marianisch-celester Jungfräulichkeit, denn Weiß und Blau sind die Farben Marias. Zudem weitet Blau den Raum und läßt die Raumgrenzen (zum Himmel?) schwinden. Die Felle hingegen deuten auf ‚natürlich' Wucherndes, das (– ins Weiß verharmloste –) Triebhafte und das endlos Uterine.[7]

Der Ausstattungstypus ist ikonographisch gleichzeitig in den weißen Jungmädchenzimmern enthalten. Schachel stellt auch die Verwandtschaft des Loosschen Schlafzimmers mit den Räumen von Kaiserin Elisabeth auf der Yacht „Miramar" her, wo die Möbeln mit weißen Leintüchern überdeckt waren, „unter welchen man keine Seide ahnt".[8] Das Verschwinden von Möbelkörpern unter weißen Tüchern ist auch das zentrale Merkmal des Schlafzimmers von Loos. Insgesamt ist die reiche Textilisierung traditionell mit der Frau verbunden und war bei großbürgerlichen Schlafzimmern des späten 19. Jahrhunderts oder Boudoirs, also Damenzimmern üblich.[9]

Das Textile des Raumes kann durchaus als Bekleidung des nackten Körpers gedacht werden. Womit das Raumkleid als „Bekleidung", als dem Körper gerechte Hülle gedacht wäre. Das Verhältnis Körper/Kleid war damals durch Reformbewegung und Neuen Tanz ak-

ein traumhaus für den man, in: neue züricher zeitung, 15.04.2013
fechner-smarsly, thomas.

23. Mai 2012, 06:00

Ein Traumhaus für den Mann

Beatriz Preciados Studie zu Architektur, Sexualität und Multimedia im «Playboy»

Literatur 23. Mai 2012, 06:00

Traum vieler Junggesellen – «Playboy» propagierte das Bett als technisch aufgerüstete Spielwiese. *(Bild: PD)*

Thomas Fechner-Smarsly

Im Liebesmodell der bürgerlichen Ehe hauste die Pornografie stets in der schmuddeligen Kelleretage. Daran wol<e ein Mann vor 60 Jahren ausgerechnet im prüden Amerika etwas ändern. Mitten im Ka<en Krieg erhitzte Hugh Hefner die Gemüter der amerikanischen Öffentlichkeit und vor allem die sexuellen Phantasien der weissen männlichen Mittelschicht. 1953, im selben Jahr, als Alfred Kinsey seine ersten Sexualstudien herausbrachte, erschien auch die Nullnummer des «Playboy» mit Marilyn Monroe als erstem Covergirl, das sich im Innern des Heftes nackt auf einer roten Samtdecke räke<e. Damit gelangen Hefner nicht nur eine Sensation und ein Skandal, sondern von Anfang an die Verbindung von Pornografie mit populärer Massenku<ur. In besten Zeiten erreichte sein Magazin für den Mann eine Auflage von annähernd sieben Millionen Exemplaren.

Erotik und Design

Doch der «Playboy» wol<e mehr als nur nackte Mädchen auf Hochglanzpapier präsentieren. Er wol<e einen neuen Typus in einer neuen architektonischen Umgebung, eine reduzierte Utopie mit neuem Mann gewissermassen. Das weiss der – hoffentlich nicht nur männliche – Mittelstandsleser nach der Lektüre des oft überraschenden und (fast immer) unterha<samen Buches von Beatriz Preciado mit dem leicht übergewichtigen, aber inha<lich zutreffenden Titel «Pornotopia. Architektur, Sexualität und Mu<imedia im ((<))Playboy((>))».

Von Beginn an verfol>e der «Playboy» eine Strategie, die Erotik und Architektur kombinierte. Jede Ausgabe enthie< ausführliche und bebilderte Artikel, in denen Loblieder auf Mies van der Rohe oder Philip Johnson, Le Corbusier oder Charles Eames gesungen wurden, so dass der Architekt und Kritiker Reyner Banham schon 1960 feststellen konnte, der «Playboy» habe mehr für Amerikas Architektur und Design getan als die auflagenstarke Zeitschrift «Home and Garden».

Aber Hefner beliess es nicht bei Bildern. Sein neuer Mann sol<e in den späten fünfziger Jahren bekommen, was er seit seiner eigenen Pubertät nicht mehr besessen hatte: einen Raum für sich allein – als Gegenmodell auch und gerade zum Vorstadthaus, das fest in den Händen seiner Ehefrau war. Hefner hatte 1959 seine eigenen Absichten offen im «Playboy» bekannt: «Ich wol<e ein Traumhaus. Eine Umgebung, die ein Mann ganz allein kontrollieren konnte. Hier war es möglich, die Nacht zum Tag zu machen, um Mitternacht einen Film zu sehen und mittags das Abendessen serviert zu bekommen, nächtliche Arbeitstreffen abzuha<en und

ein traumhaus für den man, in: neue züricher zeitung, 15.04.2013
fechner-smarsly, thomas.

ein Tête-à-Tête am Nachmittag.» Wie jede Utopie brauchte auch diese einen Ort, und dieser nahm Gesta< an in einer urbanen Innenarchitektur-Phantasie: dem Penthouse. Im Penthouse träumt sich der Mann ins Junggesellendasein und erobert zurück, was bis dahin den Frauen vorbeha<en war, die Gesta<ung des Innenraums. Ausgestattet mit Saarinens Tulpenstühlen und drehbarer Bar, mit durchsichtigen Vorhängen und Schiebetüren und einer verborgenen Küche, der «kitchenless kitchen», war es ein Raum der ständigen Verwandlung ebenso wie der technischen Accessoires. Endlich durften Jungs zum Spielen wieder zu Hause bleiben und mussten nicht in die Garage oder in den Hobbykeller gehen.

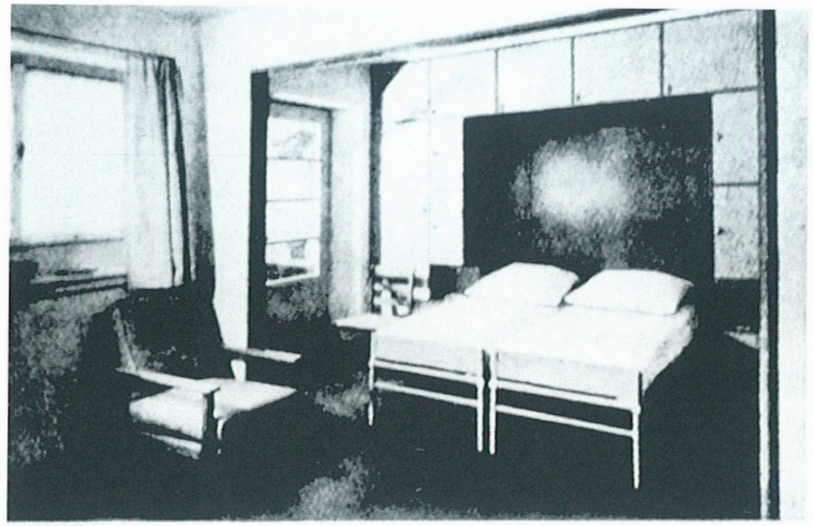
Preciado betont in ihrem Buch die Rolle der medialen Vermittlung. Tatsächlich liess sich Hugh Hefner selbst schon früh in den eigenen vier Wänden fotografieren – im Stile der seit den Dreissigern beliebten Homestorys. Dabei trug er stets Schlafanzug, oder besser: Pyjama. Der Pyjama wurde sein Markenzeichen, zusammen mit der Pfeife und dem riesigen, runden, rotierenden Bett. Dort spie<e sich alles ab: die Arbeit an den Heften ebenso wie die Häschenjagd. Hefner verkörperte selbst am besten diese Mischung aus Müssiggänger und «Workaholic», und seine «Bunnies» waren sowohl Dienstleistungspersonal als auch Haremsdamen.

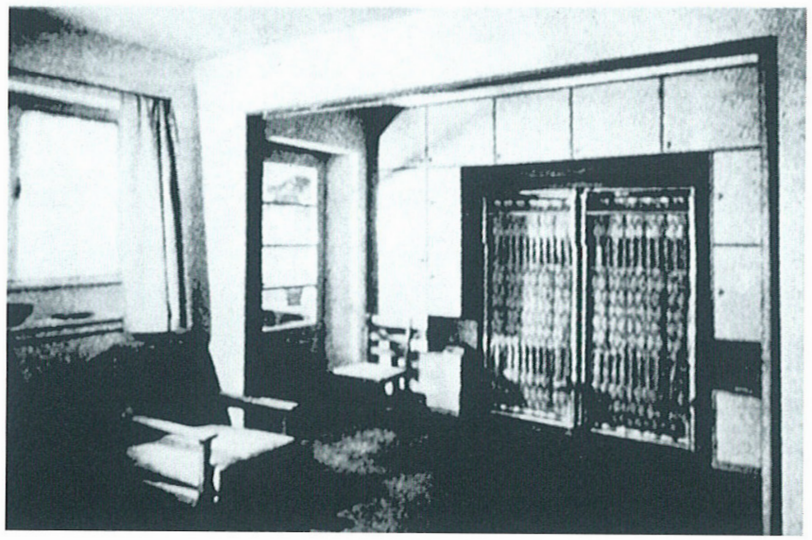
Zu den überraschenden Pointen im Buch gehört, dass der Playboy als neuzeitlicher Libertin, der seine Vorlieben mit wechselnden Partnerinnen möglichst frei auslebt, über eine dunkle Seite verfü>: Er ist ein Kontrollfreak. Hefner war dies anscheinend selbst in hohem Masse, und er hat die Möglichkeit der medialen Überwachung des Privatbereichs von Anfang nicht nur mitgedacht, sondern geplant, schon bei all den Installationen rund ums rotierende Bett: eingebauter Dimmer, verborgene Bar, sogar Kameras – alles aus der horizontalen Lage steuerbar. Schade, dass der Name James Bond hier nur am Rande fäl<. Hier hätte sich ein weiterer kleiner Exkurs gelohnt, von denen es einige gibt – etwa zu Marquis de Sade und zur Geschichte des Bordells.

Mythen des Al<ags

Beatriz Preciado führt uns, auch mit den späteren Playboy-Mansions, in die Parallelwe< eines Mannes, dessen Obsession den Zeitgeist spiege<e und dessen Wille zum Glamour zur Strategie gehörte. Wer der Ku<urwissenschafterin durchs erotomanische Labyrinth fol>, lernt einiges über den Gesinnungswandel in der libertären Konsumgesellschaft. Zwar werden sich bei Lesern, die nicht an Michel Foucau<s Theorien und seine Diktion gewöhnt sind, gelegentlich Lesewiderstände einstellen. Doch tut das dem Buch keinen Abbruch, zumal es immer wieder durch schöne Details und Anekdoten aufgelockert wird: die putzigste sicher die, dass – als das Bunny-Imperium schon auf den Verfall zusteuerte – ein paar Biologen einen vom Aussterben bedrohten Sumpfhasen auf den Namen «Sylvilagus palustris hefneri» tauften. Das wäre gar nicht nötig gewesen, denn Hugh Hefner verfü> über eine eigene Vorstellung von seinem Fortleben und seiner Position unter den Mythen des Al<ags im 20. Jahrhundert: 2009 kaufte er auf dem Westwood Memorial Park von Los Angeles eine letzte Ruhestätte – direkt neben Marilyn Monroes Grab.

Beatriz Preciado: Pornotopia. Architektur, Sexualität und Mu<imedia im «Playboy». Wagenbach-Verlag, Berlin 2012. 166 S., Fr. 39.90.





158 »Wohnung für das Existenzminimum«, Klappbett oben in der »Nachtstellung«, unten in der »Tagesstellung« (kann durch einen Vorhang noch verdeckt werden); Entwurf: Ernst May, 1929, Frankfurt am Main, Siedlung Westhausen: »Das Frankfurter Bett ist aus der Raumnot eines Bürgerhaushaltes entstanden. Es ist das Letzte einer Reihe von Modellen, die Jahre hindurch in der Praxis erprobt, verbessert und vereinfacht wurden. Tagsüber benötigt es nur etwa 0,3 qm Raum, hat einfache Linien und ist aus bestem Stahlrohr hergestellt. Die Matratze hat 24 Federn aus erstklassigem Stahl. Die beim Klappen zu leistende Arbeit ist durch eine sinnreiche Federnkonstruktion auf ein Minimum herabgesetzt. Vom Ausschuß 6 der Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen e.V., Berlin, nach Vergleich verschiedener Klappbetten allein als zweckmäßig erkannt.« (Aus: Das Neue Frankfurt, 1929)

EN DE

WERKBUNDSIEDLUNG WIEN

Hintergründe

Wohnpolitik in Wien
Siedlerbewegung
Superblock versus Gartenstadt
Österreichischer Werkbund
Internationale Werkbundsiedlungen
Wien und das Neue Bauen
Wiener Wohnkultur

WERKBUNDAUSSTELLUNG WIEN 1930
© Wien Museum

Der Österreichische Werkbund

Der Österreichische Werkbund wurde im Jahr 1912 nach deutschem Vorbild gegründet und hatte sich die „Veredelung" der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Handwerk und Industrie zum Ziel gesetzt. In der ersten Generalversammlung im Jahr 1913 wurde der Inhalt des Werkbundgedankens von dem damaligen Vorsitzenden Adolf Freiherr Bachofen von Echt nochmals verdeutlicht: „Der Werkbund will geradewegs zur Durchsetzung der qualitativ höheren Arbeitsweisen, zur Durchsetzung des qualitativ höheren Produkts, der Edelware, soviel er nur kann, beitragen. Dabei ist aber nicht nur an die teure kostbare Ware gedacht […], sondern auch an die schlichte, einfache und billige Ware, die dennoch Edelware sein kann, wenn sie sich nur ehrlich als das gibt, was sie ist, und nicht eine kostbarere vortäuschen will." Die neu gegründete Vereinigung wollte dabei nicht nur hochpreisige Arbeiten für die „obersten Zehntausend" schaffen, sondern trachtete danach, dass auch den „Unbemittelten, dem Kleinbürger und Arbeiter, wenn auch in sehr bescheidenden Grenzen […] nur solche Produkte geboten werden, die durch ihre Werktüchtigkeit erfreuen und die Wohnkultur fördern". Der Vereinigung aus Künstlern, Industriellen und Kunsthandwerkern gehörten unter anderem Josef Hoffmann, Josef Frank, Oskar Strnad und Dagobert Peche an.

Höhepunkte des Österreichischen Werkbundes

Der Österreichische Werkbund, der sich vorwiegend auf den Wiener Raum konzentrierte, durchlebte während der Zeit seines Bestehens zwei wesentliche Phasen. Den ersten Höhepunkt bildete die Teilnahme an der ersten Werkbundausstellung in Köln 1914, bei der die Vereinigung klar dem reinen Handwerk den höchsten Stellenwert einberaumte und jeglichem Fortschritt sowie der Industrialisierung mit deutlich spürbarer Skepsis gegenüberstand. Neben der Blüte der Entstehungszeit folgten Jahre der Stagnation, um erst Ende der 1920er-Jahre wieder einen großen Aufschwung, der letztendlich in der Errichtung der Wiener Werkbundsiedlung gipfelte, zu erleben. Frank, der 1927 als einziger Österreicher zur Teilnahme an der Stuttgarter Werkbundsiedlung eingeladen war, hatte sich zur zentralen Figur des Österreichischen Werkbundes entwickelt und für die Durchsetzung der Musterschau in Wien stark gemacht.

Spaltung und Zerfall

Mit der Wiener Werkbundausstellung 1932 wurde eine Utopie zu einer Zeit in gebaute Realität umgesetzt, als sich bereits herauskristallisierte, dass es für diese Bau-, Wohn- und Lebensauffassung mit der Freiheit des Individuums aus politischen und wirtschaftlichen Gründen keine Zukunft gab. Bereits kurz nach der Bauausstellung setzte der Zerfall des Österreichischen Werkbundes ein. Im Zuge der endgültigen Spaltung im Jahr 1934 wurde als Gegenpol zur bestehenden, politisch eher links ausgerichteten Werkbundvereinigung unter Josef Frank der politisch rechts stehende, konservative und teilweise auch latent antisemitische „Neue Werkbund" unter der Leitung von Clemens Holzmeister gegründet. Noch im gleichen Jahr ging Josef Frank nach Schweden ins Exil. Damit war das Ende des „alten" Werkbunds eingeläutet, ehe er 1938 unter den Nationalsozialisten aufgelöst wurde.

Anna Stuhlpfarrer

neue wohnhorizonte..in: hg. ingeborg flagge: geschichte des wohnens, band 5
tränkle, margaret.
s.722-728

Nicht alle Haushalte wollen und können freilich auf das sich so schnell drehende Modekarussell aufspringen. Gerade Wohnungseinrichtungen gelten als eher langlebige Konsumgüter. Aber von den Möbeln fürs Leben hat die Mehrzahl ebenfalls Abschied genommen. Besonders bei Hausgeräten ist die Lebensdauer von vornherein begrenzt. Eine zehn Jahre alte Waschmaschine ist weder technisch noch ökologisch auf aktuellem Stand, der Verschleiß ist eingebaut. Es sind aber nicht nur die Hausgeräte, die immer wieder einmal ausgetauscht werden. Was man früher mit »Tapetenwechsel« umschrieb, das hat heute das ganze Mobiliar erfaßt. Der Verschleiß sei den Verbrauchern hochwillkommen, vermutet Jürgen Dahl, da er ihnen den Vorwand biete, Abwechslung ins Leben zu bringen.[68]

[68] Dahl, Jürgen, Papiertaschentuch und Atomreaktor. Aspekte der Dauerhaftigkeit, auch im weiteren Sinne. In: Steffen, Dagmar (Hrsg.), Welche Dinge braucht der Mensch? Hintergründe, Folgen und Perspektiven der heutigen Alltagskultur, Gießen 1995, S. 199–205, hier S. 204
[69] Maenz, Paul, Die 50er Jahre. Formen eines Jahrzehnts, Stuttgart o. J., S. 130

1.4 Einrichtungsvorlieben

1.4.1 Widersprüchliche Anschaffungsmotivationen: Funktionale Modernität oder emotionsbetonte Tradition

Die Aufgabe, die sehr kleinen neugebauten Nachkriegswohnungen so zu möblieren, daß trotzdem eine Vielfalt von Wohnfunktionen abgedeckt werden konnte, und die Situation, daß viele Menschen buchstäblich nichts mehr hatten und alles für wenig Geld neu brauchten, rief Wohnexperten auf den Plan, die sich Gedanken über praktikable und erschwingliche Einrichtungslösungen machten. Die Anforderung, eine Dreizimmerwohnung für 1000 DM einzurichten, erfüllte der Leiter der Meisterschule Braunschweig folgendermaßen: »Der Wunsch nach einem stillen Arbeitsplatz wurde dem Hausherrn im Schlafraum erfüllt. Neben der Bettcouch steht der Arbeitstisch. An der Wand, durch einen Vorhang geschlossen, das Aktenbord. Die Hausfrau schläft in einem Wandklappbett, über dem ein Bord die Aufbewahrung **der Toilettenartikel gestattet**. Durch einen Vorhang ist dieses Klapp**bett von dem übrigen Raum** abzutrennen, so daß der Hausherr hier **auch seine Geschäftsfreun**de empfangen kann.«[69] Wohnschlafzimmer, Bettcouch, Klappbett, kaschierende und raumteilende Vorhänge – das sind typische Vorschläge für eine neue Mobilität beim Wohnen durch Mehrzweckeinrichtungen. Mobil und platzsparend waren auch höhenverstellbare Tische, ein Rauchtisch mit Wendeplatte, die ausklappbare Badewanne und die Stapelstühle. »Die kleinen Räume unserer Wohnung verlangen eine Beschränkung **in den Abmessungen der Möbel«, hieß es in einem Einrichtungsratgeber aus den fünfziger Jahren, »Beweglichkeit verdrängt die Starrheit der ›Möbelgarnituren‹. Dynamische Spannung wird durch Asymmetrie, durch zueinanderschwingende und auseinanderschwingende Kurven … geschaffen.« Beschränkung auf das Wesentliche und Dynamik – das waren zwei neue Einrichtungsrezepte, aber es waren auch Leitbilder für ein neues Lebensgefühl; das Wohnen der Moderne sollte vom Ballast des Vergangenen befreit werden, von den**

Ein Vorhang als Raumteiler gibt dem Raum mit der gekurvten Schiene das beschwingte Flair der fünfziger Jahre

Das Klappbett hinter einem Vorhang war in den typischen Schlauch-Kinderzimmern weitverbreitet

Annonce für ein Schrank-Klappbett

Kombimöbel aus zusammengebautem Bettsofa und Arbeitstisch

Wohnschlafcouch der fünfziger Jahre

Duschbad zum Ausklappen in einer Küche

neue wohnhorizonte..in: hg. ingeborg flagge: geschichte des wohnens, band 5
tränkle, margaret.
s.722-728

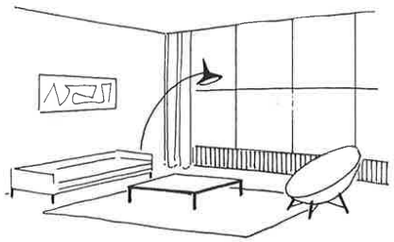
Platzsparender Stapelstuhl

Annonce für einen höhenverstellbaren Tisch

Klappstühle, Entwurf Egon Eiermann (1952/53)

»überladenen, düsteren, staubigen« Einrichtungen des Historismus mit seinem Durcheinander von Stilformen.[70] Hellmuth Karasek erinnert sich in seiner Biographie an solche Interieurs: »Die Wohnungen der fünfziger Jahre wirkten seltsam leer, obwohl sie klein, eng, niedrig waren. So als hätten ihre Bewohner noch keine Vergangenheit, die sich in den Räumen hätte ablagern können.«[71] Die Leere war aber eben nicht nur aus der Not geboren, sondern war Antwort auf ein Bedürfnis nach Weite, Leichtigkeit, Transparenz und sauberer Aufgeräumtheit.

Antworten auf diese Bedürfnisse waren längst im Funktionalismus vorformuliert worden; jetzt wurden sie neu aktiviert. Dazu gehörten vor allem Entwürfe für Einbaumöbel für Küche, Wohnzimmer und Schlafzimmer. Einbaumöbel erschienen als *die* Patentlösung schlechthin für die Einrichtungsaufgabe der Epoche. »Sie sind billiger, hygienischer und ästhetisch befriedigender als eine Ansammlung von Einzelschränken«, hieß es in einem zeitgenössischen Wohnbuch.[72] Geworben wurde für die Einbauschränke vor allem mit dem Argument, daß sie nach und nach angeschafft werden konnten. Die Abkehr von der Vorstellung einer kompletten Aussteuer für den Haushalt hin zu dem Leitbild der »wachsenden Wohnung« schien eine vernünftige Lösung in einer Zeit mit noch geringer Kaufkraft zu bieten. Namhafte Designer entwarfen Baukastenmöbel für Wohn- und Schlafzimmer, so zum Beispiel Hans Gugelot von der Hochschule für Gestaltung in Ulm. In den Wohnungen wurden vor die funktionalistischen Anbaukuben schwungvolle Sessel, bizarre Blumenetageren aus Bambus oder die zum Leitsymbol der Epoche gewordenen Nierentische gestellt, die vom »organic design« aus den USA beeinflußt



waren; oder man wählte statt dessen eine Sitzgruppe aus handwerklich perfekter skandinavischer Arbeit mit rundgeschliffenen Teakholzgestellen. Alle diese Möbel waren zierlich und leicht, sie hatten luftige Gestelle.

Retrospektiven über die Interieurs der fünfziger Jahre zeichnen das beschriebene Bild nach, bereichert um all die »Trabanten der Wohnlichkeit« wie Teppiche aus Bouclé oder Vasen, Vorhangstoffe und Tapetenmuster im Picasso-Stil.[73] Die Mehrzahl der Bevölkerung jedoch hatte ganz andere Wohnvorstellungen. Die Räume im schnörkellosen Stil der Moderne mit Anbaumöbeln waren in der Untersuchung von Alphons Silbermann aus dem Jahr 1962 am unbeliebtesten. Die meisten Befragten wollten einzelne Büfetts, relativ schwere Polstermöbel und am liebsten auch historisierende Kurven im Möbeldesign.[74] Ähnliches hatte auch schon Elisabeth Pfeil in ihrer Bergarbeiter-Studie von 1952 beobachtet. Sie stieß vor allem auf eine vehemente Ablehnung von Einbauschränken für Wohn- und Schlafzimmer; die Ein-

Gegenüberstellung »früher – heute« aus einem Wohnratgeber der fünfziger Jahre, um das Wohnideal der Moderne zu profilieren

[70] Brödner, Erika, und Rudolf Schlick, Heimgestaltung. Form und Funktion in der Wohnung, Darmstadt o. J., S. 13–15

[71] Karasek, Hellmuth, Go West! Eine Biographie der fünfziger Jahre, Hamburg 1996, S. 125

[72] Niedermoser, Otto, Schön wohnen. Schöner Leben, Berlin/München o. J., S. 19

[73] Maenz, Die 50er Jahre, S. 134

[74] Silbermann, Alphons, Vom Wohnen der Deutschen. Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis. Frankfurt am Main/Hamburg 1966, S. 68–77

Frisörsalons und Eisdielen vermittelten die modischen Leitbilder der Fünfziger-Jahre-Interieurs

neue wohnhorizonte..in: hg. ingeborg flagge: geschichte des wohnens, band 5
tränkle, margaret.
s.722-728

Blumenbank mit verschiedenfarbigen Resopal-Tablaren

Tütenvase in Drahthalterung

In Details wie solchen Vasen kam der Picasso-Stil fast in jede Wohnung

Halter für Salzstangen und Salzbrezeln, wichtiges Requisit der Partykultur

baumöbel seien so leer, so »versteckt«, so wurde bemängelt, weil sie wie eine Wand vor der Wand seien. Möbel aber sollten in der Vorstellung der Bergleute auffallend hervortreten, sollten etwas darstellen und sollten »zieren«. Deshalb wurden einzelne Schränke und Büfetts vorgezogen.[75] In exemplarischer Weise kommt bei Pfeil der hilflose Schock zum Ausdruck, der sich bei Wohnforschern einzustellen pflegt, wenn sie sich mit Stilvorlieben konfrontiert sehen, die von der bildungsbürgerlichen Ästhetik abweichen. Was Pfeil in den Wohnungen der Bergarbeiter vorfand, widersprach allen Leitsätzen der Vernunft, wie sie von den Wohnexperten der damaligen Zeit zum Leitbild der Epoche erhoben worden war. Angesichts des bei den Bergleuten so beliebten »Gelsenkirchner Barocks« schreibt die eigentlich im Werturteil sehr zurückhaltende Autorin: »Das sonst so sichere Gefühl des Bergmanns für das Angemessene scheint zu versagen vor dem Küchenbüfett, das in der Wohnküche oder im Wohnzimmer aufgestellt wird, und vor der Schlafzimmerausstattung; hier ist er der Allerweltsmode in einer

[75] Pfeil, Elisabeth, Die Wohnwünsche der Bergarbeiter. Soziologische Erhebung, Deutung und Kritik der Wohnvorstellungen eines Berufes, Tübingen 1954, S. 111

Weise unterlegen, die kaum überboten werden kann. Das breit auslandende polierte Küchenbüfett im ›Gelsenkirchner Barock‹ oder ›Knolli-Bolli-Stil‹ bis zu 2,20 m Breite ist allenthalben zu treffen, obwohl es uns keineswegs geeignet für eine Bergarbeiterwohnung erscheinen will und wir einen wohlproportionierten, handwerklich gut gearbeiteten Schrank ohne Spiegelpolitur und geschwungene Flächen dort viel lieber finden würden.«[76] Bei der Diffamierung des »Gelsenkirchner Barocks«, die hier mit nur einer Stimme zitiert wurde, ist immer wieder übersehen worden, daß ästhetische Maßstäbe nicht ausreichen, um dieser Stilvorliebe gerecht zu werden. Dieses »Stück Gemütlichkeit, das der Moderne wuchtig trotzte«,[77] war für seine Besitzer ein Symbol dafür, daß man es zu etwas gebracht hatte, war ein Gegenbild zur Nüchternheit der Arbeitswelt, von der man sich beim Wohnen distanzieren wollte. Es konnte auch der Selbstfindung einer Gruppe dienen, die sich gegen allen Spott nur um so stärker solidarisierte. Zudem waren diese großen Schrank-Dreiteiler, ganz anders als das Vorurteil es wollte, sogar auch äußerst praktische Mehrzweckmöbel, wie man mit Staunen auf einer Ausstellung feststellen konnte, die die Stadt Gelsenkirchen 1991 veranstaltete. Diese als Wohnküchen- oder Wohnkleiderschränke genutzten Büfetts hatten ein ganz ähnlich raffiniertes Innenleben wie heute die Einbauschränke der Küchenmöbelprogramme. Man konnte in ihnen gleichzeitig Kleider verstauen und Geschirr, sie hatten Schütteneinsätze und in den Innentüren Halterungen für Holzbretter und Topfdeckel, es gab ausklappbare Arbeitsflächen, ein Brotfach und sogar integrierte Kühlschränke; im Mittelteil war unweigerlich ein Vitrinenfach mit geschliffenem Glas für die Schätze der Familie enthalten.[78]

Typisches Stoffmuster der fünfziger Jahre

[76] Pfeil, Wohnwünsche, S. 109
[77] Willeke, Unser bestes Stück, S. 70
[78] Bildbeispiele in: Gelsenkirchner Barock, Ausstellungskatalog

Wohn-Küchen-Schrank im Stil des Gelsenkirchner Barocks mit eingebautem Kühlschrank, Schütte-Einsätzen und Barfach (1952)

neue wohnhorizonte..in: hg. ingeborg flagge: geschichte des wohnens, band 5
tränkle, margaret.
s.638-639

Aufblasmöbel stehen für »Junges Design« in den sechziger Jahren
Finnisches UFO

Kunststoffhaus »Futuro«

Wolfgang Schepers hat auf das diesem Designstil inhärente regressive und gleichzeitig progressive Moment hingewiesen: »Wir haben es also mit dem erstaunlichen Phänomen zu tun, daß sich progressive und avantgardistisch gerierende Wohnkonzepte bei näherem Hinsehen als regressiv entpuppen. Dennoch: Das Aufkommen der Sitz- und Wohnlandschaften, die Einraumkonzepte sind ohne den Einfluß der revoltierenden Jugend im Sinne des postulierten Cross-over jener Jahre nicht zu denken. Um es bildhaft zu formulieren: ohne ›das‹ Symbol unkonventionellen Wohnens, die Wohngemeinschafts-Matratze, gäbe es die großen gepolsterten Flächen der etablierten Designer und Produzenten nicht.«[31]

[31] Schepers, Wolfgang, Pappe, Plastik und Produkte. Design und Wohnen in einer bewegten Zeit. In: Design und Alltagskultur zwischen Konsum und Konflikt, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Wolfgang Schepers, Köln 1998, S. 29

Generell läßt sich sagen, daß in diesen Jahren wachsenden Wohlstands die Experimentierfreude in der jungen Generation zunahm und der Bewohner sich dabei erstmals als Individuum und eigentlicher Souverän fühlen konnte. Die gestalterische Avantgarde nahm diese Impulse auf und integrierte sie in ihr Design. Dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die sechziger Jahre jene Zeit sind, in der sich der moderne Typus des kleinfamilialen, privaten und von beruflicher Arbeit getrennten Wohnens verallgemeinert. »Der Verlauf der Geschichte des Wohnens ähnelt einer Spindel. Die frühere Vielfalt unterschiedlicher Wohnweisen verengte sich allmählich auf einen einzigen Typus und differenziert sich seitdem wieder aus. Die Sechziger markieren die Taille dieser Spindel.«[32]
Der Standardisierung der Wohnformen entspricht die Standardisierung der Möblierung in weiten Teilen der Bevölkerung. Die sechziger Jahre zeigen auch eine »Hoch-Zeit« von Altdeutsch, Neobiedermeier und Stilmöbeln aller Art, Rustikalität, die sich in zum Teil modernsten Hausarchitekturen breitmachte.

[32] Häußermann/Siebel, Soziologie des Wohnens, S. 317

3.1 Exkurs: Das Verschwinden der Couchecke

Das Wohnzimmer gilt als der meistbenutzte und der multifunktionalste Raum, als der Mittelpunkt der Wohnung. Veränderungen hier verweisen auf allgemeine Änderungen der Lebensorientierung und des Lebensstils. In den fünfziger und sechziger Jahren sind es insbesondere das Aufkommen des Fernsehens und das allmähliche Verschwinden der Couchecke, die einen Modernisierungs- und Individualisierungsschub beim Wohnen ankündigten. »Eine schwere Krise schüttelt seit einiger Zeit die Couchecke«, so schreibt Martin Warnke in einem berühmt gewordenen Aufsatz aus den siebziger Jahren. »Die Symptome der Auflösung sind unübersehbar … Es tauchen fahrbare Sessel und fahrbare Drehsessel auf, die jedem individuellen Bewegungsimpuls folgen konnten. Kugelsessel ermöglichten eine totale Selbstisolation.«[33] Warnke sieht in der Couchecke den »Hauptinhalt der Wohnkultur dieses Jahrhunderts repräsentiert, gegen und für die Außenwelt Behaglichkeit und Geborgenheit möglich zu halten.«[34]
Die Couchecke, die in Deutschland in den fünfziger Jahren zur Standardeinrichtung gehört, tritt als geschlossene, stilistisch einheitliche, formal festgelegte Raumzelle auf. Am Boden markiert durch den Teppich, mit Stehlampe, Couchtisch, Wandbild, Sofa und seitlich plazierten Sesseln bildet sie die entscheidende Ecke des Wohnzimmers. Sie hat den großen Familieneßtisch als zentralen Mittelpunkt abgelöst und ist Symbol des Rückzugs der bürgerlichen Kleinfamilie auf sich selbst. Nicht nur das Fernsehen hat die Struktur der Couchecke aufgebrochen, indem es den Fokus der Aufmerksamkeit von innen nach außen verlegte, das Wohnzimmer hat insgesamt seine Struktur und Funktion verändert, indem sich der Zeitrythmus seiner Bewohner und ihre Bezüglichkeit auf die Familie gewandelt haben. So ist beispielsweise das Essen, einst zentrales, gemeinschaftstiftendes Er-

[33] Warnke, Martin, Zur Situation der Couchecke. In: Habermas, Jürgen (Hrsg.), Stichworte zur geistigen Situation der Zeit, Band 2, Politik und Kultur, Frankfurt am Main 1979
[34] Ebenda

Boudoir *Sn* »eleganter, intimer Raum der vornehmen Damen« *per. fremd.* (18. Jh.). Entlehnt aus frz. *boudoir m.*, einer Lokativbildung zu frz. *bouder* »schmollen, schlecht gelaunt sein«, das wohl aus dem Gallo-romanischen stammt. So bezeichnet als der Raum, in den sich die Dame zurückziehen kann, wenn ihr nicht nach Gesellschaft zumute ist (↗**Schmollwinkel** ist ursprünglich ein Ersatzwort dazu).

Ebenso nndl. *boudoir*, ne. *boudoir*, nschw. *budoar*, nnorw. *budoar*. – DF 3 (²1997), 447–449.

Chaiselongue *Sfn* »Sofa« *erw. obs.* (18. Jh.). Entlehnt aus frz. *chaiselongue f.*, eigentlich »langer Stuhl«, zu frz. *chaise f.* »Stuhl« (mit Pariser Aussprache statt *chaire*, aus l. *cathedra f.*, dieses aus gr. *kathédra f.*) und frz. *long (f. longue)* »lang« (aus l. *longus*).
Ebenso nndl. *chaise-longue*, ne. *chaise-longue*, nschw. *schäslong*, nnorw. *sjeselong*; ↗*Katheder*, ↗*lang*¹. – DF 3 (²1997), 595 f.

Couch *Sf* »Sofa« *std. reg.* (20. Jh.). Entlehnt aus ne. *Couch*, dieses aus afrz. *couche* »Lager«, einer Ableitung von afrz. *coucher* »niederlegen«, aus l. *collocāre* »aufstellen, legen, setzen«, aus l. *locāre* »stellen, legen« und l. *con-*. Neuerdings häufiger für die »Couch des Psychologen«. Die älteren Wörter **Gautsche**, **Gutsche** »Bett, Kinderbett« beruhen auf früherer Entlehnung aus dem Französischen.
Ebenso nndl. *couch*, ne. *couch*. Zur Sippe des zugrundeliegenden l. *locus* »Ort« s. ↗*lokal*. – Carstensen 1 (1993), 308; DF (²1997), 812 f.

Kanapee *Sn* »Sofa« *erw. fach.* (18. Jh.). Entlehnt aus frz. *canapé m.*, dieses aus l. *cōnōpēum*, *cōnōpium* »Himmelbett, mit einem Mückennetz geschützte Lagerstätte, feinmaschiges Mückennetz«, aus gr. *kōnōpeīon*, zu gr. *kṓnōps m.* »Mücke, Stechmücke«. Die Vokale sind unregelmäßig verändert. Die moderne Bedeutung »Weißbrothäppchen« scheint aus der Englischen zu kommen (Ende 19. Jhs.) und wegen des »üppigen Aufbaus« so benannt worden zu sein.

Diwan *Sm* »Sofa« *erw. exot.* (17. Jh.). Entlehnt aus türk. *divan*, dieses aus pers. *dīwān* (älter *dēvān*), letztlich auf eine Bedeutung »schreiben« zurückgehend. Die Bedeutung dieser (über das Französische ins Deutsche gelangten) Wörter ist vielschichtig: Zunächst eine Sammlung von Geschriebenem (u.a. auch Gedichte) – in dieser Bedeutung bekannt geworden durch Goethes *West-östlichen Divan* (so benannt nach der Gedichtsammlung des persischen Dichters Hafis) –, andererseits »Schreibstube« und »Amtszimmer« und die Einrichtung eines solchen Ortes (Liegen mit großen Sitzkissen) – hierzu die Bedeutung »Sofa«; im Deutschen nur als Exotismus in Bezug auf morgenländische Verhältnisse (und in der Regel in der alten Schreibung ↗*Divan*).
Ebenso nndl. *divan*, ne. *divan*, nfrz. *divan*, nschw. *divan*, nisl. *divan*. – DF 5 (²1999), 794–796; Littmann (1924), 75, 88 f.; Lokotsch (1975), 42; LM 3 (1986), 1137 f.; Kiesler (1994), 172.

Ebenso nndl. *canapé*, ne. *canapé* (»Weißbrothäppchen«), nfrz. *canapé*, nschw. *kanapé*, nnorw. *kanapé*. – Walz, J. A. ZDW 12 (1910), 187; Janneau, G. VL 266 (1974), 276–278.

Salon *Sm erw. obs.* (18. Jh.). Entlehnt aus frz. *salon*, dieses aus it. *salone* »großer Saal«, einem Augmentativum zu it. *sala f.* »Saal«, nfrz. *salle f.* »Saal«, das aus der fränkischen Entsprechung von ↗*Saal* stammt. Selben Ursprungs ist das aus dem Englischen übernommene ↗**Saloon**.
Ebenso nndl. *salon*, ne. *salon*, *saloon*, nschw. *salong*, nnorw. *salong*; ↗*Saal*. – Öhmann, E. NPhM 44 (1943), 14; DF 4 (1978), 26–29; Rey-Debove/Gagnon (1988), 872 f.

Sofa *Sn std.* (17. Jh.). Entlehnt aus frz. *sofa m.* und it. *sofa m.*, diese aus arab. *ṣuffa* »Ruhebank«.
Ebenso nndl. *sofa*, ne. *sofa*, nfrz. *sofa*, *sopha*, nschw. *soffa*, nnorw. *sofa*. – Walz, J. A. ZDW 12 (1910), 197; Littmann (1924), 88 f.; Lokotsch (1975), 153; DF 4 (1978), 247 f.; Tazi (1998), 220.

8.3 Lüftung von Garagen

8.3.1 Garagen sind natürlich oder mechanisch so zu lüften, dass im Regelbetrieb ein Viertelstundenmittelwert für Kohlenstoffmonoxid (CO) von 60 ppm nicht überschritten wird.

8.3.2 Für Garagen, in denen jeder Stellplatz direkt aus dem Freien ohne überdachte Fahrgasse anfahrbar ist, gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ohne weitere Maßnahmen als erfüllt.

8.3.3 Für andere Garagen als jene gemäß Punkt 8.3.2 mit nicht mehr als 250 m² Nutzfläche gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 als erfüllt, wenn
- eine natürliche Querdurchlüftung über Zu- und Abluftöffnungen von insgesamt mindestens 1000 cm² Querschnittsfläche pro Stellplatz vorhanden ist oder
- eine mechanische Lüftung mit einem mindestens 0,5-fachen stündlichen Luftwechsel sichergestellt ist.

8.3.4 Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche sind mit adäquaten Messeinrichtungen auszustatten, die bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 60 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Viertelstunde Maßnahmen zur Reduktion der CO-Konzentration (Aktivierung der Intensivlüftung durch eine mechanische Lüftungsanlage) einleiten und bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 150 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Minute Alarmsignale auslösen.

8.3.5 Die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ist für Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche für oberirdische Geschoße und das erste unterirdische Geschoß erfüllt, wenn die Geschoße mit natürlichen Rauch- und Wärmeabzugseinrichtungen gemäß Tabelle 2 der OIB-Richtlinie 2.2 „Brandschutz bei Garagen, überdachten Stellplätzen und Parkdecks“ ausgestattet sind. In diesem Fall sind Einrichtungen gemäß Punkt 8.3.4 nicht erforderlich. Diese Öffnungen müssen so situiert sein, dass eine Querdurchlüftung gewährleistet ist.

8.3.6 Abluftöffnungen von mechanischen Lüftungen aus Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche müssen zu öffenbaren Fenstern und Türen von Aufenthaltsräumen sowie von Zuluftöffnungen von Lüftungsanlagen so situiert sein, dass es zu keiner Beeinträchtigung von Personen kommt.

9 Belichtung und Beleuchtung

9.1 Anforderungen an die Belichtung

9.1.1 Bei Aufenthaltsräumen muss die gesamte Lichteintrittsfläche (Architekturlichte von Fenstern, Lichtkuppeln, Oberlichtbändern etc.) mindestens 12 % der Bodenfläche dieses Raumes betragen.

9.1.2 Es muss für die gemäß Punkt 9.1.1 notwendigen Lichteintrittsflächen ein zur Belichtung ausreichender freier Lichteinfall gewährleistet sein. Dies gilt für die notwendigen Lichteintrittsflächen als erfüllt, wenn ein freier Lichteinfallswinkel von 45 Grad zur Horizontalen, gemessen von der Fassadenflucht bzw. von der Ebene der Dachhaut, eingehalten wird. Dieser freie Lichteinfall darf dabei seitlich um nicht mehr als 30 Grad verschwenkt werden.

9.1.3 Ragen Bauteile (z.B. Balkone, Dachvorsprünge, Loggien, Erker, vorspringende Geschoße) desselben Bauwerkes in den erforderlichen freien Lichteinfall hinein, so muss die gesamte Lichteintrittsfläche mindestens 15 % der Bodenfläche des Raumes betragen. Dies ist nicht erforderlich, wenn das Auskragen des Bauteiles, gemessen von der Fassadenflucht im Bereich der jeweiligen Lichteintrittsfläche, nicht mehr als 1,50 m beträgt.

9.1.4 Die erforderliche Lichteintrittsfläche gemäß Punkt 9.1.1 bzw. 9.1.3 vergrößert sich ab einer Raumtiefe von mehr als 5,00 m um jeweils 1 % der gesamten Bodenfläche des Raumes pro angefangenem Meter zusätzlicher Raumtiefe.

9.1.5 Werden Wintergärten oder verglaste Loggien den zugehörigen Lichteintrittsflächen von Aufenthaltsräumen vorgelagert, so sind die Punkte 9.1.1 bis 9.1.4 sowohl für die äußere, als auch sinngemäß für die innere Lichteintrittsfläche einzuhalten. Dabei sind für die Bemessung der äußeren Lichteintrittsfläche die beiden Bodenflächen (Fläche und Raumtiefe) heranzuziehen. Die äußere Lichteintrittsfläche muss zumindest so groß sein, wie die erforderliche innere Lichteintrittsfläche.

9.1.6 Die Anforderungen der Punkte 9.1.1 bis 9.1.5 gelten nicht für Räume, bei denen die Nutzung eine geringere oder keine natürliche Belichtung erfordert.

9.2 Anforderungen bezüglich Sichtverbindung nach außen

9.2.1 In Aufenthaltsräumen von Wohnungen müssen alle zur Belichtung notwendigen Lichteintrittsflächen eine freie Sicht von nicht weniger als 2,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, aufweisen.

9.2.2 Zumindest in einem Aufenthaltsraum jeder Wohnung muss mindestens eine notwendige Lichteintrittsfläche eine freie waagrechte Sicht in 1,20 m Höhe von nicht weniger als 6,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, gewährleisten.

9.2.3 Für Lichteintrittsflächen in geneigten Bauteilen (z.B. Dachflächenfenster) gelten die Bestimmungen der Punkte 9.2.1 und 9.2.2 sinngemäß.

9.3 Beleuchtung

Alle Räume und allgemein zugänglichen Bereiche in Bauwerken müssen ihrem Verwendungszweck entsprechend beleuchtbar sein.

10 Lüftung und Beheizung

10.1 Lüftung

10.1.1 Aufenthaltsräume und Sanitärräume müssen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ausreichend gelüftet werden können. Davon kann ganz oder teilweise abgesehen werden, wenn eine mechanische Lüftung vorhanden ist, die eine für den Verwendungszweck ausreichende Luftwechselrate zulässt. Die Lüftung von Aufenthaltsräumen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ist ebenfalls gewährleistet, wenn vor diese verglaste Loggien oder Wintergärten vorgesetzt sind, welche der jeweiligen Wohn- und Betriebseinheit zugeordnet sind und über öffenbare Fenster, Türen und dergleichen verfügen. Bei sonstigen innen liegenden Räumen, ausgenommen Gänge, ist für eine Lüftungsmöglichkeit zu sorgen.

10.1.2 In Räumen, deren Verwendungszweck eine erhebliche Erhöhung der Luftfeuchtigkeit erwarten lässt (insbesondere in Küchen, Bädern, Nassräumen etc.), ist eine natürliche oder mechanische Be- oder Entlüftung einzurichten.

10.1.3 Bei der Aufstellung von Feuerstätten ist darauf zu achten, dass die entsprechend der Auslegung benötigte Luftmenge zuströmen kann. Heizräume für raumluftabhängige Feuerungsanlagen müssen über eine Zuluftführung aus dem Freien verfügen, wobei eine Mindestquerschnittsfläche von 400 cm² netto nicht unterschritten werden darf:
- bei Feuerstätten für gasförmige Brennstoffe mit atmosphärischem Brenner sowie Feuerstätten für feste Brennstoffe: 4 cm² pro kW Nennwärmeleistung,
- bei sonstigen Feuerstätten: 2 cm² pro kW Nennwärmeleistung.

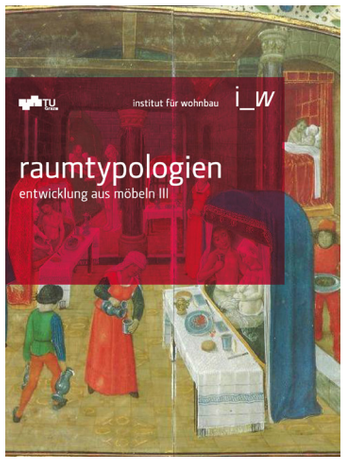
10.1.4 Bei sonstigen Aufstellungsräumen kann die Verbrennungsluftzufuhr auch aus anderen Räumen erfolgen, wenn nachweislich beim Betrieb aller mechanischen und natürlichen Be- und Entlüftungsanlagen ausreichende Verbrennungsluft nachströmen kann.

10.2 Beheizung

Aufenthaltsräume und Bäder müssen derart beheizbar sein, dass eine für den Verwendungszweck ausreichende Raumtemperatur erreicht werden kann. Ausgenommen davon sind Aufenthaltsräume, deren Verwendungszweck eine Beheizung ausschließt, oder die nicht für eine Benutzung in der Heizperiode gedacht sind.

bad, priveé

raumtypologien, entwicklung aus möbeln III



das bad in der menge

mit dem an das gymnasion angeschlossene hellenistische bad, aber vor allem mit den römischen thermen (gr. thermos, *„warm"*) beginnt in europa die entwicklung der kultur der öffentlichen bäder. die zu reinigung, regeneration und pflege errichteten gebäude waren zudem relevante orte des sogenannten öffentlichen raums[1] und des sozialen lebens.

bauweise (aussergewöhnliche kuppel- und tonnengewölbe, hypokausten - wand- und bodenheizung) und materialien zeigen den hohen stellenwert der thermen, die von der obrigkeit finanziert und aufgrund der geringen kosten für alle zugänglich waren: die diocletiansthermen (300n. chr) boten platz für bis zu 3000 badegäste. die typische raumfolge besteht aus apodypterium (umkleideraum), caldarium (heißbaderaum mit heißwasserbecken), mit wannenbädern in den apsiden; tepidarium (warmbad) sowie frigidarium (kaltbaderaum) mit dem kaltwasserbecken; zusätzlich gab es palaestraen (sportstätten), teilweise große überdachte schwimmbecken (natatio). nur von männern benutzt wurde das laconicum oder sudatorium, ein schwitzbad mit trockener hitze. weitere zerstreuung bzw. regenerationsmöglichkeiten während des oft stundenlangen aufenthalts boten läden, bibliotheken, vortragssäle, parkanlagen und ärztliche praxisräume.

im oströmischen reich lebt diese badkultur variiert durch islamische einflüsse fort; das hamam fügt zur hygienischen & geistigregenerativen funktion eine religiöse komponente hinzu, die sportliche intention nimmt ab. in dieser islamischen - orientalischen tradition hat das wannenbad kaum bedeutung, (*„baden im eigenen schmutz"*); auf eine körperliche (grund-?)reinigung folgt das hamam-typische ausgiebige schwitzbad.

im westeuropäischen raum war die (bade-)kultur der thermen mit dem niedergang des römischen reichs der zeit der völkerwanderung dagegen verloren gegangen, kehrte aber während des 16. und 17. jh. kehrte aufgrund der türkischen besatzung über umwege teilweise wieder zurück. so entwickelte sich budapest, wo es bereits im römischen aquincum 14 thermen gegeben hatte, auch infolge der medizinischen theorien der aufklärung zur größten kurstadt europas, mit über 120 heißen quellen, 21 bädern, davon 10 heilbäder. (rudas bad, 1550, kiraly-bad, 1565;) ab dem 12.jahrhundert florierten in mitteleuropa öffentliche badestuben, schwitzbäder für entspannung, hygiene, essen, trinken, sowie erotische unternehmungen. zeitgenössische beschreibungen sprechen von orten *„begeisterter promiskuität"*, andere aber auch von einem (paradisischen?) zustand unschuldiger nacktheit. ein wichtiger bestandteil dieser bäder war körperpflege: massage, haarschnitt, enthaarungen, rasuren, zähneziehen

[1] hier als gegenstück zu den „privaten" innenräumen der häuser

und aderlass gehörten zu den pflichten des baders oder barbiers. um 1500 wurden diese mit rutenbündeln gekennzeichneten badehäuser (vgl. die russische *„banja“*) allerdings nach und nach verboten (kirchlicher nachdruck - sich änderndes scham- und körpergefühl?). zusätzlich wurde auch mit der gefahr von im warmen wasser lauernden seuchen (syphilis, pest) argumentiert, die angst vor miasmen (giftigen dämpfen) bedeutete das ende der dampfbäder.

das bad im fluss

für die grosse mehrheit war das baden in badehäusern nicht leistbar, und man badete im/am fluss. tatsächlich waren flüsse essentiell für das sehr labile ökosystem der mittelalterlichen siedlungen und städte, wasser wurde aus brunnen und von umherziehenden wasserverkäufern bezogen. teils weil es gefährlich war, teils weil gängige sittenbilder durch die nacktheit der badenden in gefahr waren, war das bad nur an gewissen orten (flussbäder, badeschiffe) unter gewissen regeln (geschlechtertrennung!) gestattet. das bad am fluss, das zumindest im rückblick oder sogar schon in den zeitgenössischen darstellungen romantisch verklärt erscheint, kehrt im rousseauschen naturkult als wichtiges bild zurück.

das bad als medizin

ende des 17.jahrhunderts, mit dem einsetzen der aufklärung, erlebt das mittlerweile verfemte bad eine renaissance als heilmittel (z.b. dampfbäder in kräutergärten). pfarrer sebastian kneipp erfindet seine kur, in bath, bareges, budapest oder baden baden geniesst man heilbäder, und in einer zeitschrift von 1801 liest man: *„man wasche sich täglich mit frischem wasser den ganzen körper, und reibe die haut stark, wodurch sie äusserlich viel leben und gangbarkeit erhalte. man bade jahraus jahrein jede woche wenigstens einmal in lauem wasser, wozu sehr nützlich noch eine abkochung von 5 bis 6 lot seife gemischt werden.“* [2]

das bad als kommunales anliegen

die der aufklärung geschuldete naturwissenschaftliche sichtweise bewirkte zunächst in den herrschenden schicht ein umdenken in punkto hygiene: *„die medizinische revolution setzte (...) gesundheit an die stelle der moral. (...) unreinheit bedeutete nun schmutzige haut, nicht eine befleckte seele.“* [3]

mediziner und sozialreformer plädierten im hinblick auf eine hygienische erziehung des volkes (public health) für die errichtung von niederschwelligen öffentlichen badeanstalten durch die Kommunen. vor allem in den industrialisierten großstädten wurden infolge im 19. jh. *„volksdouchebäder“* (in österreich *„tröpferlbäder“* aufgrund der oft unzureichenden wasserversorgung) mit duschen, wannenbädern oder schwitzbädern eingerichtet. teurer war der besuch der

[2] eva b. ottillinger: intime zeugen, vom waschtisch zum badezimmer, wien u.a. 2011, 46

[3] richard sennet: Fleisch und Stein, berlin suhrkamp 1997, 321

neuen schwimmbäder in gemauerten becken, die als *„hallenbäder“* der körperlichen ertüchtigung dienen.

das bad als privatsache

bereits in minoischer zeit können wannenbad, wasserleitungen, private toiletten (wasserklosetts!) und kanalisierung nachgewiesen werden – gehörten aber weder damals noch bis ins 19. jh jemals zur grundausstattung der breiten masse der wohnungen. die zugleich der repräsentation dienenden errungenschaften eines privatbades waren vielmehr der herrschenden schicht vorbehalten, so waren auch in schlössern grosszügige baderäume mit fix eingebauten gerätschaften nicht unüblich.

für die körperpflege innerhalb einer wohnung standen bis ins 19. jh. waschtisch, waschkrug, bottiche zur verfügung, bürgerliche häuser verfügten manchmal über eine *„badekammer“*, ein einzeln stehendes isoliertes gebäude abseits des hauses im garten. in den gründerzeitlichen arbeitermietshäuser gab es eine wasserentnahmestelle (bassena) pro geschoss am stiegenpodest, und am gang waren auch die wc anlagen untergebracht (strangökonomie!). im gemeindewohnbau gab es zwar gemeinschaftsbadeanlagen, aber im massenwohnbau um 1900 war kein *„privates“* bad vorgesehen (tessenow: arbeiterreihenhäuser 1909, loos: siedlungshäuser friedensstadt 1921, frank:siedlung hoffigergasse, 1921, schütte-lihotzky: kernhaus-projekt 1923).

im raum frankfurt wurden ab dem beginn des 20. jahrhunderts in einigen fällen in der küche oder im schlafzimmer mit schiebewänden oder vorhängen abgetrennte nischen mit badewannen eingebaut (*„frankfurter bad“*). in der bauhaussiedlung dessau törten (gropius, 1926-1928) werden bad und küche zusammengelegt, das wc ist hinter dem stall. im gemeindebau von anton brenner 1924-1925 (*„wohnmaschine“*) sind wc und dusche in einem raum zusammengefasst. muthesius hatte bereits 1917 in seinen reihenhaus-entwürfen bad und wc im obergeschoß neben den schlafzimmern angeordnet. richard buckminster fuller entwickelt ab den 1930er jahren vorgefertigte bad- und wc-einheiten aus metall, die er später noch um eine küchen, heizungs- und beleuchtungseinheit zu einer tranportablen einheit ergänzt. entscheidende entwicklungsschübe bezüglich neuesten technischen komforts liefern die großen us-amerikanischen hotels (beispiel statler hotel buffalo, 1908): im endeffekt stehen unsere gegenwärtigen, standardisierten baderäume typologisch noch immer unter diesem einfluss.

toiletten_sanitäre einrichtungen zur aufnahme von körperausscheidungen bzw. deren verortung

toilette (französisch toile, toilette: tuch bzw. kleines tuch), lokus (lat. locus necessitatis *„ort der notdurft“*), latrine (lat. lavare *„sich baden/ waschen“*), privé

(franz. privé *„vertraulich, privat“*), retirade (lat.- ital.-franz. *„ort des rückzugs“*), abtritt (eine variante des austretens), klosett (engl. closet, schmaler und abgschlossener raum), abort (lat. aboriri, entschwinden)....[4] selbst der kaiserliche (mobile) toilettenstuhl, den ludwig xiv während seiner audienzen be-nutzte, verband sich mit dem statussymbol sessel, und der ausdruck thron für wc ist in den volkstümlichen sprachgebrauch eingegangen. all diese euphemismen spiegeln das (durch die jahre gewachsene) schamgefühl und die tabuisierung dieses intimen themas.

moderne öffentliche toiletten galten lange zeit als erfindung der briten aus der mitte des 19. jh. (erste öffentliche toilette mit wasserspülung 1851, erstes wc mit geruchsverschluss durch das doppelt gebogene abflussrohr 1775), latrinen sind aber u.a. bereits aus dem jahr 2800 v.u.z. aus mesopotamien bekannt. die römer nutzten ihre großen öffentlichen latrinen sinngemäß zum geschäftemachen und tratschen (*„stilles“* örtchen?), kaiser vespasian erhob eigene latrinensteuern. im ma ging das wissen um wasserversorgung und kanalisation verloren, und die einstmals vielfältige kulturelle einbindung der öffentlichen toiletten wurde durch das zunehmende schamgefühl zu einer einzigen unaussprechlichkeit. anstatt künstliche kanäle anzulegen, nutzte man natürliche bachläufe, über denen man abtrittserker errichtete; eine kanalisation der städte erfolgte erst im laufe des 19., teilweise 20. jahrhunderts. hinter der einrichtung von öffentlichen toiletteanlagen (*„cafe achteck“*, berlin) in der ersten hälfte des 19. jahrhunderts stand der wunsch nach einer zunehmenden hygienisierung der industriestädte.

toiletten im kontext von wohnhäusern – privat, im privaten...

„im durchschnittlichen römischen zuhause ging es eher schlicht zu. dort bestand das toilettensystem aus einem fass im flur des erdgeschosses, in das die bewohner der mehrstöckigen mietskasernen den inhalt ihrer nachttöpfe verfrachteten (außer sie waren es leid, jedes mal vom sechsten stock hinunterzulaufen, dann kippten sie einfach alles aus dem fenster, wie der satiriker juvenal berichtet).“[5]

im ma entleerte man sich dort, wo es gerade nötig war. die wcs der gründerzeit lagen abseits der wohnräume und ragten zum teil auch aus der hausflucht hervor. nach 1900 gab es zwei konträre paradigmen hinsichtlich der positionierung der toiletten: bei siedlungshäusern, die zum teil einen garten zur selbstversorgung hatten (menschliche fäkalien als dünger – siehe leberecht migges metroclo!), sollte das wc weitab von wohnräumen, in der nähe von wirtschaftsräumen oder ställen, liegen. als zukunftsweisend sollte sich jedoch bei stärker urban geprägten wohnkonzepten die *„bequeme“* lage nahe der schlafzimmer erweisen.

[4] vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Toilette [22.04.2013]

[5] peter kasza: das große latrinum: 155 jahre öffentliche toilette, in: tagesspiegel.de, 22.06.2007

literaturliste

raumtypologien, entwicklung aus möbeln III | bad, privee

text

giedion, sigfried: „geschichte des bades“.
ottillinger, eva: „b.: intime zeugen. vom waschtisch zum badezimmer“.
kiby, ulrika: „bäder und badekultur in orient und okzident, antike bis spätbarock“.
werner, jörg: „anpassbarer wohnbau, das klassische japanische wohnhaus“.
schmist, f. dirlmeier: „u: wohnen, kochen, essen, schlafen, in: dirlmeier, ulf. (hg): geschichte des wohnens 2“.
dickmann, jens-arne: „ das bad als geselliger ort..in: geschichte des wohnens 1“.
giedion, sigfried: „die herrschaft der mechanisierung“.
backelsberger, christoph: „plädoyer für eine befreiung des wohnens aus den zwängen sinnloser perfektion“.
kazca, peter: „das große latrinum, 155 jahre öffentliche toilette,...in: tagesspiegel“.
kuhlmann, dörte: „raum, macht, differenz“.
novy, k., förster: „w.: einfach bauen. genossenschaftliche selbsthilfe nach der jahrhundertwende“.
tanizaki, junichiro: „lob des schattens“.
vogt, werner: „alte voralberger heilbäder“.

gesetze, normen, richtlinien

steiermärkisches baugesetz, 2020.
landesgesetzblatt für wien, 1996.
landesgesetzblatt für wien, 1976.
landesgesetzblatt für wien, 1930.
oib richtlinien, 2019.
önorm b 1600, 2017.

ist es das islamische Bad, dessen Wert erkannt wird; auch das Dampfbad im Haus, das von ungefähr 1830 an durch das ganze Jahrhundert propagiert wird, die Dusche, das Sonnenbad tauchen nebeneinander und nacheinander auf. Lange und unentschieden ging der Kampf hin und her, welcher Typus sich endgültig durchsetzen würde, bis schließlich das Wannenbad eindeutig Sieger blieb.

Der heutige Typ des Bades, das Wannenbad, ist eine Mechanisierung des primitivsten Typs. Es gehört in das Gebiet der äußeren Abwaschung. Die Badewanne wird als erweiterte Waschschüssel aufgefaßt. Allerdings hat keine frühere Zeit das Bad so selbstverständlich als zum Schlafzimmer gehörig betrachtet wie die unsere. Jeder seiner Bestandteile ist das Ergebnis einer langwierigen Mechanisierung, und so ist es zu erklären, daß das Badezimmer mit fließendem Wasser erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufkam und erst in der Zeit der Vollmechanisierung, zwischen den beiden Weltkriegen, zur Selbstverständlichkeit wurde. Das ändert nichts an der Tatsache, daß das Wannenbad ein primitiver Typ ist, wie er etwa in Kreta um 1800 bis 1450 v. Chr. zu finden ist, ehe das griechische Gymnasion entstand.

In der Glanzzeit des letzten Matriarchats, in der minoischen Kulturepoche, finden sich Wannenbad, Kanalisierung und Wasserklosett. Dank der unermüdlichen Ausgrabungsarbeiten von Arthur Evans haben wir bessere Einsicht in diese Frühperiode als etwa in die Entwicklung des griechischen Gymnasion. Die bemalte Wanne aus gebranntem Ton, die Evans im Palast von Knossos auf Kreta wieder zusammensetzte und die im Gemach der Königin stand[2], belehrt uns, daß dieser Typ des Bades, wie viele andere minoische Gebräuche um 1250 v. Chr. von den Griechen der mykenischen Periode übernommen wurde. Jene kretische Wanne in ihren bescheidenen Dimensionen entspricht der Beschreibung des mykenischen Bades, wie die homerischen Helden es benutzten. Wenn Homer rückblikkend (um 800 v. Chr.) ausführlich die Badezeremonie beschreibt, wird das Bad immer als Mittel »gegen geistentkräftende Arbeit«[3] bezeichnet. Entspannung, nicht Reinigung steht hier im Vordergrund.

Auch Meerbäder wurden aus dem gleichen Grund genommen. Dieses Ziel, Entspannung, ist grundlegend für die Auffassung der Antike. Im frührömischen Haus – wie dem des älteren Scipio – lag das Wannenbad im Erdgeschoß, wo Warmwasserheizung und Kanalisierung verbunden waren. Etwas wehmütig moralisierend beschreibt Seneca – aus der Zeit Neros zurückblickend – in seinen Episteln die einfache Lebensweise und das festungsähnliche Haus des Scipio, dessen Lichtöffnungen so schmal waren, daß das Bad nahezu im Dunkeln lag.

Als die Thermen im ersten vorchristlichen Jahrhundert öffentliche Einrichtungen werden, verliert das isolierte Wannenbad seine Bedeutung. Ungeheure Marmorwannen und eingebaute Bassins mit kaltem und warmem Wasser standen in

ten unterbrochen wurden. Auszüge davon wurden gelegentlich einer Ausstellung *Das Bad im Kulturganzen* in *Wegleitung des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich,* Nr. 125 (Zürich, 1935) und in »Das Bad als Kulturmaß« in *Schweizerische Bauzeitung* Zürich, Juli 1935, veröffentlicht.

2 Arthur Evans, *The Palace of Minos at Knossos,* London, 1921-35, 4 Bde., Bd. 3, S. 385, Abb. 256.

3 *Odyssee,* X, 358ff.

den Heißlufträumen römischer Bäder. Die islamische Kultur hat das Wannenbad nie angenommen. Der Orientale empfand es als unappetitlich, in seinem eigenen Schmutz zu baden.

Regeneration in der Antike

Das griechische Bad kann nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden, in dem es seinen Sinn erhielt. Es ist untrennbar mit dem Gymnasion, dem erzieherischen Mittelpunkt der Hellenen, verknüpft[4]. Das griechische Baden war sehr einfach und bestand in der Hauptsache aus kalten Duschen, Übergießungen, Abwaschungen. Der Marmortrog mit fließendem Wasser oder die einfachen Vertiefungen für Fußbäder, wie sie sich aus hellenistischer Zeit im Gymnasion von Priene erhalten haben, zeigen zugleich die Simplizität des Vorgangs und sein Eingeflochtensein in einen umfassenderen Plan. Das Bad ist im Gymnasion nur ein Glied. Es hat seinen Platz zwischen den gymnastischen Spielen, dem Fünfkampf in der Palästra und den philosophischen Diskussionen im Halbrund der Exedra. Es steht auf der Scheide zwischen höchster körperlicher Anspannung und kontemplativer Forschung. Zu keiner anderen Zeit wurde es organischer in die menschliche Regeneration eingegliedert als damals.

Die römischen Thermen sind ihrem Typ nach technifizierte Gymnasien. Sie weisen nahezu dieselben Bestandteile auf wie die griechischen Einrichtungen, der Akzent hat sich aber verlagert, und sie sind ins Ungeheure vergrößert. Dies geschieht im ersten vorchristlichen Jahrhundert. Herodots immer wieder angeführte Bemerkung[5], daß die Griechen seiner Zeit, des fünften Jahrhunderts, glühendes Eisen oder heiße Steine zur Dampferzeugung benutzten, wie später das Mittelalter, deutet höchstens auf einen Beginn. Aber wie die Entwicklung vom fünften bis zum ersten vorchristlichen Jahrhundert auf griechischem, kleinasiatischem und ägyptischem Boden verläuft, darüber liegt noch auf weiten Strecken Dunkel.

Im Nildelta bei Alexandrien deckte der Archäologe Breccia[6] die Überreste eines Bades auf, das aus zwei kreisförmigen Bauten bestand, die wie er annahm, verschieden hoch erwärmt wurden. Diese kreisrunden Räume erscheinen unter dem Namen »Laconicum« als der heißeste Raum in den römischen Thermen. Es würde uns nicht wundernehmen, wenn der italienische Archäologe auf die Dauer mit seiner Datierung Recht behielte, diese Bäder in ptolemäische Zeit zu setzen[7]. Das Alexandrien des dritten vorchristlichen Jahrhunderts war die direkte Pflanzstätte

4 Man benutzte zur Zeit der Gymnasien Wannenbäder im Haus. Aber das Privatbad in Griechenland ist von geringerer Bedeutung.

5 C. Daremberg E. Saglio, *Dictionnaire des antiquités grcques et romaines,* 5 Bde., Paris, 1877-1919, Bd. 1, 1881, S. 649: Balneum.

6 E. Breccia, »Di alcuni bagni nei dinterni d'Alessandria«, *Bulletin de la Société Archéologique de l'Alexandrie,* Nr. 18, N.F., Bd. 5, erste Lieferung, S. 142-149.

7 Außerdem steht urkundlich fest, daß es im Ägypten des dritten vorchristlichen Jahrhunderts überall öffentliche Bäder gegeben hat. Vgl. A. Calderini, »Bagni publici nell' Egitto greco-romano«, *Rendinconti del Reale Instituto Lombardo di Scienze e Lettere,* Bd. 52 (1919), Lieferung 9-11, S. 297-331.

Troja seine Tochter Iphigenie opfern ließ, um die Göttin Artemis für die Überfahrt nach Ionien günstig zu stimmen, im Bade ermordet.[5]

Auch Homer berichtete in der »Odyssee« an mehreren Stellen von diesen Badegewohnheiten. Im dritten Gesang hören wir, wie Telemach auf der Suche nach seinem Vater Odysseus bei Nestor gastlich aufgenommen wurde:

»Den Telemachos badete dann Polykaste, die schöne,
Nestors spätgeborene Tochter, des Neleiaden.
Als sie darauf nach dem Bad ihn gesalbt mit dem glänzenden Öle,
Und ihn wohl gehüllt mit prächtigem Mantel und Leibrock,
Stieg er aus dem Bad, an Gestalt Unsterblichen ähnlich,
Ging und setzte sich hin bei Nestor, dem Hirten der Völker.«[6]

Im zehnten Gesang wurde dann detailreich beschrieben, wie die Zauberin Kirke für den weitgereisten Odysseus durch ihre Dienerin ein Bad bereiten ließ, bevor sie ihn zu Tisch bat:

»Aber die vierte Magd trug Wasser und zündete Feuer
Unter dem großen Dreifuß an, das Wasser zu wärmen.
Und nachdem das Wasser gekocht im blinkenden Erze,
Setzte sie mich in das Bad und goss aus dem mächtigen Dreifuß,
Lieblich gemischtes Wasser mir über das Haupt und die Schultern,
Bis sie die Glieder erlöst von herzergreifender Mattheit.
Da sie mich aber gebadet und mich gesalbt mit dem Öle,
Gab sie mir um den prächtigen Mantel über den Leibrock,
Und dann führte sie mich ins Gemach zum silberbeschlagenen
Schön künstlichen Sitz, mit fußstützenden Schemel.
Eine Dienerin brachte in schöner goldener Kanne
Wasser und netzte über dem silbernen Becken zum Waschen
Mir die Hände und stellte vor mich den geglätteten Tisch hin.«[7]

Gebadet wurde in warmem Wasser, danach wurde die Haut mit Salbölen eingecremt. Zum Händewaschen bei der Tafel dienten eine Wasserkanne und ein Wasserbecken.

Diese Annehmlichkeit war nicht nur auf fürstliche Paläste beschränkt oder Helden nach abenteuerlichen Reisen vorbehalten, auch in Wohnhäusern gab es Bade- bzw. Waschräume, die häufig neben der Küche lagen. Dort befanden sich eine Sitzwanne aus Terrakotta und ein von einer Säule getragenes Waschbecken (louterion, von: loutein – waschen) aus Bronze, Terrakotta oder Marmor.[8] Das Vasenbild eines Kraters in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien zeigt junge Frauen, die sich bei einem solchen Becken waschen. Die rot-figurige Vasenmalerei aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. lässt deutlich erkennen, dass zur Körperpflege ein metallenes Schabeisen (strigilis) und Salböl Verwendung fanden, das in einer kleinen Flasche aufbewahrt wurde (FT 1).

Neben diesen privaten Bädern entwickelten sich in den Sportstätten auch öffentliche Badeeinrichtungen. In den Palästren und Gymnasien gab es zunächst Waschräume, wo sich die Knaben und Männer nach Übungen Öl und Sand abwaschen konnten.[9] Im 5. Jahrhundert entstanden, wie etwa in Olympia, Schwimmbecken mit angeschlossenen Massage- und Ruheräumen.[10] Diese Schwimm- und Badeeinrichtungen waren zunächst Kaltbäder, die zur Abhärtung dienen sollten, da ein warmes Bad – so Platon in den »Nomoi« – nur Alten und Kranken vorbehalten sein sollte. Der Arzt Hippokrates (460–377 v. Chr.) verschrieb Schwitzbäder und Thermalbäder für vielfältige Heilanwendungen.[11] Im 4. Jahrhundert entwickelten sich neue Heizungssysteme, die es ermöglichten, Badeanlagen auch in den kälteren Wintermonaten entsprechend zu beheizen.[12] In den griechischen Städten gab es auch unabhängig von Sportstätten öffentliche Badeeinrichtungen. Eine solche Badestube (balaneion) verfügte über einen Raum mit Badewannen und über einen Salbraum.[13] Von Griechenland aus verbreiteten sich die öffentlichen Badestuben in der gesamten hellenistischen Welt. Das Baden-Gehen gehörte, wie die von Vitruv überlieferte Geschichte des Archimedes von Syrakus (287–212 v. Chr.) zeigt, zu den alltäglichen Verrichtungen. Hieron der Jüngere von Syrakus hatte den Mathematiker beauftragt zu überprüfen, ob ein goldener Kranz, der als Weihegabe dienen sollte, tatsächlich zur Gänze aus Gold angefertigt worden oder ob Silber beigemengt worden war. »Während dieser darüber nachdachte, ging er zufällig in eine Badestube und, als er dort in die Badewanne stieg, bemerkte er, dass ebenso viel wie er von seinem Körper in die Wanne eintauchte, an Wasser aus der Wanne herausfloss. Weil [dieser Vorgang] einen Weg für die Lösung der Aufgabe gezeigt hatte, hielt er sich daher nicht weiter auf, sondern sprang voller Freude aus der Badewanne, lief nackend nach Hause und rief mit lauter Stimme, er habe das gefunden, was er suche. Laufend rief er nämlich immer wieder griechisch: »Heureka!« – »Ich hab's gefunden!«[14]

Der römische Architekturtheoretiker Vitruv (um 70/60–um 10 v. Chr.) gab in seinem um 22 v. Chr. verfassten Traktat »De architectura libri decem« (Zehn Bücher über Architektur) auch einen Einblick in die Badearchitektur im Rom der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Voraussetzung für die Thermen und öffentlichen Latrinenanlagen war eine komplexe kommunale Infrastruktur, die von Wasserleitungen bis zu Kanalsystemen reichte und die sukzessive im gesamten römischen Imperium Verbreitung fand. In Rom gab es bereits um 300 v. Chr. die erste große Wasserleitung, die Aqua Appia. So überrascht es nicht, dass Vitruv das achte Buch seines Architekturtraktates zur Gänze dem Wasser gewidmet hat. Das sechste Kapitel dieses Buches hat die »Anlage einer Wasserleitung, Graben von Brunnen und Zisternen« zum Thema und enthält detaillierte Informationen über gemauerte Wasserrinnen sowie Blei- und Tonröhren.[15]

Im fünften Buch, das den öffentlichen Bauten gewidmet ist, beschäftigte sich Vitruv neben der Markt-Basilika und dem Theater auch mit der Anlage von Bädern. Er empfahl einen möglichst warmen Bauplatz, der nicht nach Norden ausgerichtet sein sollte und Licht möglichst von Südwesten erhalten sollte, »weil die Badezeit vornehmlich von Mittag bis Abend festgesetzt ist«.[16] Die Gebäude sollten mittels Fußbodenheizung (suspensura) erwärmt werden und es sollten drei Wasserkessel für kaltes, lauwarmes und heißes Wasser vorhanden sein.[17] Dementsprechend verfügten die römischen Thermenanlagen über eine Abfolge von Räumen mit unterschiedlichen Temperaturen: Nach dem Umkleideraum (apodyterium) betrat man zu Beginn den Kaltbaderaum (frigitarium), wo sich die Besucher zunächst reinigten und später abkühlen konnten. Es folgte ein mäßig erwärmter Baderaum (tepidarium) mit Ruhebänken und Wasserbecken und das eigentliche Warmbad (caldarium) sowie ein Schwitzraum mit trockener Hitze (laconicum) bzw. ein Dampfbad (sudatorium).[18]

Der Badebesuch diente nicht ausschließlich der Körperhygiene, sondern war eine gemeinschaftliche und lustbetonte Angelegenheit. Der römische Autor Petronius (um 14–66 n. Chr.) schilderte im Schelmenroman »Satyricon« das gemeinsame Baden als Teil eines sorglosen Luxuslebens folgendermaßen: »Wir gingen daher ins Innere des Bades, ließen uns durch die Hitze in Schweiß bringen und gingen dann eilig unter die kalte Dusche. Trimalichio hatte sich bereits mit Salböl übergießen lassen und wurde abgetrocknet – nicht mit Leinentüchern, sondern mit Überwürfen aus ganz weicher Wolle. Inzwischen tranken drei Masseure vor seinen Augen Falnerwein: als sie sich rauften und dabei den meisten Wein verschütteten, sagte Trimalchio: ›Die trinken auf mein Wohl.‹ Dann ließ er sich in einen scharlachroten Schlafrock aus Flausch wickeln und in die Sänfte setzen.«[19] Im Sinne dieses Lebensgefühls war auf einem römischen Grabstein zu lesen, dass die Bäder, der Wein und die Liebe zwar den Körper verderben, aber das Leben ausmachen würden; die Inschrift lautet: »Balnea, vina, Venus corrumperunt corporem, sed vitam feciunt.«[20]

Badeanlagen gab es in großen Villen. Die öffentlichen Bäder wurden von der öffentlichen Hand oder von privaten Investoren betrieben. Männer und Frauen benutzten die Bäder zu unterschiedlichen Zeiten, größere Badeanlagen verfügten über nach Geschlechtern getrennte Bereiche.

Die Stabianer Therme in Pompeji aus der Zeit um 140 v. Chr. gehört zu den ältesten erhaltenen Thermenanlagen. Die Therme war mit einer Palästra

nen Formen von prähistorischen Zeiten bis heute, nach Rußland, Finnland und in den Nahen Osten kontinuierlich fortgesetzt.

Einzig die abendländische Kultur seit der Gegenreformation hat dieses Mittel von tiefgreifender Wiederherstellung des menschlichen Organismus von der Liste seiner Institutionen gestrichen.

Regeneration im Islam

Die Entwicklung nahm eine neue Wende, als der Islam in Kleinasien zuerst auf römische Thermen stieß. Er griff sie auf und assimilierte sie. Dabei entwickelte er das Schema der oströmischen Thermen, die er in Syrien vorfand, seinen eigenen Bedürfnissen entsprechend weiter. Die weisen Kalifen entschädigten so ihre Völker für die Freuden der Trunkenheit, die ihnen von ihrem Glauben verboten waren.

Was unterscheidet den *hammam*[13], das Bad des Islam, von dem römischen Bad[14]?

Die Palästra mit ihren gymnastischen Spielen verschwindet, ebenso das Schwimmbassin des Frigidariums und mit ihnen die Einrichtungen für geistige Übungen, die griechische Exedra oder die römische Bibliothek. An die Stelle des lichtdurchfluteten Tepidariums mit seinen hohen Thermenfenstern treten, je mehr der Islam seinen eigenen architektonischen Ausdruck findet, halbdunkle Kuppelgewölbe mit spärlichen, oft bunten Glasaugen oder Stalaktitenkuppeln in den kleineren Räumen. Dämmriges Licht, Ruhe, Abgeschlossenheit von der Außenwelt werden bevorzugt. In dem Raum der dämmrigen Kuppeln sammeln sich, wie es heißt, die Djinns, die Geister. An die Stelle der aktiven Haltung des Badenden in der Antike tritt die passive Ruhe des Orientalen. Anstelle der athletischen Spiele entwickelt sich eine raffinierte Technik des Gliederlockerns oder -knackens und eine besonders eindringliche Seifenmassage. An die Stelle der griechischen Exedra treten Ruhelager. Auf den Emporen des Ruheraums spielen Musikanten. Die Bauten werden kleiner und meistens unscheinbarer. Die technische Ausstattung wird einfacher und die Hypokausten beschränken sich auf die Wandfliesen, und unter dem Boden des warmen Flügels laufen heiße Luftröhren.

Der Kern der römischen Thermen, die Folge von abgestuften Heißlufträumen, wird beibehalten. Aber das Gleichgewicht des ganzen Organismus hat sich verschoben.

13 *Hammam,* eigentlich »Wärmespender«. Das Wort hat seine Wurzel in dem arabischen *hamma,* heizen, und dem hebräischen *Hamam,* warm sein. Vgl. Edmond Pauty, *Les Hammams du Caire,* Le Caire, 1933, S. 1 (Institut Français d'Archéologie Oriental du Caire; *Mémoires,* Bd. 64).

14 Die verschiedenen Phasen des islamischen Bades, besonders seine Ursprünge in Syrien werden in Monographien abgehandelt. Für Damaskus, siehe Ecochard und LeCœur, a.a.O., unentbehrlich wegen seiner genauen architektonischen Tafeln. Für Konstantinopel siehe Heinrich Glück, *Die Bäder Konstantinopels und ihre Stellung in der Geschichte des Morgen- und Abendlandes,* Wien, 1921; Karl Klinghardt, *Türkische Bäder,* Stuttgart, 1927. Einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung des Bades gibt es nicht. Ohne ein solches Werk ist wirkliche Einsicht kaum möglich.

In der Antike hatte der Entkleidungsraum (apodyterium) nur diesem einen Zweck zu dienen, während im Orient seine Bedeutung wächst: er wird zum Auskleide- und zum Ruheraum (maslak). In ihm hält sich der Badende zu Beginn und am Ende des Regenerationskreislaufs auf.

Der Schwerpunkt des römischen Bades war das Tepidarium, der lauwarme Raum. Für ihn wurde der größte Luxus, der größte Raum aufgewandt, und immer wieder haben die Tepidarien, wie etwa das in den Thermen des Caracalla oder Diokletian (Abb. 495b), die Architektenphantasie des neunzehnten Jahrhunderts zu Rekonstruktionen angeregt. Die Bedeutung des römischen Tepidariums dürfte zum Teil aus natürlichen Gründen zu erklären sein. Man betrat es, wenn man von den Übungen in der Palästra kam und der Körper sich bereits in einem Zustand angeregter Zirkulation befand. Die lauwarme Atmosphäre förderte die Entspannung, und die Drüsentätigkeit bedurfte keiner künstlichen Anregung. Im Hammam wird das Tepidarium zu einem Durchgang ohne Bedeutung. Dieser Niedergang des Tepidariums wird allgemein auf das wärmere Klima zurückgeführt, doch scheint diese Annahme nicht plausibel, denn in ganz Nordafrika behielten die römischen Bäder ihr Tepidarium.

Das Caldarium, der Heißluftraum, der in Rom nie gegen das Tepidarium aufkam, rückt nun in den Mittelpunkt (beit-al-harara). Kreuzförmig strahlen in der späteren Periode die Räume von ihm aus. In den römischen Caldarien standen große Marmorbecken mit warmem und kaltem Wasser, hier im *beit-al-harara,* nimmt die Mitte eine polygonale Bank ein, auf der das Gliederlockern und die Massage von einem Bediensteten besorgt wird, ein Vorgang, der sich in der römischen Palästra durch aktive Tätigkeit vollzog[15].

Der heißeste Raum, das Laconicum, hatte in Rom eine trockene Heißluftatmosphäre, denn unter seinem Boden strichen die Feuergase entlang. Im *hammam* verwandelt er sich in ein Dampfbad (maghtas), gleichzeitig der einzige Raum, in dessen Zentrum ein tiefes Wasserbecken eingelassen ist (Abb. 449). Es entspricht der Vorliebe der Orientalen für das Dampfbad, daß gewöhnlich zwei dieser *maghtas* mit verschieden hoher Temperatur vom *beit-al-harara* ausstrahlen.

In Stichworten sei der Badevorgang angegeben, wie er im Grundriß festgelegt ist (Abb. 446): Vom Entkleidungsraum (apodyterium, maslak) durch das auf einen Durchgang reduzierte Tepidarium zum kuppelgewölbten Heißluftraum (caldarium, beit-al-harara) mit Gliederlockern und speziellen Massagen, schließlich zu den Dampfbädern (maghtas) und anschließend Seifenmassage und Rückkehr in den *maslak* zum Ausruhen.

Das Schema, von dem der Islam ausging, fand er in den syrischen Thermen des dritten bis sechsten nachchristlichen Jahrhunderts[16]. In ihnen hat sich bereits je-

15 Eine knappe und bis heute klassische Beschreibung findet sich bei E. W. Lane, *Manners of the Modern Egyptians,* London, 1836; S. 346 in der Everyman Edition, London, 1923. Edward Lane (1801-1876) lebte 1825-28 und 1833 in Ägypten.

16 De Vogue, *Syrie Centrale, Edifices chrétiens et architecture civile du IVme au VIIme siècle,* S. 55-57. Pauty, a.a.O., S. 14ff.

Dieser Zug ist bei allen arabischen Eroberern überall spürbar: in Mesopotamien, in Ägypten oder auch in Syrien. Das Bad Kusair' Amra, unweit des Toten Meeres, steht isoliert in der Wüste, wie ein Hotel in der Gletscherzone. Die Eingangshalle – apodyterium, maslak – verwandelt sich in einen mit zarten Fresken geschmückten Gesellschaftsraum mit Empore, so verhältnismäßig bescheiden auch die Dimensionen sind. Die eigentlichen Baderäume dagegen verlieren an Bedeutung. Es herrscht eine unleugbare Intimität, eine Atmosphäre, die das islamische Bad auch später, als die Dimensionen zunahmen, nie verloren hat. Wie bei den syrischen Vorgängern sind die Räume hier nebeneinander aufgereiht. Das Bad des Kalifen in der Alhambra von Granada (vierzehntes Jahrhundert) zeigt noch diese Anordnung. Daneben entwickeln sich kreuzförmige Anlagen wie in den *hammams* von Kairo, in die wir durch die Arbeit eines französischen Archäologen und Architekten so genauen Einblick gewonnen haben[18]. In ihnen bildet der Kuppelraum (Abb. 447) des Caldariums (beit-al-harara) den architektonischen Mittelpunkt.

Anstelle der sportlichen und geistigen Bedeutung erhält die Regeneration im Islam eine *religiöse* Bedeutung. Der *hammam* wird als eine Ergänzung der Moschee aufgefaßt. Hier werden die großen Abwaschungen vollzogen[19]. Stiftung und Ausstattung von *hammams* wurden als religiöse Opfer betrachtet. Die Bäder waren auch den Armen zugänglich, und die Bezahlung lag im Ermessen des Badenden. »Ich will«, so drückt es ein Kalif in *Tausend und eine Nacht* aus, »es dem Badenden überlassen, die Bezahlung entsprechend seinem Rang vorzunehmen.«[20] Bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurden diese Gewohnheiten gewissenhaft beobachtet, denn der Obolus, der den Bad-Bediensteten gegeben wurde, galt als eine gottgefällige Tat. Der Wille, die Existenz der *hammams* zu fördern, zeigt sich im Islam an der Steuerfreiheit der Badediener.

Wie in der Antike war das Bad zugleich ein gesellschaftlicher Treffpunkt und für die Frauen der einzige Ort, den sie außerhalb des Hauses besuchen durften.

Noch 1933 findet Pauty in Kairo gegen fünfzig *hammams* aus dem zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und vereinzelt aus späteren Jahrhunderten. Darunter sind verschiedene, die im zwölften Jahrhundert – der Zeit der Nordportale der Kathedrale von Chartres – gebaut wurden, noch heute in Betrieb. Da alles Sportliche wegfällt, beanspruchen sie nur geringen Platz und stehen mit schmaler Front, als Haus unter Häusern, in der Straße. Nur das Eingangstor wird reicher behandelt und lenkt die Aufmerksamkeit auf sich wie etwa ein Wirtshausschild im achtzehnten Jahrhundert. Ein Blick auf die Karte eines Viertels von Kairo zeigt, daß die *hammams,* die jeweils der unmittelbaren Nachbarschaft dienten, so häufig waren wie Wirtschaften in einer europäischen Stadt (Abb. 448). Das mag wohl auch in Anbetracht des heißeren Klimas ein Vorteil gegenüber den Thermen

18 Pauty, a.a.O.
19 Ebd., S. 7.
20 Zitiert ebd., S. 7.

Roms gewesen sein, deren ungeheure Anlagen mit einem weiten Einzugsgebiet gerechnet haben müssen.

Wie die Thermen im römischen Reich, so wuchsen auch die *hammams* in allen Städten und Quartieren, in Dörfern und auf Landstraßen, soweit mohammedanischer Einfluß reichte. Länder, in denen Heizmaterial außerordentlich spärlich war, heizten mit Stroh-, Kuh- oder Kamelmist und, bis heute noch, mit dem Abfall der Quartiere – eine angenehme Art der Abfallbeseitigung.

Hammams standen im Balkan, in Persien, in Kleinasien, in Afrika von Ägypten bis Marokko und im maurischen Spanien. Cordoba soll zur Zeit seiner Blüte um das Jahr 1000 ungefähr 900 Bäder besessen haben[21]. Noch heute finden sich in Budapest verschiedene Bäder, deren heiße Schwefelquellen von Gewölben überspannt sind, die noch auf die türkische Zeit zurückgehen.

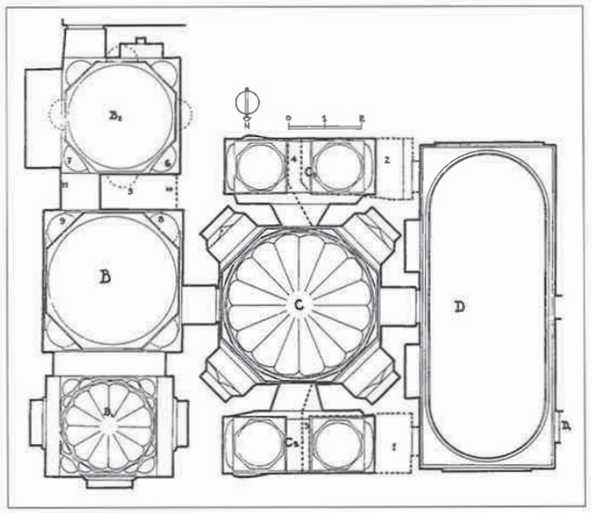
Zeitlich verläuft die blühendste Entwicklung des islamischen Bades ungefähr parallel mit der Entwicklung der Romanik und Gotik im Abendland. Es erreicht den Höhepunkt seiner Verfeinerung im fünfzehnten Jahrhundert. Mit anderen Worten: die Araber hatten seine Organisation zur Reife gebracht, als die nachkommenden Türken es übernahmen.

Mit dem erwachenden Interesse am Orient um 1830 werden die europäischen Reisenden auch auf das »türkische« Bad aufmerksam. Mehr als irgendein anderer hat der englische Diplomat David Urquhart seine menschliche Bedeutung erfaßt und träumte davon, es in den englischen Industriestädten der Jahrhundertmitte als Regenerationsmittel für alle Klassen der Bevölkerung einzuführen. Als Urquhardt dem *hammam* um 1830 zum ersten Mal in Griechenland begegnete, da stand er noch in der Gunst der wohlhabenden Schicht und in voller Blüte. Um 1850 konnte man seinen Verfall durch westliche Einflüsse voraussehen, obwohl es in den Wohnungen noch keine Badezimmer gab. Mit dem Vordringen des mechanisierten Bades in den Orient scheint der *hammam* endgültig untergegangen zu sein. Die wohlhabende Klientel ging verloren, und die *hammams* werden, wie Pauty berichtet, nur mehr von der armen Bevölkerung benutzt. Ihres Schmuckes, ihrer Teppiche und Mosaiken beraubt, sind die *hammams* in Schmutz versunken. Die wohlhabende Schicht hat unsere Lebensgewohnheiten angenommen und begnügt sich jetzt mit Badezimmern in ihren Wohnungen.

Das Dampfbad als soziale Institution

Das Bad in dampferfüllter Luft ist der einfachste und zugleich billigste Badetyp, mit dem eine tiefergehende Reinigung des Körpers erzielt werden kann. Die feuchte Hitze regt Haut- und Schweißdrüsen an und fördert die Ausscheidung von Schlacken. Alles, was zu diesem Typ Bad nötig ist, ist ein Haufen heißer Steine

21 Solche Angaben sind nicht nachprüfbar und haben sich an anderen Orten als übertrieben erwiesen.



29. Damaskus, Hammān al-Buzūrīya (zw. 1154 und 1171), Grundriß; B u. C = Baderäume u. Maqsura; D = Bait al-harara; D' = Tauchbecken

aufweist. Mitunter fehlt dieser Baderaum sogar ganz (seit dem 17. Jh. bis heute), so daß an das Apodyterium nur noch zwei Baderäume anschließen, das Bad also auf die für den Baderitus wesentlichen Räume reduziert ist[46] und damit den Grundrissen ägyptischer und türkischer Bäder gleicht.

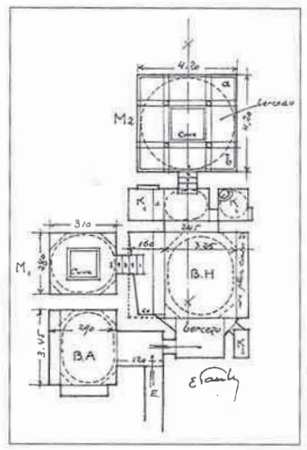
Kairo

Ein ganz anderer Typus bildete sich in Kairo heraus. Im 8. und 9. Jh. gab es hier die schon erwähnten »*Mausbäder*«, von denen auf ägyptischem Boden allerdings jegliche archäologische Spur fehlt (sieht man von dem frühchristlichen *Menasbad* ab). Die Bäder seit dem 13. Jh. präsentieren einen Grundrißaufbau, der weitgehend bis heute erhalten blieb. Er läßt sich bis in die Fatimidenzeit (969–1171) zurückverfolgen. Das *Hammām al-Afandī* ist nach Maqrīzī (15. Jh.) dieser frühen Zeit zuzurechnen. Trotz Renovierungsarbeiten im 14. Jh. hat es seine ursprüngliche Gestalt behalten.[47]

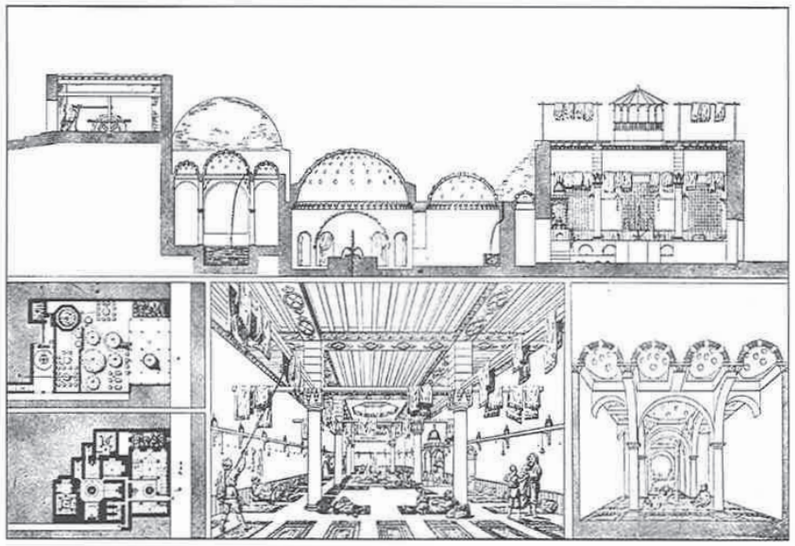
Typische Merkmale dieser ägyptischen Bäder sind folgende:
An den Auskleide- und Ruheraum – dieser Raum ist bei den frühen (bis ca. 14. Jh.) Bädern nicht mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten – schließen nur noch zwei Baderäume an, ein Warmraum und das Dampfbad. Der erste Raum ist klein und nicht für einen längeren Aufenthalt gedacht. Das Dampfbad besitzt einen oktogonalem Grundriß und bildet mit seinen vier Iwanen eine Kreuzform, ist also im Medresen-Typus angelegt. Große Seitenkammern mit Tauchbecken schließen entweder hinter den Iwanen an oder liegen in den Diagonalecken des zentralen Oktogons. Das Oktogon ist mit einer Pendentifkuppel überdeckt. Auch die Seitenräume werden von vielen kleinen aneinandergereihten Kuppeln überwölbt.

Die ägyptischen Bäder haben die *Hypokaustenheizung* bereits im 13. Jh. ganz aufgegeben. Nur heiße Dämpfe stehen zur Erhitzung der Räume zur Verfügung. Ob die in späterer Zeit umgewandelten oder restaurierten Bäder aus der Fatimidenzeit ursprünglich noch Hypokaustenheizung hatten, ist eher zweifelhaft, da man bislang keine Spuren davon finden konnte. Die Vermutung liegt nahe, daß man mit dem Übergang zur zweiteiligen Badeanlage, wovon ein Raum nur als Durchgangsraum diente, auf die aufwendige Hypokaustenheizung in den heißen Landstrichen verzichten konnte. Vielleicht ging man sogar zur auf zwei Baderäume reduzierten Anlage über, um mit einfacheren Heizsystemen auszukommen. Die Tubulierung der Wände ist – wie in allen übrigen islamischen Bädern seit dem Mittelalter – aufgegeben.

Das islamische Bad Ägyptens hat mit den Umayadenbädern nichts mehr gemein. Ihr Dampfbaderaum läßt sich dagegen von römisch-byzantinischen Bädern (Karthago-Antoniusthermen, Antiochia, Boṣra) ableiten. Das dort vorkommende überkuppelte Oktogon wird übernommen. Die Iwane entsprechen den Wannennischen römischer Caldarien.[48] Die Ausbildung weiterer Seitenräume ist z. B. im Caldarium von Antiochia bereits vorgeprägt. In den späträm. Antoniusthermen von Karthago schließen an das Oktogon des Caldariums seitlich weitere Baderäume (Sudatorien) an. Der kleine erste Baderaum ist vom Grundriß her nicht als eigenständig anzusehen.



30. Kairo, Hammān al-Afandi (11.Jh.), Grundriß



31. Darstellung eines ägyptischen Bades (Tambali) von innen, nach Edmond Pauty

Er wirkt wie einer der zahlreichen an den Dampfbaderaum anschließenden Badegemächer. Der Grundriß der Kairiner Bäder läßt sich als eine Reduzierung der spätrömischen Thermen auf das zum Auskleide- und Ruheraum umfunktionierte Frigidarium und das seiner Wanne beraubte Caldarium, das im Islam als Sudatorium dient, interpretieren. Ob das auf ägyptischem Boden errichtete islamische Bad jemals mehr als nur zwei Baderäume hatte, ist zu bezweifeln, denn schon Ibn Duqmaq hebt hervor, daß die Byzantiner drei Abteilungen hatten, das *Hammām al-Fa'r* sich dagegen sehr klein ausnehme. Die Betonung der drei Abteilungen läßt vermuten, daß die in islamischer Zeit entstandenen Bäder weniger hatten. Daß nur eine Abteilung – das Sudatorium – vorhanden war, ist unwahrscheinlich, da der Übergangsraum bei den hohen Temperaturunterschieden von Auskleide- und Baderaum notwendig war.

6. Baderäume und Badesitten in der islamischen Welt

Die Nomenklatur aus der römisch-antiken Badewelt greift im islamischen Bad nicht. Das Apodyterium ist zu einem großen Saal herangewachsen, der sowohl zum Auskleiden als auch zur Ruhe, zur Unterhaltung sowie zum Essen und Trinken nach dem Bade dient. Entsprechend aufwendig ist seine Ausstattung. Entlang der Wände verlaufen breite Stein- oder Holzpodien, in deren Vorderfront Nischen eingelassen sind, die zur Kleiderablage dienen. Auf dem Podium sind Teppiche, Kelim und auf den Holzbänken Matrazen ausgebreitet, auf denen die Badegäste ruhen können. Im Zentrum des *Maslaḫ* (arab.) oder *Camekân* (türkisch; der persische Begriff = *Bine*; spanisch = *bait al-maslaj*) plätschert immer ein Brunnen, *Fisqiya* (arab.). Häufig bildet das Maslah vier Nischen (*Iwane*) aus, in die dann die Podeste hineingebaut sind. Der von den Podien umgrenzte Innenraum ist meist quadratisch. In zahlreichen Bädern gibt es abgesonderte Kabinen, die vom Maslah aus zugänglich sind und für den höhergestellten Badegast reserviert sind. Gegen ein besseres Trinkgeld konnte er sich dort ungestört an- und auskleiden. Zum Teil sind solche Räume auf einer Galerie untergebracht, die vom Maslah aus über eine Treppe zu erreichen ist und als zweite Etage den quadratischen Innenraum umgrenzt. Seile zum Trocknen der Badetücher sind durch den Maslah gespannt. Häufig gehört auch ein Kaffeeherd zur Ausstattung.

Der deutsche Theologe Stefan Gerlach (1546–1612) besuchte 1576 ein *Bad in Ragusa*,

»ein warmes Bad, so wider viel Krankheiten gut, und, wie die andern, auff diese Weise gebaut ist: Fornen her hat es ein groß-weit-fast viereckicht und hoch-gewölbtes Vorgemach, wie eine Kirche, von Stein, der Boden Marmel (andere mit schönen Platten) belegt, und darinnen ziehet man sich auß und an. In der Mitte ist ein schöner Röhr-Brunnen, und laufft das Wasser darauß in einen großen Stein, hoch oben hanget es voller blauer Badtücher. Wer zu baden kommet, dem gibt man eines, das bindet er umb den Leib… Rings herum ist es erhöhet, darauff die Leute sitzen, wann sie sich auß und an ziehen. Gleich darunter hat es auch Canales oder renne von Stein, darinnen man die Füße und Badtücher waschen kann«.[67]

Diese Rinnen, die Gerlach beschreibt, durchzogen das ganze Bad. In ihnen floß das für die Waschungen benutzte Wasser vom Schwitzraum ab. Es wurde durch

anpassbarer wohnbau, das klassische japanische wohnhaus
werner, jörg.
s.66-67

Unsere technischen Probleme der mobilen Raumtrenner im anpaßbaren Wohnbau sind dort also keineswegs perfekt gelöst, da die zugrunde liegenden Anforderungen gar nicht existieren. Das familiäre Zusammenleben in Räumen ohne akustische Isolation funktioniert nur durch tradierte Verhaltensweisen, besonders durch eine strenge Disziplin. Trotz zahlreicher Unzulänglichkeiten und technischer Verbesserungsmöglichkeiten bleibt der Japaner bei diesen traditionellen Lösungen. Sie stellten eine simple Form der wünschenswerten Permanentlüftung dar und entsprächen nach wie vor der autoritären Familienstruktur, nennt Nishihara als Gründe.

Stuhle und Betten sind im klassischen, japanischen Wohnhaus als Folge des Sitzens und Liegens auf den Tatami unbekannt. Leichte teils klappbare Tische, Kissen und Matratzen werden dorthin gebracht, wo sie gebraucht werden, d.h., daß jeder Raum potentiell zum Essen, Arbeiten, Schlafen usw. genutzt werden kann. Der Bedarf an Schrankraum wird nicht durch Möbel, sondern Einbauten gedeckt, die so weit integrierter Bestandteil der sekundären Schiebeelemente sind, daß selbst Japaner im konkreten Fall nicht zu sagen vermögen, ob sich hinter bestimmten Flächen Wohnräume oder Schrankräume verbergen. Gegenüber unseren durch ihr Mobiliar zweckbestimmten Räumen erscheinen uns die japanischen funktionslos, ja ganz unbewohnt, da ihnen derartige nutzungsspezifische Attribute weitgehend fehlen (1).

Zur Haustechnik ist festzuhalten : Alle Naßräume befinden sich zwecks guter Lüftung in der Regel an der Peripherie der zusammenhängenden, flexiblen Wohnfläche. Die Bäder sind meist reichlich dimensioniert und durch einen Ausblick in einen Teil des Gartens ausgezeichnet. Das Haus ist nicht eingerichtet, um der trockenen Kälte des Winters widerstehen zu können. Es besteht aus Holz, Papier und Bambus und ist leicht brennbar. Kleine transportable Holzkohlenfeuer werden nach Bedarf aufgestellt. Regelmäßige heiße Bäder und wattierte Kleidung helfen, den Wärmehaushalt des Körpers sicherzustellen. Für die solchen Improvisationen zugrunde liegende Haltung zitiert Rudofsky den Philosophen Yoshida Kenko (14. Jh.) : "A house should be built with the summer in view. In winter one can live anywhere but a poor dwelling in summer is unbearable". (2)

Der additiven Beschreibung einiger baulicher Einzelheiten mangelt es am verbindenden Übergeordneten: Planung und Bau basieren auf dem Tatamimatten-Modul (3), der in seiner Größe dem Schlafplatz eines

(1) Ebenda, S. 106 - 111
(2) Rudofsky, B. : The Kimono Mind. a.a.O., S. 119
(3) Die Abmessungen differieren in den einzelnen Provinzen von 83 x 166 bis 95 x 190 cm. Vgl. Itoh, T. : Traditional Domestic Architecture of Japan. New York / Tokio 1972, S. 110

augeschichtliche Entwicklung

Unsere technischen Probleme der mobilen Raumtrenner im anpaßbaren Wohnbau sind dort also keineswegs perfekt gelöst, da die zugrunde liegenden Anforderungen gar nicht existieren. Das familiäre Zusammenleben in Räumen ohne akustische Isolation funktioniert nur durch tradierte Verhaltensweisen, besonders durch eine strenge Disziplin. Trotz zahlreicher Unzulänglichkeiten und technischer Verbesserungsmöglichkeiten bleibt der Japaner bei diesen traditionellen Lösungen. Sie stellten eine simple Form der wünschenswerten Permanentlüftung dar und entsprächen nach wie vor der autoritären Familienstruktur, nennt Nishihara als Gründe.

Stuhle und Betten sind im klassischen, japanischen Wohnhaus als Folge des Sitzens und Liegens auf den Tatami unbekannt. Leichte teils klappbare Tische, Kissen und Matratzen werden dorthin gebracht, wo sie gebraucht werden, d.h., daß jeder Raum potentiell zum Essen, Arbeiten, Schlafen usw. genutzt werden kann. Der Bedarf an Schrankraum wird nicht durch Möbel, sondern Einbauten gedeckt, die so weit integrierter Bestandteil der sekundären Schiebeelemente sind, daß selbst Japaner im konkreten Fall nicht zu sagen vermögen, ob sich hinter bestimmten Flächen Wohnräume oder Schrankräume verbergen. Gegenüber unseren durch ihr Mobiliar zweckbestimmten Räumen erscheinen uns die japanischen funktionslos, ja ganz unbewohnt, da ihnen derartige nutzungsspezifische Attribute weitgehend fehlen (1).

Zur Haustechnik ist festzuhalten : Alle Naßräume befinden sich zwecks guter Lüftung in der Regel an der Peripherie der zusammenhängenden, flexiblen Wohnfläche. Die Bäder sind meist reichlich dimensioniert und durch einen Ausblick in einen Teil des Gartens ausgezeichnet. Das Haus ist nicht eingerichtet, um der trockenen Kälte des Winters widerstehen zu können. Es besteht aus Holz, Papier und Bambus und ist leicht brennbar. Kleine transportable Holzkohlenfeuer werden nach Bedarf aufgestellt. Regelmäßige heiße Bäder und wattierte Kleidung helfen, den Wärmehaushalt des Körpers sicherzustellen. Für die solchen Improvisationen zugrunde liegende Haltung zitiert Rudofsky den Philosophen Yoshida Kenko (14. Jh.) : "A house should be built with the summer in view. In winter one can live anywhere but a poor dwelling in summer is unbearable". (2)

Der additiven Beschreibung einiger baulicher Einzelheiten mangelt es am verbindenden Übergeordneten: Planung und Bau basieren auf dem Tatamimatten-Modul (3), der in seiner Größe dem Schlafplatz eines

(1) Ebenda, S. 106 - 111
(2) Rudofsky, B. : The Kimono Mind. a.a.O., S. 119
(3) Die Abmessungen differieren in den einzelnen Provinzen von 83 x 166 bis 95 x 190 cm. Vgl. Itoh, T. : Traditional Domestic Architecture of Japan. New York / Tokio 1972, S. 110

Die Zusammensetzung der Familien in der Herrschaft Idstein nach dem Reichssteuerregister 1499[199]

Ort	Ehen	Frauen ohne Ehemann	Männer ohne Ehefrau
Idstein	63	9	8
Beuerbach	6	–	4
Dasbach	16	2	2
Esch	23	4	4
Limbach	16	4	2
Neuhof	20	–	1
Reichenbach	18	2	2
Wörsdorf	40	11	5

Größe und Zusammensetzung von Haushalten variierten aber nicht nur im Verlauf der historischen Entwicklung und zwischen den verschiedenen sozialen Schichten, sondern auch im Verlauf des Familienzyklus: Ehen wurden gegründet, Kinder wurden geboren und verließen später das Haus, die ältere Generation schied aus dem bisherigen Haushalt aus, um auf einem Altenteil eine selbständige Existenz weiterzuführen, was speziell in der Landwirtschaft nicht unüblich war, oder sie trat in ein Pfründhaus oder auch in ein Kloster ein, wo sie sich allerdings in einen fest vorgegebenen Rahmen einordnen mußte.[200] Zuweilen fanden sich auch Zwischenformen. Die ältere Generation blieb im gleichen Haushalt und in der gewohnten Umgebung, aber ihre Nutzungsrechte wurden auf eine eigene Kammer und die Mitbenutzung der Stube eingeschränkt.[201] Nicht immer vollzog sich damals wie heute dieser Übergang ohne Konflikte, und oft genug finden sich in der Literatur der Zeit Klagen über den Undank der Jüngeren. In der Erzählung »Der Schlegel« etwa wird die Leidensgeschichte eines Vaters geschildert, der sein Erbe vorzeitig verschenkt und auf die Fürsorge seiner fünf Kinder baut. Er wird bitter enttäuscht. Söhne und Töchter behandeln ihn gleichermaßen schlecht und weisen ihm als Lager einen Verschlag unter der Treppe zu.[202]

Nicht sehr viel günstiger war allerdings oft auch die Wohnsituation der Handwerker- und Kaufmannssöhne, die mit zwölf oder 13 Jahren ihre Familie verließen, um in den Betrieb und Haushalt eines Lehrherrn und Arbeitgebers einzutreten. Der Nürnberger Patriziersohn Christoph Fürer etwa wurde von seinem Vater mit 13 Jahren nach Venedig geschickt, um in der Handelsmetropole an der Adria den Kaufmannsberuf zu erlernen.[203] Ganz ähnlich wurden junge Adlige an die Höfe entsandt, um als Pagen mit den Umgangsformen der höfischen Gesellschaft vertraut zu werden. Die Töchter hingegen blieben zu Hause oder wurden einem Kloster zur Erziehung anvertraut. Im Gegensatz dazu blieben die Kinder auf dem Land meist bis zu ihrer Verheiratung auf dem elterlichen Hof, es sei denn, daß sie als

[199] Struck, Reichssteuerregister, S. 45

[200] Bedal, Hausforschung, S. 88

[201] Bedal, Ländlicher Hausbau, S. 113 f.

[202] Hünkhover, Rüdiger der, Der Schlegel. In: Grubmüller, Klaus (Hrsg.), Novellistik des Mittelalters. Märendichtung (= Bibliothek deutscher Klassiker, 138 = Bibliothek des Mittelalters, 23), Frankfurt a. M. 1996, S. 112–177

[203] Nitschke, August, Die Stellung des Kindes in der Familie im Spätmittelalter und in der Renaissance. In: Haverkamp, Haus und Familie, S. 215–243 u. 222, Anm. 48

Dienstboten in den Haushalt eines Feudalherrn oder eines anderen Bauern eintraten.

Neben dem Wachstum und Schrumpfen der Haushalte im Rahmen des Familienzyklus variierte der Umfang der Haushalte auch durch das Kommen und Gehen von Gästen und die Aufnahme von Störhandwerkern für einige Tage oder Wochen. Besonders ausgeprägt war dieser Besuchsverkehr bei Klöstern, dem Adel und den Fürsten. An der Klosterpforte wurden täglich Pilger und andere Reisende aufgenommen, die im Kloster verpflegt und beherbergt wurden. Auch auf vielen Burgen und Schlössern des Adels fanden sich ständig Besucher, wie auch aus der Lebensbeschreibung Götz von Berlichingens hervorgeht. Eindeutig politisch motiviert war aber vor allem der Andrang der Besucher zu den hohen kirchlichen Feiertagen an den Fürstenhöfen, wie dem Heidelberger am Weihnachtsfest 1458, an dem Friedrich I. von der Pfalz nicht nur die diversen Herzöge aus der bayrischen Linie der Wittelsbacher empfangen konnte, sondern auch eine ganze Anzahl Grafen und andere Adlige; insgesamt annähernd 2000 Personen.[204] Daß dieser Ansturm technisch-logistisch bewältigt werden konnte, spricht für eine ebenso leistungsfähige wie flexible Haushaltsorganisation.

Geprägt wurde das gemeinsame Wohnen und Wirtschaften der Haushalte durch die Verteilung der Aktivitäten der Menschen auf Haus und Wohnung einerseits und auf Straße, Markt und freie Natur andererseits. In der Antike spielte sich das Leben im Mittelmeerraum, begünstigt durch das Klima, zu einem großen Teil auf der Agora, auf dem Forum oder auch in öffentlichen Gebäuden wie Theatern, Zirkusarenen und großen Thermenanlagen ab. Im Süden, in Italien, behielten diese Gewohnheiten auch im Mittelalter ihre Geltung, und das Straßen- und Marktleben spielte eine viel größere Rolle als nördlich der Alpen, wo das rauhere, eher regnerische und kalte Klima »Häuslichkeit« erzwang. Nur die ideale Liebe fand hier, zumindest in der literarischen und künstlerischen Fiktion, ihren Platz in der gezähmten oder ungezähmten Natur, wobei immer wieder das Bild des Gartens mit duftenden Kräutern und plätschernden Brunnen bemüht wurde. Nicht nur in der literarischen Fiktion, sondern genauso in der Realität war auch das Baden ein eher außerhäusliches Geschehen. Die gründliche Körperreinigung erfolgte in Städten, aber auch in Dörfern häufiger als in den oben erwähnten häuslichen Badezubern in einer Badstube, wobei diese aber auch ein Ort der Unterhaltung und des Vergnügens sein konnte. Im Spätmittelalter verfügten im allgemeinen nur wohlhabende Haushalte wie der des Mainzer Domherrn von Hattstein oder des Nürnberger Patriziers Anton Tucher über ein eigenes Badhaus oder eine eigene Badstube im Haus.[205]

Aber nicht nur das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit prägte das Wohnen, sondern auch der im Spätmittelalter als Folge der Ausbildung von Höfen und wachsender verkehrswirtschaftlicher Verflechtungen fortschreitende Zivilisationsprozeß, der nicht nur die Eßsitten veränderte, sondern auch durch die Ausbildung neuer

[204] Speierische Chronik. Von 1406 bis 1476. In: Mone, Franz Joseph (Hrsg.), Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 367–520, hier S. 423 f.

[205] Gottron, Adam B., Johann von Hattstein, ein Mainzer Domherr im Zeitalter des Humanismus. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde NF 24 (1952/3), S. 37–62, hier S. 51; Braunstein, Philippe, Annäherungen an die Intimität: 14. und 15. Jahrhundert. In: Ariès, Philippe, und Georges Duby (Hrsg.), Geschichte des privaten Lebens. Bd. 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance, Frankfurt a. M. 1990, S. 497–587, hier S. 559. Zum häuslichen Bad vgl. den Beitrag von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.7.2, in diesem Band

Frauenbadstube mit Voyeur

Österreichische Nationalbibliothek, Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H., Technisches Museum Wien, Wien Museum Karlsplatz, Wiener Stadt- und Landesbibliothek;
in Berlin: Gemäldegalerie und Kunstbibliothek der staatlichen Museen/bpk;
in Bremen: Kunsthalle;
in Dresden: Deutsches Hygiene Museum;
in Heidelberg: Universitätsbibliothek;
in Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum;
in Stuttgart: Staatsgalerie;
in London: The Royal Collection und The Wallace Collection;
in Paris: Parisienne de Photographie/Roger-Viollet;
in den USA: Minneapolis Institute of Arts.

Für Unterlagen und Informationen danken wir darüber hinaus:
Wolfgang Bauer (Beletage, Wien), Generalleutnant Christian Clausen, René Edenhofer, Dr. Lieselotte Hanzl-Wachter (Marchfeldschlösser Revitalisierungs- und Betriebsgesellschaft), Mag. Petra Kalousek (Hofburgprojekt der ÖAW), Kunsthandel Patrick Kovacs, Gerhard Posch (Firma H. Enders), Dr. Petra Krutisch (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg) und den Kollegen vom Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Für die Gestaltung der Ausstellung sorgte auf einfühlsame Weise Mag. Markus Reuter. Die aufwendigen Restaurierungen der Exponate sowie die Rekonstruktion der Biedermeier-Draperien des Toilettekabinetts von Erzherzogin Maria Anna wurden vom gesamten Team der Bundesmobilienverwaltung mit großen Fachwissen und Einsatz durchgeführt. Ihnen allen danke ich für die gute Zusammenarbeit herzlich.

Mein abschließender Dank gilt meinen KollegInnen im Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend MR Dr. Ilsebill Barta, Mag. Andreas Gugler, Dr. Catharina Charlotta Scheich, Dr. Kurt Schimak, Sabine Appl und Ingrid Hajek für ihre vielfältige Unterstützung.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

VOM WASCHTISCH ZUM BADEZIMMER

ZUR GESCHICHTE DER KÖRPERHYGIENE UND DES PRIVATEN BADES IN EUROPA

Eva B. Ottillinger

Das Badezimmer mit Fließwasseranschluss und fix installierter Badewanne, wie wir es heute kennen, entstand im späten 19. Jahrhundert. Wesentliche Voraussetzungen dafür waren eine kommunale Trinkwasser-Versorgung und Abwasser-Entsorgung sowie das Entstehen eines neuen Berufsstandes, der des Installateurs. Der Wiener Architekt und Kulturkritiker Adolf Loos widmete dem englischen »Plumber« – zu Deutsch: Spengler oder Klempner – 1898 einen Artikel in der Neuen Freien Presse, in dem er die Bedeutung dieses Berufes folgendermaßen beschrieb: »Aber ohne den plumber gebe es kein neunzehntes jahrhundert. Er hat ihm seinen stempel aufgedrückt, er ist uns unentbehrlich geworden. Und doch müssen wir ihn französisch benennen, wir sagen zu ihm installateur.«[1] Der Artikel von Loos erschien 1898 wohl nicht zufällig zum zehnjährigen Bestandsjubiläum der »Genossenschaft der consessionirten Gas- und Wasserleitungs-Installateure«, die sich in Wien 1888 zusammengeschlossen hatten.[2]

Die Entwicklung des modernen Badezimmers gehört zur Geschichte der anonymen technischen Innovationen. Es ist daher nicht überraschend, dass eine der ersten historischen Abhandlungen über die haustechnischen Aspekte von Bädern im Kapitel »The mechanization of the bath« von Siegfried Giedeons 1948 erschienener Studie »Mechanization takes command, A contribution to anonymous history« zu finden ist.[3]

In früheren Zeiten wurde das Baden oft außerhalb der eigenen Wohnung und in geselliger Form praktiziert. Man denke nur an die römischen Thermen-Anlagen oder die Badestuben des Mittelalters. Zu Hause wurde die Körperhygiene hingegen mithilfe mobiler Gerätschaften bewerkstelligt. Unser besonderes Interesse gilt den Hygienemöbeln beginnend mit den Waschkästen, über Toilette- und Waschtische bis zu den Bidets, »Zimmerretiraden« und mobilen Badewannen.

Bei den Verrichtungen zur Körperhygiene ging es nicht ausschließlich um Sauberkeit, sondern auch um gesellschaftliche Umgangsformen. So gehörte etwa das Händewaschen bei Tisch seit alters her zu den guten Sitten und das »Toilette-Machen« war bei Hofe ein wichtiger Teil des Zeremoniells.

Für die Geschichte der Körperhygiene sind daher neben Badebauten, Baderäumen und Gerätschaften auch schriftliche Quellen sehr aufschlussreich. Diese reichen von der Dichtung über religiöse und autobiografische Texte bis hin zu Archivdokumenten und Medienberichten. Darüber hinaus können bildliche Darstellungen von der Grafik über die Malerei bis hin zu Fotografie und Werbung zusätzliche Informationen über Badepraktiken und Körperhygiene enthalten.

DIE ANTIKE BADEKULTUR

Balnea, vina, Venus corrumperunt corporem, sed vitam feciunt.

Römische Grabinschrift

Die europäische Badekultur reicht zurück bis in die Antike. Im Palast von Knossos auf Kreta gab es bereits im zweiten vorchristlichen Jahrtausend Badezimmer mit Badewannen. Zur Wasserversorgung diente in der Stadt ein System von Terrakotta-Rohren.[4]

An den Höfen des Mittelmeerraumes galt es als eine Selbstverständlichkeit, dem Gastfreund nach den Strapazen der Reise zunächst ein Bad bereiten zu lassen und dann zu Tisch zu laden. Agamemnon, dem mythischen König von Mykene und Anführer des griechischen Heeres vor Troja, wurde dies bei seiner Rückkehr zum Verhängnis. Als Agamemnon nach der zehnjährigen Belagerung der Stadt siegreich nach Mykene zurückkehrte, wurde er von seiner Gattin Klytaimnestra und ihrem Geliebten Aigisthos aus Rache dafür, dass der König vor der Abreise nach

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

Troja seine Tochter Iphigenie opfern ließ, um die Göttin Artemis für die Überfahrt nach Ionien günstig zu stimmen, im Bade ermordet.[5]

Auch Homer berichtete in der »Odyssee« an mehreren Stellen von diesen Badegewohnheiten. Im dritten Gesang hören wir, wie Telemach auf der Suche nach seinem Vater Odysseus bei Nestor gastlich aufgenommen wurde:

»Den Telemachos badete dann Polykaste, die schöne,
Nestors spätgeborene Tochter, des Neleiaden.
Als sie darauf nach dem Bad ihn gesalbt mit dem glänzenden Öle,
Und ihn wohl gehüllt mit prächtigem Mantel und Leibrock,
Stieg er aus dem Bad, an Gestalt Unsterblichen ähnlich,
Ging und setzte sich hin bei Nestor, dem Hirten der Völker.«[6]

Im zehnten Gesang wurde dann detailreich beschrieben, wie die Zauberin Kirke für den weitgereisten Odysseus durch ihre Dienerin ein Bad bereiten ließ, bevor sie ihn zu Tisch bat:

»Aber die vierte Magd trug Wasser und zündete Feuer
Unter dem großen Dreifuß an, das Wasser zu wärmen.
Und nachdem das Wasser gekocht im blinkenden Erze,
Setzte sie mich in das Bad und goss aus dem mächtigen Dreifuß,
Lieblich gemischtes Wasser mir über das Haupt und die Schultern,
Bis sie die Glieder erlöst von herzergreifender Mattheit.
Da sie mich aber gebadet und mich gesalbt mit dem Öle,
Gab sie mir um den prächtigen Mantel über den Leibrock,
Und dann führte sie mich ins Gemach zum silberbeschlagenen
Schön künstlichen Sitz, mit fußstützenden Schemel.
Eine Dienerin brachte in schöner goldener Kanne
Wasser und netzte über dem silbernen Becken zum Waschen
Mir die Hände und stellte vor mich den geglätteten Tisch hin.«[7]

Gebadet wurde in warmem Wasser, danach wurde die Haut mit Salbölen eingecremt. Zum Händewaschen bei der Tafel dienten eine Wasserkanne und ein Wasserbecken.

Diese Annehmlichkeit war nicht nur auf fürstliche Paläste beschränkt oder Helden nach abenteuerlichen Reisen vorbehalten, auch in Wohnhäusern gab es Bade- bzw. Waschräume, die häufig neben der Küche lagen. Dort befanden sich eine Sitzwanne aus Terrakotta und ein von einer Säule getragenes Waschbecken (louterion, von: loutein – waschen) aus Bronze, Terrakotta oder Marmor.[8] Das Vasenbild eines Kraters in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien zeigt junge Frauen, die sich bei einem solchen Becken waschen. Die rot-figurige Vasenmalerei aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. lässt deutlich erkennen, dass zur Körperpflege ein metallenes Schabeisen (strigilis) und Salböl Verwendung fanden, das in einer kleinen Flasche aufbewahrt wurde (FT 1).

Neben diesen privaten Bädern entwickelten sich in den Sportstätten auch öffentliche Badeeinrichtungen. In den Palästren und Gymnasien gab es zunächst Waschräume, wo sich die Knaben und Männer nach Übungen Öl und Sand abwaschen konnten.[9] Im 5. Jahrhundert entstanden, wie etwa in Olympia, Schwimmbecken mit angeschlossenen Massage- und Ruheräumen.[10] Diese Schwimm- und Badeeinrichtungen waren zunächst Kaltbäder, die zur Abhärtung dienen sollten, da ein warmes Bad – so Platon in den »Nomoi« – nur Alten und Kranken vorbehalten sein sollte. Der Arzt Hippokrates (460–377 v. Chr.) verschrieb Schwitzbäder und Thermalbäder für vielfältige Heilanwendungen.[11] Im 4. Jahrhundert entwickelten sich neue Heizungssysteme, die es ermöglichten, Badeanlagen auch in den kälteren Wintermonaten entsprechend zu beheizen.[12] In den griechischen Städten gab es auch unabhängig von Sportstätten öffentliche Badeeinrichtungen. Eine solche Badestube (balaneion) verfügte über einen Raum mit Badewannen und über einen Salbraum.[13] Von Griechenland aus verbreiteten sich die öffentlichen Badestuben in der gesamten hellenistischen Welt. Das Baden-Gehen gehörte, wie die von Vitruv überlieferte Geschichte des Archimedes von Syrakus (287–212 v. Chr.) zeigt, zu den alltäglichen Verrichtungen. Hieron der Jüngere von Syrakus hatte den Mathematiker beauftragt zu überprüfen, ob ein goldener Kranz, der als Weihegabe dienen sollte, tatsächlich zur Gänze aus Gold angefertigt worden oder ob Silber beigemengt worden war. »Während dieser darüber nachdachte, ging er zufällig in eine Badestube und, als er dort in die Badewanne stieg, bemerkte er, dass ebenso viel wie er von seinem Körper in die Wanne eintauchte, an Wasser aus der Wanne herausfloss. Weil [dieser Vorgang] einen Weg für die Lösung der Aufgabe gezeigt hatte, hielt er sich daher nicht weiter auf, sondern sprang voller Freude aus der Badewanne, lief nackend nach Hause und rief mit lauter Stimme, er habe das gefunden, was er suche. Laufend rief er nämlich immer wieder griechisch: »Heureka!« – »Ich hab's gefunden!«[14]

Der römische Architekturtheoretiker Vitruv (um 70/60–um 10 v. Chr.) gab in seinem um 22 v. Chr. verfassten Traktat »De architectura libri decem« (Zehn Bücher über Architektur) auch einen Einblick in die Badearchitektur im Rom der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Voraussetzung für die Thermen und öffentlichen Latrinenanlagen war eine komplexe kommunale Infrastruktur, die von Wasserleitungen bis zu Kanalsystemen reichte und die sukzessive im gesamten römischen Imperium Verbreitung fand. In Rom gab es bereits um 300 v. Chr. die erste große Wasserleitung, die Aqua Appia. So überrascht es nicht, dass Vitruv das achte Buch seines Architekturtraktates zur Gänze dem Wasser gewidmet hat. Das sechste Kapitel dieses Buches hat die »Anlage einer Wasserleitung, Graben von Brunnen und Zisternen« zum Thema und enthält detaillierte Informationen über gemauerte Wasserrinnen sowie Blei- und Tonröhren.[15]

Im fünften Buch, das den öffentlichen Bauten gewidmet ist, beschäftigte sich Vitruv neben der Markt-Basilika und dem Theater auch mit der Anlage von Bädern. Er empfahl einen möglichst warmen Bauplatz, der nicht nach Norden ausgerichtet sein sollte und Licht möglichst von Südwesten erhalten sollte, »weil die Badezeit vornehmlich von Mittag bis Abend festgesetzt ist«.[16] Die Gebäude sollten mittels Fußbodenheizung (suspensura) erwärmt werden und es sollten drei Wasserkessel für kaltes, lauwarmes und heißes Wasser vorhanden sein.[17] Dementsprechend verfügten die römischen Thermenanlagen über eine Abfolge von Räumen mit unterschiedlichen Temperaturen: Nach dem Umkleideraum (apodyterium) betrat man zu Beginn den Kaltbaderaum (frigitarium), wo sich die Besucher zunächst reinigten und später abkühlen konnten. Es folgte ein mäßig erwärmter Baderaum (tepidarium) mit Ruhebänken und Wasserbecken und das eigentliche Warmbad (caldarium) sowie ein Schwitzraum mit trockener Hitze (laconicum) bzw. ein Dampfbad (sudatorium).[18]

Der Badebesuch diente nicht ausschließlich der Körperhygiene, sondern war eine gemeinschaftliche und lustbetonte Angelegenheit. Der römische Autor Petronius (um 14–66 n. Chr.) schilderte im Schelmenroman »Satyricon« das gemeinsame Baden als Teil eines sorglosen Luxuslebens folgendermaßen: »Wir gingen daher ins Innere des Bades, ließen uns durch die Hitze in Schweiß bringen und gingen dann eilig unter die kalte Dusche. Trimalchio hatte sich bereits mit Salböl übergießen lassen und wurde abgetrocknet – nicht mit Leinentüchern, sondern mit Überwürfen aus ganz weicher Wolle. Inzwischen tranken drei Masseure vor seinen Augen Falnerwein: als sie sich rauften und dabei den meisten Wein verschütteten, sagte Trimalchio: ›Die trinken auf mein Wohl.‹ Dann ließ er sich in einen scharlachroten Schlafrock aus Flausch wickeln und in die Sänfte setzen.«[19] Im Sinne dieses Lebensgefühls war auf einem römischen Grabstein zu lesen, dass die Bäder, der Wein und die Liebe zwar den Körper verderben, aber das Leben ausmachen würden; die Inschrift lautet: »Balnea, vina, Venus corrumperunt corporem, sed vitam feciunt.«[20]

Badeanlagen gab es in großen Villen. Die öffentlichen Bäder wurden von der öffentlichen Hand oder von privaten Investoren betrieben. Männer und Frauen benutzten die Bäder zu unterschiedlichen Zeiten, größere Badeanlagen verfügten über nach Geschlechtern getrennte Bereiche.

Die Stabianer Therme in Pompeji aus der Zeit um 140 v. Chr. gehört zu den ältesten erhaltenen Thermenanlagen. Die Therme war mit einer Palästra

vorbehalten, sondern fand auf ähnliche Weise auch in Frauengemächern statt. Hans Memlings um 1485 entstandenes Gemälde von »Bathseba im Bade« zeigt denselben Typ der Holzwanne, wie die Miniatur aus dem Codex Manesse. Die Badewanne steht jedoch im Wohnraum und von einem textilen Baldachin bekrönt, der die Wärme halten sollte (FT 11).

Solche mit großem Aufwand bereiteten Wannenbäder waren im privaten Rahmen nur begüterten Schichten zugänglich. Für die breite Bevölkerung standen öffentliche Badestuben zur Verfügung, über deren häufigen Besuch der Dichter Tannhäuser berichtete. Er hatte mit Kaiser Friedrich II. 1228/29 am Kreuzzug teilgenommen und weilte danach am Hof des Babenberger-Herzogs Friedrich II., des Streitbaren, in Wien. Nach dem Tod dieses letzten Babenbergers in der Schlacht an der Leitha 1246 wurde sein Wiener Hof aufgelöst. Dabei verloren auch die Künstler und Handwerker ihren Brotherrn. Tannhäuser war beim Abschied von Wien traurig über das schöne Leben, das er nun aufgeben musste. Zu den Annehmlichkeiten der Stadt gehörten für ihn die schönen Frauen, der gute Wein, das gute Essen und der Besuch der Badestube zwei Mal in der Woche; er schrieb:

»Du schonen wib, der gute win. du mursel an dem morgen.
und zwirnt in der wochen baden. daz scheidet mich von gute.«[55]

Öffentliche Badestuben wurden im 13. Jahrhundert immer zahlreicher, und ihr Besuch gehörte zum Alltagsleben in mittelalterlichen Städten.[56] In Wien gab es im Spätmittelalter 29 Badestuben. Das »Stubenviertel« am Stubentor leitete seinen Namen von den zahlreichen Badestuben her.[57]

Das Aufkommen der Badestuben wurde häufig mit den Kreuzzügen in Verbindung gebracht, bei denen die Ritter die auf antike Traditionen fußende Badekultur des Orients kennen- und schätzen gelernt hätten. Ein unmittelbares Zusammentreffen war zwar in Spanien gegeben, wo die arabischen Eroberer aufwendige Badeanlagen – etwa in Granada – errichten ließen. Die Badestuben des Mittelalters unterschieden sich jedoch deutlich von den antiken Thermen und orientalischen Hamams mit ihrer feuchten Hitze. In den heimischen Badestuben herrschte trockene Hitze vor, die durch Aufgüsse nur kurzfristig mit Wasserdampf angereichert wurde. Diese Art des Schwitzbades steht in der Tradition von germanischen und slawischen Schwitzbädern[58] und lebt in der finnischen Sauna fort.

Eine typische Badestube bestand aus einem Umkleide- und Ruheraum, in dem die Besucher zunächst die Straßenkleidung ablegten und dann nach dem Bad auf Ruhebetten ausruhen konnten.[59] Danach folgte das Vorbad, wo sich die Besucher zuerst reinigten oder sich nach dem Schwitzbad abduschen ließen.[60] In der Badestube gab es einen Badeofen, um den Raum zu erwärmen, einen Wasserkessel für das warme Badewasser, Sitzbänke sowie hölzerne Zuber und Wannen.[61] Mitunter gab es einen gesonderten Heizraum für den Ofen.[62] Albrecht Dürers 1496 datiertes Blatt »Das Frauenbad« zeigt eine solche Badestube und Gerätschaften darin auf anschauliche Weise (Abb. 1).

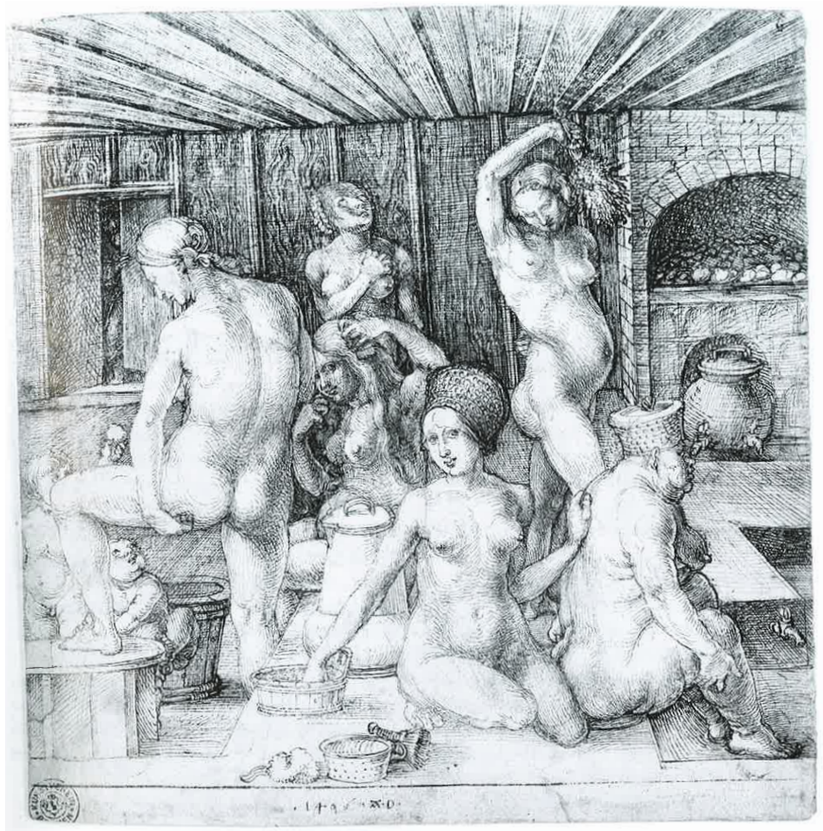
Der Bader war ein eigenständiges Gewerbe, das in Wien bereits vor 1400 zünftisch organisiert war.[63] Üblicherweise wurde die Badestube zweimal in der Woche aufgeheizt. Zudem mussten das Badewasser erwärmt und die Waschlauge vorbereitet werden. Der Beginn des Badebetriebes wurde in der Stadt mit einer Posaune verkündet oder ausgerufen.

In Hans Sachs' 1568 erschienener Beschreibung der Stände hieß es zum »Bader«:

»Wolher ins bad reich unde arm,
Das ist jetzund geheizet warm.
Mit wolschmacker lauge man euch wescht,
Denn auff die Oberbank euch setzt,
Erschwitzt, den werdt ir zwagn und gribn,
Mit lassn das übrige Blut außtriebn,
Dann mit dem Wannenbad erfreut,
Darnach geschoren und angefleht.«[64]

In den Badestuben wurden Waschmöglichkeiten, Schwitz- und Wannenbäder angeboten, aber auch

ur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz



1. Albrecht Dürer, Frauenbad, 1496 (Kunsthalle Bremen)

Rasuren und Haarpflege. Der »Badepfennig« war oft Teil des Lohns, den Handwerksmeister ihren Gesellen zahlten. Albrecht Dürer schrieb im Tagebuch seiner Reise in die Niederlande 1520/21 mit großer Selbstverständlichkeit: »Aachen – 5 Stüber mit den Gesellen verbatet.«[65]

Üblicherweise badeten Männer und Frauen getrennt, entweder zu anderen Zeiten oder in gesonderten Räumen. Man trug leichte Badehemden und Badehüte aus Strohgeflecht.[66] Die Badestube war aber auch ein Ort der Geselligkeit. Die sogenannte »Wenzlsbibel«, eine um 1390/1400 als Geschenk für König Wenzel IV. von Böhmen gefertigte illuminierte Bibelhandschrift, zeigt in ihren Randleisten »Bademädchen«, die leicht bekleidet die Badegäste verwöhnen.[67] Neben der Körperhygiene dienen-

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

den Badestuben gab es Badebordelle, wo den Badegästen neben Wein und Speise auch andere Dienstleistungen angeboten wurden. Eine Miniatur aus der Handschrift zu »Factorum Dictorumque Memorabilium« von Valerius Maximus aus der Zeit um 1470 zeigt dies auf anschauliche Weise (FT 3).

UMBRÜCHE IN DER FRÜHEN NEUZEIT

All houses of resort in the suburbs of Vienna must be plucked down

Shakespeare, Measure for Measure, 1604

Nach dem Tod von Königin Elisabeth I. von England, die kinderlos gestorben war, folgte ihr der Sohn von Maria Stuart am englischen Thron. Zu den ersten Maßnahmen von König Jakob I. gehörte 1603 die Schließung der Londoner Freudenhäuser. William Shakespeare bezog sich darauf, als er 1604 im Stück »Maß für Maß«, das er übrigens in Wien spielen ließ, schrieb, dass alle »houses of resort« niedergerissen werden müssten.

Die Badestuben und Badebordelle erlebten im frühen 16. Jahrhundert noch eine letzte Blütezeit, zugleich war das Ende der Entwicklung angebrochen. Eine Ursache lag in der steigenden Holzknappheit, die das aufwendige Beheizen der Badestuben schwieriger machte.[68]

Darüber hinaus verbreitete sich in Europa nach der Entdeckung Amerikas 1492 durch Christoph Kolumbus eine bisher unbekannte, ansteckende Krankheit, die Syphilis. Diese neue, als »französische Krankheit« bezeichnete Infektionskrankheit verbreitete sich durch die Soldaten und über die Höfe in großer Geschwindigkeit über Europa, und es gab bald Badeverbote für die Erkrankten. In der Stadt Nürnberg wurde bereits 1496 angeordnet, »allen padern bei einer poen zehen gulden zu gepeten das sie darob und vor sein, damit die menschen, die an der Newen krankheit malum Frantzosen, beflekt und krank sein, in Irn paden nicht gepadet«.[69]

In den Badestuben wurden neben Körperreinigung und Haarpflege auch medizinische Dienstleistungen wie Schröpfen, zur Aderlassen oder »Purgieren«, also Abführen durchgeführt. Jost Ammans Illustration von 1565 zum »Bäderbüchlein« des Paracelsus zeigt, wie den Eltern vom Bader Schröpfköpfe angesetzt werden, während die kleinen Kinder sich mit einem Schwamm waschen bzw. im Holzzuber baden (Abb. 2). Der Arzt und Alchemist Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541), Paracelsus genannt, veröffentlichte 1525 eine Schrift »Von den natürlichen bedern«, die oft »Badebüchlein« genannt wurde. Darin werden die heilenden Wirkungen von Mineral- und Thermalquellen ebenso beschrieben wie verschiedene Indikationen von Badetechniken. Mitunter wurden mehrstündige Bäder empfohlen. Darüber hinaus wurden die Zugabe von Kräutern und die Einhaltung von Diäten angeführt.[70]

Dieses wiedererwachte, auf der Tradition der mittelalterlichen »Badefahrten« beruhende Interesse an Heil- und Kurbädern blieb im 16. Jahrhundert keineswegs auf den deutschsprachigen Raum beschränkt, der französische Adelige und Philosoph Michel de Montaigne (1533–1592) unternahm 1580/81 wegen seines Nierensteinleidens eine »Bäderreise«, die ihn von Frankreich durch die Schweiz und Deutschland nach Italien führte.

Im September traf er in Plombières ein, wo es üblich war, »zwei- bis dreimal täglich« zu baden.[71] Über die Badeanlagen und Badesitten berichtete Montaigne: »Es gibt mehrere Becken; das größte davon, das Hauptbad, nach antikem Muster oval gehalten, ist fünfunddreißig Schritt lang und fünfzehn breit. Das heiße Wasser quillt in mehreren Strudeln von unten empor (…) Es wird sehr auf Zucht und Sitte geachtet, obwohl die Badegäste fast nackt ins Becken steigen: die Männer tragen nur eine kurze Hose, die Frauen nur ein Hemd.«[72] In der Badeordnung, die auf einer Tafel im Hauptbad befestigt ist, wurden folgende Regeln gegen Unzucht und Ansteckungen im Bade festgehalten: »Huren und andere unzüchtige Frauenzimmer haben keinen Zutritt zu den Bädern (…) Des weiteren darf niemand, der aus einem Ort kommt, wo ansteckende Krankheiten herrschen, die Stadt Plombières betreten.«[73] Diese Verhaltensregeln zeigen, dass sich die Heilbäder der

frühen Neuzeit vor den Pest-Epidemien schützen und von den Badebordellen des Spätmittelalters abgrenzen wollten.

Die traditionellen Badestuben blieben im deutschsprachigen Raum jedoch in Betrieb, so auch in Mittenwald, wo Montaigne im Oktober 1580 durchreiste. Sein Sekretär berichtet: »Der Gasthof hat ein Dampfbad, in das die Gäste für anderthalb Batzen schwitzen gehen können; ich tat das auch, während die Herren zu Abend aßen. Viele Deutsche ließen sich hier mit Schröpfköpfen zur Ader.«[74]

In Augsburg, wo Montaigne zuvor die Brunnenanlagen aufgefallen waren, bemerkte er darüber hinaus im Gasthaus »eine besondere Vorrichtung zum Wasserzapfen«, durch die »das Wasser am Brunnenboden« so »in ein Bleirohr« gepresst wurde, »das es wiederum in die Küchen und überall hin leitete, wo man es bedurfte«.[75] Derartige lokale Wasserleitungen gab es auch zur Versorgung von Badestuben.[76]

Weiter ging es nach Innsbruck, wo Michel de Montaigne Erzherzog Ferdinand in der Hofburg seine Aufwartung machen wollte.[77] Schloss Ambras besuchte Montaigne offenbar nicht und lernte daher auch nicht das Bad der kurz zuvor verstorbenen Philippine Welser kennen, das, im Hochschloss von Ambras gelegen, aus einem Heizraum, einem holzvertäfelten Vorraum und Baderaum mit großem mit Blech ausgeschlagenem Wasserbecken bestand.[78] Eine ähnliche Anlage hatte Markgraf Philipp II. von Baden-Baden 1576–1588 im Kellergeschoss von Schloss Baden-Baden einrichten lassen. Auch hier gab es ein mit Zinn ausgeschlagenes Becken für eine Badegesellschaft.[79]

Die Reise führte weiter nach Oberitalien, wo Montaigne die Thermalbäder von Abbano und Battaglia besuchte. Hier war »die Einrichtung im Badehaus denkbar schlicht: das Wasser tröpfelte aus Röhren, und man hält den kranken Körperteil darunter; wer will, kann dies in Einzelkabinen tun«.[80] Weiter ging es in die Toskana, wo Montaigne die Medici-Villa Pratolino und die Wasserspiele im Garten bewunderte.[81] »Auch eine treffliche Schwitzstube hat der Palast.«[82] Ferdinand III. von der Toskana hat dieses Badeappartement in Pratolino zusammen mit

2. Jost Amman, Badestube, 1565 (Bundesmobilienverwaltung, Wien)

aufwendigen Grottenanlagen und Wasserspielen für seine Geliebte Bianca Capello errichten lassen.[83]

Im Frühjahr 1581 gelangte Michel de Montaigne schließlich nach Rom, wo er am 16. März eine römische Badeanlage besuchte: »Ich wählte die von San Marco; sie gelten als die vornehmsten (…) Eigentlich ist es üblich, dass man Freundinnen mitbringt, die dann vom Personal – jungen Burschen – ebenso eine Bürstenmassage erhalten wie man selbst.«[84] Nicht zugänglich waren Michel de Montaigne hingegen die privaten Baderäume der Päpste; zu nennen sind das Bad von Julius II. (1503–1513) im Vatikan und von Clemens VII. (1523–1534) in der Engelsburg, das heute noch erhalten ist.[85]

Auf der Rückreise suchte Montaigne noch mehrere Bäder in der Toskana auf, darunter Bangni di Lucca, über dessen Hauptbad er Folgendes berichtete: »Neu war mir eine Art Brausenraum, la doccia – Dusche – genannt: Röhren unterschiedlicher Höhe in der Wand, deren Düsen unablässig heißes Wasser auf die einzelnen Körperteile, namentlich den Kopf, herniedersprühen.«[86] Auf dem Wege besuchte er auch die von Kardinal Gianfrancesco Gam-

bara in den 1560er-Jahren errichtete Villa Lante in Bagnaio und die von Kardinal Alessandro Farnese in den 1570er-Jahren in Caprarola errichtete Villa Farnese mit ihren aufwendigen Wasserspielen in den Gartenanlagen,[87] deren Leitungstechnik sich nicht von jener der Badeanlagen unterschied.[88] Im weiteren Reiseverlauf berichtete Montaigne auch über die Praktiken der alltäglichen Körperhygiene wie Haar- und Bartpflege,[89] das Zähneputzen[90] sowie über das Händewaschen beim Essen.[91] Im Herbst 1581 ging es schließlich zurück nach Frankreich.

Im letzten, 1588 erschienenen Band seiner Essays, schrieb er rückblickend auf seine Bäderreise: »Ich habe gelegentlich meiner Reisen sozusagen alle berühmten Bäder der Christenheit gesehen und habe seit einigen Jahren angefangen, sie aufzusuchen: denn allgemein halte ich das Baden für heilsam und glaube, dass wir uns dadurch recht erheblichen Nachteilen für unsere Gesundheit aussetzen, dass wir diese Gewohnheit aufgegeben haben, die in vorigen Zeiten durchgängig bei fast allen Völkern beobachtet wurde und bei vielen noch in Gebrauch ist, sich täglich den Körper zu waschen; und ich kann mir nicht vorstellen, dass es uns nicht höchst abträglich sei, unsere Glieder so mit Schmutz verkrusten und unsere Poren verstopfen zu lassen.«[92]

Montaigne reagierte dabei auf die aktuelle Lehrmeinung der Ärzte, die in Pest-Zeiten dem gemeinsamen Baden misstrauten. In Paris wütete die Pest 1510 und 1561. Als Überträger der Seuche galten Miasmen, also giftige Dämpfe. N. Houvel schrieb dazu 1573 im »Taité de la peste« dazu: »Öffentliche Bäder und Dampfbäder werden in Zukunft nicht mehr besucht werden, weil sich durch die Hitze die Poren und kleinen Hautöffnungen leichter öffnen und so der Pesthauch eindringen kann.«[93]

Die Ablehnung öffentlicher Bäder kam nicht nur von ärztlicher Seite, in der frühen Neuzeit war, wie Norbert Elias in seiner grundlegenden Studie »Über den Prozess der Zivilisation«[94] darlegte, bei den gesellschaftlichen Eliten ein Ansteigen der Scham-Schwellen zu beobachten, was dem gemeinsamen Baden in öffentlichen Einrichtungen entgegenwirkte. Giovanni della Casa merkte in »Der Galateo, Traktat über die guten Sitten« 1509 dazu Folgendes an: »Man soll sich nicht entkleiden, vor allem nicht in der Öffentlichkeit die Hosen ausziehen, das heißt nicht in vornehmer Gesellschaft. Eine solche Verhaltensweise gehört sich an einem solchen Ort nicht, und es könnte geschehen, dass sich beide – derjenige welcher sie zeigt und derjenige, der sie sieht –, der entblößten Körperteile schämen. Unter Leuten soll man sich nicht kämmen oder die Hände waschen, denn dies ist keine Angelegenheit für die Öffentlichkeit. Eine Ausnahme ist beim Händewaschen erlaubt, nämlich dann, wenn man zu Tische geht, ja, in diesem Fall gehört es sich sogar, sie vor anderen zu waschen, auch wenn es eigentlich nicht nötig wäre, damit es jeder sieht, der mit dir in die selbe Schüssel greift.«[95]

Wie die Bäder von Ambras, Baden-Baden und Rom zeigen, verfügten einige Herrscher im 16. Jahrhundert jedoch über private Badeeinrichtungen. König Franz I. von Frankreich ließ in Fontainebleau 1532 ein Badeappartement unter der Galerie einbauen, das aus sieben Räumen bestand und über Badewannen, Dampf- und Schwitzbäder sowie ein großes Becken und Ruheräume verfügte.[96] Auch die mit Baldachinen bekrönten mobilen Holzwannen lassen sich auf Bildquellen noch bis um 1600 verfolgen. Anschauliches Beispiel ist das von einem anonymen Meister der Schule von Fontainebleau um 1592 angefertigte Porträt der Diana von Poitiers. Die Mätresse von König Heinrich II. von Frankreich ist als Halbakt in einer hölzernen Badewanne sitzend dargestellt.[97]

BADEGEWOHNHEITEN UND BADERÄUME IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

Ich liege in herrlichen, balsamischen Bädern, trinke am Vormittag und bin in keiner Weise incommodiert
Madame de Sévigné, Brief vom 9. 10. 1687

Georges Vigarello hat in seinem der »Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter« gewidmeten Buch »Le propre et la sale« 1985 die These vertreten, dass »Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts zwei Elemente dieser Körperkultur fast vollständig verschwinden, nämlich das gesellige öffentliche Baden und das individuelle private Baden.«[98] Stattdessen hätte die Leibwäsche eine neue Bedeutung bekommen. Das sichtbare Tragen von weißer Wäsche galt als Zeichen von Sauberkeit und Distinktion.[99] Die verfügbare Stückzahl an feinen Hemden stieg deutlich an. Der Dichter Molière hinterließ bei seinem Tod 1673 beispielsweise dreißig Hemden.[100] Da das Wechseln der Leibwäsche im frühen 17. Jahrhundert in Frankreich als neue Form der Sauberkeit verstanden wurde, die das Baden abgelöst hat, verdeutlichte die Erklärung in Louis Savots 1624 erschienenem Architekturtraktat, warum der Einbau von Bädern heutzutage unnötig war: »Wir können leichter darauf verzichten als die Menschen der Antike, weil wir Leibwäsche haben, durch deren Gebrauch wir auf bequemere Weise den Körper sauber halten können, als die Bäder und Dampfbäder in der Antike vermochten, denen nicht die Annehmlichkeiten der Wäsche zur Verfügung stand.«[101]

Die führenden Ärzte rieten um die Mitte des 17. Jahrhunderts vom Baden gänzlich ab. Theophraste Renaudot, der Leibarzt Ludwig XIII., legte diese Warnung in seinen 1655 erschienenen »Receuile général des questiones traitées et conférence du bureau d'adresse« folgendermaßen dar: »Das Baden, ist es nicht aus medizinischen Gründen von höchster Dringlichkeit, ist nicht nur überflüssig, sondern für den Menschen zudem äußerst schädlich. Das Baden erschöpft den Körper und schwemmt ihn auf, was ihn empfindlich macht für schlechte Luft (…). Das Baden erfüllt den Kopf mit Dämpfen.«[102]

Kurbäder blieben beim Adel jedoch in Mode. So berichtete Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné (1626–1696) in einem Brief an ihre Tochter über ihren Aufenthalt in Vichy im Mai 1676: »Heute habe ich mit der Dusche begonnen. Es ist eine recht gute Wiedergabe des Purgatoriums: Man steht ganz nackt in einem kleinen Raum unter der Erde, wo eine Frau eine Röhre mit diesem heißen Wasser dahin richtet, wo man will. Der Zustand in dem einem kaum ein Feigenblatt als ganz Bekleidung bleibt, ist etwas demütigend. Ich nahm meine beiden Zofen mit, um wenigstens bekannte Gesichter zu sehen.«[103] Die Anwendungen sollten dem Verständnis der Medizin nach zur Harmonisierung der Körpersäfte dienen und wurden daher häufig vom Purgieren, dem »Abführen«, begleitet. Im Oktober 1687 verlief der Badeaufenthalt für Madame de Sévigné in Bourbon wesentlich angenehmer; ihrer Tochter schrieb sie: »Ich musste nicht brechen und wurde nur mild purgiert. Weil ich keine schlechten Säfte habe, wurden mir richtige Brechmittel erspart. Ich liege in herrlichen, balsamischen Bädern, trinke am Vormittag und bin in keiner Weise incommodiert.«[104]

Der Blick auf andere europäische Länder zeigt eine weit weniger radikale Abkehr vom Waschen und Baden als die französischen Schriftquellen, auf die sich Georges Vigarello stützte, den Anschein machten. Dabei gilt es, den Blick auf vielfältige Quellen zu richten.

Im Germanischen Nationalmuseum befindet sich eine Sammlung von Nürnberger Puppenhäusern des 17. Jahrhunderts. Diese waren kein Spielzeug, sondern dienten der hauswirtschaftlichen Ausbildung von Bürgertöchtern. Sie stellen auf plastische Weise ein idealtypisches Hauswesen im Kleinen dar und geben uns daher auch authentischen Einblick in die Wasch- und Badegewohnheiten. In den Wohnstuben der Puppenhäuser finden sich stets Waschkästen, die zum Händewaschen vor und nach dem Essen dienten. Darüber hinaus gibt es auch in den Schlafkammern Waschkästen, die offenbar der täglichen Morgentoilette dienen. Dafür notwendige Toilettegegenstände wie Schwämme und Bürsten kann man griffbereit daneben hängen sehen.[105] Der Waschkasten, ein bereits in der Spätgotik vor 1500 entwickelter Möbeltyp (FT 5 und Kat.-Nr. 1), blieb im 16. Jahrhundert in Funktion und Aufbau unverändert, sein Dekor folgte jedoch der neuen Formenwelt der Renaissance. Eine Radierung von Daniel Hopfer aus dem frühen 16. Jahrhundert zeigt einen solchen Waschkasten im aktuellen Renaissance-Stil sowie zwei Wasserbehälter (Abb. 3). Ein Weiterleben fand dieses Hygienemöbel bis ins 18. und frühe 19. Jahrhundert im sakralen Bereich in Sakristeien (Kat.-Nr. 2, 3).[106] Neben den

DIE ENTWICKLUNG DES MODERNEN BADEZIMMERS IN WIEN

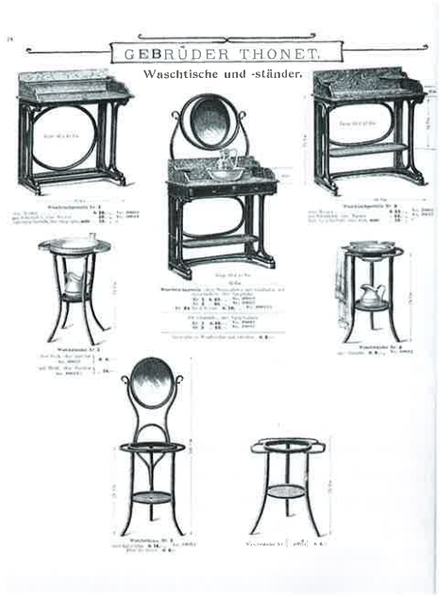
Ein Juwel ist das Bad.
Adolf Loos, Die Interieurs in der Rotunde, 1898

Empfehlungen für eine sorgfältige und regelmäßige Körperpflege blieben im 18. und 19. Jahrhundert keineswegs auf adelige Kreise beschränkt. In Schulen und Internaten, beim Militär und in Kadettenanstalten, in Spitälern und Gefängnissen wurden auch Standards der Körperhygiene vermittelt. Ziel der aufgeklärten Herrscher war es dabei, das Volk als Humanressource gesund und damit arbeitsfähig zu erhalten.[209] Darüber hinaus erlangten Kaltwassertherapien und Badekuren bei der aufgeklärten Ärzteschaft, aber auch in der Volksmedizin eine gesteigerte Bedeutung. Man denke nur an den schlesischen Bauern Vinzenz Prießnitz oder an Pfarrer Sebastian Kneipp.[210] Den Vorstellungen seiner Zeit entsprechend, empfahl daher der Arzt Christoph Wilhelm Hufeland 1801 im »Journal des Luxus und der Moden«, einer Art »Modeheft«, in dem man sich über die neuesten Kleider-, Möbel- und Kutschenformen informieren konnte, zur Körperhygiene Folgendes: »Man wasche sich täglich mit frischem Wasser den ganzen Körper, und reibe die Haut stark, wodurch sie äußerlich viel Leben und Gangbarkeit erhalte. Man bade Jahr aus Jahr jede Woche wenigstens einmal in lauem Wasser, wozu sehr nützlich noch eine Abkochung von fünf bis sechs Lot Seife gemischt werden kann.«[211]

Zu Hause ein Bad zu nehmen war für weite Kreise der Bevölkerung eine mühevolle und schwierige Angelegenheit. Das Bedürfnis danach konnte in neuen, öffentlich zugänglichen Badeeinrichtungen gestillt werden, den Badeschiffen an Flüssen. In Paris gab es ab 1785 ein Badeschiff an der Seine,[212] in Wien lag das Badeschiff des Dr. Paskal Joseph Ferro, das in josefinischer Zeit beim Tabor lag.[213] In den 1840er-Jahren entstanden in Wien Schwimmhallen wie das Dianabad oder das Sophienbad, in denen auch Dampf- und Duschbäder angeboten wurden.[214]

Problematisch blieb jedoch die Wasserversorgung der Haushalte. Zwar gab es in Wien auch nach der Römerzeit lokale Wasserzuleitungen wie die 1562 unter Ferdinand I. zur Versorgung der Hofburg errichtete »Siebenbrunner Hofwasserleitung«, die Hernalser Wasserleitung oder die aus Hütteldorf kommende, 1804 unter Herzog von Albert von Sachsen-Teschen errichtete »Albertinische Wasserleitung«.[215] Der Großteil der Bevölkerung musste sich jedoch an Brunnen oder bei umherfahrenden Wasserverkäufern versorgen.[216] Das Anwachsen der Städte machte das Problem der Versorgung mit sauberem Trinkwasser, aber auch der Entsorgung von Abfällen und Abwässern immer dringlicher. So galt es auch Unrat, Schlachtabfälle, Fäkalien zu entfernen und nicht zuletzt die überbelegten Friedhöfe aus der Stadt zu verlegen.[217] In Paris[218] wurde die Situation bereits im 18. Jahrhundert überaus prekär, in Wien führten der Eis-Stoß auf der Donau im Winter und das Hochwasser im Frühjahr 1830[219] zu einer verheerenden Cholera-Epidemie, da der Wienfluss und andere Wiener Bäche wegen des aufgestauten Wassers und Eises nicht rasch genug abfließen konnten, sodass der mitgeführte Unrat aus Gewebebetrieben und Haushalten die angrenzenden Grundwasserbrunnen verseuchte. Zur Abwendung dieser Gefahr wurden unter Kaiser Franz I. von Österreich der »Cholerakanal« und unter Kaiser Ferdinand I. 1835 bis 1841 die »Kaiser Ferdinand-Wasserleitung« errichtet.[220] Die Kapazität dieser Wasserleitung reichte jedoch für die weiter wachsende Großstadt nicht aus, sodass unter Kaiser Franz Joseph I. 1870 mit dem Bau einer Hochquellenwasserleitung begonnen wurde, die aus dem Rax-Schneeberg-Gebiet gespeist wurde. Im Oktober 1873 wurde die Erste Wiener Hochquellenwasserleitung eröffnet. [221] Damit waren erstmals seit der Römer-Zeit die technischen Voraussetzungen dafür gegeben, dass Wiener Wohnhäuser an die kommunale Wasserversorgung angeschlossen hätten werden können.

Die Wiener Bauordnung von 1868 nannte zwar Aborte und Kanäle bzw. Senkgruben, aber noch keine Wasserversorgung.[222] Bei der gesetzlichen Neufassung von 1883 hieß es im neuen § 62 »Wasserbeschaffung«: »Bei Neu- und Umbauten ist dort, wo Röhren der Hochquellenleitung liegen, das Wasser in die Häuser zu führen.«[223] Badezimmer wurden in dieser Neufassung der Bauordnung jedoch nicht erwähnt.



21. »Waschtische- und ständer«, in: Gebrüder-Thonet-Katalog, 1904 (Bundesmobilienverwaltung, Wien)

22. »Garnitur Nr. 221«, in: Gebrüder-Thonet-Katalog, 1904 (Bundesmobilienverwaltung, Wien)

In den Mietwohnhäusern der Vorstädte, den sogenannten »Zinskasernen«, erreichte das Fließwasser nur die Gänge, wo es aus einem Wandbrunnen aus emailliertem Gusseisen, der »Bassena« (Kat.-Nr. 76), gezapft werden konnte. Von dort musste das kalte Wasser in Krügen oder Kübeln in die Wohnungen getragen werden, wo es zum Trinken, zum Kochen, zum Waschen der Wäsche und zur täglichen Körperhygiene, die mithilfe eines Lavoirs am Waschtisch verrichtet wurde, Verwendung fand.

Die Waschtische und Toilettetische in den Toilettekabinetten der kaiserlichen Familie waren durchwegs handwerklich hochwertige Einzelanfertigungen. In Form und Funktion verwandte Möbel, die anstelle von teurem Mahagoni aus heimischen Hölzern angefertigt wurden, fanden auch im bürgerlichen Ambiente Verwendung. Für Arbeiterfamilien, Handwerksgesellen oder Hausangestellte waren solche Möbel jedoch unerschwinglich. Die Hersteller von Möbeln aus gebogenem Holz und aus Metall erkannten diesen Massenbedarf und fertigten Hygienemöbel aus neuen Werkstoffen in Serienproduktion. Die Bugholzmöbelproduzenten »Gebrüder Thonet« boten im Firmenkatalog von 1885 bereits zwei »Waschtisch-Gestelle« und Ankleide- bzw. Toilettespiegel an.[224] Im wesentlich umfangreicheren Katalog von 1904 war den »Waschtischen und -ständern« bereits eine ganze Seite gewidmet (Abb. 21). Darüber hinaus wurden komplette Schlafzimmereinrichtungen angeboten, zu denen auch »Waschkästen« gehörten (Abb. 22). Und Metallmöbelfabrikanten wie die »Erste k.k. priviliegierte Eisenmöbel-Fabrik und Metallgießerei August Kitschelt's Erben« und die »Eisenmöbelfabrik und Eisengießerei Josef & Leopold Quittner« produ-

den zu sein, und erst recht an einem Tag mehrfach, war unzweifelhaft ein Zeichen großen gesellschaftlichen Ansehens. Führt man sich nun vor Augen, daß ein gelungenes Gastmahl, von dem man in der Stadt auch nachher noch sprechen sollte, wesentlich von den Speisen und der sonstigen theatralischen und musikalischen Unterhaltung abhing, wird deutlich, mit welch immensem Aufwand solche Gelage durchgeführt werden konnten.[28]

Die Größe der Küchen und die Länge ihrer Steintische können daher mit Zuversicht auf solche Gelage bezogen werden. Eine Vielzahl von Feuerstellen diente der Zubereitung zahlreicher Gänge eines opulenten Mahls. Die dahinterstehende organisatorische Leistung kommt auch in der zunehmenden Wertschätzung von Köchen zum Ausdruck, die wir der antiken Literatur entnehmen können. Es handelte sich um hochspezialisierte Sklaven, die äußerste Anerkennung genossen und für die Vermögen bezahlt wurden. Während man sie anmieten konnte, sprach etwa Cicero von seinem eigenen Koch, dessen Leistungen er mit den bekanntesten Köchen seiner Zeit verglich und stellvertretend für die Qualität seiner Convivia zitierte.

Was aber geschah aus Sicht dieser Köche und der übrigen Sklaven, wenn der eigene Patron eingeladen war und auswärts speiste? Herumlungernde Sklaven, die die Abwesenheit ihres Herrn zu ihrem eigenen Vergnügen nutzten, sind uns zum Beispiel aus den Komödien des Plautus aus dem 2. Jh. v. Chr. bekannt. Abgesehen vom Unterhaltungswert dieser Situationen, in denen der Sklave plötzlich kein sklavisch Arbeitender mehr war, erlauben diese Schilderungen jedoch die Annahme, daß an Tagen ohne Gäste die eigene »Küche kalt blieb«. Die Sklaven und jene im Haus Zurückgebliebenen hatten die Möglichkeit, sich über die zahlreichen Garküchen der Stadt zu versorgen.

Das wirft ein weiteres Licht auf die Funktion pompejanischer Küchen. Der enge Zusammenhang mit der Entstehung aufwendiger Gelageräume zeigt, daß die Küche nicht wie heute der unabhängigen Selbstversorgung aller Hausbewohner dienen sollte. Es ging auch nicht darum, mit der Errichtung von Küchen einem gewachsenen Bedürfnis nach privater Abgeschiedenheit Rechnung zu tragen. Das gleichzeitige Nebeneinander von Küchen in den großen Domus und den über die gesamte Stadt verteilten offenen Garküchen und kleinen Lokalen muß anders erklärt werden: Von den unterschiedlichen Einrichtungen wurde ein jeweils anderes Publikum bedient. In kleinen Häusern konnte man aus diesem Grund auf Küchen eher verzichten, eine Annahme, die durch den Befund Pompejis bestätigt wird. Es scheint daher kein Zufall zu sein, wenn bis heute in Pompeji kein luxuriös ausgestattetes Restaurant, etwa für Gäste der führenden Familien, identifiziert werden konnte: In diesen Kreisen speiste man unter sich, in den eigenen vier Wänden.

[28] Besser als auf jede moderne Darstellung greift man noch immer auf das »Gastmahl des Trimalchio« im Satyricon des Petronius aus der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. zurück.

5.4 Das Bad als geselliger Ort

Mit dem Wissen um die andersartige Nutzung von Funktionsräumen wie der Küche soll im folgenden auch nach der Bedeutung von Bädern in Wohnhäusern gefragt werden. Dazu ist ein kurzer Blick auf die städtebauliche Situation Pompejis notwendig. Seit dem späten 2. Jh. v. Chr. sind im Bereich der sogenannten Altstadt innerhalb von zwei Generationen drei öffentliche Thermengebäude umgebaut oder neu errichtet worden, die Stabianer Thermen und die Forumsthermen sowie die nicht lange benutzten sogenannten republikanischen Thermen. Im Vergleich zu den älteren Schwitzbädern, deren winzige Räume mit Becken glühender Holzkohle beheizt wurden, bestand ihre wesentliche Neuerung in der Verwendung eines Systems von Hohlräumen unter dem Fußboden und vereinzelt auch in den Wänden, mit denen jetzt auch größere Räume erwärmt werden konnten. Hinzu kam die Ausstattung mit gleichfalls beheizten Becken, die ein Warmwasserbad erlaubten. Die Zahl von drei, in kurzem zeitlichen Abstand errichteten oder renovierten Thermenbauten spricht für ein spürbar gestiegenes Bedürfnis nach neuestem Badekomfort. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn der nachmittägliche Thermenbesuch bald zum festen Bestandteil des Tagesablaufs eines römischen Bürgers wurde.

Nach heutiger Kenntnis ist die erste private Badeanlage Pompejis, die ein Wasserbad gestattete, nur wenig später, noch in der ersten Hälfte des 1. Jhs. v. Chr., in der Casa del Labirinto errichtet worden. Dieses Bad (21, 22), das im Lateinischen wohl mit dem Begriff *balneum* bezeichnet wurde, lag unmittelbar nördlich von der Küche, um von hier aus über ein vergleichbares Heizungssystem erwärmt zu werden. Die erste Anlage, die nach neuen Untersuchungen im frühen 1. Jh. n. Chr. auf Kosten einer benachbarten Arbeits- oder Schlafkammer erweitert wurde, umfaßte ursprünglich wohl nur zwei kleine Räume. Vom Korridor (15) aus gelangte man über eine kleine Tür in einen Vorraum (21), der wohl als Entkleidungs- und zeitweiliger Aufenthaltsraum gedient haben dürfte. Durch einen noch kleineren Durchgang betrat man dann den eigentlichen Baderaum (22). Zwei rechteckige Nischen dürften ehemals die bronzenen Wannen (Alvei) aufgenommen haben, während in der halbrunden Apsis nach Vergleichen mit anderen Bädern ein flaches Wasserbecken auf hohem Fuß gestanden haben muß. Dieses als Labrum in schriftlichen Quellen erwähnte Becken enthielt kaltes Wasser und diente der Abkühlung nach dem Entsteigen der Wanne.

Im Zusammenhang mit der Frage der Nutzung hauseigener Bäder gilt es, sich drei Besonderheiten klarzumachen. Zunächst waren die Räume ausgesprochen klein, mitunter nicht größer als 4 m², und boten nur selten Platz zur ungehinderten Bewegung zahlreicher Personen. Während sie technisch sehr aufwendig konstruiert sein konnten, bestand der wesentliche Unterschied zu den städtischen Gebäuden gerade in diesem Größenunterschied. Zweitens dürfte der erhebliche Konstruktionsaufwand entscheidend dazu beigetragen haben, daß bis

in der Frühzeit auf Böcken wie die übrigen Tische, *mensa cum trecellis*. Horizontale Bretter darüber waren ein selbstverständliches Hilfsmittel zum Aufstellen des Geschirrs. Aus diesen Elementen setzt sich der Stollenschrank zusammen, der sich im fünfzehnten Jahrhundert zum repräsentativen Möbel entwickelt hat und bei dem die Zahl der Etageren zu einem sozialen Rangabzeichen wurde.

Wegen der hauptsächlich auf das rein Stilgeschichtliche konzentrierten Untersuchungen herrscht noch weitgehende Unsicherheit darüber, wie und wo die Typen entstanden, aus denen sich unsere intime Umgebung zusammensetzt. Es fehlt eine Geschichte der Typologie, die die seit der sechzig Jahre zurückliegenden Arbeit Havards angehäuften neuen Tatsachen berücksichtigt. Kein Lexikon, sondern eine Typengeschichte des Möbels ist nötig, die die Beiträge der verschiedenen Länder im Norden und Süden vergleichend gegeneinander abwägt und ordnet. Flandern würde in einer solchen Geschichte sicher eine außerordentliche Rolle spielen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in den verschiedenen Typen: Stuhl, Bank, Pult, Schrank, und in der stabilen Form, die es dem Tisch gab, die Grundlagen für unseren weltlichen Komfort geschaffen.

Verglichen mit dem handwerklichen Raffinement des achtzehnten Jahrhunderts mögen diese Typen primitiv erscheinen, ihre künstlerische Behandlung ist es jedoch nicht. Aber selbst ihre künstlerische oder handwerkliche Behandlung enthält nicht das ganze Geheimnis ihrer Wirkung, denn sie sind nicht als isolierte Einzelstücke gedacht, sondern untrennbar von den spätgotischen Räumen, in denen sie wie eine Pflanze im Boden wurzelten.

Mittelalterlicher Komfort: Komfort des Raumes

Vom heutigen Standpunkt aus hat es im Mittelalter überhaupt keinen Komfort gegeben.

Die Einrichtung war fragmentarisch, die Heizung schlecht. Holz in großen Stößen verbrennen zu sehen, ist zweifellos etwas ewig Anziehendes. Das Mittelalter hat es verstanden, das offene Herdfeuer in das tägliche Leben miteinzubeziehen und dem Feuerplatz, dem Kamin, eine Form zu geben, die weit über das bloß Notwendige hinausreicht. Doch was für ein Rückfall in Primitivität gegenüber den römischen Villen mit ihren gleichmäßig durchwärmten Wänden und Böden, wie sie jenseits der Alpen zu finden waren, wo immer die Römer sich niedergelassen hatten.

In den mittelalterlichen Häusern war es kalt. Deshalb erscheinen auf den Miniaturen immer wieder ein kleiner runder Eßtisch, ein Arbeitstisch oder eine

Bank, die an die offene Flamme des Kamins gerückt sind, manchmal sogar Truhenbänke mit beweglicher Rückenlehne, so daß man sich abwechselnd dem Feuer zuwenden oder ihm den Rücken kehren konnte (Abb. 153).

Der gleiche Rückfall in Primitivität zeigt sich in der übrigen mittelalterlichen Einrichtung. Gab es überhaupt keinen Komfort? Konnte man die karge Ausstattung der Zimmer mit einer Reihe von Truhen, unförmigen Bocktischen und grob gezimmerten Bettstellen mit dem Namen Komfort bezeichnen?

Die kulturbildende Schicht des hohen Mittelalters bis tief ins dreizehnte Jahrhundert war das Mönchtum. Der Adel jagte und kämpfte in der Zeit des Rittertums. Wie der Adel Krieg führte und wie er liebte, hat in den großen mittelalterlichen Epen Gestalt gefunden, aber ein in weiterem Sinn kulturschaffendes Element war er nicht. Immer wieder stößt man im Mittelalter auf die anonyme Institution des Mönchstums, das die Last der kulturellen Verantwortung trug. Die Klöster der verschiedenen Orden waren im Laufe des frühen Mittelalters hochkomplizierte Organismen geworden. Sie waren die wichtigsten Träger der Kultur, Brennpunkte sozialer Aktivität, des Austausches mit anderen Ländern, und Stätten des Lernens und aller Bildung, in denen die alten Autoren aufbewahrt und auf lateinisch die zeitgenössischen Chroniken verfaßt wurden. Die großen Klosteranlagen waren zugleich Herbergen für die Umherziehenden, Armenhäuser und Spitäler. Die Ländereien der Klöster, die auf den Adel der Reformationszeit eine so große Anziehungskraft ausüben sollten, wurden von den Mönchen als mächtigen Gutsbesitzern und Landwirten großen Stils verwaltet. In einer Zeit anhaltender Unruhen waren die Klöster die einzigen Plätze relativer Sicherheit und Stabilität.

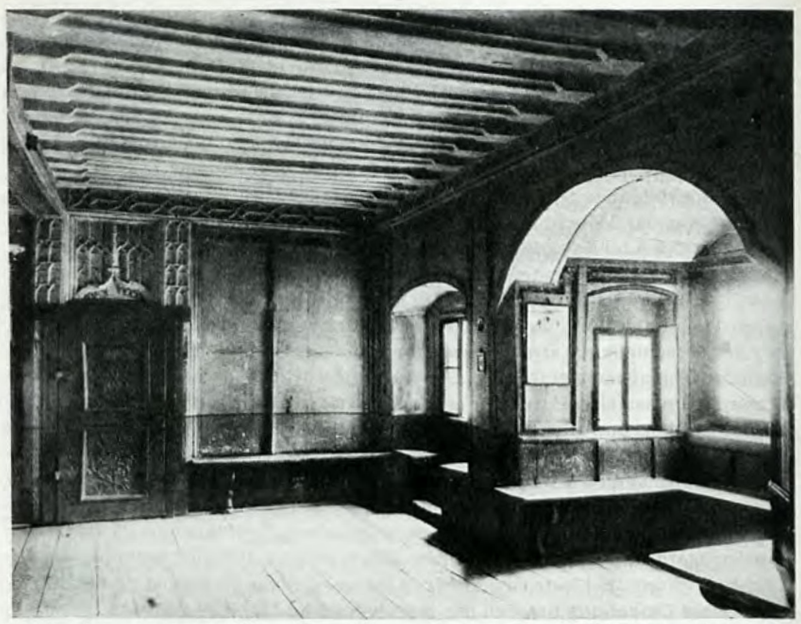
In dieser Umgebung hat sich das mittelalterliche Mobiliar gebildet. Innerhalb der Klostermauern wurden die Faltstühle aus Bronze oder Holz und andere kirchliche Thronsitze antiker Provenienz, das Chorgestühl, das Lesepult in Kapelle und Sakristei, die Schreibtische in den Zellen und die langen, schmalen Bocktische der Refektorien entwickelt. Stück für Stück wurden diese Möbel später vom weltlichen Haushalt übernommen.

Selbst die Waschstände, die in Nischen oder Eckschränke eingebaut wurden, spiegeln in ihrer Anordnung das mönchische Lavatorium wider. Sie bestehen aus einem schmalen Metallbehälter mit Hahn und darunter einem Waschbecken. Erst in Nischen stehend, wie das kugelförmige Becken in Dürers Marienleben, später in schlanker gotischer Proportion eingebaut in einen Eckwaschschrank werden sie schließlich mit dem Buffet zu einer Einheit verschmolzen.

Die mönchischen Lavatorien des dreizehnten Jahrhunderts (wie in St. Denis) waren gewölbte Räume, die in der Nähe der Refektorien lagen. In der Mitte war »ein gewöhnlich kreisrunder Brunnen, der mehrere Öffnungen besaß, aus denen schmale Wasserströme liefen«[66]. Hier nahmen die Mönche die vorgeschriebenen leichten Waschungen vor.

66 Havard, a.a.O., Bd. III, Kol. 281.

die herrschaft der mechanisierung
giedion, sigfried.
s.336-337



166. Der Raum der Äbtissin. Domnonnenkloster, Graubünden, Schweiz. 1512. (*Schweizer Nationalmuseum*)

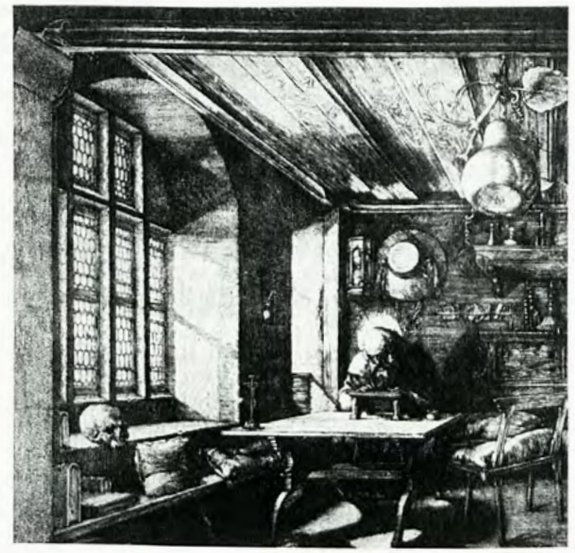
Natürlich benutzte man immer Krüge, aus denen die Bedienten nach dem Essen das Wasser über die Hände schütteten. In Südfrankreich gab es sogar hölzerne oder eiserne Waschständer, deren Becken auf einem metallenen oder hölzernen Untersatz aufruhten[67]. Aber der Waschstand mit Wasserbehälter, Hahn und Becken ist etwas ganz anderes. Er gleicht vielmehr einem Ausschnitt aus dem monumentalen Lavatorium, das hier vereinfacht und auf bürgerlichen Maßstab reduziert erscheint.

Die Mönche hatten sich einem asketischen Verhalten und Leben geweiht. Eine Frage etwa, wie der Körper sich in einem Stuhl am besten entspannen könne, war für sie bedeutungslos und konnte sie nicht beschäftigen, da sie ihr Leben der Kasteiung des Fleisches geweiht hatten. In dieser ganzen Zeit bewahrte das mittelalterliche Interieur die Strenge seiner Ursprünge.

In Kontrast zu der Primitivität der Einrichtung steht die Kleidung der Bewohner (Abb. 144). Seit dem aufkommenden Wohlstand des vierzehnten Jahrhunderts

67 Ebd., Bd. II, Kol. 797.

336



167. ALBRECHT DÜRER: »Der heilige Hieronymus im Gehäus«. Kupferstich. 1514.

nahmen Seide und Brokat überhand. Die Gastmähler zogen sich über Tage hin; sie bestanden oft aus sechs Gängen, und jeder Gang war ein Mahl für sich[68]. Aber die Frauen mit ihren kostbaren Brokat- und Damastgewändern und den langen, hermelinverbrämten Ärmeln waren es gewohnt, dicht aneinandergedrängt auf Bänken ohne Rücklehne und an roh gearbeiteten Bocktischen sitzend ihr Mahl einzunehmen.

Erst während des fünfzehnten Jahrhunderts, und mehr noch im sechzehnten, zog das Bürgertum die Konsequenz aus seiner gewonnenen Macht und gab dem Inneren des Hauses sowie den einzelnen Gegenständen eine behaglichere und, wenn man will, eine weltlichere Note. Da tauchen in den Wohnräumen die Bänke mit Rücklehnen auf und mit ihnen die Kredenzen zum Anrichten der Speisen und die schlanken spätgotischen Stollenschränke auf hohen quadratischen Ständern.

Und doch gab es einen mittelalterlichen Komfort. Er ist nur in anderer Richtung zu suchen und kann nicht mit rein materiellen Maßstäben gemessen werden. Er wird fühlbar, sowie man einen mittelalterlichen Raum betritt. Die Freude und das

68 Mehrere dieser Menüs aus dem vierzehnten Jahrhundert haben sich erhalten. Jeder Gang enthielt die verschiedensten Gerichte und endete jeweils mit einem Dessert. Allerdings sind es flandrische Menüs aus der reichsten Gegend Europas, aber die Vielfältigkeit der Auswahl an Wild, Geflügel aller Art und Fischen, an Weinen aus verschiedensten Gegenden, an exotischen Desserts, Granatapfelkernen, Mandeln in Honig gebraten, ist trotzdem erstaunlich. Mitgeteilt in: Henri Hachez, *La Cuisine à travers l'histoire* (Brüssel, 1900), S. 138-146.

337

velangt.« Daher sei es gewöhnlich in den unteren Etagen anzulegen. Das Baden verlange Einsamkeit (»solitude«), was bedinge, daß der Badeflügel abseits des Schlosses liegen solle. Nun beschreibt der Architekt den Grundriß seines idealen Badeanlagenentwurfs. Zugang wird von der Orangerie her gewährt. Zunächst gelangt man »in einen runden Raum, der als Vorzimmer zur *Salle des Bains* dient. Ich habe in einer seiner Ecken eine Treppe [A] eingetragen, die zum Dach hinaufführt…«. Dem Eingang gegenüber führt eine Tür zur *Salle des Bains*, eine weitere Tür gewährt Zugang zum *Étuve*.

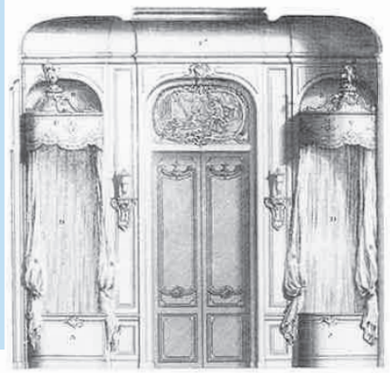
> »Die *Salle des Bains* ist groß genug, um dort zwei Badewannen aufzustellen [Anm. *: wie dies im Schloß von Saint Cloud der Fall ist]. Man sieht es selten, daß es nur eine gibt; sei es, daß zwei Personen sich gegenseitig Gesellschaft leisten und sich miteinander amüsieren in ihrer Einsamkeit (›solitude‹), sei es, daß solche Gemächer dadurch ihre Symmetrie wahren oder daß man eine der Wannen mit warmem Waser zu füllen wünscht & die andere mit Wasser, das entsprechend der Saison temperiert ist.«

Der Raum könne mit Marmor, mit vergoldeten Boiserien oder mit Groteskenmalerei ausgestattet sein, wobei letztere einen kleinen Raum verlange, da man sie ansonsten schlecht wahrnehmen könne: eine Forderung Blondels, die wir bereits in den winzigen Baderäumen der Renaissance in Italien umgesetzt fanden. Die Badewannen sollen in – der Form der Wanne entsprechenden – Nischen, die bis zur Hohlkehle hochreichen sollen, installiert werden. Sie sollen von *Pavillons* umschlossen werden. Damit spricht Blondel die bereits im Mittelalter gebräuchlichen Wannenbaldachine an, die man bei Bedarf verschließen kann. Im zweiten Band bildet Blondel solch einen Badewannenbaldachin ab. Die Badewanne soll aus Kupfer gefertigt werden, und außen soll man sie mir einer Farbe bemalen, die mit dem in Raum dominierenden Farbton harmoniert.

Auf die *Salle des Bains* folgt in der Enfilade liegend die *Chambre des Bains* von beinahe quadratischem Grundriß. Hier befinden sich zwei Betten zur Ruhe nach dem Bad. Zwischen denselben führt eine Tür zum Wärmeraum (*Chauffoir*), der so genannt wird, »da man hier die für den Service der *Chambre des Bains* benötigte Wäsche trocknen läßt«. Damit übernimmt dieser *Chauffoir* die Funktion, die der zusätzliche Ofen in Savots Ruheraum übernahm. Von dem Warmraum gelangt man zur einen Seite zu dem *Étuve*, in dem sich die Heizanlage (B) befindet, die der Erwärmung des Badewassers dient. Zur rechten Seite liegt ein kleiner Raum mit Nische für ein Bett. Seitlich der Nische gelangt man einerseits über eine

Passage zur *Chambre des Bains*, andererseits zu einer Abortanlage. Diese in der Enfilade liegenden *Lieux à Soupape* (WC) sind über die *Chambre des Bains* oder von der Orangerie her zugänglich. Die *Lieux à Soupape* oder »Örter der Erleichterung« sind eine luxuriöse Variante der *Retirade* oder *Lieux* mit integrierter Wasserspülung, deren Anlage und Funktion Blondel ausführlich im zweiten Band (3. Kap., S. 136ff.) beschreibt.

Im gleichen Band geht Blondel auch nochmals auf die Anlage der *Salle des Bains*, des Badezimmers, ein (3. Kap., S. 129).

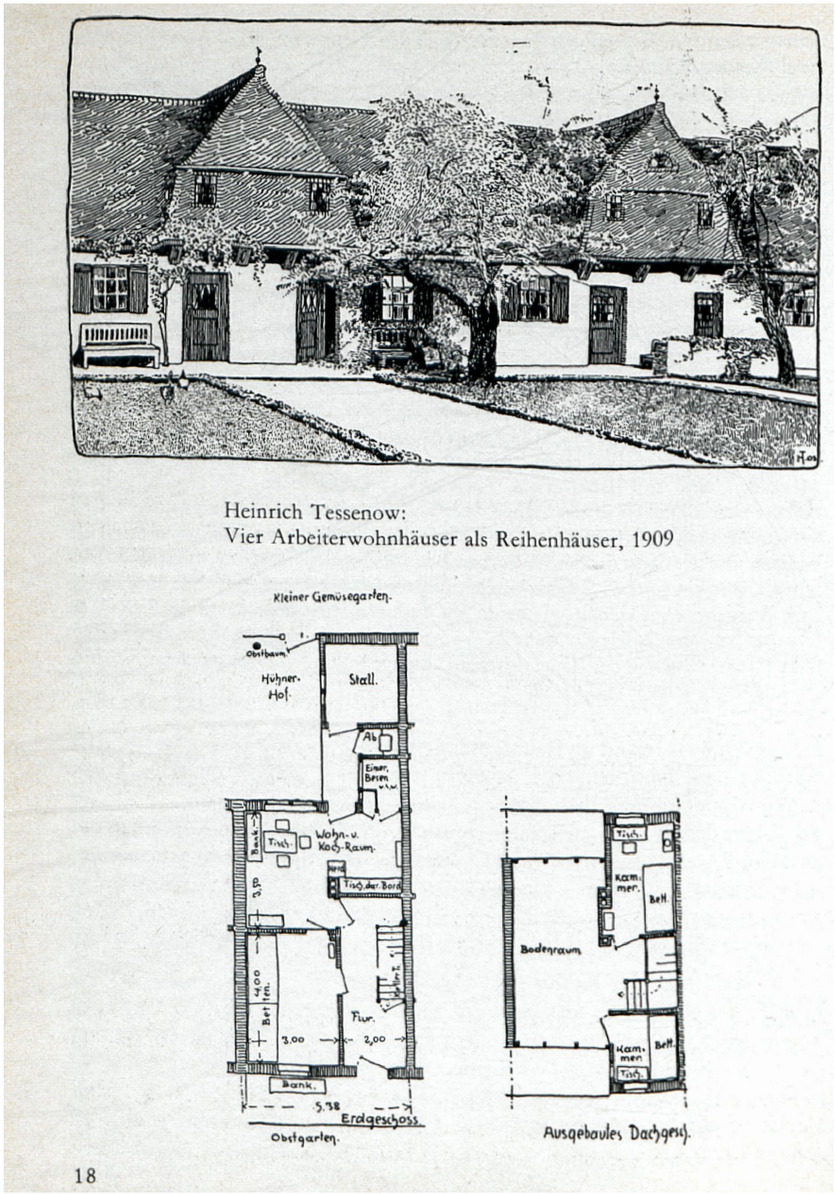


93. J.F. Blondel, Ausstattung der »Salle des Bains«. Über der Wanne ist ein Baldachin angebracht, an dem der Badevorhang befestigt war.

> »Zu einem vollständigen Badeappartement gehört ein Saal, in dem sich mehrere Badewannen befinden und der von einem Vorraum für die Dienerschaft begleitet wird. Ein Schlafzimmer mit einem oder mehreren Betten entsprechend der Anzahl der Badewannen schließt an. Bei diesem Raum muß die Garderobe zum Wechseln der Wäsche liegen sowie ein Abort. Hinter dem Saal muß ein kleiner Raum für den *Étuve* konstruiert werden.«

Blondel beschreibt nun genau die Art und Weise der Wasseraufbereitung. Neben dem Wasserbehälter (C) über dem Ofen (B) des *Étuve*, in dem das warme Wasser aufbereitet wird, muß ein großes Kaltwasserreservoir (F) liegen, das so hoch installiert sein muß, daß sowohl der Zufluß des Kaltwassers zu den Badewannen (A) als auch zum Warmwasserboiler gewährleistet ist. Eine Treppe (K) führt zum Warmwasserboiler hinauf.

In seinen *Cours d'architecture* faßt Blondel seine Vorstellungen einer Badeanlage nochmals zusammen. In Band II (S. 405) kommt er innerhalb seines Lehrbuches am ausführlichsten auf Bäder zu sprechen. Er faßt seine Vorschläge zur Dekoration der Gemächer knapp zusammen: Im Badezimmer sei Marmor oder polierter Kalkstein für Boden und Wände zu empfehlen, da es hier immer etwas feucht sei. In den übrigen Räumen dürfe man dagegen auch Boiserie, Spiegel, Ver-



Heinrich Tessenow:
Vier Arbeiterwohnhäuser als Reihenhäuser, 1909

18

oder ob man besser daran täte, den eigentlichen Kochraum vom Wohnraum zu trennen. Er habe beides versucht und halte die erste Lösung für die bessere. Schlafräume sind bei Tessenow sehr klein und liegen im hohen Dach, was er als wirtschaftlichste Lösung für die Anordnung dieser Räume ansieht. Seine Erwägungen zur Eingeschossigkeit sind geprägt vom Gedanken einer zu groß werdenden Grundstücksbreite. Um diese gering zu halten und damit die Anliegerkosten zu senken, gibt er der Stapelung trotz Treppe den Vorzug.
Tessenows Äußerungen zum Bad für ein kleines Haus mögen im ersten Augenblick beinahe befremdlich anmuten. Sie waren aber zeitbedingt und bis in die frühen fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts auch richtig. (So ergaben zum Beispiel Untersuchungen von MSA-Bergarbeitersiedlungen* in den frühen fünfziger Jahren, daß die Bäder fast durchweg anders genutzt wurden.) Heute wirkt das folgende Zitat kurios; als Marke des zurückgelegten Zivilisationsweges mag es vielleicht auch jetzt noch interessieren.

„Wir müssen schon froh sein, wenn wir Arbeiter- oder Kleinbürger-Wohnungen fertig bringen, die eine geringste, nötigste Anzahl Räume mit geringsten, nötigsten Abmessungen enthalten. Solche Wohnungen lassen dann natürlich auch nur bis zu einem gewissen bescheidenden Maße bequemes Wohnen zu; aber was kann dem Arbeiter eine große, sehr bequeme, sehr schöne Wohnung nutzen, wenn er sie nicht bezahlen kann; es wäre gewiß schön, wenn jede Arbeiterwohnung einen besonderen Baderaum hätte, und sehr viele Arbeiter würden eine solche Einrichtung auch sicher hoch bewerten; aber diesem Arbeiter werden doch heute in seiner kleinen Wohnung noch eine Reihe anderer Bequemlichkeiten wertvoller sein, die er nicht genießen kann, weil es ihm am nötigen Raum fehlt, so daß schließlich ein Baderaum in der Arbeiterwohnung nur *kurze* Zeit auch wirklich Baderaum bleibt. Denn die ganze Lebensweise des Arbeiters legt ihm doch – im allgemeinen wenigstens – eine besondere Körperpflege nicht gerade nahe. Kommt der Arbeiter dahin, daß er ganz allgemein auf das häufige Baden sehr großen Wert legt, so wird es ganz selbstverständlich sein, daß man sucht, jeder solchen kleinen Wohnung noch einen besonderen Baderaum zu geben. Heute wird aber jedenfalls das Badebedürfnis des Arbeiters einfacher, billiger durch die Einrichtung öffentlicher Badeanstalten befriedigt. Ich habe darum auch für die kleinen Wohnungen einen Baderaum nicht vorgesehen.“[3]

Betrachtet man die Grundrisse, so fallen die sehr bescheidenen Raumabmessungen sofort ins Auge; man fragt sich, ob nicht auch heute Räume so

* MSA Mutual Security Agency aus ERP (European Recovery Programme) geförderte Bergarbeiter-Großsiedlungen in Fortführung der von ECA (Economic Cooperation Administration) begonnenen Bemühungen.

19

das grosse latrinum, 155 jahre öffentliche toilette,...in: tagesspiegel
kazca, peter.

deutschen Kunstereignis dieses Sommers. In Münster widmen sich über 30 Künstler der Frage nach der „Funktion von Kunst im öffentlichen Raum“. Feldmann hat die Münsteraner Domtoiletten von Grund auf saniert und mit großformatigen Bildern ausgestattet. Denn, so Feldmann, „ich möchte den Menschen dort ein positives, schönes Erlebnis ermöglichen.“ Der Effekt dürfte ein ähnlicher sein, wie der, den das erste Londoner Musterklo in der Fleet Street beim Publikum auslöste. Dort muss man in Fragen öffentlicher Hygiene zuvor Grausames gewöhnt gewesen sein.

Wer die wirklich allererste öffentliche Toilette der Geschichte konstruiert hat, wird wohl auf ewig im Dunkeln bleiben. Doch gut dokumentierte Beispiele aus längst vergangenen Tagen sind geeignet, das englische Selbstverständnis als Erfinder-Nation zu erschüttern. Bereits im Jahr 2400 v. Chr. gab es im Nordpalast von Esnunna (Mesopotamien) sieben nebeneinander liegende, in Stein gemeißelte Löcher, für die die Archäologen nur eine Erklärung haben: Hier konnte, wer musste, und das nicht allein. Auch die alten Griechen auf Kreta verfügten 600 v. Chr. über ein Etablissement, das Platz für 44 Notdürftige bot. Einzig, wie es auf den gemeinsamen Schüsseln zuging, darüber hüllen sich die zeitgenössischen Dichter leider in Schweigen.

"Hüte Dich, auf die Straße zu kacken!"

Erst mit den alten Römern rückte die Toilette ein Stück weiter ins Licht der Öffentlichkeit. Den Römern war sogar eine regelrechte Latrinenbesessenheit zu eigen, über die James Joyce mit dem zeitlichen Abstand von fast 2000 Jahren schreiben sollte: „Der Römer dagegen brachte ... jeder neuen Küste, auf die er den Fuß setzte, ... nur seine Kloakenbesessenheit. Er blickte in die Runde in seiner Toga, und er sagte: Hier ist gut sein. Lasst uns ein Wasserklosett installieren.“ Und zwar ein öffentliches, denn nur das war wirklich exportwürdig. Im durchschnittlichen römischen Zuhause ging es eher schlicht zu. Dort bestand das Toilettensystem aus einem Fass im Flur des Erdgeschosses, in das die Bewohner der mehrstöckigen Mietskasernen den Inhalt ihrer Nachttöpfe verfrachteten (außer sie waren es leid, jedes Mal vom sechsten Stock hinunterzulaufen, dann kippten sie einfach alles aus dem Fenster, wie der Satiriker Juvenal berichtet).

Trist waren die hygienischen Verhältnisse im Mittelalter, wie diese Buchmalerei aus dem "Decamerone" illustriert. - FOTO: AKG-IMAGES

Exkremente in einer Schüssel durchs Treppenhaus zu tragen, war einigen aber zu würdelos, und wer es sich leisten konnte, erledigte die Angelegenheit außerhäusig: Er besuchte, wenn das Geld locker saß, eine Latrine, wenn er knausern musste, die Necessaria, eine vergleichsweise einfache Einrichtung. In Pompeji waren die Pächter um Werbung nicht verlegen und schrieben mahnend an die Häuserwände: „Cacator cave malum! Aut si contempseris, habeas Jovem iratum!“ – „Hüte Dich, auf die Straße zu kacken! Sonst wird Dich Jupiters Zorn treffen!“

Urin wurde besteuert

Der öffentliche Toilettengang wurde einem auch nicht schwer gemacht, denn das Netz war engmaschig. Um 400 n. Chr. gab es in Rom 144 Latrinen und 254 Necessarias, die größtenteils von einem Wassergraben unterspült waren und deren Inhalt direkt in die legendäre Cloaca Maxima floss. An lukrativen Verkehrsknotenpunkten gab es zusätzlich äußerst nützliche Pissoirs. Waren die Vasen dort voll, wurden sie von Urinsammlern abgeholt, denn die Kleidung wurde damals nicht mit Wasser, sondern mit vergammeltem Urin gewaschen (das Ammoniak löste trefflich auch den gröbsten Schmutz).

Kaiser Vespasian, der von 69 bis 79 n. Chr. in Amt und Würden war, erkannte darin eine neue Einnahmequelle und besteuerte den Urin. Das fand wiederum sein Sohn Titus eklig und schalt den Vater. Der schnupperte daraufhin an einer Urin-Steuer-Goldmünze und sagte: „Non olet“ - stinkt nicht, und während von seinen Vorgängern Caligula und Nero ein fragwürdiger Charakter in Erinnerung geblieben ist, war es von Vespasian das Bild des Pinkel-Imperators. Knapp zwei Jahrtausende später hießen die kopf- und fußfreien Pissoirs in Frankreich nach dem römischen Kaiser: „Vespasiennes“.

Auf der Latrine sitzend Geschäfte machen

Berühmt war Rom aber für seine Prachtlatrinen, einem Treffpunkt der gehobenen Gesellschaft. Sie verzauberten den Benutzer mit grandiosem Luxus, mit Säulen, Mosaiken, Fußbodenheizung und, wie der römische Dichter Martial berichtet, auch mit rezitierenden Dichtern. Für 50 bis 60 Menschen bot eine durchschnittliche Latrine Platz, von einem „Stillen Örtchen“ konnte keine Rede sein. In den Klos des Imperiums saß man fröhlich nebeneinander, erfuhr neusten Tratsch, hier wurde das eine oder andere Geschäft

das grosse latrinum, 155 jahre öffentliche toilette,...in: tagesspiegel
kazca, peter.

Latrinenkultur war überall im Imperium Romanum: antike Anlage im heutigen Libyen. - FOTO: AKG-IMAGES

abgeschlossen, und so steht zu vermuten, dass der Begriff „sein Geschäft machen“ den Ursprung in der römischen Latrine hat.

Wie überall, wenn’s ums Geschäft geht, gab es auch hier Schmarotzer. Martial beschrieb einen Zeitgenossen namens Vacerra, der es darauf anlegte, von Latrinen-Bekanntschaften zum Essen eingeladen zu werden. „Warum“, fragte Martial, „Vacerra überall auf dem Abort die Stunden zubringt und den ganzen Tag dort sitzt?“ Und gab auch gleich Antwort: „Cenaturit Vacerra, non cacaturit!“ – „Essen möchte Vacerra, nicht kacken!“

Im Mittelalter war es vorbei mit der Toilettenkultur

In Not gerieten die Vacerras dieser Erde mit dem Untergang des Römischen Reiches, denn da war es mit der schönen Toilettenkultur erst mal dahin. Alles was Hochkulturen in den vergangenen Jahrtausenden aufgebaut hatten, war mit dem Mittelalter vergessen. Man hauste in zugigen Burgen, suchte den heiligen Gral und stapfte durch tiefen Schlamm. Für Körperhygiene war nicht viel Zeit, man entleerte sich dort, wo es gerade nötig war. In den Burgen gab es Abtrittswinkel, wo man sich hinhockte und sein Innerstes per Fallrohr in den Burggraben platschen ließ.

Auch in den Städten beförderte man die Fäkalien einfach per Rohr auf die Straße. Wer kein Rohr hatte, kippte alles durchs Fenster. In Frankreich erging deshalb die rührend hilflose Anordnung, in Zukunft drei Mal „Gardez l’eau“ zu rufen, bevor der Inhalt des Nachttopfs nach draußen flog. So oder so, auf den Straßen stank es erbärmlich.

In einer zivilisatorisch dermaßen fragwürdigen Umgebung die Menschen von der Notwendigkeit zu überzeugen, im großen Stil öffentliche Toiletten zu etablieren, war ein schwieriges Unterfangen. Ab und an findet man in der mittelalterlichen Geschichte dennoch Berichte über öffentliche Bedürfnisanstalten. In Frankfurt hatte es 1348 eine gegeben (dort war auch von einer Frau Hilla, ihres Zeichens „Schizhusfegerin“, die Rede), in London 1383, und in Basel 1455 – aber sie waren nicht mehr als Fähnchen im Wind des mittelalterlichen Zeitgeistes, und Mal um Mal wurde sie von ihm fortgeweht.

In Versailles gab es 2000 Zimmer und nur ein Klo

Der Übergang zur Neuzeit gestaltete sich fließend, denn selbst am so erhabenen Hof von Ludwig XIV. gab es zwar 2000 Zimmer, aber nur ein einziges stationäres Klo. Man benutzte stattdessen so genannte Kackstühle, und der König selbst machte es zur Tugend, Empfänge auf einem besonders schicken Exemplar sitzend abzuhalten. Zu den pompösen Festen nach Versailles kamen gut und gerne 10.000 Gäste auf einen Schlag, die sich in den Königlichen Gärten zu erleichtern pflegten. Noch 1764 klagte ein Zeitgenosse: „Beim Geruch des Parks und der Gärten des Schlosses wird einem übel.“ Diese absolutistische Sauerei wurde 1789 von der Revolution hinweggefegt. Fortan sollte gelten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – auch auf der Toilette. Eine Hand voll öffentlicher Klos wurde aufgestellt. Ihre Zahl war indes überschaubar: 1820 gab es in Paris ganze acht Stück.

Langsam sorgte auch das zunehmendes Schamgefühl für skurrile Auswüchse. Unabhängig voneinander gab es um das Jahr 1800 herum auf den Straßen in verschiedenen europäischen Städten menschliche Dixi-Klos, denen die Toilettenwissenschaft den schönen Namen „mobile Abtrittsanbieter“ gab. Deren Arbeitsutensilien bestanden aus zwei Eimern und einem wallenden Mantel. Wenn nun jemand musste, warf der Klomann gegen einen kleinen Obolus den Mantel um des Kunden Hals, der sich dann in die Eimer entleeren konnte. Diese schöne Tradition weist auf eine Änderung in Sachen Schamgefühl: Es ging – ganz entgegen der antiken Tradition – darum, nicht mehr gesehen zu werden, den entblößten Körper zu verdecken.

Großbritannien, die führende Klo-Nation

Doch erst mit der Industrialisierung und neuen Erkenntnissen zur Hygiene erlebte die öffentliche Toilette eine wirkliche Renaissance. Und so führt dieser Exkurs durch fünf Jahrtausende zurück auf die britische Insel. Schon Ende des 16. Jahrhunderts hatte Sir John Harington so lange getüftelt, bis er das erste pumpenbetriebene Wasserklosett präsentieren konnte. Das zeigte er stolz seiner Tante Königin Elisabeth I., die aber ob dieser Idee pikiert reagierte. Harington fiel in Ungnade. Erst 1775 meldete dann Alexander Cumming das Patent für das erste Water Closet (WC) mit Geruchsverschluss an – mit dem legendären, bis heute verwendeten doppelt gebogenen Abflussrohr.

Wahrscheinlich fühlen sich die Briten auch wegen dieser Erfindung als führende Klo-

raum, macht, differenz
kuhlmann, dörte.
s.175-177

Wie Gilbreth und Meyer hatte Margarete Schütte-Lihotzky sorgfältig zahlreiche Bewegungsabläufe studiert und mit der Stoppuhr Handgriffe und Schritte gemessen, um in Anlehnung an das Taylorsystem die bestmögliche Anordnung der Funktionsbereiche zu finden.[449] Innovativ war ihre Lösung zur Entsorgung der Küchenabfälle und die effiziente Gestaltung der Arbeitsflächen.[450] Die Höhe der Einbauschränke betrug nur 1,87 m, damit eine durchschnittlich große Frau noch an die oberen Regale gelangen konnte. Ganz im Zeichen der Zeit sollte die Küche nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen effizient und hygienisch gestaltet werden. Als sie herausfand, daß man erforscht hatte, daß Fliegen blaue Farbflächen meiden, ließ sie „alle Küchen blau streichen. Auch meine Küche in Frankfurt war blau gestrichen. Ich kann Ihnen bestätigen – es ist keine Fliege draufgekommen. Fliegen waren damals als Überträger von Krankheiten ein großes Problem."[451]

Taylorismus zu Hause

Die medizinischen Erkenntnisse, die Schmutz als Träger von Keimen und Bakterien und damit als potentielle Gesundheitsgefahr entlarvt hatten, führten seit dem 19. Jahrhundert zu einem stetig wachsenden Hygienebewußtsein, das durch die Medien massiv geschürt wurde. Die Küche und das neu entstandene Badezimmer waren die Räume, die am stärksten auf den Körper bezogen waren und seit jeher mit allerlei positiven wie auch negativen Gerüchen behaftet waren. Sie wurden nun zu jenen Räumen, in denen der größte Wert auf Sauberkeit gelegt wurde, zumal hier auch der meiste Abfall und Schmutz produziert wurde.[452] Ein schlechter Geruch wurde mit Krankheit, Armut und sonstigem Übel verbunden und daher eine hohe Kultur synonym mit dem Ausschluß verschiedener Sinneserfahrungen gesetzt.[453]

In der starken Hinwendung zur Reinlichkeit und der Verachtung von Gerüchen sah Freud wesentliche Kulturansprüche, jedoch keine Lebensnotwendigkeit.[454] Allerdings müßte dieser Kulturanspruch relativ jung sein, denn Freud ging nicht darauf ein, daß kaum hundert Jahre zuvor noch ganz andere Standards gegolten hatten und daß der französische Sonnenkönig Louis XIV. wahrscheinlich nur einmal in seinem Leben, und zwar anno 1665, gebadet hatte, wie aus der Dokumentation seiner Leibärzte hervorgeht. Dieser beschränkte sich darauf, jeden zweiten Tag einmal das Gesicht mit einem weingeistgetränkten Tuch abzuwischen. Sein Bruder dürfte die gleiche Einstellung zu Wasser gehabt haben, dennoch schrieb der Herzog von Saint-Simon über ihn: „Monsieur benutzte alle möglichen Parfums und war in allem die Reinlichkeit selbst."[455] Aus heutiger Sicht wirkt es auch befremdlich, daß sich Louis XIV. nicht scheute, offizielle Gäste zu empfangen, während er auf der Toilette saß. Im Kontrast dazu gelten Toilette und Badezimmer heute den meisten westlichen Kulturen als die privatesten Räume innerhalb der Wohnung. Hält sich hier ein Individuum auf, gilt es als Tabu einzutreten, selbst wenn der Raum nicht abgeschlossen ist.

Es scheint sogar, daß das Badezimmer in der Moderne zum Vorbild für funktionalistisches Design wurde, da seine Funktionen offenbar allein durch die physischen Aktionen des menschlichen Körpers determiniert wurden. Im Hygienetrend sah Adolf Loos einen wichtigen Kulturbeitrag, den er vor allem den Angelsachsen zuschrieb. Er verwies sogar auf die Bedeutung des Badezimmers im globalen wirtschaftlichen Wettstreit: „Denn nur jenes volk kann wirtschaftlich mit den Engländern gleichen schritt halten, das diesen im wasserverbrauche nahekommt; nur jenes volk ist berufen, die weltherrschaft von den Engländern zu übernehmen, das diese im wasserverbrauche übertreffen wird ... Die hebung des wasserverbrauches ist eine der dringendsten Kulturaufgaben."[456]

Nach der Meinung von Ellen Lupton und J. Abbott Miller war der Aufstieg von Badezimmer und Küche die direkte Antwort auf die neue Konsumkultur. Sie verwiesen darauf, daß das Badezimmer vor dem 19. Jahrhundert gar nicht als ein eigenständiger Raum existierte, sondern daß man üblicherweise bei Bedarf tragbare Wannen oder Waschschüsseln in Schlafzimmer oder Küche aufgestellt hatte.[457] Die Modernisierung dieser Räume brachte eine enorme Arbeitserleichterung mit sich. Hatte man früher das Wasser noch mühsam mit einem Eimer ins Haus tragen müssen, so brachten die neuen Wasserleitungen bequem das frische Wasser in Bad und Küche und spülten die Abfälle ebenso schnell wieder fort. Doch trotz der massiv erleichterten Arbeit für das Individuum brachten diese Neuerungen keine Zeitersparnis hinsichtlich der Tätigkeiten des Waschens und Putzens mit sich, denn gleichzeitig erfolgte die systematische Erziehung der Hausfrauen zur Hygiene.

Neben der sinnvolleren Anordnung der Kücheneinrichtung nahm die Zahl der elektrischen Haushaltsgeräte in den 1920er und 1930er Jahren sprunghaft zu. Die Elektrizität ermöglichte eine Vielzahl von Geräten, um die menschliche Arbeitskraft zu ersetzen. Gleichzeitig waren Dienstboten auch so teuer geworden, daß sich viele Haushalte keine mehr leisten konnten und von daher gerne auf die neuen Geräte zurückgriffen. Die Elektroindustrie in den Vereinigten Staaten stellte nicht nur die Endgeräte her, sondern lieferte passend dazu selber den

w.: einfach bauen. genossenschaftliche selbsthilfe nach der jahrhundertwende
novy, k., förster.
s.66-67

Architektonisch richtungsweisend: Heinrich Tessenows Entwurf für „Einfamilien-Kleinhäuser" der Gartenstadtgenossenschaft „Hohensalza" (Posen)

eine organisatorische Zusammenfassung (Schaffung von Großgenossenschaften mit Ortsgruppen) folgen sollte. Diese Konzentrationstendenz fördere zukünftigen sozialistischen Zentralismus:, „. . . geschlossene Siedlungen größeren Umfangs entfernen den einzelnen nicht von der Gewerkschaft und der Partei, sondern ermöglichen den engsten Zusammenschluß".[1] Auch die Idee eines Generalsiedlungsplans wurde wieder aufgenommen, diesmal aber vom Verband selbst. Dieser setzte am sozialdemokratischen Parteitag 1923 durch, daß „in Gemeinden mit proletarischen Majoritäten die gesamte Bautätigkeit nach einem einheitlichen Plan unter Rücksichtnahme auf die proletarischen Organisationen gestaltet werde".[2] Der Verband schlug daher der Gemeinde Wien vor, selbst (!) einen Bebauungsplan auszuarbeiten und berief dazu die Architekten Behrens, Loos, Frank, Hoffmann und Strnad. Bei der organisierten Architektenschaft löste diese Vorgangsweise allerdings heftigen Protest aus, sodaß man sich darauf beschränken mußte, „Leitlinien für Wiens Stadterweiterung" vorzulegen. Ein detaillierter Bebauungsplan wurde nicht erarbeitet.[3]

Zu den Architekten, die den Wiener Siedlungsbau unmittelbar beeinflußten, gehört ADOLF LOOS. Seine Auseinandersetzung mit den Problemen billiger Arbeiterwohnhäuser zieht sich über viele Jahre hin, erhält aber durch den Beschluß der Gemeinde Wien zum Bau kommunaler Wohnanlagen neuen Auftrieb. Loos wird 1921 zum Chefarchitekten des Siedlungsamtes berufen und kann in der Folge zumindest zwei Siedlungen (Lainzer Tiergarten und Heuberg) realisieren. An anderen Planungen (Hirschstetten, Süd-Ost) ist er beteiligt.[4]

„Wie soll nun das siedlungshaus aussehen?

Wir wollen vom garten ausgehen. Der garten ist das primäre, das haus ist das sekundäre. Der garten wird natürlich der modernste garten sein. Er muß möglichst klein sein, 200 m² sind wohl das äußerste, was ein siedler bebauen kann. Wenn der garten nur 150 m² groß ist, um so besser, denn je größer der garten ist, desto unrationeller und unmoderner werden die methoden sein, mit denen der mann ihn bearbeitet; je kleiner der garten, desto wirtschaftlicher und moderner wird er bearbeitet werden. Der große garten ist der feind jedes fortschrittes im gartenbau. Einwendungen der siedler, wie: „ja, ich brauche gras für meine ziege", „ich brauche kartoffel", darf es nicht geben. Gras hat jeder einzukaufen. Auch kartoffel hat man zu kaufen, denn kartoffel erfordern für die ernte ein ganzes jahr, und dann gibt es nicht die notwendigen mehrmaligen ernten im siedlergarten innerhalb eines jahres. Je rationeller bebaut wird, desto häufiger wird geerntet. Wir müssen es in unserem klima auf zehn bis

1) AZ, 17. 6. 1922
2) Max Ermers, in: Der Tag, 25. 11. 1923
3) a. a. O.
4) Rukschcio/Schachel, 1983, 258 ff.; Worbs, 1982, 5 ff.

vierzehn ernten im jahre bringen, und sie können sich wohl vorstellen, welche gewaltige arbeit das erfordert. Vom klima und von der erde, vom terrain selbst ist der siedler nicht abhängig. Ein großes wort des gärtnerischen reformators Leberecht Migge in Bremen lautet: ‚Boden und klima bereitet sich der gärtner selbst.'"[1]

„Das siedlerhaus hat vom garten aus entworfen zu werden, denn, vergessen wir es nicht: der garten ist das primäre, das haus das sekundäre.

Fragen wir uns zuerst, welche räume solch ein haus haben muß.

Vor allem andern einen abort mit dungverwertung. Ein wasserklosett darf es im siedlungshaus nicht geben, denn die abfallstoffe des ganzen hauses samt den menschlichen fäkalien sind notwendig für die bodenbereitung. Da ist es wichtig, daß man eine art tonnensystem oder kübelsystem hat, auf keinen fall eine große düngergrube. Das darf es nicht geben, das wäre sehr antisozial. Wenn eine solche grube nur jedes halbe jahr einmal ausgeleert wird, dann können sie sich vorstellen, welch gewaltiger gestank da entsteht, den nicht nur der grubenbesitzer selbst, sondern die ganze siedlung zu ertragen hat. Wenn heute der eine, morgen der andere siedler solch eine grube entleert, dann kommt die arme siedlung aus dem gestank nicht heraus. Nein, der kübel ist täglich auf den jüngsten komposthaufen zu entleeren und dieser dann umzuschaufeln. Das macht die ganze siedlung geruchlos. Es sind drei komposthaufen anzulegen. Der komposthaufen soll ein jahr daliegen, um ganz durchgären zu können. Der kübel darf nie direkt auf das arme gemüse gebracht werden. Das riecht man besonders beim blumenkohl sehr stark.

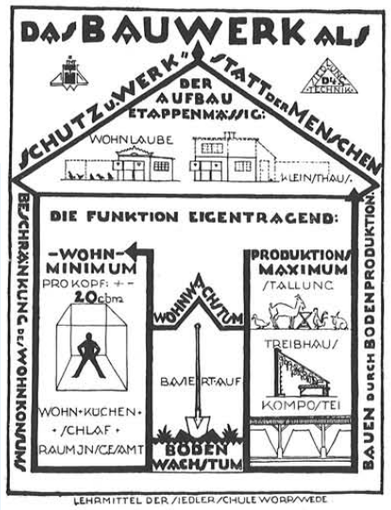
Dieser abort darf daher auf keinen fall innerhalb des hauses angeordnet werden. Es gibt leider noch kein deutsches, wohl aber ein englisches gesetz, das verbietet, daß der abort vom hausinnern betreten werden kann. Er darf im grundriß des hauses liegen, aber die tür muß ins freie führen."[2]

In einer Erläuterung zum Bebauungsplan für die Siedlung Friedensstadt stellte Loos seine Entwurfsprinzipien dar:

„Über den Verbauungsplan.

Die Idee, ein malerisches Ortsbild zu schaffen, wurde absichtlich aufgegeben. Meine Richtlinien waren:

1. Ökonomie in der Anlage,
2. praktische Anordnung der Gärten in bezug auf den Gemüsebau,
3. leichte Erreichbarkeit vom Tiergarteneingang.



Das Gelände wird durch eine breite, gerade Allee, die von Osten nach Westen führt, in zwei Teile zerschnitten. Aus ökonomischen Gründen wurde diese bestehende Straße, die einen guten, allerdings verwahrlosten Unterbau besitzt, nicht aufgegeben, sondern im Bebauungsplan benützt. Um den Waldcharakter zu wahren, hat man die Anordnung getroffen, nördlich der Straße 40 Meter, südlich 20 Meter Wald stehen zu lassen, so daß die Häuser durch das Laub der Bäume durchschimmern würden. Überdies soll manchmal die Häuserreihe zurückgesetzt werden, um die Monotonie einer durchgehenden Häuserzeile, die durch häufige Eckhäuseranordnungen geteilt werden soll, zu mildern. Bei der Länge der Allee war es mir klar, daß eine Unterbrechung dieser Straße ein ästhetisches Erfordernis ist. Es sollte ein Ziel geschaffen werden, das die Waldstraße zum Abschluß bringt. In der Achse wurde daher ein hohes Gebäude mit turmartigem Charakter projektiert. Daß dieses Gebäude am besten dorthin verlegt wird, wo sich der höchste Punkt der Straße befindet, ist natürlich. (Die Straße, die sanft ansteigt, senkt sich im letzten Fünftel nach der großen Wiese.) In der Nähe dieses Punktes befindet sich der untere Teich.

1) Loos, 1924, 188
2) Loos, 1924, 191 f.

lob des schattens
tanizaki, jun'ichiro.
s.8-9

Deckenlampen oder von Leuchtern angeboten, die sich in japanische Interieurs einfügen. Dennoch finde ich keinen Gefallen daran. So suchte ich bei Antiquitätenhändlern altertümliche Petrollampen, Nachtlaternen und Kopfkissenlampen zusammen und stattete sie mit Glühbirnen aus. Besonderes Kopfzerbrechen aber bereitete mir das Entwerfen der Heizung. Denn unter all dem, was die Bezeichnung «Ofen» trägt, gibt es keine einzige zu japanischen Räumen passende Form. Der Gasofen erzeugt überdies ein lästig zischendes Geräusch, und man bekommt bald Kopfweh davon, wenn er nicht mit einem Abzugsrohr versehen wird. Der elektrische Ofen gilt zwar in dieser Hinsicht als ideal, aber seine Form ist ebenso unansehnlich. Ein Ausweg besteht darin, daß man Heizkörper, wie sie in der Straßenbahn verwendet werden, unter einem tiefen Regal anbringt. Doch es kommt keine winterliche Stimmung auf, wenn die Röte des Feuers unsichtbar bleibt, und das ist auch dem Zusammensitzen im trauten Familienkreis abträglich. Nach mancherlei Überlegungen ließ ich eine große zentrale Herdstelle einbauen, wie man sie in Bauernhäusern findet, und versah sie mit «elektrischen Kohlen». Diese Einrichtung eignet sich sowohl zum Wasserkochen wie zum Heizen des Zimmers, und wenn man von den erhöhten Kosten absieht, darf man sie auch vom Stil her als einen Erfolg verbuchen. Während ich für die Heizung also eine passable Lösung fand, brachten mich als nächstes das Badezimmer und die Toilette in Verlegenheit. Der Besitzer des Kairaku-en hat eine Ab-

8

neigung dagegen, Badewannen und Waschgelegenheiten mit Fliesen auszulegen, und er hält die Badezimmer für die Gäste in reiner Holzausstattung; aber es braucht nicht gesagt zu werden, daß von der Wirtschaftlichkeit und vom praktischen Gebrauch her Fliesen unendlich überlegen sind. Braucht man allerdings für die Decke, die Pfeiler, die Täfelung ein schönes japanisches Holz und legt man nur einen Teil mit jenen grellen Fliesen aus, so harmoniert das sehr schlecht miteinander. Solange der Raum neu ist, mag es noch angehen. Aber wenn nach Jahren die geschmackvolle Maserung auf Brettern und Pfeilern hervortritt und nur die Fliesen weiß glitzern und gleißen, so sieht es wirklich aus, als habe man Holz zu Bambus gefügt (d.h. Unvereinbares miteinander verbunden; Anm. d. Übers.). Beim Bad nimmt man es vielleicht in Kauf, die praktischen Aspekte in einem gewissen Grad der Liebhaberei zu opfern; bei der Toilette hingegen ergeben sich Probleme, die nochmals um einen Grad heikler sind.

Jedesmal, wenn ich in Kyoto oder Nara einen Tempel besuche und dort zu einem althergebrachten, dämmerigen, tadellos sauberen Abort gewiesen werde, kommen mir die Vorzüge der japanischen Architektur so richtig zum Bewußtsein. Ein Teeraum ist gewiß ein sehr ansprechender Ort, aber noch mehr ist der Abort japanischen Stils so konzipiert, daß der Geist im wahr-

9

lob des schattens
tanizaki, jun'ichiro.
s.10-11

sten Sinn Ruhe findet. Solche Örtchen stehen immer vom Hauptgebäude getrennt im Schatten eines Gebüschs, wo einem der Geruch von grünem Laub und Moos entgegenkommt; sie sind mit dem Haus durch einen gedeckten Gang verbunden, und wenn man in ihrem Halbdunkel kauert und, vom matthellen Widerschein der *shōji* beschienen, sich seinen Träumereien hingibt oder den Garten vor dem Fenster betrachtet, so ist das ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Meister Sōseki* soll den allmorgendlichen Toilettenbesuch zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet haben, indem er bemerkte, es handle sich in erster Linie um ein physiologisches Wohlgefühl. Es dürfte kaum einen Ort geben, wo man dieses Wohlgefühl deutlicher empfindet, als den japanischen Abort, der von ruhigen Wänden und feiner Holzmaserung umgeben ist, der den Blick auf die Farben des blauen Himmels und des grünen Laubwerks freigibt. Und dazu gehört unabdingbar – ich sage es noch einmal – ein gewisses Halbdunkel, gründliche Sauberkeit und eine Stille, die selbst das Summen einer Mücke zum Ohr dringen läßt. Ich liebe es, auf einem solchen Örtchen dem sanften Rieseln des Regens zu lauschen. Besonders im Kantō-Gebiet haben die Aborte am Boden ein schmales, langes Fenster zum Auskehren des Staubs; von da her hört man den leisen Aufprall der vom Vordach oder den Baumblättern herabfallenden Tropfen noch näher, wie sie etwa das Fundament einer Steinlaterne waschen oder das Moos auf den Schrittsteinen anfeuchten, bevor die Erde sie aufsaugt.

In der Tat, es gibt keinen geeigneteren Ort, um das Zirpen der Insekten, den Gesang der Vögel, eine Mondnacht, überhaupt die vergängliche Schönheit der Dinge zu jeder der vier Jahreszeiten auf sich wirken zu lassen, und vermutlich sind die alten Haiku-Dichter ebenda auf zahllose Motive gestoßen. So könnte man nicht ohne Grund behaupten, die japanische Architektur habe hier ihren raffiniertesten Ausdruck gefunden. Unsere Vorfahren, die die Gabe hatten, alles zu poetisieren, machten aus dem an sich unsaubersten Teil des Hauses einen Ort des guten Geschmacks, verbanden ihn mit den Schönheiten der Natur und umgaben ihn mit einer Aura von liebenswerten Assoziationen. Verglichen mit der Einstellung der Abendländer, die den Ort von Grund auf als unrein behandeln und sich sogar scheuen, in der Öffentlichkeit davon zu sprechen, ist die unsere viel weiser und erreicht ein Höchstes an geschmacklichem Raffinement. Ein Nachteil, falls man unbedingt einen solchen nennen will, ist allenfalls in der Entfernung vom Hauptgebäude zu sehen, was das Hingehen während der Nacht erschwert und besonders im Winter Erkältungsgefahr in sich birgt; aber da nach einem Ausspruch von Saitō Ryoku'u* «guter Geschmack eine kalte Sache» ist, so fühlt man sich wohler, wenn an einem solchen Ort die gleiche Kälte wie in der Umgebung draußen herrscht. Es ist höchst unangenehm, wenn sich in den westlichen Toiletten der Hotels die warme Luft der Zentralheizung ausbreitet. Jedem Liebhaber des architektonischen Teehaus-Stils dürfte

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

velangt.« Daher sei es gewöhnlich in den unteren Etagen anzulegen. Das Baden verlange Einsamkeit (»solitude«), was bedinge, daß der Badeflügel abseits des Schlosses liegen solle. Nun beschreibt der Architekt den Grundriß seines idealen Badeanlagenentwurfs. Zugang wird von der Orangerie her gewährt. Zunächst gelangt man »in einen runden Raum, der als Vorzimmer zur *Salle des Bains* dient. Ich habe in einer seiner Ecken eine Treppe [A] eingetragen, die zum Dach hinaufführt…«. Dem Eingang gegenüber führt eine Tür zur *Salle des Bains*, eine weitere Tür gewährt Zugang zum *Étuve*.

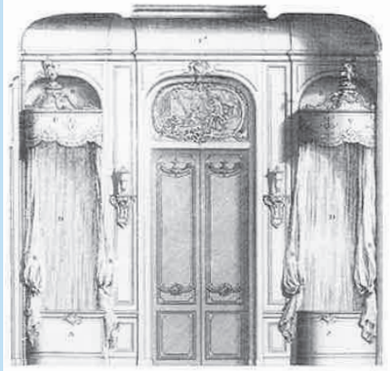
> »Die *Salle des Bains* ist groß genug, um dort zwei Badewannen aufzustellen [Anm. *: wie dies im Schloß von Saint Cloud der Fall ist]. Man sieht es selten, daß es nur eine gibt; sei es, daß zwei Personen sich gegenseitig Gesellschaft leisten und sich miteinander amüsieren in ihrer Einsamkeit (›solitude‹), sei es, daß solche Gemächer dadurch ihre Symmetrie wahren oder daß man eine der Wannen mit warmem Waser zu füllen wünscht & die andere mit Wasser, das entsprechend der Saison temperiert ist.«

Der Raum könne mit Marmor, mit vergoldeten Boiserien oder mit Groteskenmalerei ausgestattet sein, wobei letztere einen kleinen Raum verlange, da man sie ansonsten schlecht wahrnehmen könne: eine Forderung Blondels, die wir bereits in den winzigen Baderäumen der Renaissance in Italien umgesetzt fanden. Die Badewannen sollen in – der Form der Wanne entsprechenden – Nischen, die bis zur Hohlkehle hochreichen sollen, installiert werden. Sie sollen von *Pavillons* umschlossen werden. Damit spricht Blondel die bereits im Mittelalter gebräuchlichen Wannenbaldachine an, die man bei Bedarf verschließen kann. Im zweiten Band bildet Blondel solch einen Badewannenbaldachin ab. Die Badewanne soll aus Kupfer gefertigt werden, und außen soll man sie mir einer Farbe bemalen, die mit dem in Raum dominierenden Farbton harmoniert.

Auf die *Salle des Bains* folgt in der Enfilade liegend die *Chambre des Bains* von beinahe quadratischem Grundriß. Hier befinden sich zwei Betten zur Ruhe nach dem Bad. Zwischen denselben führt eine Tür zum Wärmeraum (*Chauffoir*), der so genannt wird, »da man hier die für den Service der *Chambre des Bains* benötigte Wäsche trocknen läßt«. Damit übernimmt dieser *Chauffoir* die Funktion, die der zusätzliche Ofen in Savots Ruheraum übernahm. Von dem Warmraum gelangt man zur einen Seite zu dem *Étuve*, in dem sich die Heizanlage (B) befindet, die der Erwärmung des Badewassers dient. Zur rechten Seite liegt ein kleiner Raum mit Nische für ein Bett. Seitlich der Nische gelangt man einerseits über eine

Passage zur *Chambre des Bains*, andererseits zu einer Abortanlage. Diese in der Enfilade liegenden *Lieux à Soupape* (WC) sind über die *Chambre des Bains* oder von der Orangerie her zugänglich. Die *Lieux à Soupape* oder »Örter der Erleichterung« sind eine luxuriöse Variante der *Retirade* oder *Lieux* mit integrierter Wasserspülung, deren Anlage und Funktion Blondel ausführlich im zweiten Band (3. Kap., S. 136ff.) beschreibt.

Im gleichen Band geht Blondel auch nochmals auf die Anlage der *Salle des Bains*, des Badezimmers, ein (3. Kap., S. 129).



93. J.F. Blondel, Ausstattung der »Salle des Bains«. Über der Wanne ist ein Baldachin angebracht, an dem der Badevorhang befestigt war.

> »Zu einem vollständigen Badeappartement gehört ein Saal, in dem sich mehrere Badewannen befinden und der von einem Vorraum für die Dienerschaft begleitet wird. Ein Schlafzimmer mit einem oder mehreren Betten entsprechend der Anzahl der Badewannen schließt an. Bei diesem Raum muß die Garderobe zum Wechseln der Wäsche liegen sowie ein Abort. Hinter dem Saal muß ein kleiner Raum für den *Étuve* konstruiert werden.«

Blondel beschreibt nun genau die Art und Weise der Wasseraufbereitung. Neben dem Wasserbehälter (C) über dem Ofen (B) des *Étuve*, in dem das warme Wasser aufbereitet wird, muß ein großes Kaltwasserreservoir (F) liegen, das so hoch installiert sein muß, daß sowohl der Zufluß des Kaltwassers zu den Badewannen (A) als auch zum Warmwasserboiler gewährleistet ist. Eine Treppe (K) führt zum Warmwasserboiler hinauf.

In seinen *Cours d'architecture* faßt Blondel seine Vorstellungen einer Badeanlage nochmals zusammen. In Band II (S. 405) kommt er innerhalb seines Lehrbuches am ausführlichsten auf Bäder zu sprechen. Er faßt seine Vorschläge zur Dekoration der Gemächer knapp zusammen: Im Badezimmer sei Marmor oder polierter Kalkstein für Boden und Wände zu empfehlen, da es hier immer etwas feucht sei. In den übrigen Räumen dürfe man dagegen auch Boiserie, Spiegel, Ver-

Langtitel

Gesetz vom 4. April 1995, mit dem Bauvorschriften für das Land Steiermark erlassen werden (Steiermärkisches Baugesetz – Stmk. BauG)

Stammfassung: LGBl. Nr. 59/1995 (XII.GPStLT EZ 992)

Änderung

LGBl. Nr. 50/2001 (XIV. GPStLT RV EZ 13/1 AB EZ 13/4)
LGBl. Nr. 73/2001 (XIV. GPStLT RV EZ 224/1 AB EZ 224/4)
LGBl. Nr. 7/2002 (XIV. GPStLT RV EZ 443/1 AB EZ 443/2)
LGBl. Nr. 33/2002 (XIV. GPStLT IA EZ 143/1 AB EZ 143/5 IA EZ 135/1 AB EZ 135/9)
LGBl. Nr. 78/2003 (XIV. GPStLT IA EZ 31 IA EZ 55/1 AB EZ 55/15)
LGBl. Nr. 6/2008 (XV. GPStLT RV EZ 930/1 AB EZ 930/5)
LGBl. Nr. 27/2008 (XV. GPStLT RV EZ 1653/1 AB EZ 1653/4) (CELEX-Nr. 32002L0091)
LGBl. Nr. 88/2008 (XV. GPStLT IA EZ 1672/1 AB EZ 1672/4)
LGBl. Nr. 13/2010 (XV. GPStLT RV EZ 3289/1 AB EZ 3289/4) (CELEX-Nr. 32006L0123)
LGBl. Nr. 49/2010 (XV. GPStLT IA EZ 99/1 AB EZ 99/5)
LGBl. Nr. 13/2011 (XV. GPStLT RV EZ 3648/1 AB EZ 3648/4) (CELEX-Nr. 31989L0106, 32002L0091)
LGBl. Nr. 78/2012 (XVI. GPStLT IA EZ 1084/1 AB EZ 1084/5) (CELEX-Nr. 32010L0031)
LGBl. Nr. 83/2013 (XVI. GPStLT RV EZ 2049/1 AB EZ 2049/3))
LGBl. Nr. 87/2013 (XVI. GPStLT RV EZ 2008/1 AB EZ 2008/4)
LGBl. Nr. 89/2013 (KB)
LGBl. Nr. 29/2014 (XVI. GPStLT IA EZ 1832/1 AB EZ 1832/6) (CELEX-Nr. 32010L0031)
LGBl. Nr. 48/2014 (KB)
LGBl. Nr. 34/2015 (XVI. GPStLT IA EZ 2524/1 AB EZ 2524/7) (CELEX-Nr. 32010L0031)
LGBl. Nr. 75/2015 (XVII. GPStLT AA EZ 170/4 AB EZ 170/6)
LGBl. Nr. 111/2016 (XVII. GPStLT RV EZ 943/1 AB EZ 943/4) (CELEX-Nr.: 32001L0055, 32004L0081, 32011L0095, 32013L0033)
LGBl. Nr. 117/2016 (XVII. GPStLT IA EZ 555/1 AB EZ 555/4) (CELEX-Nr.: 32014L0061)
LGBl. Nr. 61/2017 (XVII. GPStLT IA EZ 1645/1 AB EZ 1645/4)[CELEX-Nr.: 32012L0018]
LGBl. Nr. 63/2018 (XVII. GPStLT RV EZ 2498/1 AB EZ 2498/5) [CELEX-Nr.: 32016R0679]
LGBl. Nr. 11/2020 (XVII. GPStLT IA EZ 3308/1 AB EZ 3308/10)

Präambel/Promulgationsklausel

Inhaltsverzeichnis

I. HAUPTSTÜCK
Allgemeine Grundsätze und verfahrensrechtliche Vorschriften
I. Teil
Behörden, Anwendungsbereich, Begriffsbestimmungen
§ 1 Eigener Wirkungsbereich der Gemeinden
§ 2 Behördenzuständigkeit
§ 3 Ausnahmen vom Anwendungsbereich
§ 4 Begriffsbestimmungen
II. Teil
I. Abschnitt
Das Grundstück und seine Bebauung
§ 5 Bauplatzeignung

Verlassen des Bauwerkes nicht durch Feuer, Rauch oder brennendes Abtropfen beeinträchtigt wird. Aufgrund der Größe und des Verwendungszweckes des Bauwerkes können zusätzliche Maßnahmen erforderlich sein, wie z. B. Brandabschnittsbildung, Rauch- und Wärmeabzugsanlagen oder Fluchtweg-Orientierungsbeleuchtung.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 13/2011

§ 54
Erfordernisse für Rettung und Löscharbeiten im Brandfall

(1) Bauwerke müssen so geplant und ausgeführt sein, dass bei der Brandbekämpfung die Sicherheit der Löschkräfte und der Rettungsmannschaften weitestgehend gewährleistet ist und wirksame Löscharbeiten möglich sind.

(2) Unter Berücksichtigung von Größe, Lage und Verwendungszweck des Bauwerkes müssen die für die Rettungs- und Löscharbeiten erforderlichen Zugänge, Aufstellflächen und Bewegungsflächen sowie sonstige technische Einrichtungen (z. B. Löschwasserleitungen, Feuerwehraufzüge) vorhanden sein.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 13/2011

IV. Abschnitt
Hygiene, Gesundheit und Umweltschutz

§ 55
Allgemeine Anforderungen

Bauwerke müssen in allen ihren Teilen so geplant und ausgeführt sein, dass sie unter Berücksichtigung ihres Verwendungszweckes den Anforderungen an Hygiene, Gesundheit und Umweltschutz entsprechen.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 13/2011

§ 56
Sanitäreinrichtungen

Bauwerke mit Aufenthaltsräumen müssen mit einer ausreichenden Anzahl von Sanitäreinrichtungen, wie z. B. Toiletten oder Wasserentnahmestellen, ausgestattet sein. Diese müssen im Hinblick auf die Größe und den Verwendungszweck des Bauwerkes den Erfordernissen der Hygiene entsprechen. Sonstige Bauwerke müssen diese Anforderungen auch erfüllen, wenn sie zur Ansammlung einer größeren Anzahl von Personen bestimmt sind.

Anm.: in der Fassung LGBl. Nr. 13/2011

§ 57
Abwässer

(1) Bei Bauwerken muss unter Berücksichtigung ihres Verwendungszweckes für das Sammeln und Beseitigen der Abwässer und Niederschlagswässer vorgesorgt sein.

(2) Die Anlagen zur Sammlung und Beseitigung von Abwässern und Niederschlagswässern sind so anzuordnen, herzustellen und instand zu halten, dass sie betriebssicher sind und Gefahren oder unzumutbare Belästigungen nicht entstehen.

(3) Die Tragfähigkeit des Untergrundes und die Trockenheit von Bauwerken darf durch Anlagen zum Sammeln und Beseitigen der Abwässer und Niederschlagswässer nicht beeinträchtigt werden.

(4) Die Anlagen zur Sammlung und Beseitigung von Abwässern und Niederschlagswässern müssen ohne großen Aufwand überprüft und gereinigt werden können.

Jahrgang 1996 Ausgegeben am 18. September 1996 44. Stück

44. Gesetz: Bauordnung für Wien und das Gesetz über Kanalanlagen und Einmündungsgebühren; Änderung (Stadtgestaltungsnovelle)

44.

Gesetz, mit dem die Bauordnung für Wien und das Gesetz über Kanalanlagen und Einmündungsgebühren geändert werden (Stadtgestaltungsnovelle)

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

Artikel I

Die Bauordnung für Wien, LGBl. für Wien Nr. 11/1930, zuletzt geändert durch das Gesetz LGBl. für Wien Nr. 43/1996, wird wie folgt geändert:

1. Der Titel des Gesetzes lautet:

„Wiener Stadtentwicklungs-, Stadtplanungs- und Baugesetzbuch (Bauordnung für Wien - BO für Wien)"

2. Nach Artikel VI wird folgender Artikel VIa eingefügt:

„Artikel VIa

Auf Bauplätzen, die bei Inkrafttreten der Stadtgestaltungsnovelle bereits bestehen und deren Frontlänge an einer Front 15 m nicht überschreitet, darf, soweit der Bebauungsplan durch Baufluchtlinien dies nicht ausschließt, in Wohngebieten der Bauklasse I, in der offenen, offenen oder gekuppelten sowie in der Gruppenbauweise in die Abstandsflächen ein Gebäude oder Gebäudeteil auf eine Tiefe von höchstens 10 m mit einer Gebäudehöhe von höchstens 3,50 m ohne Zustimmung des Nachbarn an die Nachbargrenze angebaut werden. Die Tiefe des Vorgartens ist jedenfalls einzuhalten. Im Bereich der Abstandsflächen sind Giebel nicht zulässig. Der Nachbar muß auf Grund der Tatsache des Anbaues an seine Grundgrenze nicht anbauen. Bei Fahnenbauplätzen tritt an die Stelle der Frontlänge die entsprechende Bauplatzbreite."

3. § 2 Abs. 7 lautet:

„(7) Bei der Antragstellung hat der Magistrat auch über die eingelangten Stellungnahmen, soweit er sie nicht in den Anträgen berücksichtigt hat, zu berichten. Ferner hat der Magistrat über das Verhältnis des vorgelegten Entwurfes zu Planungsvorstellungen zu berichten, welche in Beschlüssen des Gemeinderates dargelegt sind. Anträge, die von der gutächtlichen Stellungnahme des Fachbeirates für Stadtplanung und Stadtgestaltung oder von der Stellungnahme der Bezirksvertretung abweichen, hat er besonders zu begründen."

3a. Dem § 2 wird folgender Abs. 9 angefügt:

„(9) Wurde die Stellungnahme der Bezirksvertretung mit einer Mehrheit von mindestens 75 vH beschlossen und im Zuge des Verfahrens zur Vorlage an den Gemeinderat von dem für die Stadtplanung zuständigen Gemeinderatsausschuß nicht berücksichtigt, ist der Bezirksvertretung nochmals Gelegenheit zur Stellungnahme binnen einer Frist von einem Monat ab dem Beschluß des Gemeinderatsausschusses zu geben; diese Frist ist in die Frist des § 8 Abs. 6 nicht einzurechnen. Diese Stellungnahme ist sodann gemeinsam mit dem Antrag des Magistrates und dem Beschluß des Gemeinderatsausschusses direkt dem Stadtsenat zur Vorberatung für den Gemeinderat vorzulegen."

4. § 3 Abs. 2 erster Satz lautet:

„Sämtliche Mitglieder werden vom Bürgermeister auf drei Jahre bestellt; ihr Amt dauert bis zur Amtsübernahme eines bestellten Nachfolgers."

62. § 84 Abs. 2 lautet:

„(2) Über Baufluchtlinien, in die Abstandsflächen und in die Vorgärten dürfen außerdem folgende Gebäudeteile vorragen:

„a) auf eine Breite von höchstens einem Drittel der betreffenden Gebäudefront Erker, Balkone und Stiegenhausvorbauten, sofern die Ausladung aller dieser Bauteile höchstens 1,50 m beträgt und sie von den Nachbargrenzen einen Abstand von wenigstens 3 m einhalten; die sich daraus für Erker ergebende Kubatur an einer Gebäudefront kann unter Einhaltung dieser Ausladung und des Abstandes von Nachbargrenzen an dieser Front frei angeordnet werden. An Gebäuden, deren Gebäudehöhe nach den Bestimmungen des § 75 Abs. 4 und 5 zu bemessen ist, dürfen solche Vorbauten an den Straßenfronten nur eine Ausladung von höchstens 1 m aufweisen. Darüber hinaus sind bis zu einem weiteren Drittel der Gebäudefront solche Balkone über gärtnerisch auszugestaltenden Flächen, ausgenommen Abstandsflächen, zulässig;

b) auf einer Breite von höchstens einem Drittel der betreffenden Gebäudefront Türvorbauten, Freitreppen und Schutzdächer über Eingängen, sofern diese Bauteile höchstens 3 m in die vor den Baufluchtlinien gelegenen Flächen oder Abstandsflächen, aber keinesfalls mehr als auf halbe Vorgartentiefe vorragen und von den Nachbargrenzen einen Abstand von wenigstens 1,50 m einhalten."

63. § 87 Abs. 6 lautet:

„(6) In Schutzzonen sind an den Gebäudefronten, die zur öffentlichen Verkehrsfläche gerichtet sind, im Erdgeschoß jedenfalls Verkaufsräume, Gaststätten, Räume mit ähnlicher Funktion und Küchen, in den Stockwerken alle Arten von Aufenthaltsräumen (Abs. 3) zulässig."

64. § 88 Abs. 6 entfällt. Die Abs. 7 und 8 werden als „Abs. 6" und „Abs. 7" bezeichnet.

65. § 90 Abs. 2 lautet:

„(2) Die Nutzfläche einer Wohnung muß mindestens 30 m² betragen. Jede Wohnung muß mindestens einen Aufenthaltsraum und einen eigenen Raum für einen Abort haben. Ferner muß jede Wohnung eine Anschlußmöglichkeit für eine Kochgelegenheit sowie für eine Badegelegenheit haben; die Anschlußmöglichkeit für die Badegelegenheit darf auch im Raum für den Abort vorgesehen sein."

66. Im § 90 werden nach Abs. 2 folgende Abs. 2a und 2b eingefügt:

„(2a) Dem Raum, in dem die Kochgelegenheit vorgesehen ist, muß ein Kreis (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Radius von 1 m, dem Raum, in dem die Badegelegenheit vorgesehen ist, ein solcher mit einem Radius von 90 cm eingeschrieben werden können. Dem Raum nach der Wohnungseingangstür muß nahe dieser Tür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung ein Kreis mit einem Radius von 70 cm eingeschrieben werden können. Diese Radien müssen nicht eingehalten werden, wenn sie durch Versetzen der Scheidewände der betroffenen Räume ohne Einfluß auf die statischen Verhältnisse des Hauses innerhalb der Wohnung hergestellt werden können.

(2b) Stiegen im Wohnungsverband müssen eine lichte Breite von mindestens 1 m haben; Einengungen dieses Maßes zum Zwecke des Einbaues einer Aufstiegshilfe (eines Treppenliftes) sind zulässig."

67. § 90 Abs. 3 und 4 lauten:

„(3) Für jede Wohnung ist ein Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit (Holzverschlag) vorzusehen.

(4) Befinden sich auf demselben Bauplatz mehr als zwei Wohnungen, müssen in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß eine Waschküche mit maschinellen Waschreinrichtungen sowie Trockenräume oder Trockenanlagen eingerichtet werden; Trockenräume müssen quer durchlüftbar sein. Von der Einrichtung einer Waschküche ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine Waschmaschine vorgesehen ist; von der Errichtung von Trockenräumen ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine geeignete Aufstellmöglichkeit und ein Anschluß für eine maschinelle Trockeneinrichtung vorgesehen ist."

68. § 92 samt Überschrift lautet:

„Aborte

§ 92. Aborträume in Wohnungen, in denen nicht auch die Anschlußmöglichkeit für eine Badegelegenheit vorgesehen ist, dürfen von Aufenthaltsräumen nicht unmittelbar zugänglich sein. Alle Aborte müssen einen flüssigkeitsdichten Fußboden, eine Wasserspülung und einen geeigneten Geruchsverschluß haben."

69. In § 93 Abs. 1 wird der Klammerausdruck „(Schmutzwässer und Regenwässer)" durch den Klammerausdruck „(Schmutzwässer und Niederschlagswässer)" ersetzt.

Jahrgang 1976 Ausgegeben am 14. August 1976 17. Stück

18. Gesetz: Bauordnung für Wien; Abänderung (Bauordnungsnovelle 1976)

Vorschriften, die vornehmlich dem Schutz der Gesundheit dienen"

vor § 89 hat zu entfallen.

100. § 89 hat zu lauten:

„Belüftung der Räume

§ 89. (1) Aufenthaltsräume müssen gut lüftbar sein.

(2) Die Belüftbarkeit ist gewährleistet, wenn die Hauptfenster (§ 88 Abs. 2) zum Öffnen eingerichtet sind oder der Raum auf andere Weise ausreichend be- und entlüftet wird.

(3) Fenster von nicht ausreichend be- und entlüfteten Arbeitsräumen, Küchen, Hauswaschküchen, Kessel- und Maschinenräumen müssen mit vom Stand aus stellbaren Lüftungseinrichtungen, wie Kippflügel, Glasjalousien und dgl., versehen sein. Die Lüftungseinrichtungen sind so zu bemessen, daß sie der Wirkung geöffneter Fenster im Ausmaß von mindestens einem Sechzigstel der Fußbodenfläche gleichkommen.

(4) Verglaste Balkone oder Loggien sind vor Hauptfenstern nur zulässig, wenn durch sie die Belüftbarkeit des zugehörigen Raumes nicht beeinträchtigt wird.

(5) Speisekammern, Badezimmer und Aborte müssen wirksam ins Freie entlüftet werden. Wenn keine Fenster vorhanden sind, muß die Entlüftung solcher Räume durch Abluftfänge (§ 114 a) oder Luftleitungsanlagen (§ 115) bewirkt werden. Soweit für die Belüftung von anderen Räumen nicht besondere Bestimmungen gelten, muß die Belüftbarkeit durch Luftschlitze oder ähnliches entsprechend dem Verwendungszweck der Räume, sei es auch nur mittelbar, gewährleistet werden. Fenster, die in Lichthöfe oder Luftschächte münden, gelten nur dann als Entlüftung ins Freie, wenn der Lichthof bzw. der Luftschacht eine Grundfläche von mindestens 3 m² aufweist und keine Seite kürzer als 1,50 m ist.

(6) Alle Höfe von weniger als 20 m² Grundfläche und alle Luftschächte müssen eine befestigte Oberfläche aufweisen und an ihrem unteren Ende mit einer Verkehrsfläche oder mit einem Hof von mindestens 50 m² Grundfläche durch einen Luftzuführungsschlauch von wenigstens 0,3 m² Querschnitt in Verbindung gebracht sein. Diese Schläuche müssen glattwandig und zu reinigen sein. Die Sohle der Luftschläuche ist wasserdicht herzustellen. Alle Höfe und Luft-

101. § 90 hat zu lauten:

„Wohngebäude; Wohnungen und deren Zugehör

§ 90. (1) Wohngebäude sind solche Gebäude, die ausschließlich oder überwiegend für Wohnzwecke bestimmt sind.

(2) In Wohnungen, die mehrere Aufenthaltsräume enthalten, muß die Nutzfläche der Aufenthaltsräume mindestens 35 m² betragen. Ein Raum der Wohnung muß als Küche oder Wohnküche gewidmet werden. An Nebenräumen muß eine Wohnung im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Dusche oder Badegelegenheit, einen Abort und einen Abstellraum enthalten. Anstelle des Abstellraumes kann im Vorraum neben der erforderlichen Verkehrsfläche eine entsprechend große Abstellnische oder ein Raum außerhalb des Wohnungsverbandes in unmittelbarer Nähe ausgewiesen werden. Auf demselben Bauplatz ist für jede Wohnung überdies ein Einlagerungsraum vorzusehen.

(3) In Wohnungen, die nur einen Aufenthaltsraum enthalten (Einzelwohnräume), muß die Nutzfläche des Aufenthaltsraumes (Wohnraumes) mindestens 18 m² betragen. Dieser Wohnraum muß eine Möglichkeit zum Anschluß einer Kochgelegenheit aufweisen. An Nebenräumen müssen Einzelwohnräume im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Dusche oder Badegelegenheit, einen Abort und einen Abstellraum enthalten; der Abort und die Dusche oder Badegelegenheit können in einem Raum untergebracht werden, wenn dieser Raum nur vom Vorraum aus zugänglich ist.

(4) Befinden sich auf demselben Bauplatz mehr als zwei Wohnungen, müssen in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß eine Waschküche mit Waschkesseln oder maschinellen Wascheinrichtungen sowie Trockenräume oder Trockenanlagen eingerichtet werden; Trockenräume müssen quer durchlüftbar sein. Von der Einrichtung einer Waschküche ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine maschinelle Waschmaschine aufgestellt wird; von der Errichtung von Trockenräumen ist abzusehen, wenn in jeder Wohnung eine maschinelle Trockeneinrichtung vorgesehen wird.

(5) Auf jedem Bauplatz mit mehr als zwei Wohnungen ist in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß ein Raum zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern vorzusehen.

(6) Bei Errichtung von Wohngebäuden mit mehr als 15 Wohnungen sind der Eigentümer (Miteigentümer) des Gebäudes sowie der Grundeigentümer verpflichtet, mindestens einen Spielplatz für Kleinkinder im Alter bis zu 6 Jahren (Kleinkinderspielplatz) im Freien anzulegen. Werden in Wohngebäuden bzw. in Wohnhausanlagen mehr als 50 Wohnungen errichtet, besteht zusätzlich die Verpflichtung, einen Spielplatz für Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren (Kinderspielplatz) in dem der Anzahl und Größe der Wohnungen entsprechenden Ausmaß im Freien anzulegen. Der Kleinkinderspielplatz ist unmittelbar auf dem Bauplatz in Sicht- und Rufweite möglichst aller Wohnungen anzulegen. Die Kinderspielplätze sind gleichfalls grundsätzlich auf demselben Bauplatz anzulegen; sie können jedoch auch als Gemeinschaftsspielplätze für mehrere Bauplätze zusammengelegt werden, wenn die Herstellung und die Zugänglichkeit des Spielplatzes durch eine im Grundbuch ersichtlich gemachte öffentlich-rechtliche Verpflichtung sichergestellt und er über einen höchstens 500 m langen, gefahrlosen Zugang erreichbar ist. Er muß eine Größe von mindestens 500 m² haben. Alle Spielplätze und die auf ihnen aufgestellten Turn- und Klettergeräte müssen baulich so ausgestaltet sein, daß sie sicher und gefahrlos benützt werden können. Die Verpflichtung zur gärtnerischen Ausgestaltung von Teilen des Bauplatzes steht der Anlage von Kinderspielplätzen nicht entgegen.

(7) Von der Verpflichtung zum Anlegen von Kleinkinderspielplätzen und Kinderspielplätzen ist abzusehen, wenn ihre Errichtung auf demselben Bauplatz infolge seiner baulichen Ausnützbarkeit nicht zumutbar ist oder Umstände vorliegen, die in der zweckmäßigen Nutzung der Liegenschaft gelegen sind und der zweckmäßigen Nutzung des Kinderspielplatzes entgegenstehen oder wenn ihre Errichtung infolge der Größe und Gestalt des Bauplatzes nicht möglich ist und in jedem Falle im Gebäude ein genügend großer Kinderspielraum (Gemeinschaftsraum) vorgesehen wird.

(8) Auf Anstalten, Heime und Beherbergungsbetriebe finden die Bestimmungen der Abs. 2 bis 7 keine Anwendung.

(9) Die Landesregierung kann durch Verordnung nähere Vorschriften über die bauliche Beschaffenheit der Kleinkinderspielplätze und Kinderspielplätze hinsichtlich der Sicherheit und Gesundheit der Kinder, über von Hauptfenstern bestehender Wohngebäude auf demselben Bauplatz und von rechtlich möglichen Hauptfenstern auf Nachbarbauplätzen unter Berücksichtigung der Lärmemission freizuhaltende Abstände, über das Ausmaß, das für Kleinkinderspielplätze 30 m² und für Kinderspielplätze 500 m² nicht unterschreiten darf, über ihre Ausstattung unter Berücksichtigung der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaften sowie über die Größe und Ausstattung der Kinderspielräume (Gemeinschaftsräume), die 50 m² nicht unterschreiten dürfen, erlassen."

102. § 91 hat zu lauten:

„Wasserversorgung

§ 91. (1) Jedes Gebäude, das Aufenthaltsräume enthält, muß mit gesundheitlich einwandfreiem Trinkwasser versorgt sein.

(2) Wo ein öffentlicher Rohrstrang einer Trinkwasserleitung ohne Verbindung über eine andere Liegenschaft nicht mehr als 30 m von der Bauplatzgrenze entfernt liegt, ist eine Zuleitung in das Gebäude und ein Wasserauslauf in jeder Wohnung sowie ein für die Bewohner dieses Gebäudes allgemein zugänglicher Auslauf im Keller oder Erdgeschoß herzustellen. Dieselbe Verpflichtung zum Anschluß an eine öffentliche Trinkwasserleitung tritt ein, wenn die öffentliche Trinkwasserleitung nach Errichtung der Baulichkeit hergestellt wird. Wenn für die Trinkwasserversorgung aller Geschosse mit Aufenthaltsräumen der erforderliche Druck von mindestens 1,50 atü nicht dauernd gewährleistet ist, sind entsprechende Drucksteigerungsanlagen einzurichten.

(3) Anläßlich der Einbringung eines Ansuchens um Erteilung der Baubewilligung für einen Neu-, Zu- oder Umbau ist in jenen Fällen, in denen eine Ausnahme vom Bauverbot wegen des Fehlens eines öffentlichen Rohrstranges einer Trinkwasserleitung (§ 19 Abs. 2 lit. b Z. 2, 3 und 4) gewährt werden soll, ein Gutachten einer autorisierten Anstalt, das nicht älter als drei Monate sein darf, über das Vorliegen von gesundheitlich einwandfreiem Trinkwasser vorzulegen.

(4) Brunnen müssen von Senkgruben, Kanälen, Kläranlagen, Sickergruben, Sickerschächten, Düngerstätten, Jauchengruben, Seifenabscheidern und Benzinabscheidern auf derselben Liegenschaft mindestens 8 m und von den Nachbargrundgrenzen mindestens 4 m entfernt sein; von Sickergruben und Sickerschächten, die ausschließlich zur Aufnahme von Niederschlagswässern dienen, und von Regenwasserkanälen, genügt ein Abstand von 4 m."

103. § 92 hat zu lauten:

„Aborte und Pißorte

§ 92. (1) Aborte und Pißorte dürfen von Aufenthaltsräumen nicht unmittelbar zugänglich sein. Die Grundfläche von Aborten muß mindestens 1 m² bei einer Mindestbreite von 0,80 m betragen.

(2) Aborte und Pißorte müssen einen flüssigkeitsdichten Fußboden, Wasserspülung und Wasserverschluß oder einen anderen geeigneten Geruchsverschluß aufweisen; Ausnahmen sind

Jahrgang 1930 Ausgegeben am 3. Februar 1930 3. Stück

Inhalt: **11.** Bauordnung für Wien.

11.

Gesetz vom 25. November 1929, womit eine Bauordnung für Wien erlassen wird.

Der Wiener Landtag hat beschlossen:

Artikel I.

(1) An die Stelle der Landesgesetze vom 17. Jänner 1883, n. ö. L. G. u. V. Bl. Nr. 35, vom 26. Dezember 1890, n. ö. L. G. u. V. Bl. Nr. 48, vom 17. Juni 1920, n. ö. L. G. u. V. Bl. Nr. 547, vom 4. November 1920, n. ö. L. G. u. V. Bl. Nr. 808, und vom 9. Dezember 1927, L. G. Bl. für Wien Nr. 1 ex 1928, die, soweit dieses Gesetz nichts anderes bestimmt, zugleich ihre Wirksamkeit verlieren, hat die nachfolgende Bauordnung zu treten.

(2) Dieses Gesetz hat insoweit keine Geltung, als eine Angelegenheit in die Zuständigkeit des Bundes fällt.

Artikel II.

(1) Die vor Wirksamkeit dieses Gesetzes beschlossenen Generalregulierungspläne bilden in ihrer Gesamtheit den ersten Flächenwidmungsplan (§ 4 dieser Bauordnung), die vor Wirksamkeit dieses Gesetzes beschlossenen Generalbaulinienpläne den ersten Bebauungsplan (§ 5 dieser Bauordnung).

(2) Für die Einteilung der Stadtgebiete in die Bauklassen (§ 75 dieser Bauordnung) und für die Widmung der zum Bauland gehörenden Gebiete (§ 4 dieser Bauordnung) gelten aber, soweit für diese Stadtgebiete ein Generalbaulinienplan besteht und entweder das Gesetz oder Beschlüsse des Gemeinderates Beschränkungen der Geschoßzahl der Wohnhäuser festgesetzt haben, nachfolgende Übergangsbestimmungen:

a) Zur Bauklasse IV gehören, soweit nicht nach dieser Bauordnung Bauklasse V zu gelten hat, jene Stadtgebiete, wo bisher die Wohnhäuser nicht mehr als fünf Geschosse (vier Stockwerke) enthalten durften;
b) zur Bauklasse III gehören jene Stadtgebiete, wo die Wohnhäuser bisher nicht mehr als drei Stockwerke enthalten durften,
c) zur Bauklasse II jene Stadtgebiete, für die die zwei Stock hohe Bebauung festgesetzt war, und
d) zur Bauklasse I jene Stadtgebiete, für die eine ein Stock hohe oder bloß ebenerdige Bebauung vorgeschrieben war.
e) Als Wohngebiete gelten jene Stadtgebiete, in denen für die Wohnhäuser vorgeschrieben war, daß sie einzelstehend oder zu zweien gekuppelt zu erbauen sind, sowie alle bisher festgesetzten Siedlungsgebiete und jene Gebietsteile, für die durch besondere Beschlüsse des Gemeinderates die Bildung von Wohnhausgruppen mit mehr als zwei Häusern zugelassen wurde.
f) Alle übrigen zum Bauland gehörigen Stadtgebiete gelten als gemischte Baugebiete, insbesondere auch jene Stadtgebiete, die der Gemeinderat vorzugsweise für die Anlage von Industriebauten bestimmt hat; diese Stadtgebiete sind, wenn sie in den Bezirken I bis X und XX liegen, als zur Bauklasse IV, wenn sie in den übrigen Bezirken liegen, als zur Bauklasse III gehörig anzusehen, soweit nicht diese Gebietsteile mit Rücksicht auf die durch besondere Gemeinderatsbeschlüsse festgesetzte Beschränkung der Geschoßzahl in eine andere Bauklasse einzureihen sind.

Artikel III.

(1) Die Bestimmungen der §§ 11, 20, 58 und 74 der Bauordnung gelten auch für bereits vor Wirksamkeit dieses Gesetzes ergangene Bescheide. Abteilungs- und Baubewilligungen aber, die nach den bisherigen gesetzlichen Vorschriften noch nicht erloschen sind, jedoch nach den Bestimmungen dieser Bauordnung schon erloschen wären oder innerhalb eines Jahres nach Inkrafttreten dieses Gesetzes erlöschen würden, behalten ihre Gültigkeit für den Rest ihrer bisherigen Dauer, längstens jedoch für ein Jahr vom Tage des Inkrafttretens des Gesetzes. Die im § 74 bestimmte Frist für die Vollendung von Bauten beginnt für die unter Wirksamkeit der bisherigen Gesetze begonnenen Bauten mit dem Tage des Inkrafttretens dieses Gesetzes.

(2) Bauplätze, die nach den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen durch eine rechtswirksam gewordene baubehördliche Abteilungsbewilligung geschaffen worden sind, gelten auch im Sinne dieses Gesetzes als Bauplätze; es kann jedoch auch für solche Bauplätze eine Ergänzung durch Nachbargrund dann verlangt werden, wenn seinerzeit kein Bauverbot aus diesem Grunde auferlegt worden ist, eine Grenzberichtigung jedoch wegen der durch dieses Gesetz gestellten höheren Anforderungen für eine den Vorschriften dieses Gesetzes entsprechende Bebauung geboten ist.

einrichtungen und künstlicher Trocknung sind entsprechende Erleichterungen zu gewähren. In Mietshäusern, in denen keine maschinelle Wäscherei und keine künstliche Trocknungsanlage vorgesehen ist und die mehr als drei Geschosse enthalten, sind Waschküchen und Trockenräume im Dachboden unterzubringen.

(5) In jedem Miethaus muß für die Hausaufsicht und die Reinigung der nicht ausschließlich zu einem Mietgegenstand gehörigen Räume und der Höfe vorgesorgt sein.

§ 91.

Wasserversorgung.

(1) Bei jedem Gebäude, das Aufenthaltsräume enthält, muß eine hinreichende Versorgung mit Genußwasser gesichert sein. Wo ein Rohrstrang einer Trinkwasserleitung nicht mehr als 30 *m* von der Bauplatzgrenze entfernt liegt, ist eine Zuleitung in das Haus herzustellen und für einen Wasserauslauf in jeder Wohnung sowie außerdem für einen allgemein zugänglichen Auslauf im Erdgeschoß vorzusorgen.

(2) In allen anderen Fällen darf der Wasserbezugsort höchstens 25 *m* vom Gebäude entfernt liegen; er muß gesundes Trinkwasser liefern, leicht zugänglich sein und bei Bränden die Herbeischaffung von Löschwasser ermöglichen.

(3) Von Senk- und Sickergruben, Düngerstätten, Jauchengruben sowie von Kanälen und offenen Gerinnen müssen Brunnen entsprechend weit, mindestens aber 8 *m* entfernt sein; wenn es besondere Verhältnisse, namentlich ungünstige Bodenbeschaffenheit, erfordern, kann die Behörde einen diesen Verhältnissen entsprechenden größeren Abstand oder andere zweckmäßige Vorkehrungen verlangen. Von Nachbargrenzen ist ein Abstand von mindestens 4 *m* einzuhalten.

(4) Brunnenschächte sind auszumauern. Das Mauerwerk muß mindestens bis 3 *m* Tiefe unter dem Gelände in Zement hergestellt werden und mindestens 30 *cm* über die Erdoberfläche reichen. Die lichte Weite muß wenigstens 1 *m* betragen. Sie müssen zum Schutze gegen Verunreinigungen wasserdicht und, wenn sie gegen Betreten nicht geschützt sind, auch tragfähig abgedeckt sein.

(5) Sobald ein Rohrstrang der Wasserleitung vor einem bestehenden Gebäude gelegt worden ist, besteht die Verpflichtung zur Einleitung nach den Bestimmungen des Absatzes 1, wenn die Baubewilligung unter der Wirksamkeit dieses Gesetzes erteilt worden ist. In allen anderen Fällen besteht nur die Verpflichtung zur Zuleitung in das Haus und Herstellung je eines Wasserauslaufes in jedem Hauptgeschoß.

§ 92.

Aborte und Pißorte.

(1) Aborte und Pißorte sind von Aufenthaltsräumen in der Regel durch Vorräume zu trennen; sie müssen gegen Einblick von außen abgeschlossen sein.

(2) Aborte müssen eine Grundfläche von mindestens 1 m^2 bei einer Mindestbreite von 0·80 *m* erhalten. Die Fenster müssen mindestens ein Fünftel der Fußbodenfläche messen und ganz zu öffnen sein. Verkleidungen der Abortschalen sind unzulässig.

(3) Aborte und Pißorte müssen einen wasserdichten Fußboden auf holzfreier Decke und dort, wo eine Kanalisierung vorhanden ist, Wasserspülung und Wasserverschluß oder einen sonstigen geeigneten Geruchsverschluß erhalten.

(4) Der Einbau von Kübeln und Streuaborten, Olverschlüssen und anderen Einrichtungen als Ersatz für Wasserspülung bedarf fallweise einer behördlichen Genehmigung.

§ 93.

Sammlung und Ableitung der Abfallstoffe und der Niederschlagswässer.

(1) Die Ableitung aller Abfallstoffe, Schmutz- und Niederschlagswässer von den anliegenden Grundstücken auf die Verkehrsfläche ist verboten.

(2) Von Baulichkeiten auf Grundstücken, die von einem Straßenunratskanal nicht mehr als 30 *m* entfernt sind, müssen die Niederschlags- und Schmutzwässer sowie die Fäkalien unterhalb der Verkehrsfläche in den Kanal geleitet werden. Ausnahmen kann die Behörde für solche Bauten zulassen, deren Bestanddauer voraussichtlich die Zeit von sechs Monaten nicht überschreiten wird. In Senkgruben dürfen keine Niederschlagswässer eingeleitet werden.

(3) Bei nachträglicher Herstellung des Straßenunratskanals haben die Eigentümer bebauter Grundstücke über Aufforderung die Einmündung zu bewerkstelligen und die bisherigen Anlagen zu beseitigen. Ausnahmen kann der zuständige Gemeinderatsausschuß von Fall zu Fall bewilligen.

(4) Abwässer aus gewerblichen Betrieben müssen vor Ableitung in den Straßenunratskanal säuren- und alkalienfrei und entsprechend abgekühlt sein; auch dürfen sie keine entzündlichen oder sonst gefährlichen oder schädlichen Bestandteile enthalten.

(5) Für die Hauskanalisation sind nur in frostfreier Tiefe verlegte wasserdichte Rohrleitungen zulässig. Scharfe Richtungs- oder Gefällsänderungen sind zu vermeiden.

(6) In Überschwemmungsgebieten kann die Behörde Abschlüsse zur Verhinderung des Rückstaues fordern.

(7) Nächst dem unteren Ende jedes Abfallrohres, bei Richtungsänderungen und sonst in angemessenen Abständen sind Putzschächte mit tragfähigen Deckeln anzubringen.

(8) Rohrkanäle dürfen nur aus den von der Behörde als zulässig erkannten Stoffen hergestellt werden.

(9) Abfallrohre von Aborten dürfen nicht weniger als 130 *mm*, bei Wasserspülung 100 *mm* Lichtweite erhalten und müssen ohne Verringerung ihrer Lichtweite bis über das Dach als Dunstschläuche fortgesetzt werden. Ihre Herstellung aus Holz ist verboten.

(10) Hauskehricht, Asche, Trockenabfälle u. dgl. dürfen nicht durch die Aborte entfernt werden, sondern sind in Gefäßen zu sammeln. Wo ein

OIB-Richtlinie 3

Hygiene, Gesundheit und Umweltschutz

Ausgabe: April 2019

0 Vorbemerkungen ... 2
1 Begriffsbestimmungen ... 2
2 Sanitäreinrichtungen ... 2
3 Niederschlagswässer, Abwässer und sonstige Abflüsse ... 3
4 Abfälle ... 3
5 Abgase von Feuerstätten ... 4
6 Schutz vor Feuchtigkeit ... 5
7 Trinkwasser und Nutzwasser ... 6
8 Schutz vor gefährlichen Immissionen ... 6
9 Belichtung und Beleuchtung ... 7
10 Lüftung und Beheizung ... 8
11 Niveau und Höhe der Räume ... 9
12 Gefährliche Stoffe ... 9
13 Sondergebäude ... 9
14 Bauführungen im Bestand ... 10
Anhang A ... 11
Anhang B ... 12

0 Vorbemerkungen

Die zitierten Normen und sonstigen technischen Regelwerke gelten in der im Dokument „OIB-Richtlinien – Zitierte Normen und sonstige technische Regelwerke“ angeführten Fassung.

Für eingeschoßige Gebäude ohne Wohnung (z.B. Gartenhütte, Gerätehütte, Kioske), mit höchstens 15 m² Brutto-Grundfläche gelten die Anforderungen hinsichtlich dieser Richtlinie nicht.

Alle in dieser Richtlinie angeführten Maße verstehen sich als Fertigmaße nach Vollendung der Bauführung. Können entsprechend dem Stand der Technik gemäß den einschlägigen Regelwerken Toleranzen angewendet werden, so ist deren Berücksichtigung nur für die Ausführung, nicht jedoch für die Planung zulässig.

Der Anwendungsbereich der OIB-Richtlinien auf Versammlungsstätten ergibt sich aus den im Dokument „OIB-Richtlinien – Begriffsbestimmungen“ definierten Begriffen „Menschenansammlung, größere“, „Versammlungsraum“ und „Versammlungsstätte“. Erst bei mehr als 120 gleichzeitig anwesenden Personen für kulturelle, künstlerische, sportliche, unterhaltende oder andere vergleichbare Aktivitäten kommen Anforderungen dieser Richtlinie betreffend Versammlungsstätten zur Anwendung. Bei 120 oder weniger Personen gelten die Grundanforderungen an die Hygiene, die Gesundheit und den Umweltschutz.

Von den Anforderungen dieser OIB-Richtlinie kann entsprechend den jeweiligen landesrechtlichen Bestimmungen abgewichen werden, wenn vom Bauwerber nachgewiesen wird, dass das gleiche Schutzniveau wie bei Anwendung der Richtlinie erreicht wird.

1 Begriffsbestimmungen

Es gelten die Begriffsbestimmungen des Dokumentes „OIB-Richtlinien – Begriffsbestimmungen“.

2 Sanitäreinrichtungen

2.1 Allgemeine Anforderungen

Fußböden und Wände von Sanitärräumen (Toiletten, Bäder und sonstige Nassräume) müssen entsprechend den hygienischen Erfordernissen leicht zu reinigen sein. Toiletten müssen in der Regel über eine Wasserspülung verfügen.

2.2 Sanitäreinrichtungen in Wohnungen

Jede Wohnung muss im Wohnungsverband über eine Toilette, ein Waschbecken und eine Dusche oder Badewanne in zumindest einem Sanitärraum verfügen.

2.3 Sanitäreinrichtungen in Bauwerken oder Teilen von Bauwerken, die nicht Wohnzwecken dienen

2.3.1 Für Bauwerke oder Teile von Bauwerken, die nicht Wohnzwecken dienen, ist, wenn der Verwendungszweck dies erfordert, eine ausreichende Anzahl von nach Geschlechtern getrennten Toiletten zu errichten. Dabei sind zu berücksichtigen:

- der Verwendungszweck,
- die geschlechtsbezogene Aufteilung der Benutzer,
- die zu erwartende Gleichzeitigkeit der Toilettenbenützung.

Eine ausreichende Anzahl von Waschbecken ist dabei vorzusehen.

2.3.2 Toilettenräume in Gastronomiebetrieben dürfen nicht direkt von Gasträumen zugänglich sein. Ausgenommen von der Verpflichtung zur Errichtung von Toiletten sind Gastronomiebetriebe mit nicht mehr als acht Verabreichungsplätzen.

2.3.3 Für Versammlungsstätten können Sanitäreinrichtungen, die auf dem Gelände der Versammlungsstätte oder in deren Nähe vorhanden sind, angerechnet werden, wenn sie für die Besucher der Versammlungsstätte zugänglich sind. Sind Rollstuhlplätze gemäß Punkt 7.5.3 der OIB-Richtlinie 4 einzurichten, muss je angefangene zehn Rollstuhlplätze eine barrierefreie Toilette vorhanden sein.

8.3 Lüftung von Garagen

8.3.1 Garagen sind natürlich oder mechanisch so zu lüften, dass im Regelbetrieb ein Viertelstundenmittelwert für Kohlenstoffmonoxid (CO) von 60 ppm nicht überschritten wird.

8.3.2 Für Garagen, in denen jeder Stellplatz direkt aus dem Freien ohne überdachte Fahrgasse anfahrbar ist, gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ohne weitere Maßnahmen als erfüllt.

8.3.3 Für andere Garagen als jene gemäß Punkt 8.3.2 mit nicht mehr als 250 m² Nutzfläche gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 als erfüllt, wenn
- eine natürliche Querdurchlüftung über Zu- und Abluftöffnungen von insgesamt mindestens 1000 cm² Querschnittsfläche pro Stellplatz vorhanden ist oder
- eine mechanische Lüftung mit einem mindestens 0,5-fachen stündlichen Luftwechsel sichergestellt ist.

8.3.4 Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche sind mit adäquaten Messeinrichtungen auszustatten, die bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 60 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Viertelstunde Maßnahmen zur Reduktion der CO-Konzentration (Aktivierung der Intensivlüftung durch eine mechanische Lüftungsanlage) einleiten und bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 150 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Minute Alarmsignale auslösen.

8.3.5 Die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ist für Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche für oberirdische Geschoße und das erste unterirdische Geschoß erfüllt, wenn die Geschoße mit natürlichen Rauch- und Wärmeabzugseinrichtungen gemäß Tabelle 2 der OIB-Richtlinie 2.2 „Brandschutz bei Garagen, überdachten Stellplätzen und Parkdecks“ ausgestattet sind. In diesem Fall sind Einrichtungen gemäß Punkt 8.3.4 nicht erforderlich. Diese Öffnungen müssen so situiert sein, dass eine Querdurchlüftung gewährleistet ist.

8.3.6 Abluftöffnungen von mechanischen Lüftungen aus Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche müssen zu öffenbaren Fenstern und Türen von Aufenthaltsräumen sowie von Zuluftöffnungen von Lüftungsanlagen so situiert sein, dass es zu keiner Beeinträchtigung von Personen kommt.

9 Belichtung und Beleuchtung

9.1 Anforderungen an die Belichtung

9.1.1 Bei Aufenthaltsräumen muss die gesamte Lichteintrittsfläche (Architekturlichte von Fenstern, Lichtkuppeln, Oberlichtbändern etc.) mindestens 12 % der Bodenfläche dieses Raumes betragen.

9.1.2 Es muss für die gemäß Punkt 9.1.1 notwendigen Lichteintrittsflächen ein zur Belichtung ausreichender freier Lichteinfall gewährleistet sein. Dies gilt für die notwendigen Lichteintrittsflächen als erfüllt, wenn ein freier Lichteinfallswinkel von 45 Grad zur Horizontalen, gemessen von der Fassadenflucht bzw. von der Ebene der Dachhaut, eingehalten wird. Dieser freie Lichteinfall darf dabei seitlich um nicht mehr als 30 Grad verschwenkt werden.

9.1.3 Ragen Bauteile (z.B. Balkone, Dachvorsprünge, Loggien, Erker, vorspringende Geschoße) desselben Bauwerkes in den erforderlichen freien Lichteinfall hinein, so muss die gesamte Lichteintrittsfläche mindestens 15 % der Bodenfläche des Raumes betragen. Dies ist nicht erforderlich, wenn das Auskragen des Bauteiles, gemessen von der Fassadenflucht im Bereich der jeweiligen Lichteintrittsfläche, nicht mehr als 1,50 m beträgt.

9.1.4 Die erforderliche Lichteintrittsfläche gemäß Punkt 9.1.1 bzw. 9.1.3 vergrößert sich ab einer Raumtiefe von mehr als 5,00 m um jeweils 1 % der gesamten Bodenfläche des Raumes pro angefangenem Meter zusätzlicher Raumtiefe.

9.1.5 Werden Wintergärten oder verglaste Loggien den zugehörigen Lichteintrittsflächen von Aufenthaltsräumen vorgelagert, so sind die Punkte 9.1.1 bis 9.1.4 sowohl für die äußere, als auch sinngemäß für die innere Lichteintrittsfläche einzuhalten. Dabei sind für die Bemessung der äußeren Lichteintrittsfläche die beiden Bodenflächen (Fläche und Raumtiefe) heranzuziehen. Die äußere Lichteintrittsfläche muss zumindest so groß sein, wie die erforderliche innere Lichteintrittsfläche.

9.1.6 Die Anforderungen der Punkte 9.1.1 bis 9.1.5 gelten nicht für Räume, bei denen die Nutzung eine geringere oder keine natürliche Belichtung erfordert.

9.2 Anforderungen bezüglich Sichtverbindung nach außen

9.2.1 In Aufenthaltsräumen von Wohnungen müssen alle zur Belichtung notwendigen Lichteintrittsflächen eine freie Sicht von nicht weniger als 2,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, aufweisen.

9.2.2 Zumindest in einem Aufenthaltsraum jeder Wohnung muss mindestens eine notwendige Lichteintrittsfläche eine freie waagrechte Sicht in 1,20 m Höhe von nicht weniger als 6,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, gewährleisten.

9.2.3 Für Lichteintrittsflächen in geneigten Bauteilen (z.B. Dachflächenfenster) gelten die Bestimmungen der Punkte 9.2.1 und 9.2.2 sinngemäß.

9.3 Beleuchtung

Alle Räume und allgemein zugänglichen Bereiche in Bauwerken müssen ihrem Verwendungszweck entsprechend beleuchtbar sein.

10 Lüftung und Beheizung

10.1 Lüftung

10.1.1 Aufenthaltsräume und Sanitärräume müssen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ausreichend gelüftet werden können. Davon kann ganz oder teilweise abgesehen werden, wenn eine mechanische Lüftung vorhanden ist, die eine für den Verwendungszweck ausreichende Luftwechselrate zulässt. Die Lüftung von Aufenthaltsräumen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ist ebenfalls gewährleistet, wenn vor diese verglaste Loggien oder Wintergärten vorgesetzt sind, welche der jeweiligen Wohn- und Betriebseinheit zugeordnet sind und über öffenbare Fenster, Türen und dergleichen verfügen. Bei sonstigen innen liegenden Räumen, ausgenommen Gänge, ist für eine Lüftungsmöglichkeit zu sorgen.

10.1.2 In Räumen, deren Verwendungszweck eine erhebliche Erhöhung der Luftfeuchtigkeit erwarten lässt (insbesondere in Küchen, Bädern, Nassräumen etc.), ist eine natürliche oder mechanische Be- oder Entlüftung einzurichten.

10.1.3 Bei der Aufstellung von Feuerstätten ist darauf zu achten, dass die entsprechend der Auslegung benötigte Luftmenge zuströmen kann. Heizräume für raumluftabhängige Feuerungsanlagen müssen über eine Zuluftführung aus dem Freien verfügen, wobei eine Mindestquerschnittsfläche von 400 cm² netto nicht unterschritten werden darf:
- bei Feuerstätten für gasförmige Brennstoffe mit atmosphärischem Brenner sowie Feuerstätten für feste Brennstoffe: 4 cm² pro kW Nennwärmeleistung,
- bei sonstigen Feuerstätten: 2 cm² pro kW Nennwärmeleistung.

10.1.4 Bei sonstigen Aufstellungsräumen kann die Verbrennungsluftzufuhr auch aus anderen Räumen erfolgen, wenn nachweislich beim Betrieb aller mechanischen und natürlichen Be- und Entlüftungsanlagen ausreichende Verbrennungsluft nachströmen kann.

10.2 Beheizung

Aufenthaltsräume und Bäder müssen derart beheizbar sein, dass eine für den Verwendungszweck ausreichende Raumtemperatur erreicht werden kann. Ausgenommen davon sind Aufenthaltsräume, deren Verwendungszweck eine Beheizung ausschließt, oder die nicht für eine Benutzung in der Heizperiode gedacht sind.

5.5 Sanitärräume

5.5.1 Anordnung von barrierefreien WC-Räumen

In allen Gebäuden, ausgenommen Wohnbauten bzw. Wohnbereiche, muss in jedem Geschoß, in dem Sanitäranlagen ausgeführt werden, ein barrierefreier WC-Raum vorhanden sein (geschlechtsneutral oder je einer für Damen und Herren).

Für Wohnbauten bzw. Wohnbereiche gelten die Regeln für den anpassbaren Wohnbau (gemäß Abschnitt 6).

5.5.2 Bauliche Anforderungen an barrierefreie WC-Räume

Bei der Bemessung der Standfestigkeit der Wände ist auf die Montage von Halte- und Stützgriffen Rücksicht zu nehmen.

5.5.2.1 Türen

Die Türen dürfen nicht nach innen aufgehen, müssen eine nutzbare Durchgangslichte von mindestens 80 cm haben, von innen versperrbar und im Notfall von außen entriegelbar sein. Auf ergonomische Bedienbarkeit des Türdrückers und der Verriegelung ist Rücksicht zu nehmen. Ein Drehknopf u. Ä. ist zur Verriegelung nicht geeignet.

Zur Verriegelung geeignet sind Drehgriffe mit mindestens 7 cm Länge. Wird der WC-Raum aus betriebstechnischen Gründen versperrt gehalten, sollte mittels eines Doppelzylindersystems die zusätzliche Ausstattung mit einem europaweit gültigen Schließsystem (Eurokey, siehe Techn. Info-Blatt Nr. 1[35]) vorgesehen werden.

5.5.2.2 Barrierefreier WC-Bereich – Anfahrtsmöglichkeiten

In barrierefreien WC-Bereichen müssen verschiedene Anfahrtsmöglichkeiten mit dem Rollstuhl zum WC-Sitz – zumindest jedoch eine seitliche, eine frontale und eine rechtwinkelige Anfahrt – sichergestellt sein (siehe Bild 10).

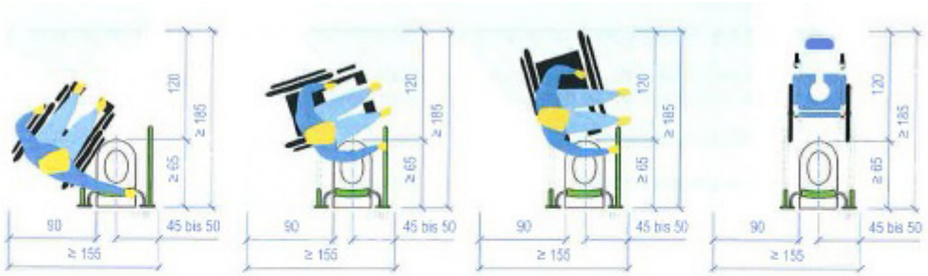


Bild 10a — Seitliche Zufahrt | Bild 10b — Anfahrt im rechten Winkel | Bild 10c — Frontale Anfahrt | Bild 10d — Duschrollstuhl

Bild 10 — Beispiele für Anfahrmöglichkeiten und das Umsetzen vom Rollstuhl auf einen WC-Sitz (Maße in cm)

5.5.3 Barrierefreier WC-Raum – Mindestraumgrößen

Es werden folgende Anforderungen an einen barrierefreien WC-Raum gestellt:

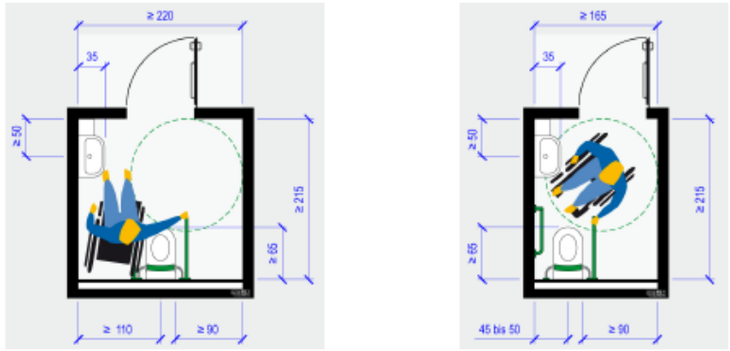
— Im WC-Raum muss eine Bewegungsfläche von mindestens 150 cm Durchmesser sichergestellt sein.

— Das Handwaschbecken (gemäß 8.4.3) darf mit maximal 20 cm in die Bewegungsfläche hineinragen.

— Ein universell anfahrbarer WC-Sitz erfordert eine Raumbreite von mindestens 220 cm und eine Raumtiefe von mindestens 215 cm. Die Anordnung von WC-Schale, Haltegriffen und Handwaschbecken gemäß Bild 11a ist einzuhalten.

Ein universell anfahrbares WC sollte, vorzugsweise im Geschoß des Haupteinganges, vorhanden sein.

Maße in cm



a) Universell anfahrbar | b) Einseitig anfahrbar

Bild 11 — Systemskizze für anfahrbare WC-Sitze

— Ein einseitig anfahrbarer WC-Sitz erfordert eine Raumbreite von mindestens 165 cm (bis 175 cm) bei einer Waschbeckentiefe von mindestens 35 cm (bis maximal 45 cm) und eine Raumtiefe von mindestens 215 cm. Die Anordnung von WC-Schale, Haltegriffen und Handwaschbecken gemäß Bild 11b ist einzuhalten. Der Achsabstand für die Montage der WC-Schale bei einseitig anfahrbaren WCs muss 45 cm bis 50 cm betragen. Die Ausstattung mit Waschtisch über 45 cm Breite ist dem Anhang A zu entnehmen.

ANMERKUNG Beim Einbau eines einseitig anfahrbaren WCs pro Geschoß sollte die Anfahrrichtung zur WC-Schale in den Geschoßen abwechseln.

— Die Mittelachse des Waschbeckens zur angrenzenden Wandfläche muss mindestens 50 cm betragen.

Werden in WC-Räumen zusätzliche Elemente (zB fixer Wickeltisch, Möblierungen) angebracht, sind die Mindestabmessungen zu vergrößern, um die Bewegungsfläche von mindestens 150 cm Durchmesser sicherzustellen.

Ein Vorraum zum WC ist nicht erforderlich.

alte vorarlberger heilbäder
vogt, werner.
s.22-23

Bäderordnung

Bäderordnung von 1677 (Faksimile)

Bäderordnung von 1677 (in sinngemäßer, vereinfachter Form wiedergegeben)

1. Sollen alle ankommenden Badende, was sie auch welches Geschlecht, Stand würden sein mögen, sich ehrbaren Wandels befleißigen.
2. Jeder Katholik alle Sonn- und Feiertage, wenn möglich zur Kirche zu kommen und den Gottesdienst beiwohnen, und so nicht möglich, in der Zeit in andächtigem Gebet zubringen. An solchen Vormittagen soll kein Bad und Nachmittag nur mit Wissen des Pfarrherren solches genommen werden.
3. Morgens, mittags, abends, nach Avemaria-Läuten, soll sich während der Zeit jeder still und ruhig verhalten, sonst Strafe bei 2 Pfund Pfenning.
4. In und außer dem Bad unkatholische Psalmen zu singen und zu betreiben, bei Strafe 5 Pfund Pfenning.
5. An gebotenen Fastentagen sich jeder des Fleisch-Essen enthalten, bei Strafe 5 Pfund Pfenning.
6. Weder im noch außer dem Bad sich Disput von Glaubenssachen anzuhören verboten, bei Strafe 6 Pfund Pfenning.
7. Fluchen, Schwören, Gotteslästern, Zanken, Raufen, Schlagen, Spielen soll abgestellt sein, bei Strafe 6 Pfund Pfenning.
8. Unzüchtige Diskurse, Reden, Treiben, unzüchtige Lieder singen, Tuen und Ärgernistreiben, bei Strafe 6 Pfund Pfenning.
9. Kein Badenehmer darf eigenen Wein ins Bad bringen, auch solchen andern verkaufen, bei Strafe 5 Pfund Pfenning.
10. Kein Badenehmer verbotenes oder falsches Geld ins Bad mitbringen, noch solches ausgeben, 10 Pfund Strafe, Verlust des Geldes.
11. Jeder Badenehmer einschließlich mitgehendes Dienstpersonal soll ernstlich aufpassen auf Feuer und Licht, um allfälliges Unglück zu verhindern.
12. und Schluß - auf alle vorstehenden Punkte zu achten, jeden andern Übeltäter zur Anzeige zu bringen, auch danach trachten, daß andere auch es an Notwendigkeit, an Speise, Trank, Sauberhaltung, nicht Not mangelt. Und wenn Mängel herrschen, soll man diese bei Obrigkeit einklagen.

13. Juli 1677, Franz Apronion Pappus von Tratzberg,
Vogteiverwalter Dietem Jelin von Cronhalden, Landschreiber und
Franz Anton Kleinbrodt, der Landammann.

treppen_mythologien, erschließungstypologien

„...da ein raum, dort ein raum und hier ein stück gang, das diese beiden räume nicht verbindet, sondern für sich, als fragment, aufbewahrt ist. in dieser weise ist alles in mir verstreut, - die zimmer, die treppen, die mit so großer umständlichkeit sich niederließen, und andere enge, rundgebaute stiegen, in deren dunkel man ging wie das blut in den adern..."

rilke

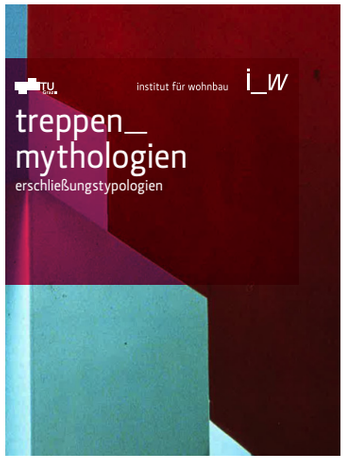
treppen oder stiegen verbinden verschiedene ebenen, was zugleich als räumliche und philosophische aussage gelesen und/oder empfunden werden kann.

in giovanni battista piranesis *„carceri d'invenzione"* führen die ineinander verschachtelten stufen nirgendwo hin, trotzen den physikalischen gesetzen, die vorstellung einer sinnvollen gesamtordnung der welt lösen sich in surrealen räumen auf. maurits cornelis eschers stiegenzeichnungen zielen dagegen eher auf die paradoxe räumliche wahrnehmung durch eine zeichentechnische illusion ab, sie verursachen eine sinnestäuschung, sind visionstheoretische experimente, aber weisen auf kein philosophisches *„geheimnis"* hin.

peter eisenman setzt im 1975 vollendeten *„house vi"* die illusionistische tradition auf einer konkret architektonischen ebene fort, die tektonik wird scheinbar aufgelöst, träger laufen ins leere, ohne handlauf und mit offener untersicht laufen zwischen dem trägerraster eine rote stiege nach oben, eine grüne nach unten. eine verbindung zwischen architektur und skulptur ist die *„umschreibung"* (2004) von olafur eliasson, ein *„rauf und runter"* in form einer doppelhelix. anhand der differenz zwischen philosophischen, räumlichen und zeichentechnischen ansatz wird auch deutlich, wie im gegensatz zum freien zeichnen oder skizzieren, wo aus der phantasie ein imaginärer raum entstehen kann, die mathematisch vordefinierten linien stehen, die am computer zu einer räumlich korrekten, aber dann wieder durch ihren illusionistischen charakter irreführenden darstellung führen.

abtreppungen bestimmen oftmals ganze architekturen: vom zikkurat, den pyramiden in ägypten oder mexiko spannt sich eine rampe zu terrassenhaussiedlungen oder landschaftseingebunden abgetreppten projekten.

erschließungen dürfen nicht nur als möglichst kurzer weg von a nach b gesehen, sondern auch als orte der kommunikation gedacht werden. das gilt sowohl für horizontale erschließungen wie straßen, wege, (lauben)gänge, wie auch für die verschiedenen typologien der vertikalen erschließung, stiegen, pater noster, lifte, rolltreppen. das wohl bekannteste historische beispiel dafür bieten wohl die bassenastiegenhäuser in den sozialbauten des roten wien, aber auch in den



steirischen arbeitersiedlungen (welche genau???) bis zu modernen laubengang-häusern wird dieser aspekt betont.

gebäudeerschließungen müssen mittlerweile weitgehend barrierefrei ausgeführt werden und auch im falle einer evakuierung *„funktionieren“,* und deshalb sind stiegen, bzw. ihre einzelnen elemente wie stufen, podeste oder geländer in den letzten jahrzehnten in baugesetzgebung, oib und normen verstärkt reglementiert worden.

und doch *„lebt die baukunst auch vom natürlichen spannungsverhältnis zwischen zweckmäßigkeit und nutzlosigkeit, vernunft und poesie, rationalität und metaphysik“* (juhani pallasmaa über rachel whitereads ausstellung im kunsthaus bregenz), und stiegen müssen/können deshalb auch als klanginstrument, als zu nutzendes möbel, als raumskulptur, als pulsierendes rückgrat des hauses, als metapher für abstieg und aufstieg, immer jedoch als gegenläufige verbindung zwischen himmel und erde gedacht oder geplant werden.

klassifizierung von vertikalen erschließungen bzw. stiegen:
lage (innen-aussen),
ausformung (punkterschließung-lineare oder gangerschließungzentrale erschließung),
geometrie (gerade-gewendelt-geschwungen, einläufig - zweiläufig)
funktionsweise (nicht mechanisch: rampen, stiegen,... - mechanisch: lifte, rolltreppen,...)
material (holz – stahl – beton...)
statik (freitragend – balkenstufen – wangen – kragstufen...)
funktion innerhalb des gebäudes institut für wohnbau (haupt – und neben treppen)

literaturliste

treppen_mythologien, erschließungstypologien

texte

kupfer, alexander: „piranesi careceri, enge und unendlichkeit in den gefängnissen der phantasie“.
mielke, friedrich: „scalalogia. schriften zur treppenforschung“.
whiteread, reachel: „wall, doors, floors and stairs, kunsthaus bregenz“.

gesetze, normen, richtlinien

önorm b5371, 2011.
önormen 81-70, 2018.
oib richtlinie 4, 2019.
landesregierungsblatt, 1856.

soviele Gassen des Feldes zwischen die angetretenen Amtswalter „ergießen"; dabei sollten die Fahnen und die sie bekrönenden glitzernden Adler von zehn scharfen Scheinwerfern so angestrahlt werden, daß allein dadurch eine eindrucksvolle Wirkung erzielt werden mußte. Das schien mir aber noch nicht ausreichend: Ich hatte gelegentlich unsere neuen Flakscheinwerfer bis in viele Kilometer Höhe leuchten sehen und erbat mir nun von Hitler 130 Stück. Göring machte zwar zunächst Schwierigkeiten, da diese 130 Scheinwerfer den größten Teil der strategischen Reserve darstellten. Hitler jedoch überzeugte ihn: „Wenn wir sie in so großer Zahl hier aufstellen, wird man draußen denken, daß wir in Scheinwerfern schwimmen."

Der Eindruck überbot bei weitem meine Phantasie. Die 130 scharf umrissenen Strahlen, in Abständen von nur zwölf Metern um das Feld gestellt, waren bis in sechs bis acht Kilometer Höhe sichtbar und verschwammen dort zu einer leuchtenden Fläche. So entstand der Eindruck eines riesigen Raumes, bei dem die einzelnen Strahlen wie gewaltige Pfeiler unendlich hoher Außenwände erschienen. Manchmal zog eine Wolke durch diesen Lichterkranz und verschaffte dem grandiosen Effekt ein Element surrealistischer Unwirklichkeit.[58]

In einem Tagebucheintrag vom 9. Juli 1965 schreibt er ergänzend:

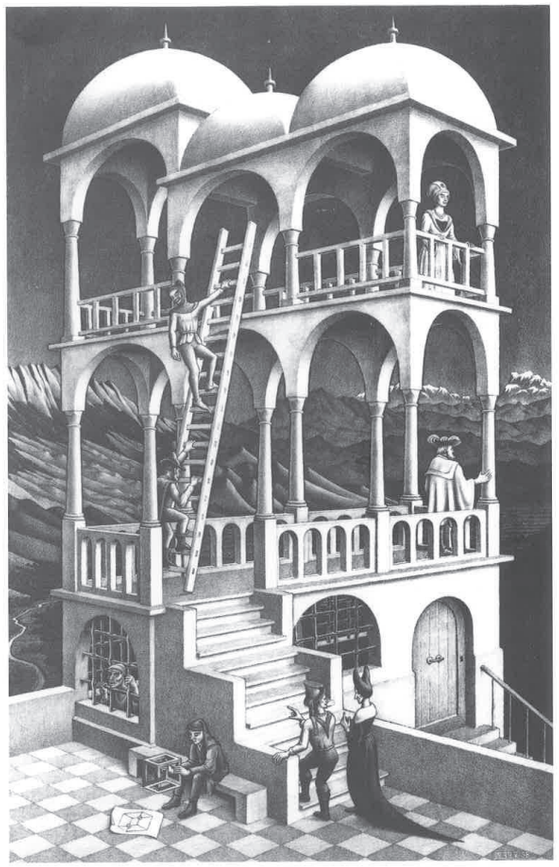
Ich schloß heute das Buch von August Koehler über Lichttechnik ab, in dem ich als einer der Väter der Lichtarchitektur genannt werde. Wenn ich es richtig sehe, habe ich den ersten Schritt in diese Richtung anläßlich der Weltausstellung in Paris getan, als ich den deutschen Pavillon nachts durch kunstvoll gruppierte Scheinwerfer in blendende Helle tauchte. Die Architektur des Bauwerks selber wurde dadurch zugleich scharf aus der Nacht herausgeschnitten und unwirklich gemacht. Immerhin war es noch die Kombination von Architektur und Licht. Wenig später verzichtete ich dann ganz auf gebaute Architektur. Auf dem Reichsparteitag ließ ich erstmals 150 [sic!] Flakscheinwerfer, senkrecht zum Himmel gerichtet, ein Rechteck aus Licht formen. Im Innern fand das Ritual des Parteitags statt – eine märchenhafte Kulisse, gleich einem der kristallenen Phantasieschlösser des Mittelalters. Der britische Botschafter, Sir Nevil Henderson, hat diesen sogenannten Lichtdom, hingerissen von der unirdischen Wirkung, „Kathedrale aus Eis" genannt.

Merkwürdig berührt mich der Gedanke, daß die gelungenste architektonische Schöpfung meines Lebens eine Chimäre ist, eine immaterielle Erscheinung.[59]

In den Aufzeichnungen Speers wird Piranesi mit keinem Wort erwähnt, obwohl es nicht verwundert hätte – zumal die römische Größe ein Vorbild der nationalsozialistischen Bauweise war –, wenn Speer tatsächlich durch die Werke des Venezianers inspiriert worden wäre.

Ohne im eigentlichen Sinn von Piranesi beeinflußt zu sein, steht das Werk des niederländischen Graphikers Maurits Cornelis Escher (1898–1972) doch in derselben Tradition der Auseinandersetzung mit den Tücken der räumlichen Wahrnehmung und ihren Konsequenzen für unser

45 M. C. Escher: *Tempel von Segesta, Sizilien*, 1932. Holzschnitt.
© 1932 M. C. Escher/Cordon Art – Baarn – Holland.



46 M. C. Escher: *Belvedere*, 1958. Lithographie.
© 1958 M. C. Escher/Cordon Art – Baarn – Holland.
Interessanterweise befindet sich im Keller dieses unmöglichen Gebäudes ein Kerker mit vergitterten Fenstern, aus dem ein grimmiger Gefangener nach draußen blickt. Da dieser Teil des Bauwerks perspektivisch nachvollziehbar ist, wäre es denkbar, daß Escher den Betrachter hier auf die Enge und Insuffizienz unserer dreidimensionalen Wahrnehmung aufmerksam machen will, deren Gesetzmäßigkeiten den Geist gleichsam mit unüberwindlichen Mauern umgeben und ihn in seiner Vision anderer Welten wie einen Tobsüchtigen zwangsverwahren.

Weltbild. Zehn Jahre lang lebte Escher in unmittelbarer Nähe der von Piranesi so bewunderten römischen Ruinen, von denen er jedoch nur beiläufig Notiz nahm. Unter den Werken dieser frühen Zeit seines Schaffens (bis etwa 1935), die durch die Suche und Analyse räumlicher Strukturen bestimmt war und ihm sozusagen das Vokabular für seine späteren Arbeiten lieferte, zeigen aber dennoch einige ein bemerkenswertes Gespür für den erhabenen Charakter antiker Baukunst. Ein Beispiel hierfür ist die 1932 entstandene Ansicht des griechischen Tempels von Segesta (Abb. 45). Das Gebäude wird aus einem typisch piranesischen

piranesi careceri. enge und unendlichkeit in den gefängnissen der phantasie
kupfer, alexander.
s.70-72

Blickwinkel, nämlich einer schräg ins Bild hineinführenden Froschperspektive, präsentiert, was den monumentalen Charakter verstärkt. Auch die Verwendung von Licht und Schatten, die keine Zwischentöne zuläßt, sondern durch die harte Kontrastierung von Hell und Dunkel eine dramatische Wirkung erzeugt, erinnert an die Beschwörung antiker Größe, wie sie aus den Veduten Piranesis bekannt ist.

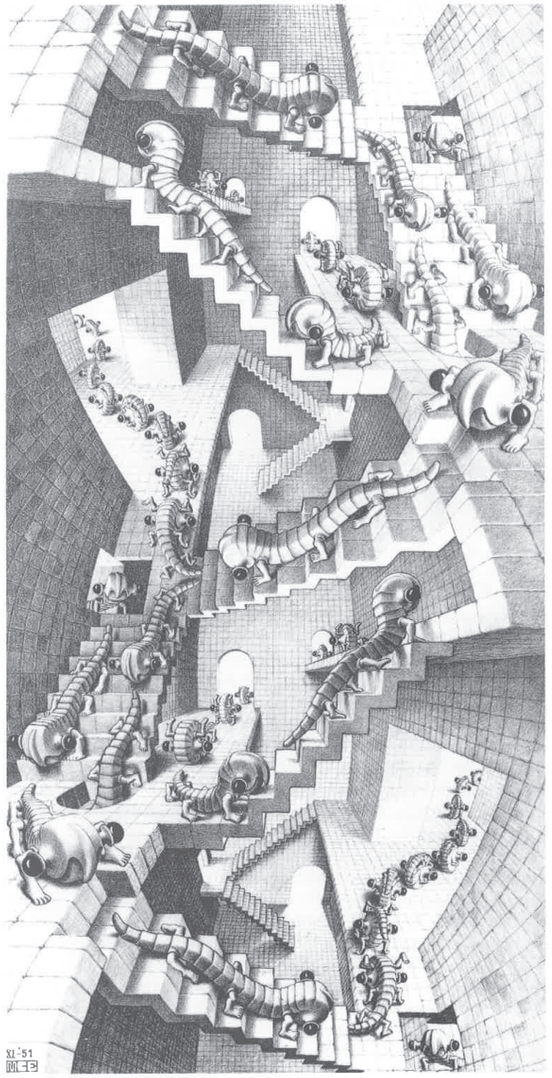
Eines der bekanntesten Werke von Escher, die Lithographie *Belvedere* (1958; Abb. 46), zeigt die gleiche Anwendung unmöglicher Perspektiven, die auch die *Carceri* kennzeichnet. Was zunächst als die schlichte Darstellung eines Aussichtsturmes erscheint, erweist sich rasch als ein absichtsvolles Täuschungsmanöver, das Escher nicht um seiner selbst willen inszeniert, sondern – was noch zu zeigen sein wird – um die Bedingungen einer solchen räumlichen Paradoxie zu veranschaulichen.[60] Aus diesem Grund werden einige der Renaissance-Figuren bewußt so plaziert, daß sie zu einer isolierten Betrachtung der einzelnen Gebäudeteile einladen: Obwohl der Grundriß des Turmes ein einfaches Rechteck ergibt, scheinen seine Geschosse einen rechten Winkel zu bilden, denn die Längsachse des unteren Geschosses entspricht der Blickrichtung des wohlhabenden Bürgers ebenso wie die Achse des Obergeschosses mit der Blickrichtung der Frau übereinstimmt. Auch die das Obergeschoß tragenden Säulen sind nicht recht geheuer, denn bis auf zwei von ihnen (ganz links und ganz rechts) verbinden sie die jeweils gegenüberliegenden Seiten miteinander, wozu sie das Untergeschoß eigentlich diagonal durchqueren müßten. Noch größer wird die Verwirrung durch die Hinzufügung einer Leiter, deren unteres Ende sich eindeutig im Innenraum des Untergeschosses befindet, während das obere ebenso eindeutig an der Außenseite des Obergeschosses anlehnt. Der Narr auf der Mitte der Leiter befindet sich somit gleichzeitig innerhalb und außerhalb des Gebäudes.

47 M. C. Escher: *Treppengewölbe*, 1931. Holzschnitt.
© 1931 M. C. Escher/Cordon Art - Baarn – Holland.

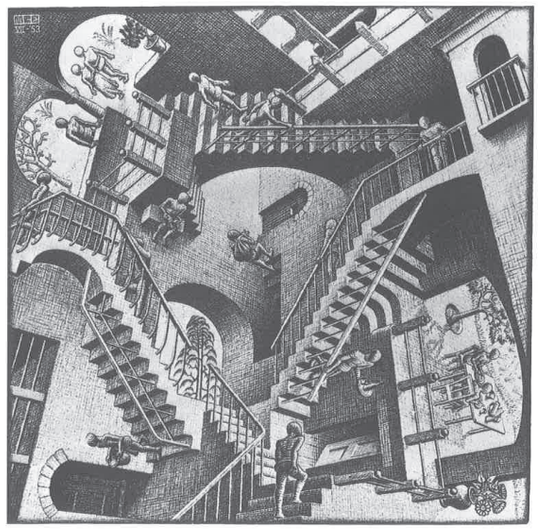
Auch der Holzschnitt *Treppengewölbe* (1931; Abb. 47) erinnert trotz seiner einfachen Raumordnung unwillkürlich an die *Carceri*. Die Architektur ist unverkennbar römisch und scheint auf den Treppenturm eines typischen Amphitheaters hinzudeuten. Zwar hätte Piranesi keinesfalls wie hier den Hintergrund durch eine massive Wand verstellt, sondern vielmehr versucht, den Betrachter in einen weiten Raum hineinzulocken, der freie Bewegung verheißt und erst auf den zweiten Blick die Unmöglichkeit eines wirklichen Fortkommens offenbart; und er hätte wohl kaum, wie Escher, mit dem Einfall von Tageslicht auf die Endlichkeit der Konstruktion hingewiesen. Und trotzdem gibt uns dieser Holzschnitt Einblick in eine Welt, ohne etwas über sie auszusagen; die Funktion der Treppenaufgänge bleibt durch die geschickte Wahl des Bildausschnittes verborgen, so daß der Betrachter ihnen eigentlich nur in der Hoffnung folgen kann, jenseits der Bildgrenzen Näheres über die Gesamtanlage und seinen eigenen Standort zu erfahren – es ist genau diese gleichzeitig Zweifel und Zuversicht erzeugende Unklarheit, die auch Piranesis Gefängnisse kennzeichnet.

In der zwanzig Jahre später entstandenen Lithographie *Treppenhaus* (Abb. 48) kommt dies noch deutlicher zum Ausdruck. Escher läßt uns hier in ein von phantastischen Reptilien bevölkertes, steril gekacheltes Treppenhaus blicken, das – ähnlich wie die *Carceri* – durch die unmögliche Verknüpfung heterogener Bereiche zu einem wahren architektonischen Alptraum wird. Der verwirrende Eindruck beruht auf einer Kombination

48 M. C. Escher: *Treppenhaus*, 1951. Lithographie.
© 1951 M. C. Escher/Cordon Art – Baarn – Holland.



71



49 M. C. Escher: *Relativität*, 1953. Lithographie. © 1953 M. C. Escher/ Cordon Art – Baarn – Holland.
Sechzehn Figuren bewegen sich im selben Raum, den sie aufgrund ihrer Ausrichtung unterschiedlich interpretieren. So kann man drei Gruppen unterscheiden: „Da sind die Aufrechten, zum Beispiel die Figur, die man in der Mitte am unteren Rand des Bildes die Treppe emporsteigen sieht. Sie weisen mit ihren Köpfen aufwärts. Dann kommen die Links-Lieger, deren Köpfe nach links, und die Rechts-Lieger, deren Köpfe nach rechts weisen. Wir sind unfähig, einen neutralen Standpunkt einzunehmen – eindeutig rechnen wir uns zur Gemeinschaft der Aufrechten.
Es gibt drei kleine Gärten. Der Aufrechte Nummer 1 (Mitte unten) kann seinen Garten erreichen, indem er sich nach links wendet und die Treppe emporsteigt. Von seinem Garten sehen wir nur zwei Bäume. Wenn er vor dem Bogen steht, der zu seinem Garten führt, hat er die Wahl zwischen zwei Treppen, die nach oben führen. Wenn er die zur linken Hand nimmt, wird er zwei seiner Gefährten begegnen; auf der Treppe rechter Hand und auf dem Treppenabsatz wird er die beiden übrigen Aufrechten finden. Nirgends können wir den Boden sehen, auf dem die Aufrechten laufen, aber große Teile der Decken über ihnen sind in der oberen Bildhälfte sichtbar.
In der Mitte des Bildes auf einer der Seitenwände der Aufrechten sitzt ein Rechts-Lieger, der liest. Wenn er von seinem Buch aufschaut, sieht er nicht weit von sich einen Aufrechten. Seine Position muß ihm sonderbar vorkommen. Es sieht aus, als schwebe er in liegender Haltung über dem Fußboden. Wenn er aufsteht, um die Treppe zu seiner Linken emporzugehen, entdeckt er eine andere merkwürdige Figur, die über den Boden gleitet – einen Links-Lieger diesmal, der selbst die Idee hat, daß er… aus seinem Keller kommt.
Der Rechts-Lieger geht die Stufen empor, wendet sich nach rechts und geht eine weitere Treppe aufwärts, wo er einen seiner Kollegen trifft. Aber es befindet sich noch jemand auf der Treppe, ein Links-Lieger, der – obwohl er in die gleiche Richtung läuft – treppabwärts statt aufwärts geht. Der Rechts-Lieger und der Links-Lieger stehen im rechten Winkel zueinander…“

mehrerer Verfahren, die für Escher sehr typisch sind. Da ist zunächst die von ihm erdachte Zylinderperspektive, die er ausgehend von seiner Erkenntnis entwickelte, daß gebogene Fluchtlinien anstelle der klassischen Geraden dem natürlichen Raumempfinden näher kommen, hier aber zu Demonstrationszwecken überbetont, so daß man das Treppenhaus in eigenartiger Verfremdung wie durch die gekrümmte Linse eines Türspions sieht. Ferner zeigt eine gründliche Untersuchung, daß der obere und untere Bildbereich spiegelbildliche Entsprechungen des Mittelteils sind, wodurch die Möglichkeit einer unendlichen Erweiterung des Treppenhauses erzielt wird.[61] Das prägendste Merkmal dieser Graphik ist jedoch jene Durchdringung verschiedener Welten, die den lange ignorierten Künstler in unseren Tagen so bekannt werden ließ: Jede Mauer dieser Anlage kann sowohl als Seitenwand, als Boden oder als Decke gedeutet werden, je nachdem, von welchem Standpunkt aus man das Ganze betrachtet.

Eine andere Bildreihe, in der Escher mit solchen perspektivischen Kombinationen spielt, weist daher auch durch den bezeichnenden Titel *Relativität* auf die begrenzte Gültigkeit unseres Weltempfindens hin, neben dem ohne weiteres auch andere – nicht minder plausible – Sehweisen bestehen können. Der dargestellte Raum ist also nach Prinzipien geordnet, welche die absolute Austauschbarkeit der drei Dimensionen suggerieren, auf denen unser Raumgefühl, d. h. unsere ganze sinnliche Existenz basiert. Damit wird dem Betrachter verdeutlicht, daß der Mensch

„Offensichtlich wirken in diesem Bild [Eschers Lithographie *Relativität*, Abb. 49] drei verschiedene Gravitationsfelder im rechten Winkel aufeinander. Das macht für jede der drei Gruppen von Einwohnern, die jeweils nur die Einwirkung von einem der Felder erfährt, eine der drei vorhandenen Flächen zum Boden.“ (Ernst, S. 47 f.)

durchaus nicht das Maß aller Dinge ist, sondern eine ahnungslose Kreatur, die von den großen kosmischen Zusammenhängen keine Vorstellung haben kann. So scheint uns die ganze Treppenanlage völlig sinnlos zu sein, aber wer könnte beschwören, daß sie nicht doch einem höheren Zweck dienen mag, den wir nur nicht einsehen können? Der dargestellte Raum ist mithin so gut wie das Universum: Selbst wenn wir die technischen Tricks durch sorgfältiges Studium ermitteln und die Schnittpunkte und Grenzen der sich durchdringenden Welten festlegen können, um auf diese Weise doch wieder eine logische Ordnung herzustellen, bleibt am Ende doch immer die Ungewißheit, ob diese Ergründung des Details im Hinblick auf das unbekannte Ganze überhaupt irgendeine Bedeutung hat.

Es zeigt sich also, daß Escher und Piranesi durchaus auf einer gemeinsamen philosophisch-weltanschaulichen Ebene zusammengebracht werden können, doch es gibt auch entscheidende Unterschiede zwischen diesen beiden Künstlern. Über die Intention seiner Werke heißt es bei Escher: „Ich wollte nie etwas Mystisches darstellen; was manche Leute geheimnisvoll nennen, ist nichts als eine bewußte oder unbewußte Täuschung! Ich habe ein Spiel gespielt, mich ausgelebt in Bildgedanken mit keiner anderen Absicht, als die Möglichkeit des Darstellens selbst zu untersuchen. Alles was ich in meinen Blättern biete, sind Berichte meiner Entdeckungen.“[62] Hier wird die Aussage seiner Werke auf den rein technischen Aspekt des visuellen Erlebens reduziert; die Graphiken sind lediglich die Protokolle diverser visionstheoretischer Experimente und sollen dem Betrachter Aufschluß über eine Reihe spezieller optischer Phänomene bieten. Aus diesem Grund ist das Spiel mit alogischen Verbindungen nicht mit piranesischer Heimtücke inszeniert, die den Betrachter ins Bodenlose stürzen soll, sondern wird wie in einem Schaukasten deutlich hervorgehoben: Es ist ja gerade die Absicht des Künstlers, auf die *Gesetzmäßigkeiten* unserer räumlichen Wahrnehmung aufmerksam zu machen, indem er sie ad absurdum führt. So hat jede von Eschers Graphiken den Charakter einer Lektion. Diese von Escher so klar formulierte Aussageabsicht darf man bei der Erörterung seines Werkes natürlich nicht übersehen, man sollte sie aber auch nicht zum Anlaß nehmen, jede abweichende Deutung seiner Kunst von vornherein zu diffamieren: Auch wenn es nicht in Eschers Interesse lag, eine weltanschauliche Botschaft zu übermitteln, so kann der Betrachter vielen seiner Werke doch eine solche entnehmen, ohne ihnen Gewalt anzutun.

Eine ähnliche Behandlung des Raumes wie in den *Carceri* findet sich auch in den Werken des 1942 geborenen Malers Hans Peter Reuter, der sich seit etwa 1970 mit einer erstaunlichen Beharrlichkeit stets ein und demselben Motiv gewidmet hat, nämlich der Darstellung steril gekachelter und stets völlig leerer Innenräume, die recht unverbindlich als Teilansichten eines „Stadtbades“ beschrieben werden. Während Reuter in den frühen 60er Jahren noch seine von Rubens inspirierten *Stürzenden Figuren* malte, deren weiche Formen sich zunehmend auflösten und die Gestalt eines recht primitiven Lebewesens annahmen, das einer Seeanemone ähnelte und schlicht als „Ding“ bezeichnet wurde, trat die umgebende Architektur bald immer mehr in den Vordergrund und wurde zum Sinnbild einer unbarmherzigen Ordnung, in der die Kreatur hilflos zugrunde geht. So erinnert schließlich nur noch der häufig benutzte Titel *Stadtbad ohne*

Die Tabelle zeigt, wieviel Prozent aller Schritte ausreichende Auflage in gewendelten Treppen erhalten, auf Grund der Lage der Neigungslinie.

Abstand von Wand zu Neigungslinie	Abstand Handl. Innens.-Neig.L	Ann. Procentant. Schritten m. ausr. Auflagefläche
30 cm	20 cm	30%
35 cm	25 cm	55%
40 cm	30 cm	75%
45 cm	35 cm	95%
50 cm	40 cm	100%

bogen folgen, wie z. B. in England. Die Schwedische Norm ist im Augenblick in internationalem Vergleich für gewendelte und abgewinkelte Treppenläufe sehr großzügig.

Eine Verlegung der Neigungslinie weiter von der umfassenden Wand würde in dieser Hinsicht ausgewogener und dem Planer bessere Möglichkeit zur Wahl sicherer Treppentypen geben."

Nicht die Durchführung des oben dargestellten schwedischen Versuches zwingt zu einer kritischen Stellungnahme, wohl aber seine Anordnung. Indem wir mit deutschen Unternehmungen in derselben Sache vergleichen, scheint uns folgendes bemerkenswert zu sein:

Die hier verwendeten Laufbreiten von 0,80 m, 0,90 m und 1,20 m sind nur ein Teil der in der Praxis üblichen Treppenbreiten. Bei größeren Laufbreiten verlaufen auch die Steigespuren weder parallel zum Handlauf noch in den hier ermittelten Abständen.

In der Einleitung zu dem hier besprochenen Teil (Kap. 6.1) des Gesamtberichtes steht u. a.: „Der Handlauf und nicht die Wand steuert die Begrenzung des Teils der Treppe, auf dem man sich bewegt. Dieser Meinung können wir uns nicht anschließen, und zwar aus mindestens zwei Gründen:

1. Nicht alle Treppenbenutzer brauchen einen Handlauf. Sie geraten beim Treppensteigen deshalb auch nicht in eine Abhängigkeit von der Führung durch einen Handlauf;

2. Die optische Steuerung des Treppenbenutzers durch Steigeziele (Flure, Türen), Belichtung und Beleuchtung ist stärker als das Bedürfnis, sich durch einen Handlauf Sicherheit beim Steigen zu verschaffen.

Aus den zuvor genannten Gründen ist auch die Brauchbarkeit der frei aufgestellten Versuchstreppen anzuzweifeln. Das Ambiente der für die Versuche geschaffenen Stufenfolgen entspricht nicht dem eines der üblichen Treppen-Häuser. Durch die veränderte Umgebung werden auch die visuellen Steuerungsimpulse verändert.

Dem Bericht nach zu urteilen, ist jede der Versuchspersonen nur einmal hinauf- und einmal herabgestiegen. Selbst wenn die Versuche mehrmals wiederholt worden sein sollten, ist nicht jenes wirklichkeitsnahe Ergebnis zu erzielen, das sich auf den Treppen vorhandener Gebäude tagtäglich von selbst einstellt.

Die Versuchspersonen dürften Menschen in den „besten Jahren" gewesen sein, vielleicht Studenten. Da Treppen jedoch auch von alten Leuten, möglicherweise sogar von gehbehinderten Personen und von Kindern jeden Alters benutzt werden, darf man deren Steige-Verhalten nicht vernachlässigen. Für den Praktiker sind diese Benutzer-Gruppen die am meisten beachtenswerten. Gesunde, körperlich leistungsfähige Menschen können Gefahren leichter ausgleichen als behinderte oder noch nicht voll entwickelte Treppen-Benutzer. Ihre Steige-Gewohnheiten markieren Grenzwerte, die zu kritischen Werten werden können (s. o.).

Die Versuchspersonen wußten, was sie zu tun hatten. Vermutlich hat die Aufgabe sie anders programmiert, als wenn sie – ohne Auftrag – in der ihnen eigenen und für sie üblichen Weise die Treppen hätten steigen wollen.

Die im Text definierte „Neigungslinie" als Linie konstanter Steigungsverhältnisse ist für den Konstrukteur von Treppen wichtig, wenn dieser den Forderungen der Bauaufsichtsbehörde zu folgen hat, die vorschreibt, daß sich das Steigungsverhältnis innerhalb eines Laufes nicht ändern darf. Doch mit der Festlegung einer Neigungslinie zäumt man das Pferd beim Schwanz auf. Es ist keineswegs bewiesen, daß die rechnerisch ermittelte Neigungslinie mit dem üblichen Weg der Benutzer übereinstimmt. Was nützt die Erfüllung der Vorschrift, wenn die Treppen-Benutzer in Wirklichkeit einen ganz anderen Weg zu steigen pflegen? In der Arbeitsstelle für Treppenforschung hat man deshalb andere Verfahren bevorzugt, das Steigeverhalten unterschiedlicher Benutzer von Treppen festzustellen. Man ging von der Überlegung aus, daß keine künstlich geschaffene Versuchsanordnung frei sein kann von Willkürlichkeiten, die das Ergebnis beeinflussen. Es gilt deshalb, den wirklichen Weg zu finden, wie er sich in der Praxis des Steigens auf Treppen in Wohn- und Geschäftshäusern, in privaten und öffentlichen Gebäuden, auf Innen- und Außentreppen üblicherweise ergibt. Um das zu erreichen, müssen zunächst folgende Bedingungen erfüllt sein:

a) Alle in der Praxis des Bauens vorkommenden Treppen-Typen sind zu berücksichtigen;

b) die zu untersuchenden Treppen müssen von einer möglichst großen Vielfalt der treppensteigenden Personen beiderlei Geschlechts benutzt worden sein;

c) die von den unter b) aufgeführten Personen hinterlassenen Spuren sind auf jeder Stufe der zu untersuchenden Treppen zu messen.

Diese Bedingungen können erfüllt werden, indem man alte Treppen studiert. Das verwendete Baumaterial und das Alter der Treppen sind gleichgültig. Voraussetzung ist nur, daß die Stufen deutliche Gebrauchsspuren zeigen. An dem Abrieb lassen sich die Steige-Gewohnheiten einer unzählbaren Menge von Benutzern messen. Die tiefsten Stellen des Abriebs markieren die von den meisten Personen bevorzugte Steige-Spur. In dem Maße wie der Abrieb nach den Seiten hin schwächer wird, ist auch die Intensität des Steigens schwächer gewesen. In summa ist auf der ganzen Treppe der übliche, der weniger übliche und der nicht übliche, weil nicht betretene Teil jeder Stufe, Weg der Treppen-Benutzer quantifizierbar. Das Ergebnis gilt selbstverständlich nur für diese eine Treppe. Erst wenn die Messungen an einer großen Zahl von gleichartigen Treppen übereinstimmen, lassen sich allgemeingültige Aussagen machen. Das Verfahren ist einfach, es erfordert aber – wie angedeutet – Untersuchungen an sehr vielen Treppen unterschiedlicher Lauf-Breiten und Lauf-Figuren, um wissenschaftlich einwandfreie Resultate zu bekommen.

Der übliche Weg der Benutzer einer Treppe

2. Folge: Spuren – Linien – Felder – Bereiche

Auf den Stufen einer häufig benutzten Treppe sind die Spuren der Benutzer als Abrieb erkennbar. Die Tiefe des Abriebs spiegelt die Häufigkeit der Benutzung wider. An jeder Stufe ist meßbar, welche Stellen häufig, welche Stellen weniger häufig und welche gar nicht betreten wurden. An der Verbreitung und an dem Grad der Abnutzung werden die Steige-Gewohnheiten der Benutzer dieser einen Treppe quantifizierbar. Auf jeder Stufe zeigt die am stärksten abgetretene Stelle den von der Mehrzahl aller Treppenbenutzer bevorzugten Punkt. Die Summe der bevorzugten Punkte aller Stufen einer Treppe markiert den „üblichen Weg der Benutzer". Der „übliche Weg der Benutzer" ist in der DIN 18064, 2.7, zwar genannt, aber nicht definiert.

Diese oben skizzierte Art der Feststellung des üblichen Weges der Benutzer einer Treppe überzeugt, weil sie leicht und von jedermann nachprüfbar ist. In der Praxis der Bestandsaufnahme ergeben sich jedoch einige Schwierigkeiten, die dadurch entstehen, daß Menschen nicht mechanisch gleichmäßig zu steigen pflegen. Auch sind die meßbaren Spuren des Steigens Erzeugnisse sehr unterschiedlicher Individuen. Deshalb können ihre einzelnen Beiträge zum Abrieb auf den Stufen nicht anders als ebenso individuell sein. Man denke nur an das Klettern kleiner Kinder. Eine Stufe von 17 cm Höhe gleicht für sie in der Relation zu einem Erwachsenen, der doppelt so groß ist wie das betreffende Kind, einer Stufe von 34 cm! Man denke auch an den mühsam tastenden Schritt älterer Leute oder an den forschen Sprung junger Menschen, die zwei Stufen mit einem einzigen Schritt bewältigen. Sie alle haben dazu beigetragen, daß die Abriebe auf den Stufen entstehen konnten. Ihre anonyme Menge beiderlei Geschlechts, jeden Alters und jeder Konstitution bildet eine ideale, weil unfreiwillige Testgruppe, die der Praxis genau entspricht, weil sie selbst die Praxis des Steigens auf Treppen verkörpert.

Gesetzmäßigkeiten des Steigens lassen sich deshalb nur soweit feststellen, wie die Gewohnheiten der Steigenden Gesetzmäßigkeiten unterlagen. Es ist jedoch zu erwarten, daß sich durchschnittliche Verhaltensmuster erkennen lassen, die es erlauben, brauchbare Regeln für den praktischen Treppenbau ebenso wie für bauordnende Vorschriften abzuleiten. Voraussetzung ist allerdings, daß die Untersuchungen nicht nur an einem oder an einigen wenigen Objekten durchgeführt werden sondern an sehr vielen Objekten gleicher Art mit unterschiedlichen Lauffiguren [1]).

Nur die große Zahl läßt erkennen, was „normal", d. h. üblich, war bzw. ist und was als zufällige Erscheinung eliminiert werden kann. Da diese große Zahl von Untersuchungen zur Zeit noch nicht vorliegt, wollen wir uns hier mit den Beispielen beschäftigen, die bisher gemessen werden konnten. Die aus ihnen zu gewinnenden Erkenntnisse sind zwar noch nicht repräsentativ, aber doch bereits geeignet, grundlegende Charakteristika darzustellen.

1) „Lauffigur" ist der Grundriß einer Lauflinie, die als graphische Markierung des Steigeverlaufs stets in der Mitte eines Treppenlaufs angenommen wird.

Beispiel 1

Es handelt sich um eine geradläufige Treppe zwischen Wänden ohne Handläufe. Sie gehört zu einem Fort auf der Insel Malta, ist 105 cm breit und hat 25 Stufen mit einem Steigungsverhältnis von 25–27/28 cm. Die ungewöhnliche Steigung erklärt sich aus der Bauzeit im Jahre 1610. Während der inzwischen vergangenen etwa 370 Jahre wurde die Treppe ununterbrochen genutzt. Da Soldaten in der Mehrzahl junge Leute sind, ist bei ihnen ein gleichartiges Steigeverhalten vorauszusetzen. Kinder und alte Leute dürften in einem militärischen Objekt dieser Art ebenso ausgeschlossen sein wie Frauen. Die Gruppe der Treppen-Benutzer ist also eng begrenzt. Es ist zu erwarten, daß die Steige-Spuren ebenso eindeutig sein werden.

Auf dieser Treppe wurde nicht die ganze Breite des Abriebs erfaßt, sondern auf jeder Stufe nur der tiefste Punkt. Die Darstellung (Abb. 1) zeigt – von den ersten drei und von der letzten Stufe abgesehen – einen gleichmäßigen Wechsel der Punkte mit dem stärksten Abrieb, die wir Spurpunkte nennen. Verbinden wir diese Spurpunkte durch gerade Linien (Schreit- oder Schritt-Linien), wird der systematische Wechsel der Schritte links – rechts – links usw. deutlicher.

Die Schreitlinie ist nur ein Hilfsmittel zum Erkennen des Schreit-Verhaltens. Sie markiert nicht die eigentliche Spur. Die Steige-Spuren erhält man, wenn alle Spur-Punkte der rechten Seite und alle Spur-Punkte der linken Seite des Laufes untereinander verbunden werden (weite Punktierung). Es ergeben sich auf diese Weise Grenzlinien, innerhalb derer die Mehrzahl aller Treppenbenutzer üblicherweise gestiegen ist.

Mit den beiden Steigespuren rechts und links wird ein Feld begrenzt, das als Steigefeld zu bezeichnen ist. Die in Abb. 1 registrierte einseitige Verengung des Steigefeldes am Antritt zeigt an, daß diese Treppe stets seitlich angegangen worden ist und zwar von der überwiegenden Zahl aller Treppenbenutzer an nur einem Punkt der mehr als einen Meter breiten Treppe. Außerdem wird erkennbar, daß die meisten Benutzer die erste Stufe mit dem linken Fuß zuerst betreten haben. Im Austritt verengt sich das Steigefeld wiederum auf einen Punkt, aber weniger weit nach rechts als am Antritt. Da diese Treppe

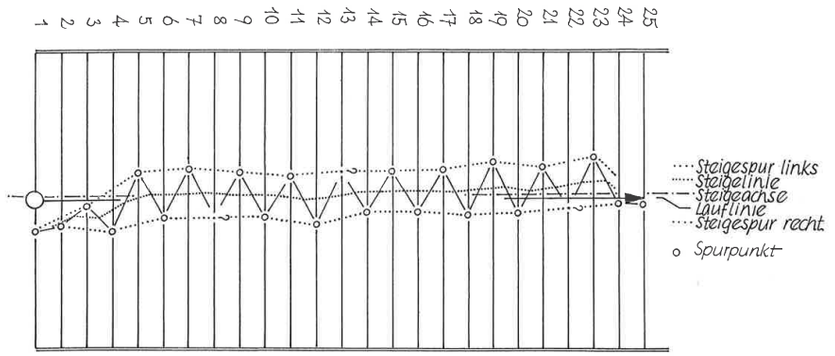


Abb. 1: Marsaxlokk (Malta), Fort St. Lucian, Baujahr 1610, Treppe vom 1. zum 2.OG, 25 Steig. 25–27/28 cm, Laufbreite 105 cm, Aufmaß F. Mielke 18. 1. 1982

Der übliche Weg der Benutzer einer Treppe

3. Folge, Spindeltreppe

In der vorangegangenen Folge ist an geradarmigen Treppen untersucht worden, wo der wirkliche Weg der Treppen-Benutzer zu finden ist. In dieser Folge soll das Beispiel einer Spindeltreppe aus dem Jahr 1475 analysiert werden. Mitglieder der Gesellschaft für Treppenforschung hatten sie am 2. 6. 1984 genau vermessen.

Michelstadt, Stadtpfarrkirche – rechtsgewendelte Spindeltreppe, Laufbreite 80 cm, 70 Stufen, Steigung im Mittel 20 cm, Auftritt min. 7 cm, max. 37 cm.

Von den 70 Stufen wurde an 44 Stufen jeweils der Beginn des Abriebs, der tiefste Punkt des Abriebs und das Ende des Abriebs, d. h. der Übergang des Abriebs in die Horizontale des unbenutzten Stufenteils, von der Umfassungswand aus, eingemessen. Der Beginn und das Ende des Abriebs werden in unserer grafischen Darstellung (Abb. 1) durch einen kurzen senkrechten Strich gekennzeichnet. Zwischen ihnen liegt der Steige-Bereich (Abb. 2). Innerhalb des Steige-Bereichs sind die Stellen des stärksten Abriebs auf jeder Stufe (tiefste Punkte) durch schwarze Punkte markiert. Wir nennen sie Spurpunkte.

In der 2. Folge dieser Artikel-Reihe war eine geradläufige Treppe aus einem maltesischen Fort bei Marsaxlokk dargestellt worden, auf der die Spurpunkte von Stufe zu Stufe regelmäßig wechselten. Eine gleichartige Konsequenz ist bei dem hier behandelten Michelstädter Beispiel nicht zu registrieren (Abb.3). Es gibt Stufenfolgen mit Spurpunkten rechts–rechts–rechts (Stufen 4 bis 6, 25 bis 26) oder links–links, bzw. links–links–links (Stufen 13 bis 15, 21 bis 22, 27 bis 28, 30 bis 31, 33 bis 34, 40 bis 41). Wir wissen zur Zeit nicht, warum die Stufen in dieser Weise ausgetreten wurden. Noch liegen zu wenig Vergleichsbeispiele vor, um beurteilen zu können, ob die hier zu beobachtende Unregelmäßigkeit in der Folge der Spurpunkte auf Ursachen beruht, die sich verallgemeinern lassen. Immerhin läßt sich bereits mit Überzeugung behaupten, daß die Spurpunkte geeignet sind, weitreichende Aussagen zu erlauben, die sowohl die Eigenart der betreffenden Treppe als auch die Steige-Gewohnheiten der Benutzer charakterisieren. Die Interpretation der Spurpunkte ist eine der wichtigsten Aufgaben scalalogischer Untersuchungen.

Die wechselseitig ausgetretenen Spurpunkte ermöglichen es, eine Mittellinie zu konstruieren. Wir haben sie Steige-Linie genannt, weil sie die Richtung anzeigt, welche die steigenden Personen eingeschlagen haben. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Lauflinie, die als graphische Markierung Anfang und Ende des Treppen-Laufes angibt (Abb. 4).

Verbindet man die jeweils rechten oder linken Spurpunkte untereinander, ergeben sich Steige-Spuren, welche die rechten bzw. linken Füße der Benutzer dieser Treppe im Laufe langer Zeiträume ausgetreten haben. Die beiden Steige-Spuren begrenzen das Steige-Feld. Es ist dies jene Zone auf der Summe aller Stufen, die von der Mehrzahl aller Treppenbenutzer bevorzugt wurde. Sie unterscheidet sich von dem

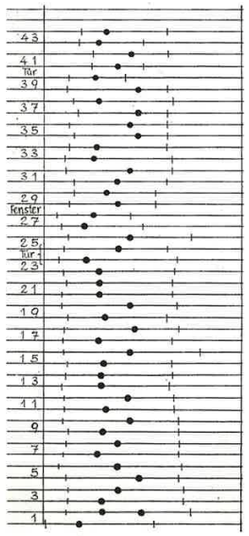


Abb. 1
Markierung des Abriebs
Beginn u. Ende des Abriebs
tiefste Stelle = Spurpunkt

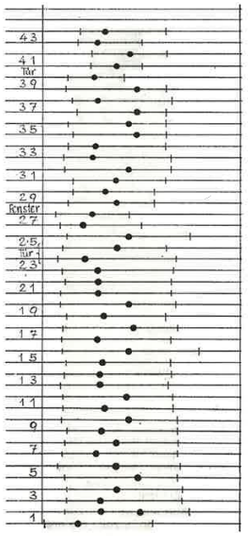


Abb. 2
Der Weg der Treppenbenutzer
Steige-Bereich

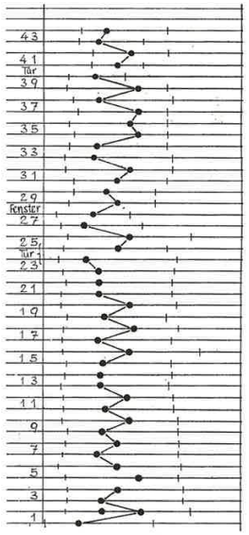


Abb. 3
Der Weg der Treppenbenutzer
Wechsel d. Spurpunkte, Schrittlinien

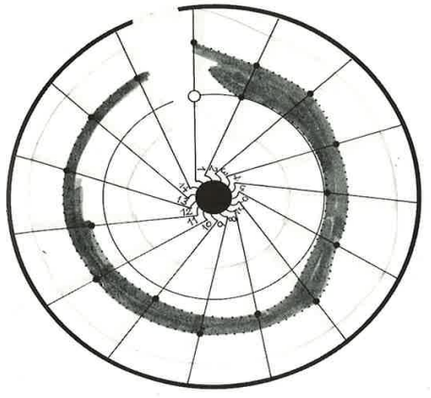


Abb. 5: 1. Wendelung mit den Stufen 1–15
Steige-Bereich
Steige-Feld
Spurpunkt

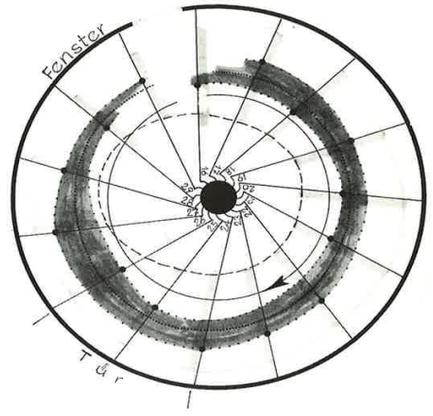


Abb. 6: Wendelung mit den Stufen 16–30
Steige-Bereich
Steige-Feld
Spurpunkt
Steige-Linie

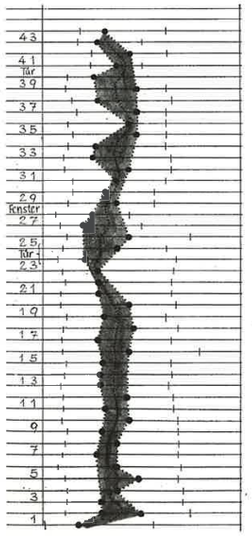


Abb. 4: Weg der Treppenbenutzer
Steige-Feld
Steige-Spuren
Steige-Linien

Steige-Bereich, der die auch weniger benutzten Zonen der Stufen einschließt. (Abb. 4).

Die am Objekt ermittelten Maße ergeben folgende Werte:

Steige-Bereich

Abstand von der Umfassungswand:
max. 20 cm, min. 5 cm, mittel 9,5 cm

Abstand von der Spindel:
max. 47 cm, min. 20 cm, mittel 29 cm

Breite: max. 55 cm, min. 13 cm, mittel 34 cm

Steige-Feld

Abstand von der Umfassungswand:
max. 35 cm, min. 15 cm, mittel 23 cm

Abstand von der Spindel:
max. 50 cm, min. 40 cm, mittel 35 cm

Breite:
max. 25 cm (Minimal- und Mittel-Werte sind rechnerisch nicht zu ermitteln, weil sich die Abstände von rechts und links überschneiden)

Für die Darstellung des Steige-Verhaltens der Treppenbenutzer haben wir in den Abb. 1 bis 4 eine Graphik gewählt, die den kreisförmigen Grundriß der Wendeltreppe und die trapezoiden Auftritte der Stufen ignoriert. Um ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu erhalten, ist es jetzt nötig, die gewonnenen Erkenntnisse auf die Lauffigur der Spindeltreppe zu übertragen. Dadurch erklären sich manche, nicht alle, Unregelmäßigkeiten der Spuren leichter. Es bleibt jedoch problematisch, für das Steige-Feld Grenzen zu ziehen. Der unregelmäßige Wechsel der Spurpunkte läßt nicht überall erkennen, welcher Punkt zur linken und welcher zur rechten Steige-Spur gehört. Abb. 5 zeigt die erste Wendelung mit den Stufen 1 bis 15, Abb. 6 zeigt die 2. Wendelung mit den Stufen 16 bis 30. Es ist deutlich, daß nur in der ersten Wendelung der Steige-Bereich eine annähernd konzentrische Form zur Lauflinie hat. In der zweiten Wendelung nähern sich sowohl der Steige-Bereich als auch das Steige-Feld einer ellipsoiden Form. Dabei schneiden sich die Ellipsen-Achsen nicht im Zentrum der Spindel, sondern außermittig. Man ist versucht, den Kurven-Verlauf mit Planetenbahnen zu vergleichen.

Das Steige-Feld ist nicht überall gleich breit. Nur zwischen den Stufen 6 bis 20 sind seine Außenkanten (= Steige-Spuren) nahezu parallel, bzw. im Kreis der Wendelung konzentrisch. Vor diesem Abschnitt und danach zeigen sich Verengungen. Insgesamt wechseln Breiten von maximal 25 cm mit Partien von nur 8 cm Breite und weniger (Abb. 4, 5, 6). Es ist zu vermuten, daß diese unterschiedlichen Feldbreiten nicht zufällig sind. Leider aber kennen wir die Ursachen nicht.

Es ist bereits bei dieser Spindeltreppe mit einer Laufbreite von nur 80 cm zu erkennen, daß die Treppenbenutzer nicht einer Spirallinie mit dem Grundriß eines Kreises gefolgt sind, sondern eine Kurve bevorzugt haben, die einen ellipsoiden Charakter hat. Wenn sich eine solche Tendenz schon bei verhältnismäßig engen Wendeltreppen abzeichnet, ist zu erwarten, daß sich dieses Phänomen bei größeren Laufbreiten noch deutlicher bemerkbar macht.

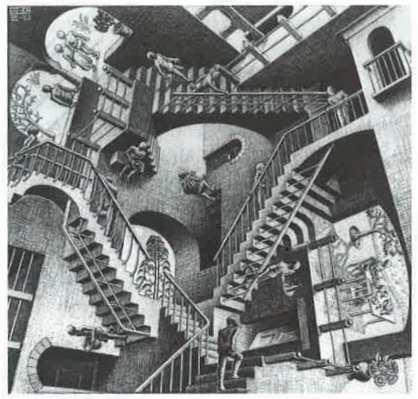
walls, doors, floors and stairs, kunsthaus bregenz
whiteread, reachel.
s.24-25

sätzliche Erfahrungen und psychische Bilder. Der Aufstieg führt zum Himmel, während der Abstieg schließlich im finsteren Terror der Hölle endet. Allerdings hat unsere obsessiv rationalisierte Gesellschaft ihr Gespür für derart fundamentale Gegensätze verloren. „This is really running down stairs that lead upward", schreibt Joseph Brodsky[3] und identifiziert damit die erfahrene und symbolische Asymmetrie von Treppen. Gaston Bachelard spricht von einem „umgekehrten Aufstieg".[4] Da das Bild einer Treppe Horizontalität und Vertikalität spaltet und zugleich verbindet, bildet es ein vertikales Labyrinth, welches das Angst einflößende Erlebnis von Schwindel, Absturz und Orientierungslosigkeit auslöst.

Die Denkaufgabe der Architektur besteht darin, die Vertikalität der Welt gegen die Kräfte der Erosion, des Verfalls und der Entropie zu stärken, gegen den „horizontalen Tod", wie Bachelard das schicksalhafte Ende aller Materie bezeichnet. Rachel Whitereads Treppen verwirren, die Lesbarkeit der Vertikalität wird eine doppeldeutige Angelegenheit. Sie stellen nicht nur die Autorität der Schwerkraft und der Ur-Stabilität der Erde in Frage, sondern auch die Glaubwürdigkeit unserer eigenen Wahrnehmungen. Ihre Treppen verkörpern das Reich der Absurdität und Unmöglichkeit, wie es schon M. C. Eschers, Piranesis und Jorge Luis Borges' Schwindel erregende, geometrisch nicht zu realisierende Endlos-Treppenkonstruktionen getan haben. Borges liefert eine literarisch eindrucksvolle Beschreibung dieser irreführenden Welt, in der man nicht nur die Orientierung verliert, sondern auch die Schwerkraft anzweifelt: „Er [der Palast] war voller [...] auf den Kopf gestellter Treppen, deren Stufen und Geländer nach unten hingen. Andere Treppen, die kühn aus der monumentalen Wand ragten, waren plötzlich zu Ende, ohne irgendwohin zu führen, nachdem sie in den hohen, dunklen Kuppeln zwei oder drei Kehrtwenden vollführt hatten."[5]

Even more appropriately, however, the staircase can be identified as the heart of the house. It is the most significant inner organ of a house. It keeps pumping occupants up and down into the arteries and veins of corridors, hallways and rooms.

The two opposite movements of ascending and descending a stairway represent opposite experiences and mental images; the upwards ascent is headed to Heaven, whereas the descent finally ends in the dark terror of Hell. Yet, our obsessively rationalised world has lost its sense of such fundamental differences. "This is really running down stairs that lead



M.C. Escher
Relativität / Relativity 1953
© 2005 The M.C. Escher Company – Baarn – Holland.
All rights reserved

upward,"[3] as Joseph Brodsky writes identifying the experiential and symbolic asymmetry of stairs. Bachelard writes of an "inverted ascent."[4] As the image of a stairway fragments and fuses horizontality and verticality, it turns into a vertical labyrinth that projects the disquieting experiences of vertigo, falling and getting lost.

Die Möglichkeit der Nutzung, das Versprechen der Funktion[6], ist – anders als bei anderen Kunstformen – das konstruktive Merkmal der Architektur. Und doch lebt die Baukunst auch vom natürlichen Spannungsverhältnis zwischen Zweckmäßigkeit und Nutzlosigkeit, Vernunft und Poesie, Rationalität und Metaphysik. Bei inhaltlich bedeutungsvollen Bauten geht es mehr um ihren Bezug zur Gesellschaft als um ihren rein praktischen Nutzen, und die Unterdrückung von Vernunft und Nützlichkeit scheint die metaphysische Essenz von Architektur zu offenbaren. Verfallene, eingestürzte Bauten lösen eher Erinnerungen, Melancholie und Nostalgie aus. Der Lauf der Zeiten, Abnutzung und Zerfall stärken die emotionale Wirkung architektonischer Konstruktionen, weil sie auf die Vielschichtigkeit menschlicher Lebenszeiten, Lebensgeschichten und Schicksale hinweisen.

Bröckelnde Mauern erinnern an das Schicksal der einstigen Bewohner des Hauses, und diese Erinnerungen regen unsere Fantasie an. In Rainer Maria Rilkes „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" führen die von Flecken und „staubigen Spuren" gezeichneten Mauern des Nachbarhauses dem Betrachter das Leben der Bewohner des zerstörten Hauses eindringlich vor Augen: „Da standen die Mittage und die Krankheiten und das Ausgeatmete und der jahrealte Rauch und der Schweiß, der unter den Schultern ausbricht und die Kleider schwer macht, und das Fade aus den Munden und der Fuselgeruch gärender Füße. Da stand das Scharfe vom Urin und das Brennen vom Ruß und grauer Kartoffeldunst und der schwere, glatte Gestank von alterndem Schmalze. Der süße, lange Geruch von vernachlässigten Säuglingen war da und der Angstgeruch der Kinder, die in die Schule gehen, und das Schwüle aus den Betten mannbarer Knaben."[7] Ein Haus als bloßer Gebrauchsgegenstand wird nie die anrührende

The mental task of architecture is to strengther the verticality of the world against forces of erosion, decay, and entropy, "the horizontal death," as Gaston Bachelard calls the ultimate fate of all matter. Whiteread's staircases make the reading of verticality ambiguous and, consequently, they question the authority of gravity and the primal stability of the world as well as the veracity of our own perceptions. Her staircases suggest the realm of absurdity and impossibility in the manner of M. C. Escher's, Piranesi's, and Jorge Luis Borges' dizzyingly endless and geometrically impossible configurations of stairways. Borges provides a powerful literary description of this disorienting world in which not only the orientations are lost, but also gravity is cast in doubt: "It [the palace] abounded [...] incredible inverted stairways whose steps and balustrades hung downwards. Other stairways, clinging airily to the side of the monumental wall, would die without leading anywhere, after making two or three turns in the lofty darkness of the cupolas."[5]

The possibility of use – the promise of function[6] – is the constitutive quality of architecture as opposed to other art forms. Yet, there is an inherent tension between use and uselessness, reason and poetics, rationality and metaphysics in the art of building itself. Mentally meaningful buildings are more about the world than they are about their functional practicality, and suppression of reason and utility seems to reveal the metaphysical essence of architecture. Ruined and collapsed buildings project a heightened air of reminiscence, melancholy and nostalgia. Time, wear and erosion strengthen the emotive impact of architectural structures through suggestions of time, narrative and layering of human destiny.

Eroding walls remember the fate of the house's occupants and these recollections kindle our imagination. The stains and scars

walls, doors, floors and stairs, kunsthaus bregenz
whiteread, reachel.
s.26-27

Vielschichtigkeit und dramatische Intensität des vom Dichter heraufbeschworenen gelebten Lebens erreichen. Und dennoch, selbst ein Architekt wie Tadao Ando spricht vom deutlichen Spannungsverhältnis zwischen Nützlichkeit und Nutzlosigkeit in seiner Entwurfspraxis: „Ich halte viel davon, ein Bauwerk von seiner Funktion zu trennen, wenn man erst einmal die funktionalen Grundlagen beachtet hat. Anders gesagt: Ich will herausfinden, wie weit ein architektonischer Entwurf sich vom Zweck entfernen kann. Die Bedeutung der Architektur erkennt man in ihrem Abstand von ihrer Funktion."[8]

Whitereads Treppen sind keine Fantasiegebilde. Da sie dem wirklichen Leben entnommen sind, besitzen sie eine gewissermaßen lakonische Ausstrahlung und die Glaubwürdigkeit des Realen. Realität ist nicht immer wahrscheinlich, äußert sich Borges sinngemäß zum Grundbedürfnis des Menschen nach Wirklichkeit und Wahrheit in der Literatur, wenn man aber eine Geschichte schreibe, müsse man sie so plausibel wie möglich gestalten, sonst werde die Einbildungskraft des Lesers sich gegen sie sträuben.[9] Das gilt mit Sicherheit auch für Architektur und Plastik. Kunstwerke, die nicht in gelebter menschlicher Realität verwurzelt sind, bleiben unweigerlich leere Dekorationen.

Sigmund Freud und Carl Gustav Jung sowie zahlreiche Künstler in Vergangenheit und Gegenwart haben auf die enge Verbindung von menschlichem Körper und menschlicher Behausung hingewiesen. Wir sehen unsere Häuser als Körper und unsere Körper als unsere Behausung. Tatsächlich steckt hinter allen Wahrnehmungsprozessen die unbewusste Projektion von Ich-Anteilen auf das Wahrgenommene. In einer seiner berühmten Traumdeutungen beschreibt Jung die Identifizierung des Ich mit den verschiedenen Etagen und Treppen des Traumhauses und die vielschichtige Historizität

left on the wall of the neighbouring house in Rainer Maria Rilke's "The Notebooks of Malte Laurids Brigge" vividly expose the lives lived in the rooms of the already demolished house: "There stood the middays and the sicknesses and the exhaled breath and the smoke of years, and the sweat that breaks out under armpits and makes clothes heavy, and the stale breath of mouths, and the fusel odor of sweltering feet. There stood the tang of urine and the burn of soot and the grey reek of potatoes, and the heavy, smooth stench of ageing grease. The sweet, lingering smell of neglected infants was there, and the fear-smell of children who go to school, and the sultriness out of the beds of nubile youths."[7]

A house as a mere instrument of utility can never achieve this touching layering and dramatic intensity of the poet's invocation of lived life. However, even one of today's architects, Tadao Ando, speaks of a distinct tension between usefulness and uselessness in his design process: "I believe in removing architecture from function after ensuring the observation of functional basis. In other words, I like to see how far architecture can be removed from function. The significance of architecture is found in the distance between it and function."[8]

Whiteread's staircases are not arbitrary inventions or fabrications. They have been generated by actual structures of real life, and this process grants them a laconic radiance and the authority of the real. "Reality is not always probable or likely. But if you are writing a story, you have to make it as plausible as you can because otherwise the reader's imagination will reject it," writes Borges of the essential need for a sense of reality and truth in the art of literature.[9] The same requirement for a sense of the real surely applies to the arts of architecture and sculpture. Artistic works that are

Vielschichtigkeit und dramatische Intensität des vom Dichter heraufbeschworenen gelebten Lebens erreichen. Und dennoch, selbst ein Architekt wie Tadao Ando spricht vom deutlichen Spannungsverhältnis zwischen Nützlichkeit und Nutzlosigkeit in seiner Entwurfspraxis: „Ich halte viel davon, ein Bauwerk von seiner Funktion zu trennen, wenn man erst einmal die funktionalen Grundlagen beachtet hat. Anders gesagt: Ich will herausfinden, wie weit ein architektonischer Entwurf sich vom Zweck entfernen kann. Die Bedeutung der Architektur erkennt man in ihrem Abstand von ihrer Funktion."[8]

Whitereads Treppen sind keine Fantasiegebilde. Da sie dem wirklichen Leben entnommen sind, besitzen sie eine gewissermaßen lakonische Ausstrahlung und die Glaubwürdigkeit des Realen. Realität ist nicht immer wahrscheinlich, äußert sich Borges sinngemäß zum Grundbedürfnis des Menschen nach Wirklichkeit und Wahrheit in der Literatur, wenn man aber eine Geschichte schreibe, müsse man sie so plausibel wie möglich gestalten, sonst werde die Einbildungskraft des Lesers sich gegen sie sträuben.[9] Das gilt mit Sicherheit auch für Architektur und Plastik. Kunstwerke, die nicht in gelebter menschlicher Realität verwurzelt sind, bleiben unweigerlich leere Dekorationen.

Sigmund Freud und Carl Gustav Jung sowie zahlreiche Künstler in Vergangenheit und Gegenwart haben auf die enge Verbindung von menschlichem Körper und menschlicher Behausung hingewiesen. Wir sehen unsere Häuser als Körper und unsere Körper als unsere Behausung. Tatsächlich steckt hinter allen Wahrnehmungsprozessen die unbewusste Projektion von Ich-Anteilen auf das Wahrgenommene. In einer seiner berühmten Traumdeutungen beschreibt Jung die Identifizierung des Ich mit den verschiedenen Etagen und Treppen des Traumhauses und die vielschichtige Historizität

left on the wall of the neighbouring house in Rainer Maria Rilke's "The Notebooks of Malte Laurids Brigge" vividly expose the lives lived in the rooms of the already demolished house: "There stood the middays and the sicknesses and the exhaled breath and the smoke of years, and the sweat that breaks out under armpits and makes clothes heavy, and the stale breath of mouths, and the fusel odor of sweltering feet. There stood the tang of urine and the burn of soot and the grey reek of potatoes, and the heavy, smooth stench of ageing grease. The sweet, lingering smell of neglected infants was there, and the fear-smell of children who go to school, and the sultriness out of the beds of nubile youths."[7]

A house as a mere instrument of utility can never achieve this touching layering and dramatic intensity of the poet's invocation of lived life. However, even one of today's architects, Tadao Ando, speaks of a distinct tension between usefulness and uselessness in his design process: "I believe in removing architecture from function after ensuring the observation of functional basis. In other words, I like to see how far architecture can be removed from function. The significance of architecture is found in the distance between it and function."[8]

Whiteread's staircases are not arbitrary inventions or fabrications. They have been generated by actual structures of real life, and this process grants them a laconic radiance and the authority of the real. "Reality is not always probable or likely. But if you are writing a story, you have to make it as plausible as you can because otherwise the reader's imagination will reject it," writes Borges of the essential need for a sense of reality and truth in the art of literature.[9] The same requirement for a sense of the real surely applies to the arts of architecture and sculpture. Artistic works that are

walls, doors, floors and stairs, kunsthaus bregenz
whiteread, reachel.
s.28-29

schiedenen Positionen und Bewegungen. Tür, Bett, Stuhl, Badewanne und Treppe sind die architektonischen Elemente, mit denen wir körperlich aufs Engste in Berührung kommen und die wir in der Begegnung ‚abmessen'. Mit Badewanne und Bett haben wir vor allem Hautkontakt; der Stuhl bildet unsere sitzende Körperhaltung ab, die Treppe unsere Körper in Bewegung, während der Raum vom Akt des Wohnens zeugt.

Die Treppe bringt uns in intensiven physischen Kontakt mit dem Gebäude und seinem Raum: Der Fuß misst die Tiefe der Trittstufe, die Wade streift die Setzstufe, die Hand folgt dem Handlauf und der Körper bewegt sich vertikal-diagonal durch den Raum. Die gedachte Bewegung belebt die Architektur und verwandelt die Treppe in ein animistisches Bild. Ihre Drehungen und Windungen ähneln der einer Schlange, ein Bild, das sich in Rachel Whitereads architektonischen Analysen deutlich widerspiegelt. Ihre ‚Stein gewordenen' Treppenhäuser wirken aber auch wie anatomische Exponate, wie Beispiele konstruierter Stoffwechselvorgänge oder Fragmente einer architektonischen Kreatur. Beim Anblick der fragmentierten Abgüsse tektonischer Organe muss der Betrachter unwillkürlich das ganze Gebäude als Organismus auffassen. Die Umkehrung der Leere in Masse verwandelt das ‚immaterielle', imaginierte Treppenhaus auch in ein provokantes phallisches Symbol. Tatsächlich assoziierte Freud das Begehen einer Treppe mit dem Geschlechtsakt. Andererseits verweist das Hinauf- oder Hinabsteigen auch auf eine dem Geschlecht zugeordnete Lesart, wobei das Hinaufsteigen mit dem Männlichen, das Herabsteigen mit dem Weiblichen konnotiert wird.

Rilke beschreibt das Fragmentarische der Erinnerung an ein Haus in einer Weise, die auf die Art hindeutet, in der Rachel Whiteread mit ihren Werken versucht, uns die verlorene architektonische Ganzheit vor Augen zu führen: „Ich

of women descending stairs, and Marcel Duchamp's painting **Nude Descending a Stair**.

From her intimate interior of a closet and casts of mattresses, beds, chairs, tables, bathtubs and doors to casts of rooms, staircases and, finally, an entire house, the unifying measure of all Whiteread's pieces is the human body. The pieces evoke the intimate presence of the body in its various positions and acts. The door, bed, chair, bathtub and staircase are the architectural elements which we confront most directly with our bodies and which we also 'measure' through this physical encounter. The bath and the bed address the skin, the chair reflects body postures, the staircase evokes body movements, whereas the room speaks of the act of inhabitation.

The staircase puts us in an intensely physical contact with the building and its space; the foot measures the width of the step, the leg encounters the riser, the hand follows the handrail, and the body moves diagonally across space. The imagined movement animates geometry and turns the staircase into an animistic image. Its twisting and tossing around itself projects a serpent-like image, that is clearly reflected in Whiteread's architectural dissections. Her petrified stairwells also appear as anatomic exhibits, samples of a constructed metabolism, or fragments of an architectural creature. These fragmented casts of tectonic organs make the viewer think of the entire building as an organism. The reversal of void into solid also turns the immaterial stairwell into a provocatively phallic image. In fact, Freud associates the act of ascending stairs with copulation. On the other hand, ascending and descending stairs suggest a gender reading; the first evokes male, the latter female connotations.

Rilke describes the fragmentation of the memorised image of a house in a manner that suggests the way that Rachel Whiteread's

habe das merkwürdige Haus später nie wiedergesehen […] So wie ich es […] wiederfinde, ist es kein Gebäude; es ist ganz aufgeteilt in mir; da ein Raum, dort ein Raum und hier ein Stück Gang, das diese beiden Räume nicht verbindet, sondern für sich, als Fragment, aufbewahrt ist. In dieser Weise ist alles in mir verstreut, – die Zimmer, die Treppen, die mit so großer Umständlichkeit sich niederließen, und andere enge, rundgebaute Stiegen, in deren Dunkel man ging wie das Blut in den Adern; […] – alles das ist noch in mir und wird nie aufhören, in mir zu sein. Es ist, als wäre das Bild dieses Hauses aus unendlicher Höhe in mich hineingestürzt und auf meinem Grunde zerschlagen." [11]

Gebäude schaffen, bewahren und beschützen Räume der Stille. Große architektonische Räume sind langmütige Befestigungswerke und Museen der Ruhe. Rachel Whitereads architektonische Gussstücke sind versteinerte Geräuschlosigkeit. Wie sie selbst sagt, will sie „die Anmutung von Stille in einem Raum mumifizieren". [12] **Ihre Skulpturen beschwören erhabene Schönheit und architektonischen Schrecken, ebenso Masse und Leere, Dunkelheit und Licht als die gegensätzlichen Pole ihres Erlebens. Louis I. Kahn, der nicht nur Archetypen und Urerfahrungen, sondern auch die Aura der Geometrie und der Schwerkraft wieder in die zeitgenössische Architekturphilosophie einführte, pflegte zu sagen: „Materie ist verbrauchtes Licht."** [13] **Rachel Whitereads Bilderwelt verwandelt das Licht des Raumes in die Dunkelheit der Materie. Mit ihren Skulpturen ‚verbraucht' sie beides: Licht und Raum. Ungeachtet ihrer zumeist strahlend weißen Farbe bilden ihre Treppen Räume von undurchdringlicher, ewiger Dunkelheit ab.**

Die Aufeinandertreffen von Peter Zumthors in Beton gegossenem Kunsthaus in Bregenz und Rachel Whitereads ‚verkehrten' Gussstücken ist einzigartig und provokativ. Der architektonische Raum stellt die Umkehrung seiner massiven

fragmentations make us attempt to imagine the lost architectural entity: "Afterwards I never again saw that remarkable house […] it is no complete building: it is all broken up inside me; here a room, there a room, and here a piece of hallway that does not connect these two rooms but is preserved, as a fragment, by itself. In this way it is all dispersed within me. The rooms, the stairway that descended with such ceremonious deliberation, and other narrow, spiral stairs in the obscurity of which one moved as blood does in the veins […] all that is still in me and will never cease to be in me. It is as though the picture of the house had fallen into me from an infinite height and has shattered against my very ground." [11]

Buildings create, maintain and protect silence; great architectural spaces are patient fortifications and museums of tranquility. Whiteread's architectural casts fossilise silence. In her own words, she aspires to "mummify the sense of silence in a room". [12] These images simultaneously invoke a sense of sublime beauty and architectural terror. Matter and void, darkness and light are primal experiential oppositions. Louis I. Kahn, the architect who re-introduced archetypes and primordial experiences, as well as the aura of geometry and gravitas, to contemporary architectural thought often said: "Matter is spent light." [13] Whiteread's images turn the light of space into the obscurity of matter; both light and space are 'spent' in her sculpting process. Regardless of their mostly glowing whiteness her stairway casts portray spaces of impenetrable opacity and eternal darkness.

The juxtaposition of Peter Zumthor's architecture of the Kunsthaus in Bregenz, cast in concrete, and Rachel Whiteread's inverted sculptural casts is unique and provocative. The architectural space is an inversion of its solid formwork into space, whereas the

walls, doors, floors and stairs, kunsthaus bregenz
whiteread, reachel.
s.34-35

34

35

ÖNORM
B 5371

Ausgabe: 2011-08-15

Treppen, Geländer und Brüstungen in Gebäuden und von Außenanlagen — Abmessungen

Stairs, guard-rails and parapets in buildings and landscapes — Dimensions

Marches, garde-corps et parapets dans des bâtiments et paysages — Dimensions

Universitätsbibliothek
0 6. Sep. 2011
der Technischen Universität Graz
Normen *90015771* TUGraz

Medieninhaber und Hersteller
Austrian Standards Institute/
Österreichisches Normungsinstitut (ON)
Heinestraße 38, 1020 Wien

Copyright © Austrian Standards Institute 2011.
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Vervielfältigung, Aufnahme auf oder in sonstige Medien oder Datenträger nur mit Zustimmung gestattet!
E-Mail: publishing@as-plus.at
Internet: www.as-plus.at/nutzungsrechte

Verkauf von in- und ausländischen Normen und Regelwerken durch
Austrian Standards plus GmbH
Heinestraße 38, 1020 Wien
E-Mail: sales@as-plus.at
Internet: www.as-plus.at
24-Stunden-Webshop: www.as-plus.at/shop
Tel.: +43 1 213 00-444
Fax: +43 1 213 00-818

ICS 91.060.30

Ersatz für ÖNORM B 5371:2011-02

zuständig Komitee 011
Hochbau-Allgemeines

3.2.10
Wandabstand
lichtes Maß zwischen der äußeren Begrenzung des Treppenlaufes, des Podestes oder Handlaufes und den Oberflächen der angrenzenden Wände oder Bauteile, gemessen im Grundriss

4 Allgemeine Grundsätze

4.1 Allgemeines

Das Bild 1 dient zur Erläuterung der die Treppe betreffenden Begriffe.

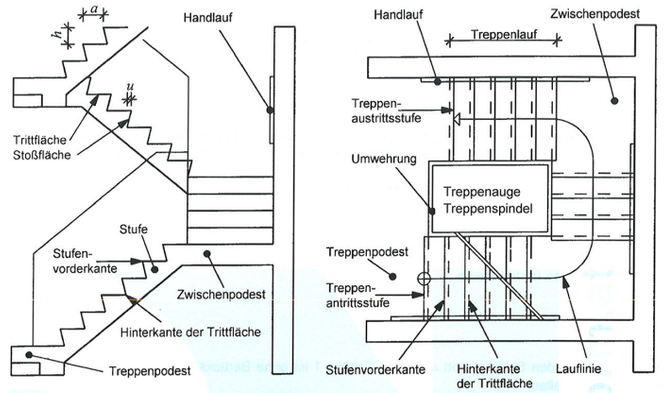


Bild 1 — Erläuterung von Begriffen

Treppen und Umwehrungen sind so zu planen und auszuführen, dass deren möglichst sichere Benutzung gegeben ist und sich keine Unfallgefahren ergeben.

Für barrierefreies Bauen wird auf die ÖNORM B 1600, ÖNORM V 2102 und ÖNORM V 2105 verwiesen.

Da die Dimensionierung einer Treppe auch von der Art und Intensität der Benutzung abhängt, werden folgende Treppenarten unterschieden:

4.2 Haupttreppen

Haupttreppen sind notwendige Verbindungswege, die zu Aufenthaltsräumen bzw. Räumen der täglichen Nutzung führen, auch wenn diese Räume im Keller oder im Dachgeschoss liegen. Zu Räumen der täglichen Nutzung zählen neben Wohn- und Arbeitsräumen u. a. auch Kinderspielräume, Gemeinschaftsräume, Abstellräume, Waschküchen, Kinderwagen- und Fahrradabstellräume.

Haupttreppen können sein:

- allgemeine Gebäudetreppen (zB in Bürohäusern, Hotels, Schulen, Wohngebäuden),
- Wohnungstreppen (zB in Ein- und Zweifamilienhäusern, Reihenhäusern, Maisonetten-Wohnungen),
- Treppen im allgemein zugänglichen Bereich im Freien (zB Terrassen- und Eingangstreppen).

4.3 Nebentreppen

Treppen gelten als Nebentreppen, wenn

- sie zusätzlich zu den notwendigen Haupttreppen errichtet werden, oder
- sie zu Räumen bzw. Bereichen einer nicht-alltäglichen Nutzung führen (zB Nebenräume im Keller oder Dachgeschoß, Galerie- bzw. Abstellflächen als zweite Ebene in Wohnräumen).

4.4 Steigungsverhältnis

Das Steigungsverhältnis einer Treppe, ausgedrückt durch die Maße für Stufenhöhe h und Stufenauftritt a, darf sich in der Lauflinie nicht ändern und muss innerhalb der Toleranzen gemäß Abschnitt 11 liegen.

Das Steigungsverhältnis sollte der Schrittmaßregel entsprechen.

Schrittlänge ist gleich $2\,h + a = 62\ \text{cm} \pm 3\ \text{cm}$

ANMERKUNG Auf die Bequemlichkeitsregel $a - h = 12$ cm und auf die Sicherheitsregel $a + h = 46$ cm wird hingewiesen; es handelt sich dabei um Idealmaße.

5 Stufenform

Das Mindestmaß für den Stufenauftritt a gemäß Tabelle 1 ist ohne Berücksichtigung einer allfälligen Unterschneidung u einzuhalten.

Unterschiedliche Stufenformen sind in Bild 2 dargestellt. Barrierefreie Stufenformen sind der ÖNORM B 1600 zu entnehmen.

Um die Gefahr des Einklemmens des Fußes zu verringern, ist bei einer offenen Treppenausführung (offene Setzstufe) ein lichter Abstand von mindestens 7 cm und maximal 12 cm über der Trittfläche zur Unterkante der nachfolgenden Stufe, des Setzbrettes o. dgl. auszuführen (gemäß Bild 2b, Bild 2e und Bild 2f).

Die Stufenvorderkante darf mit einer Abschrägung von höchstens 1 cm Breite (auf der Trittfläche gemessen) oder mit einer Rundung von höchstens 1,5 cm Radius ausgebildet werden und ist im Treppenlauf nicht zu ändern (gemäß Bild 2a, Bild 2b und Bild 2c).

Die Trittfläche darf einen Meißel von höchstens 1,5 % aufweisen. Bei besonderen Anforderungen, zB bei rauen Trittflächen im Freien, darf der Meißel bis zu 3 % betragen.

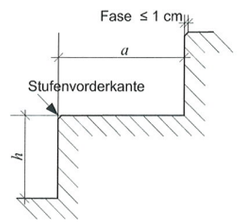


Bild 2a

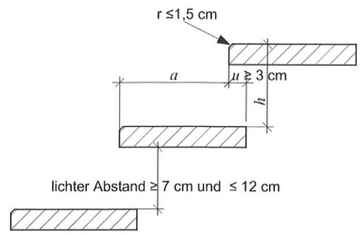


Bild 2b

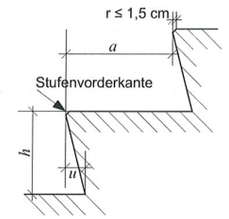


Bild 2c

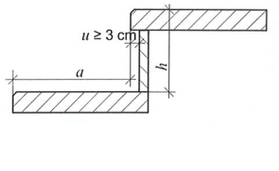


Bild 2d

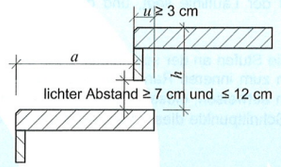


Bild 2e

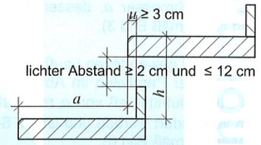


Bild 2f

Es bedeutet:

h Stufenhöhe
a Stufenauftritt
u Unterschneidung

Bild 2 — Bemaßung zur Stufenform (Maße in cm)

6 Nutzbare Treppenlaufbreite, Stufenhöhe, Stufenauftritt

6.1 Allgemeines

Bei Haupttreppen ist darauf Bedacht zu nehmen, dass die Maße im fertigen Zustand den Transport von Personen auf der Haupttrage (siehe ÖNORM EN 1865) erlauben. Davon darf abgegangen werden, wenn diese Transporte auf andere Weise ermöglicht werden, zB durch ausreichende Kabinengröße des Aufzugs.

Tabelle 1 — Grenzwerte für Treppenmaße

Grenzwerte für Treppenmaße				
Treppenarten		nutzbare Treppenlaufbreite Mindestmaße[a]	Stufenhöhe h[b] Höchstmaße	Stufenauftritt a[c] Mindestmaße
		cm	cm	cm
Haupttreppen				
Gebäudetreppen im Freien		120[d]	16	30
Allgemeine Gebäudetreppen	höchstens 3 Geschoße oder mehr als 3 Geschoße mit Aufzug	120[d]	18	27
	mehr als 3 Geschoße ohne Aufzug	120[d]	16	30
Wohnungstreppen		90	20	24
Nebentreppen		60	21	21

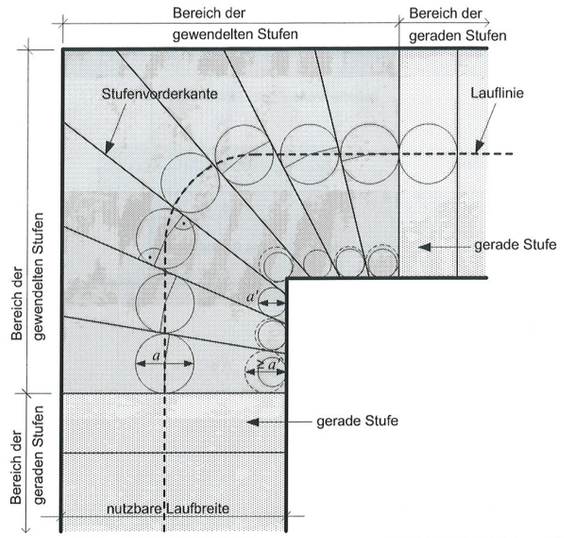
[a] Die nutzbare Treppenlaufbreite (siehe Bild 5) wird normal (d. h. im Winkel von 90°) zur Lauflinie gemessen.
[b] ≥ 12 cm
[c] ≤ 37 cm, auf der Lauflinie gemessen
[d] Die nutzbare Treppenlaufbreite bezieht sich auf eine Personenanzahl ≤ 120.

6.2 Messregel für den Auftritt a

Der Auftritt a wird gemessen durch einen zwischen den benachbarten Stufenvorderkanten eingeschriebenen Kreis, mit dem Durchmesser a, dessen Mittelpunkt auf der Lauflinie liegt, und der innerhalb des Laufes gleichbleibend ist (gemäß Bild 3).

Bei Haupttreppen mit gewendelten Laufbreiten müssen die Stufen an der schmalsten noch betretbaren Stelle – diese liegt auf einer Parallelen im Abstand von 20 cm zum inneren Rand der nutzbaren Laufbreite – ein vermindertes Stufenautrittsmaß von a_i mindestens 15 cm aufweisen; dieses Maß darf bei Wohnungstreppen bis auf 12 cm vermindert werden und ist als Sehne der Schnittpunkte dieser Parallelen mit der Stufenvorderkante zu messen (gemäß Bild 6).

Zusätzlich ist die schmalste Stelle jeder Wendelstufe an der inneren Begrenzung der nutzbaren Laufbreite zu messen, wobei sich im Grundriss ein Kreis mit Durchmesser $a' \geq 10$ cm bei allgemeinen Gebäudetreppen, bei Wohnungstreppen $a' \geq 5$ cm zwischen die aufeinander folgenden Stufenvorderkanten und die innere Begrenzung der nutzbaren Laufbreite einschreiben lassen muss (gemäß Bild 3).



Es bedeutet:

a Stufenauftritt

a' Durchmesser des eingeschriebenen Kreises an der schmalsten Stelle einer Wendelstufe

Bild 3 — Messregel für den Auftritt a und a' bzw. Konstruktionsregel für gewendelte Stufen (Darstellung im Grundriss)

Im geraden Verlauf der Lauflinie dürfen nur bis zu einer Länge von 3,5 · a gewendelte Stufen angeordnet werden. Gemessen werden die 3,5 · a an der kürzesten Seite der Begrenzungslinie des geradläufigen Gehbereiches (gemäß Bild 4).

8 Podest

Die nutzbare Treppenlaufbreite ist auch im Podestbereich einzuhalten.

Vor Türen, die gegen die Stufenvorderkante der Treppenaustrittsstufe öffnen und gegenüber dem Treppenaustritt liegen, muss ein Podest mit der Tiefe *t* der größten Türflügelbreite zuzüglich mindestens 80 cm vorgesehen werden. Vor Türen, die nicht gegen die Stufenvorderkante der Treppenaustrittsstufe öffnen oder normal zur Lauflinie liegen, muss eine Treppenaustrittsstufe mit einem Stufenauftritt von mindestens 40 cm vorgesehen werden (gemäß Bild 8).

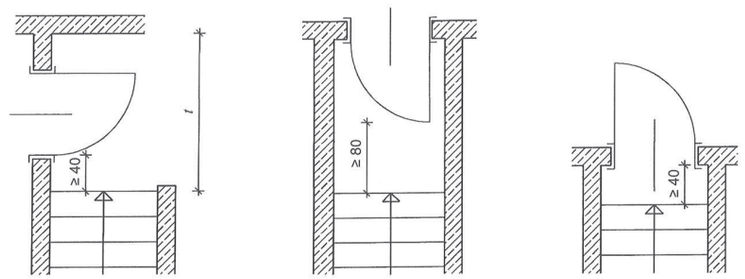
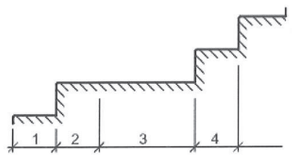


Bild 8 — Freie Podesttiefe vor Türen (Maße in cm)

Bei Haupttreppen ist nach maximal 20 Stufen ein Zwischenpodest erforderlich.

Auf die Aufrechterhaltung des Gehrhythmus sollte bei der Festlegung der Abmessungen der Zwischenpodeste geachtet werden. Dazu ist zur Bestimmung der Lauflinienlänge zu dem Grundwert $2\,h + 2\,a$ (gemessen inklusive Treppenaustrittsstufe) ein ganzzahliges Vielfaches (n) der gewählten Schrittlänge gemäß Abschnitt 6 hinzuzufügen (gemäß Bild 9). Bei gewendelten Treppen wird die Länge der Lauflinie des Podestes in der Abwicklung der Lauflinie gemessen.

Bei Haupttreppen, die allgemeine Gebäudetreppen sind, sind einzelne Stufen in Podesten nicht zulässig.



Es bedeutet:

1 a
2 a der Austrittstufe
3 $2\,h + a$
4 a
5 h

Bild 9 — Bestimmung der Podestlänge aus der Schrittlänge

9 Lichte Treppen-Durchgangshöhe

Die lichte Treppen-Durchgangshöhe muss bei allgemeinen Gebäudetreppen mindestens 210 cm betragen, bei Wohnungs- und Nebentreppen mindestens 200 cm.

Einengungen des Durchgangsprofiles im Kopfbereich sind entsprechend Bild 10 zulässig.

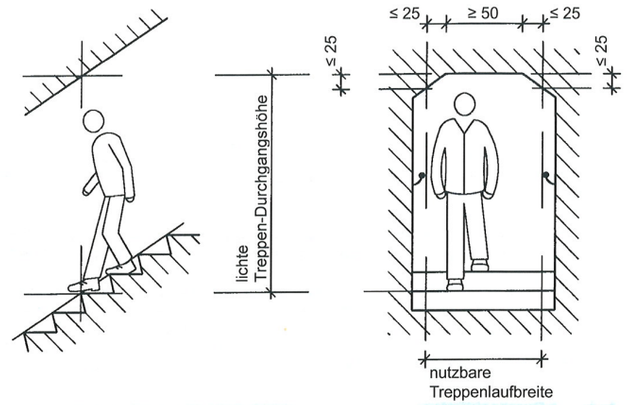


Bild 10 — Lichte Treppen-Durchgangshöhe und Durchgangsprofil (Maße in cm)

10 Umwehrung

10.1 Allgemeines

Absturzgefährdete Stellen sind zur Sicherung mit einer Umwehrung zu versehen.

Als höchstes Maß ohne Umwehrung sind grundsätzlich zwei Stufenhöhen zulässig. Ausgenommen sind nicht öffentlich zugängliche Gebäudeteile wie zB Wohnungen, Arbeitsräume u. dgl., bei denen ein Höchstmaß von 60 cm zulässig ist.

Umwehrungen sind so zu setzen, dass deren Umgehung (zB durch Benutzung von Trittflächen der Stufenköpfe oder Podestflächen, die sich außerhalb der Umwehrung befinden) nicht möglich ist.

10.2 Anforderungen

Bei Außenlagen sind bei Niveauunterschieden ab einer Fallhöhe von 40 cm Umwehrungen/Absturzsicherungen vorzusehen. Dies gilt im Verlauf von allgemein zugänglichen Zu- und Abgängen.

Die Art und Weise der Gestaltung/Durchführung und Materialwahl bleibt, ausgenommen der gemäß Abschnitt 11 genannten Mindestmaße, unberührt.

ÖNORM
EN 81-70

Ausgabe: 2020-06-01

Sicherheitsregeln für die Konstruktion und den Einbau von Aufzügen — Besondere Anwendungen für Personen- und Lastenaufzüge

Teil 70: Zugänglichkeit von Aufzügen für Personen einschließlich Personen mit Behinderungen

Safety rules for the construction and installation of lifts — Particular applications for passenger and goods passenger lift — Part 70: Accessibility to lifts for persons including persons with disability

Règles de sécurité pour la construction et l'installation des élévateurs — Applications particulières pour les ascenseurs et ascenseurs de charge — Partie 70: Accessibilité aux ascenseurs pour toutes les personnes y compris les personnes avec handicap

Medieninhaber und Hersteller
Austrian Standards International
Standardisierung und Innovation
Heinestraße 38, 1020 Wien

Copyright © Austrian Standards International 2020
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Vervielfältigung, Aufnahme auf oder in sonstige Medien oder Datenträger nur mit Zustimmung gestattet!
E-Mail: service@austrian-standards.at
Internet: www.austrian-standards.at/nutzungsrechte

Verkauf von in- und ausländischen Normen und Regelwerken durch
Austrian Standards plus GmbH
Heinestraße 38, 1020 Wien
E-Mail: service@austrian-standards.at
Internet: www.austrian-standards.at
Webshop: www.austrian-standards.at/webshop
Tel.: +43 1 213 00-300
Fax: +43 1 213 00-355

ICS 91.140.90
Ident (IDT) mit EN 81-70:2018-05
Ersatz für ÖNORM EN 81-70:2018-07
zuständig Komitee 017
Aufzüge, Fahrtreppen und Fahrsteige

4 Signifikante Gefährdungen und Barrieren bei der Zugänglichkeit

Dieser Abschnitt enthält alle signifikanten Gefährdungen, Gefährdungssituationen und Gefährdungsereignisse soweit sie in diesem Dokument behandelt werden, die durch ein Verfahren zur Risikobeurteilung als signifikant für diese Art von Maschine eingestuft wurden und für die Maßnahmen zur Beseitigung oder Reduzierung des Risikos erforderlich sind (siehe Tabelle 1).

In dieser Europäischen Norm werden Barrieren, die die Zugänglichkeit einschränken, und weitere Risiken, denen sich Personen aufgrund ihrer Behinderung oder der Nutzung ihrer Hilfsmittel gegenübersehen, in Tabelle 1, Nr. 8 (ergonomische Gefährdungen) behandelt.

Tabelle 1 — Liste der signifikanten Gefährdungen

Nr.	Gefährdungen nach EN ISO 12100:2010, Anhang B	Relevante Abschnitte
1	**Mechanische Gefährdung** durch:	
	Quetschen	5.3.2.3
	Stoß	5.3.2.3
	Ausrutschen, Stolpern, Stürzen	5.3.2.4
8	**Gefährdungen durch Vernachlässigung ergonomischer Grundsätze,** wie Gefährdungen durch	
	Zugang	5.2.1, 5.2.2, 5.3.1, 5.3.2.3
	Gestaltung oder Anordnung von Anzeigen, optischen und akustischen Displays	5.1.3, 5.4.2.4, 5.4.2.5, 5.4.3.3, 5.4.3.4
	Gestaltung, Anordnung oder Erkennung von Befehlsgebern	5.1.2, 5.4.2.1, 5.4.2.2, 5.4.2.3, 5.4.3.1, 5.4.3.2
	Anstrengung	5.3.2.1, 5.3.2.2

5 Sicherheitsanforderungen und/oder Schutzmaßnahmen

5.1 Allgemeines

5.1.1 Personen- und Lastenaufzüge müssen die Sicherheitsanforderungen und/oder Schutzmaßnahmen der nachfolgenden Abschnitte erfüllen. Darüber hinaus müssen Personen- und Lastenaufzüge für Gefährdungen, die relevant aber nicht signifikant sind (z. B. scharfe Kanten) und in diesem Dokument nicht behandelt werden, nach den Grundsätzen der EN ISO 12100 ausgelegt werden.

Die Anforderungen der EN 81-20 und der EN 81-28 gelten mit den nachfolgenden zusätzlichen Anforderungen.

5.1.2 Wird ein Leuchtdichtekontrast zwischen benachbarten Oberflächen gefordert, muss der Unterschied des Lichtreflexionsgrads der Tabelle 2 entsprechen.

Lichtreflexionsgrade bei Blickwinkeln nach Tabelle 2, die die Lichtverhältnisse und Reflexionen von Decken, Wänden und Böden berücksichtigen, dürfen durch ein Schwarzweißbild des Prüfgegenstands mit einer LRV-Skala und dem Vergleich der Oberflächen des Prüfgegenstands mit der LRV-Skala ermittelt werden. Alternativ dazu kann eine angemessene Übereinstimmung festgestellt werden, indem die LRV-Skala an die interessierende Oberfläche gehalten wird.

ANMERKUNG An glänzenden und direkt reflektierenden Oberflächen können ungünstige Reflexionen den nach dem LRV-Verfahren ermittelten Leuchtdichtekontrast vermindern. Helle Farbtöne für Decken- und Wandflächen, diffus reflektierende Materialien und eine breitstrahlende Lichtverteilung verhindern störende Reflexionen an den Befehlsgebern. Für weitere Hinweise bezüglich des Kontrasts siehe ISO 21542:2011, B.7.2.

Tabelle 2 — Mindestunterschied des Lichtreflexionsgrads (LRV)

Abschnitt	Gegenstand	In den Haltestellen		Im Fahrkorb	
		Mindest-LRV-Punktunterschied	Blick-winkel	Mindest-LRV-Punktunterschied	Blick-winkel
Tabelle 4, Punkt c)	aktiver Teil der Taster zu ihrer Umgebung	30	45° über der Horizontalen	30	45° über der Horizontalen
Tabelle 4, Punkt d)	Deckplatte zu ihrer Umgebung	30	rechtwinklig	30	rechtwinklig
Tabelle 4, Punkt j)	Symbole auf Tastern zu aktiven Bereichen	30 (60 empfohlen)	45° über der Horizontalen	30 (60 empfohlen)	45° über der Horizontalen
5.4.3.3 c)	Aufzugskennzeichnung zum Hintergrund	30 (60 empfohlen)	rechtwinklig	—	—

5.1.3 Wird eine hörbare Anzeige oder einer Sprachansage gefordert, muss der Schallpegel zwischen 35 dB(A) und mindestens 65 dB(A) einstellbar sein und an die Umgebungsbedingungen angepasst sein. In geräuschvollen Umgebungen (z. B. an Haltestellen in Bahnhöfen) muss der höchste Schallpegel auf bis zu 80 dB(A) einstellbar sein (siehe 0.4). Die Einrichtungen zum Einstellen dürfen nur befugten Personen zugänglich sein.

5.2 Zugänge – Türöffnungen

5.2.1 Schacht- und Fahrkorbtüren müssen waagerecht bewegte selbsttätig kraftbetätigte Schiebetüren sein.

Die lichte Öffnungsbreite muss mindestens 800 mm für Fahrkörbe des Typs 1, 900 mm für Fahrkörbe der Typen 2, 3 und 4 und 1 100 mm für Fahrkörbe des Typs 5 betragen. Bei bestehenden Gebäuden muss die lichte Öffnungsbreite mindestens 800 mm für Fahrkörbe des Typs 2 betragen.

5.2.2 Die Offenhaltezeit der Tür muss zwischen mindestens 2 s und 20 s einstellbar sein, um sie den Bedingungen des Einbauorts anpassen zu können (siehe 0.4). Die Einrichtung zur Einstellung darf nur befugten Personen zugänglich sein.

ANMERKUNG Eine Offenhaltezeit der Tür von mindestens 6 s ist für Personen mit eingeschränkter Mobilität erforderlich (siehe auch 5.4.2.2.3).

Ein Taster zum Schließen der Tür darf zur Verringerung der Offenhaltezeit vorhanden sein.

5.3 Fahrkorbabmessungen und Einrichtungen im Fahrkorb

5.3.1 Fahrkorbabmessungen

Die Innenabmessungen von Fahrkörben mit einem einzelnen Zugang oder mit zwei gegenüberliegenden oder seitlich zueinander angeordneten Zugängen müssen in Übereinstimmung mit Tabelle 3 gewählt werden (siehe 0.4).

Die Abmessungen des Fahrkorbs müssen zwischen den Strukturelementen des Fahrkorbs gemessen werden. Dekorative Bekleidungen an jeder Wand, die die Mindestfahrkorbabmessungen aus Tabelle 3 reduzieren, dürfen nicht dicker als 15 mm sein.

Unterhalb einer Höhe von 800 mm dürfen keine zusätzlichen Elemente, die die Aufnahme und das Wenden von Rollstuhlbenutzern und Fahrgästen mit anderen Gehhilfen einschränken können, an der Fahrkorbwand angebracht sein. Dies wäre insbesondere bei Fahrkörben des Typs 1 und des Typs 2, die die Mindesttiefe einschränken, sowie bei Fahrkörben des Typs 4, die die kleinere Mindestabmessung einschränken, gegeben.

Tabelle 3 — Mindestabmessungen für Fahrkörbe mit einem einzelnen Zugang oder mit zwei Zugängen

Aufzugs-typ	Mindest-abmessungen des Fahrkorbs[a]	Zugänglichkeits-grad	Gebäudetyp, Nutzungsart	Bemerkungen
1	Fahrkorbbreite: 1 000 mm Fahrkorbtiefe: 1 300 mm (450 kg)	Dieser Fahrkorb nimmt einen Rollstuhlbenutzer ohne Begleitperson auf.	Darf nur dort in bestehenden Gebäuden eingesetzt werden, wo bauliche Einschränkungen den Einbau eines Aufzugs des Typs 2 nicht ermöglichen.	Typ 1 ermöglicht nur den eingeschränkten Zugang für Personen, die einen muskelkraftbetriebenen Rollstuhl nach EN 12183:2014 oder einen elektrisch angetriebenen Rollstuhl der Klasse A nach EN 12184:2014 benutzen. Dieser Typ ermöglicht den Zugang auch für Personen mit Gehhilfen (z. B. Gehstock) und für Personen mit sensorischen und geistigen Behinderungen.
2	Fahrkorbbreite: 1 100 mm Fahrkorbtiefe: 1 400 mm (630 kg)	Dieser Fahrkorb nimmt einen Rollstuhlbenutzer mit einer Begleitperson auf.	Verpflichtende Mindestgröße für neue Gebäude	Typ 2 ermöglicht den Zugang für Personen, die einen muskelkraftbetriebenen Rollstuhl nach EN 12183:2014 oder einen elektrisch angetriebenen Rollstuhl der Klassen A oder B nach EN 12184:2014 benutzen. Dieser Typ ermöglicht den Zugang auch für Personen mit Gehhilfen (z. B. Gehstock, Krücken oder Rollgestelle). Fahrgäste mit Rollstühlen oder Gehhilfen sind oftmals nicht in der Lage, in diesem Fahrkorbtyp zu wenden, und müssen den Fahrkorb rückwärts verlassen.
3	Fahrkorbbreite: 1 100 mm Fahrkorbtiefe: 2 100 mm (1 000 kg)	Dieser Fahrkorb nimmt einen Benutzer mit einem Rollstuhl der Klasse C und einige andere Fahrgäste auf. Er ermöglicht auch den Transport von Krankentragen.	Empfohlene Größe für Fahrkörbe in öffentlichen Bereichen (z. B. Außenanlagen, Bahnhöfe usw.) und für Fahrkörbe, bei denen der Transport von Rollstühlen der Klasse C erfolgen muss.	Typ 3 ermöglicht den Zugang für Personen, die einen muskelkraftbetriebenen Rollstuhl nach EN 12183:2014 oder einen elektrisch angetriebenen Rollstuhl der Klassen A, B oder C nach EN 12184:2014 benutzen. Er ermöglicht ebenfalls den Zugang für Personen in einem muskelkraftbetriebenen Rollstuhl mit einer Antriebseinheit (Rollstuhl-Zuggerät). Werden Fahrkörbe dieses Typs mit zwei gegenüberliegenden Zugängen gestaltet, kann dies eine direkte Durchquerung vom Hauptzugang zu den unterschiedlichen Stockwerken ermöglichen.

5.3.2 Einrichtungen im Fahrkorb

5.3.2.1 Ein Handlauf muss an der Seitenwand, an der sich das Fahrkorbtableau befindet, wie folgt eingebaut werden:

a) Der Handlauf muss dort unterbrochen sein, wo sich das Fahrkorbtableau befindet, um das Verdecken von Befehlsgebern zu vermeiden.

b) Der Handlauf muss nur an einer Seite des Fahrkorbtableaus angebracht werden, wenn auf der kürzeren Seite ein Handlauf mit einer Gesamtlänge von mindestens 400 mm nicht untergebracht werden kann.

c) Die Kontur des Querschnitts der Griffleiste des Handlaufs muss zwischen zwei konzentrischen Kreisen von 30 mm und 45 mm Durchmesser liegen und mit Krümmungsradien von mindestens 10 mm abgerundet sein (siehe Bild 2).

d) Der Abstand zwischen der Wand und der Griffleiste des Handlaufs muss mindestens 35 mm betragen.

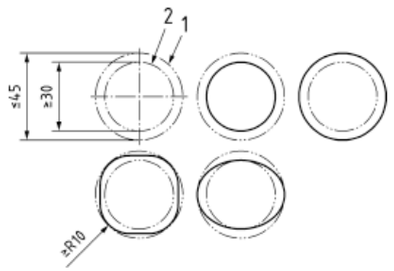
e) Die Oberkante der Griffleiste des Handlaufs muss sich innerhalb von 900 mm ± 25 mm über dem fertiggestellten Boden befinden.

f) Die Enden von Handläufen müssen geschlossen sein. Besteht die Gefährdung des Anstoßes an vorspringende Enden, z. B. an der Unterbrechung des Handlaufs vor dem Fahrkorbtableau, muss der Handlauf zur Innenwand hingebogen sein.

In Fahrkörben der Typen 1, 2 und 3 darf der Handlauf an der gegenüberliegenden Seitenwand eingebaut werden, wenn er die Breite des Fahrkorbzugangs einschränken würde.

In Fahrkörben der Typen 4 und 5 muss ein zweiter Handlauf an der gegenüberliegenden Seitenwand oder an der Rückwand eingebaut werden.

Maße in Millimeter



Legende

1 größter Umkreis des Handlaufprofils
2 kleinster Inkreis des Handlaufprofils

Bild 2 — Abmessungen der Querschnitte von Handläufen

5.3.2.2 Falls im Fahrkorb ein Klappsitz vorhanden ist (siehe 0.4), muss er folgende Merkmale aufweisen:

a) eine Höhe über dem fertiggestellten Boden von 500 mm ± 25 mm;

b) eine Tiefe von 300 mm bis 400 mm;

c) eine Breite von 400 mm bis 500 mm;

d) eine Tragfähigkeit von mindestens 120 kg.

5.3.2.3 Bei Fahrkorbtypen 1, 2 und 3, muss eine Einrichtung eingebaut werden, die den Fahrgästen beim Rückwärtsfahren aus dem Fahrkorb das Erkennen von hinter ihnen liegenden Hindernissen ermöglicht.

5.3.2.4 Der Fahrkorbboden muss rutschhemmend sein, wobei die Umgebung des Einbauorts insbesondere dort berücksichtigt werden muss, wo ein Betreten des Fahrkorbs durch Fahrgäste mit nassen Schuhen erwartet wird. Für den Fahrkorbboden darf dasselbe Material wie in den Aufzugsvorräumen verwendet werden.

5.4 Befehlsgeber und Anzeigen

5.4.1 Allgemeines

5.4.1.1 Befehlsgeber für Sammelsteuerungen

Sammelsteuerungen müssen bei allgemeinen Anwendungen zum Einsatz kommen.

Die folgenden Befehlsgeber nach 5.4.2 müssen verwendet werden:

— Taster in den Haltestellen und im Fahrkorb, oder

— extragroße Taster in den Haltestellen und im Fahrkorb, oder

— Taster in den Haltestellen, Zehnertastaturen im Fahrkorb für die Stockwerkswahl und Taster im Fahrkorb für andere Steuerbefehle.

ANMERKUNG Bei Gebäuden mit vielen Haltestellen können Zehnertastaturen hilfreich sein, um die Anforderungen aus Tabelle 5 zu erfüllen.

Zusätzliche Befehlsgeber (z. B. Magnet- oder Chipkarte, Mobiltelefon usw.) dürfen zur temporären Aktivierung personenbezogener Aufzugs- und Anzeigefunktionen verwendet werden.

5.4.1.2 Befehlsgeber für Zielwahlsteuerungen

Zielwahlsteuerungen dürfen nur eingesetzt werden, wenn die Anleitung der Fahrgäste für besondere Betriebsfunktionen des Aufzugs sichergestellt werden kann (siehe 0.4).

ANMERKUNG Bedingt durch ihre Komplexität, bieten Zielwahlsteuerungen einigen Fahrgästen einen niedrigeren Grad an Zugänglichkeit als Sammelsteuerungen insbesondere dann, wenn ein Touchscreen mit einem Zugänglichkeitstaster und einem zugehörigen akustischen Menu zum Einsatz kommt. Beim Einsatz eines akustischen Menus müssen die Fahrgäste die Ansagen anhören, verstehen und innerhalb eines spezifischen Zeitraums handeln.

Die folgenden Befehlsgeber nach 5.4.3 müssen verwendet werden:

— Zehnertastaturen und dort, wo zutreffend, Zugänglichkeitstaster in den Haltestellen und Taster im Fahrkorb, oder

— Touchscreens und Zugänglichkeitstaster in den Haltestellen und Taster im Fahrkorb.

Zusätzliche Befehlsgeber (z. B. Magnet- oder Chipkarte, Mobiltelefon usw.) dürfen zur temporären Aktivierung personenbezogener Aufzugs- und Anzeigefunktionen verwendet werden.

OiB-Richtlinie 4

Nutzungssicherheit und Barrierefreiheit

Ausgabe: April 2019

0 Vorbemerkungen ... 2
1 Begriffsbestimmungen ... 2
2 Erschließung und Fluchtwege ... 3
3 Schutz vor Rutsch- und Stolperunfällen ... 7
4 Schutz vor Absturzunfällen ... 9
5 Schutz vor Aufprallunfällen und herabstürzenden Gegenständen ... 10
6 Blitzschutz ... 11
7 Zusätzliche Anforderungen an die barrierefreie Gestaltung von Gebäuden ... 11
8 Sondergebäude ... 13
9 Bauführungen im Bestand ... 14

2 Erschließung und Fluchtwege

2.1 Allgemeines

2.1.1 Bei Gebäuden oder Gebäudeteilen, die barrierefrei zu gestalten sind, muss mindestens ein Eingang, und zwar der Haupteingang oder ein Eingang in dessen unmittelbarer Nähe, stufenlos erreichbar sein.

2.1.2 Zur vertikalen Erschließung sind Treppen oder Rampen herzustellen. Für den Zugang zu nicht ausgebauten Dachräumen sind auch einschiebbare Treppen oder Leitern zulässig.

2.1.3 Treppen und Gänge im Verlauf von Fluchtwegen müssen die gleichen Anforderungen dieser Richtlinie erfüllen, wie die zur Erschließung erforderlichen Treppen und Gänge.

2.1.4 Treppen im Verlauf von Fluchtwegen, ausgenommen Wohnungstreppen, sind bis zum Ausgangsniveau durchgehend auszubilden.

2.1.5 In Gebäuden oder Gebäudeteilen, die barrierefrei zu gestalten sind, müssen zur Überwindung von Niveauunterschieden Rampen oder zusätzlich zu Treppen Personenaufzüge errichtet werden. Wenn nicht mehr als zwei Geschoße überwunden werden müssen, sind anstelle von Personenaufzügen auch vertikale Hebeeinrichtungen für Personen mit allseits geschlossenen Lastträgern und Lastträgertüren zulässig.

2.1.6 Abweichend zu Punkt 2.1.5 müssen bei Versammlungsstätten im Zuschauerbereich nur die Rollstuhlplätze von der jeweiligen Erschließungsebene aus barrierefrei erreichbar sein.

2.2 Rampen

2.2.1 Das Längsgefälle darf höchstens 10 % betragen.

2.2.2 Bei Gebäuden oder Gebäudeteilen, die barrierefrei zu gestalten sind, gelten folgende Anforderungen:

- Das Längsgefälle darf höchstens 6 % betragen;
- Ein Quergefälle ist nicht zulässig;
- Rampen müssen beidseits über Handläufe und Radabweiser verfügen;
- Handläufe sind am Anfang und am Ende der Rampe um 30 cm, gegebenenfalls auch seitlich um die Ecke, weiterzuführen;
- Am Anfang und am Ende der Rampe sind horizontale Flächen mit einer Länge von mindestens 1,20 m anzuordnen. Bei Richtungsänderungen um mehr als 45 Grad sind die horizontalen Flächen mit einer Länge von mindestens 1,50 m, gemessen in der Rampenmitte, anzuordnen;
- Rampen sind in Abständen von höchstens 10 m mit Zwischenpodesten mit einer Länge von mindestens 1,20 m sowie bei Richtungsänderungen um mehr als 45 Grad mit Zwischenpodesten mit einer Länge von mindestens 1,50 m, gemessen in der Rampenmitte, zu unterbrechen, wobei zur Ableitung von Niederschlagswässern ein Längsgefälle von höchstens 2 % zulässig ist;
- Rampen müssen an allen Knickpunkten des Gefälles kontrastierend gekennzeichnet werden;
- Die lichte Durchgangsbreite muss mindestens 1,20 m betragen, wobei Einengungen durch Handläufe um nicht mehr als 10 cm je Seite zulässig sind.

2.3 Personenaufzüge und vertikale Hebeeinrichtungen für Personen

2.3.1 Sind Personenaufzüge oder vertikale Hebeeinrichtungen für Personen erforderlich,

- sind alle Geschoße, einschließlich Eingangsniveau, Keller- und Garagengeschoße, miteinander zu verbinden. Bei Wohnungen, die sich über mehrere Ebenen erstrecken, muss zumindest die Eingangsebene angefahren werden,
- muss die Grundfläche des Fahrkorbes oder Lastträgers eine Breite von mindestens 1,10 m und eine Tiefe von mindestens 1,40 m aufweisen, wobei die Tür an der Schmalseite anzuordnen ist,
- sind die Fahrkorb- oder Lastträgertüren sowie Schachttüren als waagrecht bewegte, selbsttätig kraftbetätigte Schiebetüren mit einer lichten Durchgangsbreite von mindestens 90 cm auszuführen,
- muss vor den Schachttüren eine Bewegungsfläche (Wendekreis) mit einem Durchmesser von mindestens 1,50 m vorhanden sein.

Liegt die Schachttüre überwiegend gegenüber einer abwärts führenden Treppe, ist ein Abstand zwischen Schachttüre und Treppe von mindestens 2,00 m einzuhalten.

2.3.2 Bei Gebäuden mit einem Fluchtniveau von mehr als 22 m ist zumindest ein Personenaufzug erforderlich, der eine Fahrkorbgrundfläche von mindestens 1,10 m Breite × 2,10 m Tiefe aufweist.

2.3.3 Bei Gebäuden mit einem Fluchtniveau von mehr als 32 m sind zumindest zwei Personenaufzüge erforderlich, wobei einer davon eine Fahrkorbgrundfläche von mindestens 1,10 m Breite × 2,10 m Tiefe aufweisen muss.

2.4 Durchgangsbreiten von Gängen und Treppen

2.4.1 Hauptgänge müssen eine lichte Durchgangsbreite von mindestens 1,20 m aufweisen. Eine lichte Durchgangsbreite von 1,00 m genügt
- bei Gebäuden oder Gebäudeteilen mit nicht mehr als drei Wohnungen,
- bei Reihenhäusern,
- in Wohnungen von nicht barrierefrei zu gestaltenden Gebäuden oder Gebäudeteilen,
- in anpassbaren Wohnungen gemäß Punkt 7.4.2, wenn sichergestellt ist, dass bei Bedarf eine lichte Durchgangsbreite von 1,20 m herstellbar ist,
- in anpassbaren Wohnungen gemäß Punkt 7.4.2, die sich über mehr als eine Ebene erstrecken, für jenen Teil, der gemäß Punkt 2.4.2 nicht barrierefrei erreichbar sein muss, sowie
- bei Nebengängen.

2.4.2 Bei Treppen darf die lichte Treppenlaufbreite die Mindestmaße der folgenden Tabelle 1 nicht unterschreiten. Diese Anforderungen gelten sinngemäß auch für Podeste und Rampen.

Tabelle 1: Lichte Treppenlaufbreite

Treppenarten	Lichte Treppenlaufbreite in m
Haupttreppen	
Haupttreppen, ausgenommen Wohnungstreppen	1,20
Wohnungstreppen	0,90
Nebentreppen	0,60

Abweichend zu Tabelle 1 muss bei Wohnungstreppen in anpassbaren Wohnungen gemäß Punkt 7.4.2, die sich über mehr als eine Ebene erstrecken und bei denen die Funktionen Wohnen, Schlafen, Kochen und die Sanitäreinrichtungen nicht in der barrierefrei zugänglichen Wohnungsebene vorhanden sind, die Nachrüstung mit einem Treppenschrägaufzug mit Rollstuhlplattform möglich sein. Je nach Art der möglichen Führungsschiene des Treppenschrägaufzuges sind folgende lichte Treppenlaufbreiten einzuhalten:
- bei Führungsschienen mit geradem Verlauf mindestens 1,10 m,
- bei Führungsschienen mit gekrümmtem Verlauf (für Kurvenfahrt) mindestens 1,20 m.

Die erforderlichen Anfahr- und Bewegungsflächen sind zu berücksichtigen.

2.4.3 Bei Gängen und Treppen im Verlauf von Fluchtwegen für mehr als 120 Personen muss die lichte Breite für jeweils weitere angefangene zehn Personen um jeweils 10 cm erhöht werden.

2.4.4 Bei Stadien und Versammlungsstätten im Freien muss die lichte Breite von Gängen, Treppen und Türen im Verlauf von Fluchtwegen für nicht mehr als 300 Personen mindestens 1,20 m betragen. Für mehr als 300 Personen muss die lichte Breite für jeweils weitere angefangene 50 Personen um jeweils 10 cm erhöht werden

2.4.5 Die Mindestbreite von Gängen und Treppen darf durch Einbauten oder vorstehende Bauteile nicht eingeengt werden. Zulässig sind jedoch:
- Einengungen durch Treppenschrägaufzüge in nicht betriebsbereitem Zustand (Parkstellung) um nicht mehr als 30 cm,
- stellenweise Einengungen in Gängen um nicht mehr als 10 cm auf eine Länge von maximal 1,20 m (z.B. Pfeiler, Verzierungen, Beschläge von Türen, Türen in geöffnetem Zustand),
- Einengungen durch Handläufe um nicht mehr als 10 cm je Seite bei Haupttreppen, ausgenommen Wohnungstreppen,
- Einengungen durch leicht entfern- oder öffenbare Zugangssicherungen vor abwärtsführenden Treppen in Altersheimen, Altenwohnheimen, Seniorenheimen, Seniorenresidenzen sowie anderen Gebäuden mit vergleichbarer Nutzung, Pflegeheimen und Krankenhäusern.

2.4.6 Bei Treppen im Verlauf von Fluchtwegen sind zusätzliche Handläufe zur Unterteilung der Treppenlaufbreite (Zwischenhandläufe) erforderlich, wenn diese 2,40 m überschreitet.

2.5 Durchgangshöhe von Treppen, Rampen und Gängen

Die lichte Durchgangshöhe von Treppen, gemessen an der Stufenvorderkante, sowie von Rampen und Gängen muss mindestens 2,10 m betragen.

2.6 Vermeidung des Unterlaufens von Podesten, Treppenläufen und Rampen

In allgemein zugänglichen Bereichen sind Flächen vor und unter Podesten, Treppenläufen, Rampen, schrägen Bauteilen und dergleichen mit einer Durchgangshöhe von weniger als 2,10 m so zu sichern, dass eine Verletzungsgefahr durch unbeabsichtigtes Unterlaufen vermieden wird.

2.7 Allgemeine Anforderungen an Türen

2.7.1 Die nutzbare Breite der Durchgangslichte von Türen hat mindestens 80 cm zu betragen.

2.7.2 Die nutzbare Höhe der Durchgangslichte von Türen hat mindestens 2,00 m zu betragen.

2.7.3 Türen von Toiletten mit einer Raumgröße unter 1,80 m² dürfen nicht nach innen öffnend ausgeführt sein.

2.8 Türen im Verlauf von Fluchtwegen

2.8.1 Türen im Verlauf von Fluchtwegen müssen mindestens folgende nutzbare Breite der Durchgangslichte aufweisen:
- für höchstens 40 Personen: 80 cm,
- für höchstens 80 Personen: 90 cm,
- für höchstens 120 Personen: 1,00 m.

Liegen zwei Türen im Abstand von maximal 20 cm nebeneinander, können sie als eine Tür gerechnet werden. Bei Türen im Verlauf von Fluchtwegen für mehr als 120 Personen muss die nutzbare Breite der Durchgangslichte für jeweils weitere angefangene zehn Personen um jeweils 10 cm erhöht werden.

2.8.2 Aus einem Raum, der zum Aufenthalt für mehr als 120 Personen bestimmt ist, müssen mindestens zwei ausreichend weit voneinander entfernte Ausgänge direkt auf einen Fluchtweg führen.

2.8.3 Alle Türen im Verlauf von Fluchtwegen müssen manuell zu öffnen sein. Automatisch betriebene Türen, die bei Stromausfall selbsttätig öffnen, sind manuell öffenbaren Türen gleichzusetzen.

2.8.4 Türen im Verlauf von Fluchtwegen, auf die mehr als 15 Personen gleichzeitig angewiesen sind, müssen
- in Fluchtrichtung öffnend ausgeführt werden,
- jederzeit in Fluchtrichtung leicht und ohne fremde Hilfsmittel geöffnet werden können und
- als Drehflügeltüren oder sicherheitstechnisch gleichwertig ausgeführt werden.

2.8.5 Türen im Verlauf von Fluchtwegen in Wohngebäuden, auf die nicht mehr als 40 Personen gleichzeitig angewiesen sind, müssen nicht in Fluchtrichtung öffnend ausgeführt werden.

3.2 Treppen

3.2.1 In einem Treppenlauf müssen die Stufen in dessen gesamten Verlauf gleich hoch und in der Lauflinie gleich tief sein. Die Stufenhöhe und der Stufenauftritt von Treppen müssen der Tabelle 3 entsprechen.

Tabelle 3: Stufenhöhe und Stufenauftritt

Treppenarten	Stufenhöhe in cm Höchstmaß	Stufenauftritt in cm Mindestmaß
Haupttreppen		
Haupttreppen, ausgenommen Wohnungstreppen	18	27
Wohnungstreppen	20	24
Nebentreppen	21	21

3.2.2 Bei Haupttreppen ist nach maximal 20 Stufen ein Podest zu errichten. Bei Podesten mit Richtungsänderung muss die Podesttiefe zumindest der lichten Treppenlaufbreite entsprechen.

3.2.3 Haupttreppen mit gekrümmter Lauflinie müssen im Abstand von 20 cm von der inneren Begrenzung des Treppenlaufes (Absturzsicherung oder Wand ohne Berücksichtigung der Handläufe) einen Stufenauftritt von mindestens 15 cm aufweisen, bei Wohnungstreppen genügen 12 cm.

3.2.4 In Gebäuden oder Gebäudeteilen, die barrierefrei zu gestalten sind, müssen Haupttreppen (ausgenommen Wohnungstreppen) geradläufig sein. Eine gekrümmte Lauflinie ist zulässig, wenn im Abstand von jeweils 40 cm von beiden seitlichen Begrenzungen des Treppenlaufes (Absturzsicherung oder Wand, ohne Berücksichtigung der Handläufe) die Steigungsverhältnisse der Schrittmaßregel (2 × Stufenhöhe + Stufenauftritt = 62 cm ± 3 cm) eingehalten werden.

3.2.5 In Gebäuden oder Gebäudeteilen, die barrierefrei zu gestalten sind, müssen zumindest die An- und die Austrittstufe eines Treppenlaufes in der ganzen Treppenbreite an der Vorderkante auf der Trittstufe kontrastierend gekennzeichnet werden.

Vor abwärtsführenden Treppen muss ein taktiles Aufmerksamkeitsfeld angeordnet werden. Davon ausgenommen sind:
- Treppen in Treppenhäusern und
- Treppen in Altersheimen, Altenwohnheimen, Seniorenheimen, Seniorenresidenzen sowie andere Gebäude mit vergleichbarer Nutzung, Pflegeheimen und Krankenhäuser.

3.2.6 Bei Treppenläufen mit zwei oder mehr Stufen müssen auf beiden Seiten formstabile, durchgängig gut greifbare Handläufe angebracht werden. Bei folgenden Treppenläufen genügt ein Handlauf auf einer Seite:
- Treppen in Gebäuden oder Gebäudeteilen mit nicht mehr als drei Wohnungen,
- Treppen in Reihenhäusern,
- Nebentreppen sowie
- Wohnungstreppen.

Die Handläufe sind in einer Höhe von 85 cm bis 90 cm anzuordnen. Abweichend davon dürfen Handläufe, die den oberen Abschluss einer Absturzsicherung bilden, in einer Höhe von bis zu 1,10 m angeordnet werden.

In Gebäuden oder Gebäudeteilen, die barrierefrei zu gestalten sind, sind die Handläufe bei Treppenantritt und -austritt um 30 cm über die Stufenkante, gegebenenfalls auch seitlich um die Ecke, weiterzuführen. Bildet der Handlauf den oberen Abschluss einer Absturzsicherung und ist in mehr als 1,00 m Höhe angebracht, ist ein zweiter Handlauf in einer Höhe von 85 cm bis 90 cm anzuordnen.

3.2.7 Für Außentreppen, die der Erschließung des Gebäudes oder anderer allgemein zugänglicher Bereiche dienen, gelten die Bestimmungen der Punkte 3.2.1 bis 3.2.6 sinngemäß.

3.2.8 Bei Versammlungsstätten kann für die Erschließung der Besucherplätze auf Tribünen von den Anforderungen folgender Punkte abgewichen werden:
- Punkt 2.4.6 hinsichtlich der Unterteilung der Treppenlaufbreite durch zusätzliche Handläufe,
- Punkt 3.2.1 hinsichtlich der in Tabelle 3 angeführten Maße für Stufenhöhe und Stufenauftritt,
- Punkt 3.2.2 hinsichtlich der Notwendigkeit eines Podestes nach maximal 20 Stufen,
- Punkt 3.2.6 hinsichtlich der beidseitigen Anordnung und durchgängigen Ausführung sowie der Weiterführung der Handläufe bei Treppenantritt und -austritt.

4 Schutz vor Absturzunfällen

4.1 Erfordernis von Absturzsicherungen

4.1.1 Alle im gewöhnlichen Gebrauch zugänglichen Stellen eines Gebäudes mit einer Fallhöhe von 60 cm oder mehr, bei denen eine hohe Gefahr eines Absturzes besteht, jedenfalls aber ab einer Fallhöhe von 1,00 m, sind mit einer Absturzsicherung zu sichern. Eine Absturzsicherung ist nicht notwendig, wenn diese dem Verwendungszweck (z.B. bei Laderampen, Schwimmbecken) widerspricht.

4.1.2 In Kindergärten, Schulen und ähnlichen Einrichtungen für Kinder bis zehn Jahren sind Fenster in für Kinder zugänglichen Räumen, bei einer Absturzhöhe von mehr als 2,00 m mit einer Kindersicherung auszustatten.

4.1.3 Schächte, Ausstiege, Einbringöffnungen und dergleichen müssen trag- und verkehrssicher abgedeckt werden. Abdeckungen in allgemein zugänglichen Bereichen sind, wenn ein unbefugtes Öffnen nicht schon durch bloßes Eigengewicht der Abdeckung ausgeschlossen werden kann, durch andere Maßnahmen (z.B. Absperreinrichtungen) zu sichern.

4.2 Anforderungen an Absturzsicherungen

4.2.1 Die Höhe der Absturzsicherung hat mindestens 1,00 m, ab einer Absturzhöhe von mehr als 12 m mindestens 1,10 m zu betragen. Bei Wohnungstreppen genügt eine Höhe der Absturzsicherung von 90 cm. Die Höhe der Absturzsicherung wird von der Standfläche gemessen. Bei Absturzsicherungen mit einer oberen Tiefe von mindestens 20 cm (z.B. Brüstungen, Fensterparapete) darf die jeweils erforderliche Höhe um die halbe Brüstungstiefe abgemindert, jedoch ein Mindestmaß von 85 cm nicht unterschritten werden.

4.2.2 Bei Versammlungsstätten kann von den Anforderungen des Punktes 4.2.1 abgewichen werden, wenn dies für eine ungehinderte Sicht auf den Aktionsbereich erforderlich ist. Hierbei muss jedoch Folgendes berücksichtigt werden:
- Die Höhe der Absturzsicherung unmittelbar vor Sitzreihen kann abgemindert werden, wobei ein Mindestmaß von 80 cm nicht unterschritten werden darf;
- In der Verlängerung einer Treppe, die zur direkten Erschließung absteigender Steh- und Sitzplatzreihen dient, muss die Höhe der Absturzsicherung so bemessen sein, dass auch im Falle eines Sturzes im Bereich des unteren Endes der Treppe ein Absturz verhindert werden kann.

4.2.3 Im Bereich von 15 cm bis 60 cm über fertiger Stufenvorderkante oder Standfläche dürfen keine horizontalen oder schrägen Elemente der Absturzsicherung angeordnet sein, es sei denn, ein Hochklettern wird erschwert, wie zum Beispiel durch
- Horizontale oder schräge Elemente, die nicht um mehr als 3 cm vorspringen,
- Öffnungen, die in der Vertikalen nicht größer als 2 cm sind,
- Seilnetze mit einem Maschenumfang von höchstens 16 cm,
- Lochbleche mit einem Lochdurchmesser von höchstens 4 cm,
- eine nach innen um mindestens 15 cm überstehende Geländeroberkante.

für das
Herzogthum Steiermark.
Jahrgang 1881. Ausgegeben und versendet am 8. October 1881. XIV. Stück.

§ 29.

Wasserbeschaffung

In jedem Wohngebäude ist für gutes, gesundes Trinkwasser durch Anlegung eines Brunnens oder durch Benützung einer Wasserleitung Sorge zu tragen. Ausnahmen hievon sind nur mit behördlicher Bewilligung zulässig:

a) wenn die Benützung eines obiger Bedingung entsprechenden Nachbarbrunnens sicher gestellt ist;

b) wenn in einer Distanz von nicht über 100m ein öffentlicher Brunnen besteht, gegen dessen Benützung kein Anstand obwaltet.

Sollte gutes, gesundes Trinkwasser durch Anlage eines Brunnens nicht gewonnen werden können, oder sollten bestehende Brunnen einer Verunreinigung unterliegen, welche laut des commissionellen Befundes eine dauernde und vollständige Abhilfe nicht erwarten läßt, so ist der Wasserbezug durch Benützung einer Wasserleitung sicher zu stellen.

In letzterem Falle ist jedoch die Verpflichtung zur Benützung einer Wasserleitung auf die Herstellung eines leicht zugänglichen Auslaufrohres und auf die Voraussetzung beschränkt, daß ein Hauptstrang der Wasserleitung vor dem Hause vorbeiführt. Die näheren Bestimmungen über die Lage und Construction der Brunnen wird im Verordnungswege festgesetzt.

§ 30.

Stiegen.

In jedem Wohngebäude muß man vom Dachboden und von allen Wohnungen aus mittelst feuersicheren Stiegen zum Eingange des Hauses, beziehungsweise in's Freie und in den Keller gelangen können. — Daher sind je nach der Ausdehnung des Gebäudes auch mehrere feuersichere Stiegen herzustellen. Hölzerne Stiegenstufen anzubringen ist gegen dem gestattet, daß sie mit feuersicherem Materiale unterlegt und durch ein solches getragen werden.

Bei Bodenstiegen ist ein feuersicherer Abschluß des Dachraumes vom Unterbau zu bewerkstelligen. Gerade Hauptstiegen müssen in Gebäuden mit mehr als 2 Geschossen 1·25m, in den übrigen Gebäuden mindestens 1m breit sein und an allen freien Stellen mit einem Geländer aus feuersicherem

Materiale versehen werden, welches rechtwinklig auf die Richtung des Geländerrückens vom Stiegenauftritte aus gemessen wenigstens 0·9m hoch sein muß.

Bei freitragenden Stiegen sind die Geländer so einzurichten, daß das Herabrutschen auf ihnen verhindert wird. Für Bodenstiegen genügt die Breite von 1m.

Die Stufen sollen nicht unter 0·29m breit, nicht über 0·17m hoch sein; sie können jedoch bei Keller- und Bodenstiegen, welche nicht zu Wohnungen führen, einen Auftritt von nur 0·25m Breite und bis zu 0·2m Höhe erhalten.

Bei gewundenen Hauptstiegen (Wendeltreppen) muß die Breite der Spitzstufen, in einer Entfernung von 0·45m von der Stiegenmauer gemessen, wenigstens 0·29m und an den Spitzenden wenigstens 0·13m betragen; die freie Länge der Stufen hat bei einer gemauerten Spindel mindestens 1·3m bei freitragenden Schneckenstiegen aber mindestens 1·2m zu betragen.

Nebenstiegen unterliegen den hier erwähnten Vorschriften nicht.

Die Benützung hölzerner Trag-Constructionstheile für freitragende Stiegen, Auflagebäume für Stiegenplätze u. dgl. ist untersagt.

In den Stiegenhäusern sind womöglich Vorrichtungen zum Niederstellen von Lasten anzubringen.

§ 31.

Oberlichte.

Wenn eine Stiege durch ein Glasdach Licht erhalten soll, muß das Gerippe des Glasdaches von Eisen construirt sein und an allen Seiten auf Mauerwerk ruhen, welches über die Dachfläche hinausragt. Werden andere Räume mittelst Oberlicht beleuchtet, so ist ebenfalls jede feuergefährliche Verbindung dieser Räume mit dem Dachboden sorgfältig zu vermeiden.

§ 32.

Gänge.

Gänge, welche im Inneren des Gebäudes die regelmäßige Verbindung der Wohnungen mit den Hauptstiegen vermitteln, müssen wenigstens 1·25m breit sein und insofern sie als Fortsetzung der Stiegen oder überhaupt als Hauptverbindungen dienen, eingewölbt, oder mit einer anderen feuersicheren Decke versehen werden. Offene Communicationsgänge in der Rückseite des Gebäudes und außerhalb der Hauptmauern unterliegen, wenn sie eine Hauptverbindung bilden, rücksichtlich ihrer Breite der nämlichen Vorschrift.

In jedem Falle müssen aber derlei Gänge ganz aus feuersicherem Materiale hergestellt und mit feuersicheren, wenigstens 0·95m hohen Geländern versehen werden. Sie können übrigens nebstbei mit verglasten Holzwänden geschlossen sein.

Flachliegende Keller-Eingangsthüren in Hausgängen sind verboten, wo dergleichen bestehen, sind sie innerhalb einer Frist von 5 Jahren, vom Tage der Wirksamkeit dieser Bauordnung an gerechnet, zu beseitigen.

für das

Herzogthum Steiermark.

Jahrgang 1867. Ausgegeben und versendet am 15. März 1867. VIII. Stück.

§. 30.

Schoppen. Die Herstellung offener Schoppen auf hölzernen Säulen ohne Zwischendecke ist bei feuersicherer Bedachung gestattet; wenn sie aber an ein Nachbargebäude grenzen, haben sie gegen dasselbe eine eigene Feuermauer zu erhalten.

Die Zwischenräume der Säulen dürfen nicht verschallt werden.

Die Erbauung von Schoppen mit verschallten Zwischenräumen ohne feuersicherer Eindeckung kann nur ausnahmsweise bei dringendem Bedarfe für vorübergehende Zwecke und eine ausdrücklich zu bestimmende Zeit von der Behörde zugelassen werden.

§. 31.

Brunnen. In jedem neuen Wohngebäude muß für gesundes Trinkwasser mittelst Anbringung eines eigenen Brunnens gesorgt werden. Der Ort, sowie die Art und Weise der Anlegung des Brunnens ist bei der nach §. 14 vorzunehmenden Local-Commission festzustellen.

§. 32.

Stiegen. In jedem Wohngebäude muß man vom Dachboden und von allen Wohnungen aus mittelst ganz feuerfester Stiegen zum Hauseingange, beziehungsweise in das Freie und in den Keller gelangen können.

Dies bedingt, je nach der Ausdehnung des Gebäudes, die Herstellung einer oder mehrerer feuerfester Stiegen.

Die Anbringung hölzerner Stiegenstufen ist gestattet, wenn solche mit feuerfestem Materiale unterlegt oder unterwölbt werden. Bei den Bodenstiegen ist der feuersichere Abschluß des Dachraumes vom Unterbaue mittelst steinernen Antrittes durch eiserne Thüren und gleiche Rahmen und steinerne Gewänder zu bewerkstelligen.

Die Hauptstiegen haben wenigstens eine Breite von 4 Schuh zu erhalten, und sind an freien Stellen mit Geländern von feuersicherem Materiale und

einer Höhe von mindestens 2 Schuh und 9 Zoll, vom Stiegenauftritte an gerechnet, zu versehen. Für Bodenstiegen genügt eine Breite von 3 Schuhen.

Die Stufen sollen nicht unter 12 Zoll breit und nicht über sechs Zoll hoch sein, dagegen können sie bei Keller- und Bodenstiegen, insoferne sie nicht zu Wohnungen führen, einen Auftritt von nur 10 Zoll Breite und bis zu 8 Zoll Höhe erhalten.

Bei Wendeltreppen muß die Stufenbreite 18 Zoll, von der Stiegenmauer gemessen, 12 Zoll betragen.

Nebenstiegen unterliegen den oberwähnten Bedingungen nicht.

§. 33.

Oberlichte. Wenn eine Stiege mittelst einer Oberlichte beleuchtet werden soll, so muß diese auf allen Seiten auf Mauerwerk, welches über das Dach hinausragt, liegen, und ihr Geripp muß ganz von Eisen construirt sein.

Oberlichten zur Beleuchtung anderer Räume des Gebäudes müssen außer jede feuergefährliche Verbindung mit dem Dachboden gebracht sein

§. 34.

Gänge. Gänge, welche im Innern des Gebäudes die regelmäßige Verbindung der Wohnungen mit den Hauptstiegen vermitteln, müssen zum Mindesten in einer Breite von 4 Schuh hergestellt, und insoferne sie als Fortsetzung der Stiege, überhaupt als Hauptverbindungen dienen, entweder eingewölbt oder mit einer anderen feuersicheren Decke versehen werden.

Offene Communicationsgänge an der Rückseite der Gebäude unterliegen rücksichtlich ihrer Breite derselben Bestimmung, wenn sie Hauptverbindungen bilden; in jedem Falle müssen sie aber ganz aus feuerfestem Materiale hergestellt und mit feuersicheren, wenigstens 3 Schuh hohen Geländern versehen werden, sie können aber nebstbei mit verglasten Holzwänden geschlossen sein.

Sogenannte Fallthüren in offenen Hausgängen sind verboten, und wo dergleichen bestehen, ist mit Nachdruck auf deren Beseitigung zu dringen.

§. 35.

Oberböden. Die Construction der hölzernen Oberdecken, sowie der Decken, die auf Eisenconstruction beruhen, bleiben der freien Wahl des Bauherrn überlassen. Sie müssen jedoch die erforderliche Stabilität und Feuersicherheit besitzen, und sind deshalb stets durch eine Schuttlage von den Fußböden der oberen Geschosse zu isoliren. In Fällen, wo Decken nicht schon durch die Erfahrung als tragfähig constatirt sind, werden Probelastungen vorzunehmen sein.

II. Abtheilung.

Landes-Regierungsblatt
für das
Herzogthum Steiermark.
Jahrgang 1856.

Von der zweckmäßigen Construction der Thürchen und ihrer Befestigung in das Mauerwerk, hängt ihre Dauer und die sichere Verwahrung des Dachgehölzes vor dem Feuer des Rauchschlundes ab, ihre Anschaffung muß daher mit Vorsicht geschehen, und ihr Bestand sorgfältig geprüft werden.

Diese Putzthürchen müssen in einer im Mauerwerke mit eisernen Pratzen befestigten starken eisernen Schlagrahme, deren Lichte genau 9½ Zoll breit, und 15 Zoll hoch ist, — ferner mit einem Vorlegeisen, an dessen Ende die gußeiserne Rolle zum Ablassen und Aufziehen der Putzmaschine angebracht sein muß, verfertiget werden.

Das Thürchen wird mit Ganirbändern befestiget, legt sich in Falz, und erhält einen sicheren Verschluß, der nur dem Kaminfeger zugängig sein darf.

Diese Thürchen und Rahmen sollen aus Gußeisen angefertigt werden, und es sind zwei oder mehrere Thürchen neben einander stehend zu ihrer ordentlichen Befestigung mit eisernen Stäben zu verbinden.

Rauchschlünde, die nicht von einer Heizung ausgehen, erhalten unter dem Rauchrohre, für welches sie dienen, Thürchen der eben beschriebenen Art, jedoch mit Weglassung der Rolle am Anfange des Schlundes, und zwar: zur Ausräumung des Rußes, dann der erforderlichen Aufsicht, ob die Putzmaschine den ganzen Zug des Schlauches wirklich durchlief, und die Räumung gehörig bewirkte.

h) Die Eindeckung des Mauerwerkes enger Rauchschlünde findet am Vollständigsten mittelst fester Steinplatten statt.

Diese Deckplatten erhalten über den Verputz des äußern Mauerwerkes einen Vorsprung, der mit einer Tropfhöhlung zu versehen ist, sie sind über den Rauchschläuchen genau passend 9 Zoll im Durchmesser auszustemmen.

§. 20.

Gänge. **Gänge**, und ihre Breiten richten sich nach der Menge der Wohnungen in den ...eschoßen, und dürfen nicht unter 4 Schuh messen, und sind als Fortsetzung von Stie... überhaupt als Hauptverbindungen einzuwölben, oder mit einer andern feuersicheren ...ecke zu versehen.

Offene Communikations-Gänge an der Rückseite der Gebäude und in den ...öfen werden nur ausnahmsweise gestattet, und sind in diesem Falle von Steinplatten ...f eisernen Trägern und eisernen Geländern herzustellen.

§. 21.

Stiegen. **Stiegen** erhalten an beschränktesten Orten 4 Schuh Breite, haben aber auch nach

der Zahl der Bewohner sich zu richten, und müssen bequem angelegt, die Stufen höchstens 6 Zoll hoch und im Auftritte nicht unter 12 Zoll breit sein.

Bei Anwendung von **Spitzstufen** darf ihr Breitenmaß an der äußeren Mauer nicht weniger als 16 Zoll betragen. Hölzerne Stufen sind aus starkem Holze zu verfertigen, und müßen in allen Theilen unterwölbt sein.

Nebenstiegen unterliegen diesen Beschränkungen nicht.

Bodenstiegen sind ausschließlich von Stein, gebrannten Ziegel, oder aus einem andern feuersicheren Materiale herzustellen, und müssen mit eisernen Thüren in eisernen Rahmen, steinernen Auftritt, oder ganz steinernen Gewänden abgeschlossen werden.

§. 22.

Aborte. **Aborte** sind nach §. 8. f) der Anzahl der Wohnungen angemessen in einer Breite von wenigstens 3 Schuh herzustellen.

§. 23.

Senkgruben. Bei der vorherrschenden Schotterlage im hiesigen Stadtbezirke sind die altersher üblichen Senkgruben vom nachtheiligen Einfluße auf die Hausbrunnen, und da zur Abwendung dieses Gebrechens die zweckmäßige Einrichtung der Senkapparate bereits lebhaften Eingang fand, so liegt es in der Obsorge der öffentlichen Verwaltung, die weitere Anwendung der Abort-Senkgruben fern zu halten, und diese werden daher auch nur in Ausnahmsfällen, bei isolirten Häusern und im lehmigen Baugrunde gestattet.

§. 24.

Oberdecken. **Oberdecken** innerer ungewölbter Räume werden entweder mit Dippelböden, oder mit Sturz-Trämen versehen. Bei Anwendung von Sturzböden mit Fehlträmen dienen diese letzteren, oder die in Entfernung von 3 zu 3 Schuh tiefer liegenden schwächeren Träme zur Tragung der Stuckaturdecke, die eben so dicht etwas höher liegenden stärkeren Träme aber zur Auflage der Sturzdecke, der Anschüttung der Pölster, und der Bodenbretter oder des Ziegelpflasters.

Die Anschüttung soll den Fußboden und die Pölster von dem übrigen Deckengehölze vollständig absondern.

In beiden Constructionsarten muß das Gehölz den aufzulegenden Kasten angemessen stark, die gehörige Mauernauflage erhalten, und an Orten der Rauchschlünde vorsichtig ausgewechselt sein.

Zimmerdecken sind stets mit Mörtelverputz zu versehen.

§. 25.

Fußböden in Küchen. **Fußböden** in Küchen mit offenen Feuerherden, müssen in der nächsten Umgebung der Feuerstätte mit feuerfestem Materiale, als: Stein, Ziegeln oder Kalkestrich hergestellt werden.

Bei Sparherden, oder von Innen zu heizenden Oefen sind hölzerne Böden mit vorgelegten Blechtafeln weit genug zu beschlagen, oder nach Umständen mit vorgestellten blechernen Untersätzen zu verwahren.

die bekleidung des menschlichen körpers ist bestimmend für das äussere erscheinungsbild sowie für das wohlbefinden des trägers/der trägerin, da kleider – aber auch gebaute räume – hüllen sind, die den körper beinahe permanent umfangen. die ausbildung und variation (...) wird durch zwei grundkomponenten – durch die schutz und die schmuckfunktion – massgeblich bestimmt. als hülle, haut, überzug, verpackung fungiert die bekleidung darüber hinaus als unmittelbarer zeichenträger, als permanent präsentes informationsmedium."[1]

eine fassade (von frz.: façade, über ital.: facciata, ursprüngl. von lat.: facies: angesicht) ist dichotomisch zu konstruktiven elementen der aussenwand die gestaltgebende, ambivalente raumschichtung, ein *„sowohl als auch"* von innen – aussen. während früher neben der primären schutzfunktion das bildhafte, gestaltgebende einer fassade im vordergrund (schaufassade) stand, wird heute auch der aspekt einer raumzone zwischen innen und aussen, also zwischen zwei temperaturzonen, zwischen introvertiertheit und exponiertheit, öffentlichkeit und privat, licht und schatten, der aspekt des überganges, des hinein und hinaus gehens als körperliche erfahrung berücksichtigt.

[1]harather, karin: haus-kleider. zum phänomen der bekleidung in der architektur, wien/köln/weimar 1995,10

aspekt der gestaltgebung und information

das prinzip der fassade als informationsträger ist im historischen kontext betrachtet immer ein wesentliches thema gewesen. es gibt einen gesellschaftlichen aspekt der repräsentation von fassaden, ein aussen wirksam hergestelltes bild, mit dem eine familie oder eine institution sich machtvoll präsentiert. die katholische kirche hat, um alle mitarbeiter rasch und effizient zu informieren, ihre kernbotschaft und eine reihe von firmeninternen verhaltensregeln in bildsprache (auch für die analphabeten) an die fassaden ihrer verschiedenen filialen geschrieben.

bei italienischen palastfassaden aus der renaissance symbolisieren die steinsockel aus grobem rusticamauerwerk *„old money"*, eine lange zurückreichende familientradition, ein fundament der tradition, auf der dann neue generationen neue geschosse mit glattem putz, *„aufbauen"*. beim palazzo piccolomini etwa sind die historischen säulenordnungen, vom sockelgeschoss aufsteigend dorisch, ionisch, korinthisch, als dekorationselemente auf das deutlich erkennbare massivmauerwerk gesetzt. tektonisch macht das keinen sinn, es ist reine, aussenwirksame information.

die werbefassaden des beginnenden 19.jahrhunderts waren zuerst noch an den gebäuden festgemacht, als filigrane, parasitäre schicht von konstruktionen vor den historischen fassadenebenen, mit einem wunderbaren tag nacht wechsel durch das licht. und irgendwann verselbstständigt sich diese parasitäre schicht,

und baut sich eine eigene wirklichkeit auf, an der main street, zwischen den alten städten, in denen man sich nun nicht mehr aufhält, wo man nur noch weg fährt um das zu konsumieren, was man nicht wirklich braucht, was die schilder mit ihrer faszinierenden leuchtkraft aber vergessen lassen.

serielle fassadenbilder können den möglichen dualismus von uniformität und individualismus zeigen: gesellschaftspolitische aspekte lassen sich zb. bei englischen reihenhäusern ablesen, die zwar standardisiert sind, aber gleichzeitig die individualität ihrer bewohner betonen, die feinen abstufungen der an der fassade lesbaren unterscheidungen des standards dieser häuser zeigen zusätzlich ihre gesellschaftliche stellung.

was passiert, wenn diese ambition, sich auszudrücken, fehlt, oder wenn der gesellschaftliche konsens verloren gegangen ist, diese codices zu entschlüsseln, diese informationen zu lesen?

aspekt des schutzes:

fassaden sind aber nicht nur eine form der (informierenden, schmückenden) raumbegrenzung, sondern ihre funktionalität zeigt sich auch in der schutzfunktion vor klimatischen verhältnissen, vor kälte und hitze, wind, regen, schnee, vor zuviel sonne. fassadenelemente haben deshalb oftmals örtlichen bezug: große oder kleine fenster, dichte fensterläden, (die im winter eventuell mit glasflügeln getauscht werden), türen an der windabgewandten seite, lauben als regenschutz....

aspekt der räumlichen qualität

fassaden können durch wandtiefe, fensterleibungen, erker auch benutzbar oder belebbar sein, räumliche strukturen wie arkaden, loggien, (früherer begriff laube), lusthaus, freiraum, terrassen und balkone sind zu unverzichtbaren bestandteilen jeder wohnung geworden, die ohne diese auch in der wohnbauförderung verlangten freiräume sehr schwer vermietbar oder verkaufbar wären. textile raumgrenzen/vorhangfassaden (curtain wall house/shigeruban) oder begrünte fassaden jahreszeitlich selbstregulierender sonnenschutz mit poetischer komponente *(„bosco verticale“, „tower flower“)* lösen immer mehr die traditionelle *„starre“* fassade auf.

korrelation innen-aussen

man kann nicht über grundrisse reden, ohne an fassaden zu denken, und umgekehrt. das sind zwar partielle, scheinbar isolierte betrachtungen, aber letztlich wird ein räumliches oder gedankliches ganzes beschrieben, dass auch als solches verstanden werden muss.

trotzdem muss diese korrelation zu den innenräumen nicht zwingend *„logisch“* sein: so waren die meisten der gründerzeit wohnhäuser aussen nach standards dekoriert, die man aus katalogen auswählen konnte, während im inneren die technische ausstattung rudimentär war: fließwasser am gang, wc am gang, gaslicht. die arbeiterhäuser der gründerzeit unterschieden sich nach aussen nicht wesentlich von bürgerlichen palais, der formenkanon, die sprachlichkeit der fassaden entsprachen einem verbindlichen kodex. es gibt auch *„innere fassaden“* in form von wandvertäfelungen, aufgespannten teppichen, verkleidungen,...

das dach als fünfte fassade

wenn die fassade der kleidung gleichgesetzt wird, ist das dach der hut dazu, wobei oftmals ein bezug zu regionalen typologien, die sich aus klimatischen spezifika entwickelt haben, feststellen lässt. in vorarlberg und schweiz dominieren flachen dächern, die mit steinen beschwert sind, und die sich den schnee als winterliche wärmedämmung zunutze machen, und die steilen schilfdächer des burgenlandes, die in der ungarischen tiefebene starkem wind ausgesetzt waren. das sind wiederum informationen über klima, region, und handwerklichkeit, die aus der topografie, dem gebrauch, der organisationsform heraus entstehen.

literaturliste
fassaden_textiles

texte

harather, karin: „haus-kleider. zum phänomen der bekleidung in der architektur“.
oechslin, werner: „zwischen aussen und innen, die wand und ihre schauseite, die fassadem..in: archithese 3/92“.
teut, anna: „editorial. in: daidalos-berlin architecture journal“.
heiz, vladimir andré: „vorwand einer anatomie: die fassade, in: archithese 3/92“.
oechslin, werner: „fassade- ein später befriff, in: daidalos-berlin architecture journal“.
kräftner, johann: „naive architektur in niederösterreich“.
nietzsche, friedrich: „jenseits von gut und böse. vorspiel einer philosophie der zukunft“.
loos, adolf: „ornament und verbrechen“.
hautmann, hans: „die gemeindebauten des roten wien“.
novy, k., förster: „w: einfach bauen. genossenschaftliche selbsthilfe nach der jahrhundertwende“.
tessenow, heinrich: „geschriebenes- gedanken eines baumeisters“.
meder, iris: „offene welten. die wiener schule im einfamilienbauhaus“.
frank, josef: „architektur als symbol. elemente deutschen neuen bauens“.

gesetze, normen, richtlinien

oib richtlinie 3, 2019.

KURZE VORBEMERKUNGEN ZUR BEKLEIDUNGSTHEMATIK

Bekleidung ist ein Thema, mit dem wir ständig konfrontiert sind. Die Bekleidung des menschlichen Körpers ist bestimmend für das äußere Erscheinungsbild sowie für das Wohlbefinden des Trägers/der Trägerin, da Kleider – aber auch gebaute Räume – Hüllen sind, die den Körper beinahe permanent umfangen.
Die Ausbildung und Variation sowohl der „zweiten" als auch der „dritten Haut" des menschlichen Körpers wird durch zwei Grundkomponenten – durch die *Schutz-* und die *Schmuckfunktion* – maßgeblich bestimmt. Als Hülle, Haut, Überzug, Verpackung fungiert die Bekleidung darüber hinaus als unmittelbarer Zeichenträger, als permanent präsentes Informationsmedium.
In der eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung bezeichnet *Bekleidung* die *menschliche Körperbekleidung*. Der Ausdruck *Bekleidung* geht auf das mittelhochdeutsche Wort *kleit* („Tuch, Kleid[ung]") zurück, das sich wiederum von *klei* („fette Tonerde") ableitet und soviel wie „das mit klei Gewalkte" bedeutet.[4]
Bezogen auf die *Fassadenkleidung* verweist Wolfgang Pehnt auf ein Sprachbild, *„das Jacques-François Blondel schon in der Encyclopédie verwendete: ‚Man kann sagen, daß die Fassade für das Bauwerk ist, was die Physiognomie für den menschlichen Leib ist.' Die Etymologie des Wortes Fassade – von lateinisch facies, gleich Gestalt, Figur, Antlitz, und von italienisch faccia, gleich Gesicht – stützt diesen Gedankengang."*[5]
Wohl eine der grundsätzlichsten Parallelen in der Praxis des Bekleidens von menschlichen und architektonischen Körpern ist die Tatsache, daß jede Art der textilen Bekleidung eine Unterkonstruktion voraussetzt: in dem einen Fall bildet der menschliche Körper die Tragstruktur, in dem anderen Fall ist es der Archetyp des Gestells,[6] der die Bekleidung trägt.
Auf Parallelen der *Machart* von menschlicher und architektonischer Hülle (die in diesem speziellen Fall beinahe einer Umkehrung gleichkommen) nimmt der Anthropologe Claude Levi-Strauss Bezug; anläßlich eines Besuches in einem Kukidorf an der ehemals birmanischen Grenze stellte er fest, daß *„diese Wohnungen … weniger gebaut als geknüpft, geflochten, gewoben, gestickt …* ⟨sind⟩; *statt den Bewohner in einer Masse gleichgültiger Steine zu ersticken, passen sie sich seiner Anwesenheit und seinen Bewegungen an; … Wie eine leichte und elastische Rüstung umgibt das Dorf seine Bewohner, eher den Hüten unserer Frauen vergleichbar als unseren Städten … Die Nacktheit der Bewohner erscheint durch das samtene Gras der Wände und die Fasern der Palmblätter geschützt: sie schlüpfen aus ihren Wohnungen, als ob sie riesige Hausmäntel aus Straußenfedern ablegten."*[7]
In ähnlicher Weise bringt Wolfgang Andrae diese Imagination von *Architektur als Kleidung* zum Ausdruck. Er sieht im traditionellen Schilftonnenhaus der Sumpfgebiete des Zweistromlandes *„… ein Gehäuse, das den Menschen von der Welt abschloß, wie ein Kleid, das zuerst ebenfalls aus Schilfblättern gemacht war."*[8]
Hingegen meint der deutsche Hygieniker Max von Pettenkofer: *„Mantel und Zelt stehen sich sehr nahe. Den weiten schweren Radmantel, den man früher so häufig getragen hat, könnte man ein Zelt heißen, welches man mit sich herumträgt, und das Zelt einen feststehenden Mantel, mit welchem man sich einhüllt, in welchen man mit dem ganzen Leibe hineinschlieft, wie man etwa mit dem Arm in den Ärmel eines Rockes hineinschlieft. Der Hut ist das Dach der Kleidung, und das Dach die Kopfbedeckung des Hauses."*[9]
Wie Gottfried Semper betont, verweisen viele der einschlägigen, heute gebräuchlichen Architekturbegriffe auf sehr ursprüngliche Gemeinsamkeiten der am Körper getragenen und der gebauten Hüllen des Menschen: *„Der deutsche Ausdruck Wand, paries, giebt seinen Ursprung zu erkennen. Die Ausdrücke Wand und Gewand sind Einer Wurzel entsprossen. Sie bezeichnen den gewebten oder gewirkten Stoff, der die Wand bildet."*[10]
Es ließe sich eine lange Liste von Architekturbegriffen erstellen, die Termini der menschlichen Bekleidung direkt übernehmen bzw. beinhalten.
Das Verzeichnis der im Anhang von Hans Soeders „Urformen der abendländischen Baukunst …"[11] erläuterten Fachausdrücke verweist beispielsweise auf: *Blockschürze, Flechtgürtelhaus, Hängebinder, Haubenstirn, Kegelhut, Mantelbau, Schaubendeckung, Strohmantel.*
Im umgekehrten Sinn bezeichnet etwa der Ausdruck *Zeltlinie* eine bestimmte Mantel- bzw. Kleiderfasson.[12]
Die semantische, assoziative Verknüpfung von architektonischen Erscheinungsformen mit Elementen oder Charakteristika der menschlichen Bekleidung ist die – heutzutage wieder sehr gebräuchliche – Metaphorik der Sprache der Architekturtheorie und -kritik.[13]
Abul Fazls poetische Formulierung: *„Seine Majestät* ⟨plant⟩ *herrliche Bauwerke und kleidet seine Gedanken in ein Gewand aus Stein und Lehm",*[14] aber auch die alt bekannte Redewendung vom *„Haus im neuen Kleid"* oder die – einer Architekturkritik entnommene – Formulierung *„den ewig gleichen Schutzmantel überwerfen",*[15] stellen eindeutige Bezüge zwischen menschlicher und architektonischer Bekleidung auf semantischer Ebene her.
Selbst die Frage der *Angemessenheit* von Kleidung ist nicht nur auf die menschliche Garderobe zu beziehen, sondern wird ebenso als Kriterium der architektonischen Praxis herangezogen. Gustav A. Platz definiert die Grundregeln einer angemessenen Architekturbekleidung 1927 folgendermaßen: *„Insoweit der Nutzbau, der Standardtyp, in Frage kommt, ist jede hinzugetane Dekoration ein Übel. Aber schon beim Wohnhaus wird man ohne Muster in Stoff und Tapeten nicht auskommen. Dort jedoch, wo Symbolik und Repräsentation und damit die monumentale Architektur beginnt, wird wohl das Schweigen nicht die einzige Form des Ausdrucks sein."*[16]

4 Vgl. Loschek, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümlexikon; Stuttgart 1987; S. 284
5 Pehnt, Wolfgang: Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts; München 1989; S. 16
6 Das Gestell kann als eine Urstruktur des Bauens bezeichnet werden; es besteht aus zwei senkrechten Strukturen – etwa Pfählen, Ständern, Säulen oder Pfeilern – und einem darauf ruhenden, waagrechten Element, das sie zu einem Joch verbindet.
7 Levi-Strauss, Claude: Traurige Tropen; Frankfurt/M. 1978; S. 207
8 Andrae, Wolfgang: Das Gotteshaus und die Urformen des Bauens im alten Orient; Berlin 1930; S. 47
9 Pettenkofer, Max von: Populäre Vorträge; Braunschweig 1876. Zitiert nach: Sternberger, Dolf: Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert; Frankfurt/M. 1974; S. 159f.
10 Semper, Gottfried: Die Vier Elemente der Baukunst; Braunschweig 1851; S. 57
Nach Loschek leitet sich der Ausdruck *Gewand* vom althochdeutschen *giwant* („gewendet") ab, das das gefaltete oder in Falten gelegte, aufbewahrte Tuch bezeichnete. Vgl. Loschek, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümlexikon; S. 213.
11 Vgl. Soeder, Hans: Urformen der abendländischen Baukunst; Köln 1964; S. 281ff.
12 Vgl. Loschek, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümlexikon; S. 456
13 Zweifellos gibt es auch in diesem Bereich gewisse *Sprachmoden,* die zu untersuchen ein eigenes Thema wäre.
14 Fazl, Abul: Chronik „Ain-i-Akbari". Zitiert nach: Volwahsen, Andreas: Islamisches Indien; München 1969; S. 173
Abul Fazl war Hofhistoriker des Galal ad-Din Akbar (1556–1605).
15 Chramosta, Walter M.: Wie populär kann Avantgarde sein? In: Die Presse, Samstag/Sonntag, 4./5. August 1990; Beilage S. XIII
16 Platz, Gustav Adolf: Die Baukunst der neuesten Zeit; Berlin 1927; S. 159

zwischen aussen und innen, die wand und ihre schauseite, die fassade, in: archithese 3|92
oechslin, werner.
s.27-28

Werner Oechslin

ZWISCHEN AUSSEN UND INNEN: DIE WAND UND IHRE SCHAUSEITE, DIE FASSADE.

Was ist nicht alles an begrifflichem und denkerischem Aufwand betrieben worden, um das jederman von der Erfahrung her vertraute Phänomen des Innen und Aussen eines Gebäudes zu beschreiben! Dass dies nicht bloss eine mathematische Grenze sei, kein blosser Schnitt durch die Sehpyramide des aussen Stehenden, sondern eine irgendwie geartete «Dicke» mit meist unterschiedlicher Haut innen resp. aussen, das war einsichtig und geläufig, entzog sich aber sehr schnell einer allzu «einfachen» Erklärung. Daher rührt der mühsame Versuch, in den (Be-)Griff zu kriegen, was offensichtlich ein Hauptproblem jeglicher architektonischen Unternehmung darstellt. Unverzichtbar ist das Problem allemal. Der über dem Grundriss zu errichtende Bau besteht nun einmal – um es in den Begriffen L. B. Albertis zu sagen – aus Mauer, Dach und Öffnungen. Diese allgemeinste Definition von Architektur blieb auch nach den Umwälzungen der Moderne kaum angetastet. Hatte spätestens seit dem «Chicagoframe» und endgültig seit den «pilotis» und der davon abgeleiteten «façade libre» die Mauer ihre konstruktive Notwendigkeit scheinbar eingebüsst, so kehrte sie handkehrum als Raumbegrenzung, als «Fassade» im eigentlichsten Sinne zurück. Niemand mag heute so recht begreifen, weshalb die Welt – der ehrlichen Architekten – schockiert war, als Philip Johnson in den 70er Jahren die «bill-board» neu erfand und den postmodernen «Fassadismus» einleitete. So hat die Architektur eben bewiesen, dass sie auf die Wand, auf Raumbegrenzung oder Fassade nicht verzichten will, ebensowenig wie auf Material oder Baumasse. Man kommt, so das Fazit, ohne Mauer und Fassade, die jene bedingt, in der Architektur schlichtwegs nicht aus.

1914, 1964.

UNSER VERHÄLTNIS
ZU DEN BILDENDEN
KÜNSTEN

SECHS VORTRÄGE ÜBER
KUNST UND ERZIEHUNG

GEHALTEN VON

DR. AUGUST SCHMARSOW
PROFESSOR DER KUNSTGESCHICHTE
AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

LEIPZIG
VERLAG VON B. G. TEUBNER
1903

Wie also soll dieses Problem angegangen werden, wenn man nicht blosse Fassadenbeschreibung – die Analyse von Gliederungssystemen jeglicher Art und jedweden «Stils» – betreiben möchte? Wie, wenn das Problem jenseits «historistischer» Vorurteile grundsätzlich betrachtet werden sollte? In «strukturalistischer» Manier hatte Cesare Brandi 1967 für viele die plausible Lösung erbracht, indem er entwaffnend dem Innern sein Äusseres und umgekehrt dem Äussern sein Inneres zuwies. So erschien die «Dicke» der Fassade erklärt, die ja offensichtlich etwas mehr als ein blosses Skelett («qualcosa di più dello scheletro») darstellte. Die Raumerfahrung eines Innenraums ergab sich als die Perzeption eines Äusseren und so war alles miteinander verknüpft und liessen sich ganze Entwicklungslinien einer – vornehmlich barocken – Architektur (von Vignola zu Borromini und Juvarra) aufzeigen, der die Verbindung des Äusseren und Inneren gemäss diesen Vorgaben ein Hauptanliegen war .

Wie sehr diese elegante begriffliche Bewältigung einer Verschränkung von Innen und Aussen befriedigt, kann man getrost offenlassen. Wie sehr sie allenfalls das nicht nur moderne Credo erfüllt, wonach eine in irgendeiner Weise wesentliche Beziehung – und sei sie noch so undeutlich erkennbar – zwischen Innen und Aussen postuliert wird, mag man so oder anders beantworten. Fest steht, dass gerade diese Frage immer wieder besonderes Interesse beanspruchen konnte. Schnell ist man in seiner Vorstellung dort angelangt, wo man nach wiederholtem Betreten eines Gebäudes «durch das Äussere» – und auf Grund solcher vorausgegangener Erfahrung – das Innere antizipiert, weil man weiss oder wenigstens ahnt, was sich dahinter versteckt. Von diesem «Vorurteil» lässt sich auch die Frage von Innen und Aussen samt der sie trennenden Wand und ihrer Oberflächen kaum trennen .

So ist es mehr als verständlich, wenn manche grundsätzliche architekturtheoretische Erörterung generell vom perzeptionistischen Standpunkt ausging, um die Frage vorerst auf diesem Wege zu lösen. August Schmarsow hat 1903 diesen Zugang gewählt und im grösseren Rahmen einer Untersuchung zu «Unserem Verhältnis zu den Bildenden Künsten» das Problem als «das Raumgebilde und seine Grenze – die Wand» umschrieben. Schmarsow legte seinen Überlegungen die «Auseinandersetzung zwischen Körper und Raum» zugrunde. Er ging vom menschlichen Bedürfnis der «Raumbildung» aus, um dann ebenso lakonisch beizufügen: «Die zweite Dimension ist sozusagen der selbstverständlichste, geläufigste Bestandteil der Aussenwelt für uns.» Die Frage entsteht also dort, wo Körper in den Raum gestellt sind und sich uns als Wandflächen in den Blick schieben. Folgerichtig verstrickt sich Schmarsow in den alten Streit des Vergleiches («paragone») verschiedener künstlerischer Gattungen, spricht von der Graphik als der «abgesagten Feindin des plastischen Ideals» und der «Gegenfüsslerin der Körperschönheit». Betroffen ist mittelbar das Problem der Fassade samt ihrer Ausgestaltung, der Ornamentik. Dazu weiss Schmarsow in seiner Zeit – man denke an die Wiener Sezession, an Otto Wagners und Adolf Loos' Position – zu berichten, dass die Dynamik des Auges, «das Linienziehen der Blicke» ein «fühlbares Erlebnis» auslösten, wogegen das Festhalten (oder Antizipieren) solcher Begegnung mit der Wand mittels «Pinsel und Farbstoff» eben doch «wieder eine Betätigung der Ornamentik» sei. Diese vermöge höchstens zu vermitteln und anzudeuten. Denn «Ornamentik und Dekoration bleiben überall auf der Oberfläche». So wird letztlich die tiefere Frage nach dem, was sich – in welchem Verhältnis auch immer – hinter der Fassade versteckt, nicht oder noch nicht – oder auch nicht mehr – zufriedenstellend beantwortet .

Zu Schmarsow's Zeiten war eine Theorie, die sich eben diesem tieferen Zusammenhang zuwandte, bis zum Überdruss bekannt, wenngleich kaum mehr wirklich verstanden. Zu einem Zeitpunkt, da es scheinbar ohnehin darum ging, den geistigen Übervater, Gottfried Semper, zu bekämpfen, gab man dessen «Bekleidungstheorie» wenig Kredit. Deren eigentlicher Auslöser – zeitlich noch mehr entrückt – blieb meist vergessen. 1844 hatte Karl Bötticher erstmals seine «Tektonik der Hellenen» publiziert,

Die

Tektonik der Hellenen.

Von

Karl Bötticher.

Einleitung und Dorika.

Potsdam 1844.

Verlag von Ferdinand Riegert.

von der die Frage nach Hülle und Kern in all ihren Schattierungen letztlich ihren Ausgangspunkt nahm. Böttichers theoretische Anstrengungen richteten sich in der Tat u. a. genau darauf, wie sich im Sinne einer «Philosophie der tektonischen Form» – mitsamt ihren «ethischen» Ansprüchen – die «Körperbildung» zur «Kunstform» verhalte. Damit war die Frage im Hinblick auf unseren architektonischen Gegenstand deutlich genug auf das Verhältnis von Hülle und Kern bezogen. Die «totale Form» war Mittelpunkt der Betrachtung, zu der – auf zu analysierende Weise sämtliche Bedingungen von materiellen Voraussetzungen wie von «Zweckgebrauch», von Anordnung und von Funktion im weitesten Sinne gehörten. Wenn man denn einen solchen inneren Zusammenhang grundsätzlich postulierte, so war es nur folgerichtig anzunehmen, dass «durch die lebendige Funktion und innere Wesenheit» die äussere Form in irgendeiner Weise beeinflusst wurde. Und selbst wenn man sich vorstellte, dass in einem «Körperkern» die «tektonische Funktion» bereits erledigt wäre, so bliebe einer angefügten Hülle immer noch die Aufgabe «seinen innern Begriff in allen Beziehungen auf die prägnanteste Weise» zu erklären. Böttticher bezeichnete dementsprechend die Hülle grundsätzlich als «dekorative Karakteristik», verlangte ihr also letztlich eine charakterisierende Funktion ab. In der Verbindung von Strukturteil (Kern) und dessen «Begriff» (Hülle), dem was er auch «Junktur» nannte, lag deshalb das A und O. Ja, Böttticher folgerte konsequent weiter, dass diese «Junktur» selbst wiederum im Begriffe (der Ornamenthülle) enthalten sein konnte.

Was Böttticher in seiner Zeit – nicht gerade auf sehr einfache Weise – formulierte, ist nichts anderes als die konsequent gehandhabte Schlussfolgerung aus der Annahme, es könnte zwischen dem Innern eines Körpers und seiner äusseren Oberfläche irgendein sinnvoller Zusammenhang bestehen. Bejaht man diese grundsätzliche – letztlich in der Tat ethisch begründbare – Forderung, so wird man nicht umhin kommen, seinen Ausführungen zu folgen und sich die verschiedenen möglichen Zusammenhänge von Körper und Form, Kern und Hülle, Struktur und Dekoration zu überlegen. Das ist anforderungsreich genug – und kaum übertroffen bis in jüngste Zeit.

Bibliographischer Hinweis:
Karl Bötticher, Die Tektonik der Hellenen, I (Einleitung und Dorika), Potsdam, 1844.
August Schmarsow, Unser Verhältnis zu den Bildenden Künsten. Sechs Vorträge über Kunst und Erziehung, Leipzig, 1903.
Cesare Brandi, Struttura e architettura, Torino, 1967.

Eine ausführliche Studie des Autors («Der 'evolutionäre' Weg zur modernen Architektur: Otto Wagner und das Paradigma von 'Stilhülse und Kern'») soll im Rahmen der Akten des Otto-Wagner-Kolloquiums (The Getty Center for the History of Art and the Humanities, 1989) demnächst publiziert werden. Vgl. auch: W.Oechslin, Fassade – ein später Begriff, in: Daidalos, 6, 1982 S. 33 ff.

editorial. in: daidalos-berlin architecture journal
teut, anna.
s.9

Anna

Daß die Fassade erst vergleichsweise spät in den Kokon des Begriffs geschlüpft und, dort angekommen, alsbald anrüchig geworden, schöner Augentäuschung verdächtigt, perfider Lügenhaftigkeit bezichtigt, zum bevorzugten Gegenstand emanzipatorischer Reflektionen, purifizierender Bilderstürmerei und usurpatischer Raubzüge geworden ist, hat diverse Gründe und auch, und nicht zuletzt, mit jener deformation professionelle zu tun, die die Fassade, la façade, la facciata – lexikalisch – *‚Frontispiz‘, ‚Gesicht‘, ‚Vorderseite‘, ‚Schauseite‘* nennt, *„die in der Regel auch die Haupteingangsseite ist“*.

Dabei weiß jeder, daß die Fassade gleichbedeutend mit der äußersten Schicht eines Bauwerks, die einen Innenraum oder eine Agglomeration von Innenräumen gegen einen Außenraum abgrenzt, zugleich Begrenzung, innere Ansicht, Kulisse, *scenae frons* von Straßen- und Platzräumen ist, deren Vielgestalt, Bedeutungsgehalt und Wechselbeziehungen zu den hohen Festen und stündlich und täglich wechselnden Alltagsszenerien ungleich bedeutsamer und faszinierender sind als die noch so kunstvoll gefügte, dem Baukörper integrierte oder als nahezu autonomes Bauglied korrespondierende Einzelhausfassade.

Natürlich ist das auch eine Geschmacks- und Bildungsfrage und ebenso eine Frage der Lust oder Unlust, die sich mit der Wahrnehmung verbindet, der Gewöhnung an die sattsam bekannten zentralperspektivischen Ansichten und Einstellungen, die uns zumal das Foto oktroyiert. Man ist skeptisch geworden gegen einmalige und einseitige Stand- und Blickpunkte. Und neugierig auf Untersuchung der Frage, ob und inwieweit die weltweit zu beobachtende Zerstörung der innerstädtischen Räume mit der Blindheit kunsthistorischer, kunstwissenschaftlicher, architekturtheoretischer Gelehrsamkeit gegenüber den Wechselbeziehungen von Bauwerk und Raum, privater Nutzung und urbanem Leben zu tun hat.

Versuche, diese Fragen zu beantworten, wird der Leser jedoch erst in einer unserer nächsten Ausgaben finden. Das vorliegende Heft konzentriert sich, ohne das Thema auch nur andeutungsweise ausschöpfen zu können, auf die primären Aspekte: auf das seltene Glück und die häufigen Leiden der Häuser an ihren Fassaden und der Fassaden an ihren Häusern, die bekanntlich in dem Augenblick einsetzten und zum Problem wurden, in dem moralisierende Tatsächlichkeit sie ihrer historischen Bezüglichkeit und Bedeutungen entzog und als befreites, freies Ornament zur Verschönerung von Plätzen, Sichtachsen, Parlamenten, Banken, Bürgervillen und Massenmiethäusern verwendete oder – im Gegenzug – die „verborgene Vernunft“ der neuen Konstruktionen zur „wahren“ Zierde erhob.

Die geborgten Stile und Ordnungsmuster „großer Vergangenheit“ haben, wie man weiß, keine wirkliche Revitalisierung erfahren. Aber auch die „reine“ Schönheit der Neuen Sachlichkeit und die radikalen elementaristischen und konstruktivistischen Reduktionen und Neuanfänge zugunsten des „neuen Menschen“ haben den alten Adam nicht befriedigt. Der Zwiespalt zwischen naivem Verlangen nach unvermittelter Anschauung von Schönheit und den professionellen Bildangeboten dauert an. Auch ein Ende der Dichotomie zwischen autonomem und partizipatorischem Bauen ist nicht abzusehen.

Teut

No sooner – and comparatively late – had the façade slipped into the cocoon of a concrete definition than it acquired an ill reputation, being suspected of beautiful illusionism, accused of treacherous mendacity, and turned into the favorite object of emancipatory reflection, purifying iconoclasm, and usurpatory raids. Many reasons can be found for this, not the least being that particular professional distortion which defines the façade, *die Fassade, la facciata,* as the *frontispiece,* the *face,* the *frontage* or the *display side* which *usually contains the entrance.*

Yet everyone knows that the façade is synonymous with the outermost layer of a building which separates an interior space (or an agglomeration of spaces) from an exterior space; simultaneously a boundary, an interior view, a backdrop, a *scenae frons* for the space of streets and piazzas; its multiformity, meaning, and correlation to the great festivities and the continously changing routines of everyday life bear far more significance and fascination than the isolated façade of a single building, however artfully it may be constructed, integrated into the building or functioning as an almost autonomous element.

To be sure, this is as much a matter of taste and education as of the pleasure or displeasure associated with our habitual perception of sufficiently familiar views and centralized perspectives imposed upon our senses by photography in particular. We have become quite suspicious of unique, and unilateral, standpoints and views, and increasingly curious to examine the question, if and to what extent the omnipresent destruction of inner urban space may be related to that peculiar blindness of art historians, aestheticians and architectural historians vis-à-vis the interrelation between building and space, between private use and urban life.

We shall attempt to answer some of these questions in our next issue, while in the issue at hand we tried to concentrate – barely skimming the surface of the problem – on the primary aspects, on the rare harmony and all too frequent disharmony between edifice and façade which became a problem only, as is well known, when a moralizing stance of factuality detached them from their historical systems of reference and hence their meaning, preferring to use them as liberated, independent ornamentation for the beautification of piazzas, prospects, parliaments, banks, private mansions and tenement houses or, in a kind of counter-move, celebrating the "hidden rationality" of the new structures as the only true adornment.

It is clear that the styles and configurations borrowed from a "great past" have not been revitalized in the true sense. But even the "pure" beauty of the *Neue Sachlichkeit* or the radical, elementarist or constructivist, reductions and fresh beginnings for the benefit of the "new man" could not satisfy the old Adam. The dilemma between the naive need for immediate beauty and the professionally offered images endures, and an end of the dichotomy between autonomous and participatory architecture is not in sight.

vorwand einer anatomie: die fasssade, in: archithese 3|92
heiz, andré vladimir.
s.23-24

4

eigenständigen Zuwachs an Fassadenfaktur andeuten, weicht auch er als «construzione legittima» von der Empfindungsgrösse par excellence, nämlich dem menschlichen Körper und Organismus, kein Jota ab. Gesagt und gezeigt ist es bei Vitruv in einem Organon der gestaltgebenden Elemente, wobei – wie Michael Baxandall und andere unterstreichen – die architekturale Verkörperung den Aufbau der Sprache selbst als Kongruenz von Fläche – Glied – Körper – Gruppe spiegelt. Nichts dürfte wohl die missverstandene Entkörperung dieser Auffassung von Sprache und das Shiften der Empfindung nach aussen deutlicher illustrieren, als die aquarellierten Zeichnungen von Akademieabsolventen aus dem 19. Jahrhundert, die griechische Tempel und Gebäude als überwältigendes Fassadenereignis zu Papier bringen.

Kluft mal zwei

Wie ein Risalit sticht in der Sammlung der merkwürdigen Schriften des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan ein Vortrag hervor, den er ausgerechnet in Zürich – und zwar am 16. internationalen Kongress für Psychoanalyse gehalten hat. Darin umkreist er das seither in wechselnden Zusammenhängen wiederholt diskutierte Spiegelstadium des «Infans», jenen einschneidenden Augenblick nämlich, von dem an ein Kleinkind, sprachlos noch, sich im Spiegel offenbar als sich selbst erkennt. Nur sich selbst? Das Ereignis scheint sich für unsere äussere Anschauung und die mimetischen Aequivalenzen des Denkens in geradezu überwältigender Einfachheit zu vollziehen. Hier Körper, der ich bin und als den meinen erlebe, dort Bild, Aussehen, Ansehen, die sich mir als Factum vorspiegeln. Den gebräuchlichen Vorstellungen, den triebsamen Projektionen, die auf Deckungsgleichheit aus sind oder sich in Abspaltung verdrehen können, dem narzisstischen Einklang, den Adaptationsvorgängen und der Selbstverteidigung, die etwa bei Sigmund Freud und andern messerscharf den Konzepten der Moderne entsprechen – in ihrer beherrschenden Wehmut nach dem Einen und Ganzen –, hält Jacques Lacan mit postmodernem Impetus ausdrücklich die Irreversibilität der Zwei entgegen, eine dem Dasein immanente Beidheit, die nicht nur im Bewusstsein verankert ist (oder wird), sondern in existentia identitätsstiftend ist. Zum Körper in seinem Dasein kommt die Gestalt in ihrem So-Sein hinzu, ich darf mit einem meiner Standbegriffe sagen: dialogisch, weil sich Sinn und Funktion des einen nur durch die gegenseitige Bedingtheit des einen und andern ergeben können. Lacan selbst drückt es zwar nicht so drastisch aus: es gibt indes nach dem Spiegelstadium kein Zurück mehr, es gibt nur noch ein Von-nun-an, ein Damit, ein Da-durch. «Die Funktion des Spiegelstadiums erweist sich fürderhin als Spezialfall der Imagofunktion, die eine Beziehung zwischen dem Organismus und seiner Wirklichkeit herstellt – oder, wie man sagt, von 'Innenwelt' zur 'Umwelt'.» (Innenwelt und Umwelt stehen im französischen Original in deutscher Sprache; Ecrits I, Paris 1966, Seite 93). Der Text und seine epistemische Konsequenz bezeichnen ausdrücklich eine Wende in der Geschichte der Wahrnehmung und des Bewusstseins, da «das unterscheidende Moment das gesamte menschliche Wissen in der Vermittlung durch die Begierde des andern umkippen lässt» (Seite 95), wo eine «identité aliénante» ein Da-zwischen zum körperlichen Aufenthalt macht, als Ego zwischen Ich, Du und Es, dem andern schlechthin.

Was hier am psychologischen Grundriss ausgewiesen wird, gilt im Aufriss auch für die Ansichten einer Philosophie und Ästhetik der Kluft, die als seinskonstituierend angenommen wird, lange bevor es zur Sprache kommt. Und findet wohl in der postmodernen Vielfältigkeit, «Fassaden zu sehen», eine kongruente Entsprechung. Ich und das andere an mir und ausser mir, Baukörper und Fassade sind für diese Empfindung momentanen Zusammenklingens oder Auseinanderbrechens wohl immer «zwei» und darin als Ausdruck möglicher Kompatibilitäten oder Divergenzen vorläufig. Denn – wie behauptet – ist es der Fassade in ihrer Eigentlichkeit vorbehalten, die Kluft zu dramatisieren oder in ein versöhnliches Licht zu rücken. Was hier sozusagen «analytisch» oder «theoretisch» in der Ersprachlichung möglicher Versuche, Erkenntnisse auszumachen an der Oberfläche Farbe bekennen soll, ist nicht mehr als eine Formvariante; die mitschwingenden und betroffenen Kategorien der Inhaltssubstanz können indes auch anders Gestalt annehmen. Was nämlich als Kluft in der Tiefenstruktur angelegt ist, mithin Genese und Gestus der Empfindungen und Bedeutungen prägt, kann auf ganz verschiedene Arten Ausdruck werden. Sprachlich oder nicht – es lassen sich die Implikationen und Konsequenzen, damit und darin umzugehen, in ihrer Veräusserung als Konfigurationen entziffern, die symbolische und repräsentative Qualitäten bekleiden. Das «Symbolon», an sich zweischneidig genug, überwindet im unmittelbaren Akt des Zusammenfügens das vorübergehende Getrenntsein zweier Bruchstücke. Die Einheit macht augenblicklich Sinn, aber als übertragene, zusätzliche Bedeutung am Objekt, für die es bürgt. Das repräsentative Moment bildet dabei die referentielle Voraussetzung, darin und dahinter jenes Bindeglied zu vermuten, wodurch das Vereinzelte nur im Hinblick auf ein anderes etwas verkörpert – und vorab nicht mehr als «Zusammenhang». Der pragmatische Ursprung bleibt die Regel; das semantische Gewand des Symbols – wenn auch konventionalisiert – ist Zu-satz.

Gerade im Hinblick auf die Anatomie der Fassade scheint sich ein – ich gebe zu – archaisierendes Analogon anzubieten, das den Umgang mit der Kluft in praxi thematisiert, gemeint ist das Phänomen der Maske, in ihrem ethnisch-kulturellen Ursprung und nicht zuletzt als ein «faire-face» in Raum und Zeit. Sein und Schein spielen mit vertauschten Rollen; Masken sind: Annahme, Parallele unserer metaphysischen Bestrebungen, Hypothesen, denen durch entsprechende Rituale, vornehmlich Wiederholungen, Dauer und Stand eingehaucht werden sollen. Beides ist in der Interpretation möglich: Verlust der Einheit im unseligen Da,

oder aber Wiederherstellung eines Ganzen durch das Da, das als entsprechender Auftrag verstanden wird. Masken sind in extremis «gemacht» (wobei die Materialvorlieben für Holz, Rinde, Bambus, Federn, Muscheln, Zähne, Fell und Haar – um nur bei ausgewählten Einzelheiten zu verweilen – ein gewichtiges Wort mitreden); dass sie «gemacht» sind, wird jedoch im ritualistischen Akt ihrer Belebung, im Brauch augenblicklicher Verkörperung betulich übersehen und in die momentane Vergessenheit gedrängt. Was in der traditionellen Rhetorik der Fassade eine erwünschte Begleiterscheinung bleibt, wird hier an Leib und Seele zur Hauptsache: permovere – bewegen, erregen, beeindrucken. So sehr nun der künstlerische, künstli-

5

5
Pieter Bruegel d.Ä., Der Turmbau zu Babel (die universelle Sprache zerbricht), 1563 ■ Pieter Bruegel l'Ancien, «La tour de Babel» (la langue universelle s'écroule), 1563

6
Architekturbüro Bonnema, Gebäude der «Nationale–Nederlanden RVS», Rotterdam 1992 ■ Bureau d'architecture Bonnema, bâtiments de la «Nationale Nederlanden RVS», Rotterdam 1992

che Vorsatz symbolisch beschwörend, abschreckend, beschützend, tröstend, aufwiegelnd … auf die emotionalen Befindlichkeiten Einfluss nehmen soll, in der repräsentativen Funktion ist der Empfänger nicht der Mensch allein. Der Rollentypus und die erwünschte Wirkung auf Mitspieler und Betrachter spiegeln, was viele Fassaden – auch heute noch – zur Darstellung bringen: das «principium», das Ursprüngliche, Ausschliessliche, das Erste und Letzte, Ordnung, Gestus, Bild, Mimesis eines Gesamtzusammenhangs, dem im betonten Anschein gedient wird. Und darin, es versteht sich, strukturiert, gestaltet bis in die Binnenelemente der syntaktischen Faktur der Ausformungen, Vorsprünge und Vertiefungen, die in ihrer Dramaturgie, an einem bestimmten Ort in Erscheinung zu treten, Bedeutungsträger werden. Diese Stilmittel übernehmen als Maske oder als Fassade so und anders die repräsentative Funktion dessen, was die englische Sprache mit «second sight» ausdrücklich benennt und erlaubt im symbolischen Verweis, die Zusammenhänge dieser Welt anders zu sichten.

Das maskierte Ego bedient sich seines Körpers als Gefährt, als Instrument; im Spiegel des andern, selbst anders wird das Ich-Du-Gefälle durchbrochen, wodurch ein momentaner Einsitz im Es bezeichnet wird. Was in übertragener Bedeutung für das Ereignis der Fassade heissen könnte, dass sie sich selbst als Dilemma zwischen Körperlichkeit und Bedeutung, zwischen Anwesen und Erscheinung aufhält und in der vergegenwärtigten Ambiguität ihrer Öffnungen und Verschlossenheiten die physische und psychische Befindlichkeit in Mitleidenschaft zieht, als symbolische Offenkundigkeit einer Unheimlichkeit, die sie verharmlosend oder zugespitzt vor aller Augen zur Schau stellt.

Körper der Sprachen

In einer der ersten symbolischen, wenn nicht gar repäsentativen Legende urbanistischer Utopien, im Land Schinar, wie es heisst, fällt kein Wort über Fassaden und Ansichten. Keine Spuren, keine Pläne zur sachlichen Einsicht, nur Interpretationen und Illustrationen, wie etwa jene von Bruegel. Um den Turm nämlich, dessen Spitze bis in den Himmel reichen soll, «um Name zu werden», dreht sich alles und – um ein dramatisches Ende, die folgende Wirrsal und das Zerspringen vereinigender Sprache. Die religiös-moralische Verwendung der Episode braucht hier nicht zu interessieren; vielmehr ist die Frage nach der Rolle der Sprache im Dienste aller Verwirklichungen zu stellen, die sie als Korpus und Ort der gestalterischen Utopien schlechthin, in ihrer Wunschform als williger Hort aller Formwünsche einnimmt.

Die Auffassung der antiken und römischen, mithin auch der klassischen und klassizistischen Fassade, es ist versuchsweise gezeigt worden, ist eine «rhetorische»; sie spricht «an sich» und im Namen eines Gebäudes als Gesamterscheinung kanonischer Konfigurationen innerhalb eines übersichtlichen (und bekannten) Inventars von Gliedern. In unsern Augen lässt sich der Sachverhalt auch umdrehen: das Empfinden für die Sprache selbst lehnt sich an das vollendete Phänomen der Fassade an. Als geschlossene Statur gibt sie die organisierte Strukturiertheit eines Ganzen im eigentlichen Sinne des Wortes «kosmetisch» zu erkennen; als Epiderma gewährt sie in ihrer Durchlässigkeit aber auch, auf den Uranlass des Sprachkörpers vorzudringen. Die Repräsentativität selbst bestätigt die nachempfindbare Tatsächlichkeit symbolischer Kongruenz. Solidität und Transparenz, Statik und Dynamik, organische Tiefe, konstruierte Einheit in der Erscheinung: die Sprache transportiert und spiegelt in schlüssiger Metaphorisierung, was metaphysisch schlicht vorausgesetzt ist: das Eine und Gute und Wahre.

In ihrer nachbabelschen Heteronymie lässt die Sprache das naive und sentimentalische Apriori einer analogen Geborgenheit immer wieder schmerzlich vermissen; sie wird problematisch und mit ihr: die Fassade an sich. Gewiss, die sogenannt «ästhetische» Laufbahn des Abendlandes lässt sich probat und banal als moralische Sehnsucht nach Einheit und Ganzheit darstellen; nichts scheint in der gegenwärtigen Lage unserer Weltsicht reaktionärer und redundanter als solche pfadfinderhafte Anstrengungen; sie kann nämlich auch als ein zunehmendes Aufbrechen entziffert werden, für das

fassade- ein später begriff, in: daidalos berlin architecture journal
oechslin, werner.
s.33-34

Fassade – ein später Begriff The Façade – a Recent Concept

Wer heute von „Fassade" spricht, übersieht leicht, daß dieser mittlerweile so geläufige Begriff keineswegs in der Weise feststand oder feststeht wie viele andere architektonische (vitruvianische) Bezeichnungen, es sei denn als das, was aus dem Zusammentreffen unterschiedlicher Bedingungen – von Bauvorschriften bis hin zu architektur-ästhetischen Prinzipien – am Ende *resultiert*. Daß Fassade viel eher als ‚Resultat' denn als ‚architektonische Form' in Erscheinung tritt, spiegelt sich in den umständlichen Umschreibungen und Definitionen einschlägiger Architekturtraktate. Das Prinzip der Fassaden konstituierenden architektonischen Gliederung – im Sinne der vitruvianischen Ordnung – war längst kodifiziert, als man sich noch schwer tat, Fassade überhaupt begrifflich zu fassen. Das Wörterbuch der *Accademia della Crusca* gibt noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die triviale Definition, die Fassade sei jener Gebäudeteil, wo sich meist der Eingang befände („Facciata, La Parte degli edifici, dove per lo più è l'entrata"). Daraus erhellt, wie mutig *Laugier* war, als er 1765 in seinen „Observations sur l'Architecture" schrieb: „Les façades sont de deux genres: avec ordre d'Architecture ou sans ordre d'Architecture". Wie wollte man denn überhaupt über Fassaden reden, wenn deren konstituierendes Element, die Säulenordnungen, wegfielen? *Blondel* definierte 1756 die Fassade in der großen Encyclopédie als „le frontispice ou la structure extérieure" und verpaßte es vorerst, Genaueres darüber auszusagen. Statt dessen verwies er auf den Vergleich mit der menschlichen Physiognomie. Für *Roland le Virloys* kam zumindest das Kriterium der *„Ansichtigkeit"*, des „In-einem-Blick-erfassens", hinzu. Doch auf dieser Basis – letztlich der optischen Wirkung – hatte schon *Bernini* in seinem Gutachten für die Mailänder Domfassade 1656 sein Prinzip architektonischer Qualität formuliert: alles müsse so zusammenstimmen, daß weder etwas weggenommen noch etwas hinzugesetzt werden könne, ohne die Harmonie zu stören.

Dieses später bei *Laugier* in seiner gliederungslosen Fassade ähnlich umschriebene Prinzip konnte aber ebensowenig wie die allgemeinen und zuweilen hilflosen Definitionen Anleitung zur Fassadenkunst sein. Es bedurfte der konkreten Anweisung: entweder des „Baugesetzes", das beispielsweise für Lodi 1586 die Minimalhöhe anzubringender Sonnendächer festlegte, oder aber der Empfehlung architektonischer Gliederungssysteme. Diese architektonische Zuständigkeit wird von *Blondel* mit dem allgemeinen Begriff der ‚Dekoration' umschrieben. Und daraus wird auch gleich die Gestaltungsmöglichkeit und -variation für den Architekten ersichtlich. Je nach Wichtigkeit und „dignité du propriétaire" kann die Fassade geformt werden. Blondels Vergleich mit der menschlichen Physiognomie – der „Fassade" des Menschen – dient zur Unterstreichung dieser *Ausdrucksfunktion* der Architektur in der Fassade. Sie gewinnt unter dem Stichwort „Charakter" zunehmend an Bedeutung. Für *Boullée* ist das Erzeugen von Emotionen bereits eine klare – architektonische – Forderung. „Émouvoir" heißt das Stichwort, und das Ziel lautet: „effectuer ce que la poésie ne peut que décrire". In der Nachfolge *Milizias,* der in seinen „Principj di Architettura Civile" die architektonischen Funktionen zur Klassifizierung der Architektur schlechthin bemüht, weiß etwa *Lorenzo Santi* die unterschiedlichen Aspekte im Sinne von Gebäude-, Funktions- und Stilbezeichnungen eindeutig einander zuzuordnen. Den ‚Monumenten der Unsterblichkeit' wird so die Funktion öffentlicher

The term "façade", so familiar to us today, lets us forget all too easily that it, unlike a large number of architectural (Vitruvian) terms, has never enjoyed a clear, unequivocal definition short of understanding it as the *result* of a combination of a variety of circumstances ranging from building regulations to the aesthetic principles of architecture. This view of the façade as a "result" rather than an "architectural form" is reflected in the awkward explanations and definitions given in the pertinent architectural treatises. At a time when the principles of the architectural arrangement – in the sense of Vitruvian order – constituting the façade had long been codified, it was still found difficult to develop a clear concept of the term "façade". Even in the late eighteenth century, the glossary of the *Accademia della Crusca* contained the trivial definition of the façade as that part of a building which usually contains the entrance („Facciate, Le Parte degli edifici, dove per lo più è l'entrata"). This definition gives one an idea of how daring it was for *Laugier* to write, in his "Observations sur l'Architecture": "Les façades sont de deux genres: avec ordre d'Architecture ou sans ordre d'Architecture" (There are two kinds of façade: those with architectural order and those without it). How could one speak of façades at all when their constituting element, the order of columns, had been eliminated? In the great encyclopedia, in 1756, *Blondel* defined the façade as "le frontispice ou la structure extérieure", preferring not to give a more detailed explanation and instead referring to the similarity with the human physiognomy. *Roland de Virloys'* definition included at least the criterium of evidence, of being "perceivable at a single glance", just as Bernini had earlier based his formulation of the principle of architectural quality on this visual appearance in his expertise of the façade of the Duomo di Milano in 1656 when he wrote that everything should agree in such a way that nothing could be omitted or added without disturbing the overall harmony.

This principle, however, later similarly defined by Laugier in his unstructured façade, could no more provide an instruction for façade design than the all too general and frequently slumsy definitions preceding it. What was needed instead was either the precise prescriptions of a "building code" (such as that providing Lodi in 1586 with the minimum height of the required blinds) or the recommendations of architectural systems of order. This architectural responsibility is described by *Blondel* with the general term "decoration" which also established the architect's freedom and variations of design: the façade must be designed in accordance with the importance and the "dignité du propriétaire". In this context, Blondel's analogy with the human physiognomy serves to emphasize this *expressive function* of the façade in architecture, gaining increasing importance under the heading of "character". *Boullée* already accepts the evoking of emotions as a definite task of architecture; the key term is "émouvoir" with the objective of "effectuer ce que la poésie ne peut que décrire". Following *Milizia,* who employs the architectural function to classify architecture in general, *Lorenzo Santi* is able to correlate the various aspects in an unequivocal manner in terms of classification, function, and style. Thus the "monuments of immortality" are associated with the function of expressing public gratitude and remembrance and a "majestic" style just as the "monuments of human society" are associated with the

Wörterbuch der Accademia della Crusca,
ed. Neapel 1747, II, S. 201:
Fassade. Der Teil des Gebäudes, in dem sich meist der Eingang befindet. Lat. frons, facies. Griechisch: prosopon.

Jacques-François Blondel, in der *Encyclopédie, VI,* 1756, S. 355:
Façade. Sie ist das Frontispiz oder die äußere Gestalt eines Gebäudes. Man spricht vom Frontispiz einer Kirche, eines Tempels, eines öffentlichen Monuments, etc. Man sagt: die Fassade gegen die Gärten, zur Straße, zum Hof, zum Fahrweg, etc. Seitenfassade nennt man auch die Giebelwand oder die Rückseite eines alleinstehenden Gebäudes. Von der Dekoration der Fassade eines Gebäudes her muß man die Bedeutung desselben, das Motiv, aus dem heraus es gebaut ward, und die Würde seines Besitzers beurteilen; in ihrer Gliederung manifestiert sich die Fähigkeit eines Architekten, und aus ihr ersehen die intelligenten Menschen, welche Beziehung zwischen dem Äußeren und dem Inneren er gestiftet und wie er beides fest gefügt hat. Man kann sagen, die Fassade ist für ein Bauwerk das, was die Physiognomie für den Menschenleib ist: diese zeugt von der Beschaffenheit der Seele, jene erlaubt das Innere eines Baues zu beurteilen. Doch so wie ein Maler oder Bildhauer den Ausdruck seiner Figuren variieren muß, um nicht einem gemeinen Soldaten die Züge eines Heros zu verleihen, noch den Göttern der Fabel Züge, die zu menschlich anmuten, so ziemt es sich, daß ein Architekt eine Art von Dekoration wähle, welche die heiligen Monumente, die öffentlichen Bauten, die königlichen Häuser und die privaten Wohnstätten eindeutig als solche kenntlich macht; eine Pflicht, welche unsere Modernen bisher zu sehr mißachtet haben. All unsere Stirnwände, unsere Außenfassaden weisen dieselben Merkmale auf: die unserer Hotels tragen die gleichen Gliederungen und die gleichen Schmuckelemente, die den Palais vorbehalten sein sollten; eine Mißachtung, die nicht nur einen tadelnswerten Mangel an Schicklichkeit hervorruft, sondern ein Gewirr kleiner Teile, welche zumeist eine liederliche Architektur ausmachen, und endlich eine Unordnung, wie sie beinahe allen Erzeugnissen unserer Tage, bis hin zu den Gott geweihten Tempeln, anhaftet.

C. F. Roland de Virloys, *Dictionnaire d'Architecture I,* 1770, S. 565:
Façade oder *face,* s. f. Lat. *frons;* It. *facciata;* Span. *fachada;* Engl. *front;* Dt. *Vorderwand.* – Ist das Äußere eines bedeutenden Bauwerks, welches man mit einem Blick übersieht: so ist es mit der Fassade des Alten Louvre, der Tuilerien, des Schlosses zu Versailles, etc. – Es gibt einfache Fassaden & andere, die mehr oder weniger prunkvoll sind. – Man sagt einfach die Stirnwand des Hauses.

Quatremère de Quincy, *Dictionnaire historique d'Architecture,* Paris 1832, I, S. 613:
Façade, s. f. So bezeichnet man die dem Betrachter zugewandte Stirnfläche eines Gebäudes. In diesem Sinne kann ein Monument über mehrere Fassaden verfügen. So spricht man von der Fassade des Louvre gegen den Fluß, der Fassade gegen die Tuilerien, etc.
Die amphiprostylen Tempel der Griechen besaßen zwei ganz und gar gleiche Fassaden.
Gleichwohl wird das Wort Fassade in einer viel engeren Weise gebraucht und bezeichnet hier die vordere Seite eines Gebäudes, an welcher sich der Eingang befindet und welche die bedeutendste ist.
An der Fassade eines Gebäudes pflegt man den Prunk der Architektur zu entfalten und alles, was den Charakter des Gebäudes dartut. So haben die Fassaden von Wohnhäusern schlicht zu sein; die von Landhäusern dürfen elegant, aber nicht üppig sein. Die Fassaden von Palästen weisen je nach deren Bestimmung verschiedene Arten von Gediegenheit, Luxus und Gefälligkeit auf. Majestät aber gebührt allein den Fassaden von Tempeln.

Ernest Bosc, *Dictionnaire raisonné d'Architecture … II,* 1878, S. 239:
Façade, s. f. Vertikale Wand oder Fläche, die dem Betrachter zugewandt ist. In diesem Sinne kann ein Monument mehrere Fassaden haben: im allgemeinen bezeichnet das Wort aber die Vorder- oder Hauptfront eines Monuments. An dieser befindet sich der Haupteingang, und an der Hauptfront entfaltet der Architekt den Prunk der Dekoration und alles das, was den Charakter des Monuments auszeichnet oder wenigstens seine Bestimmung kundtut. Darauf gründet sich die von vielen Autoren bemerkte Nähe zwischen der Fassade eines Gebäudes und der Stirn des Menschen, eine Nähe, um derentwillen man auch die Hauptseite der Gebäude ihr Frontispiz geheißen hat …

Giovanni Lorenzo Bernini, *Discorso sópra il Disegno dell Facciata del Duomo di Milano, chè si và in questo tèmpo ergendo,* 1656:
Eurythmie und Dekor, die in der Kunst fast untrennbar miteinander verflochten sind – hier in diesem Fassadenentwurf finden sie keinen Platz. Jeder weiß, daß Schönheit (und das bedeutet Eurythmie) nichts anderes ist als das harmonische Konzept aller Proportionen und des Dekors, die zu einem Ganzen, einer eleganten Gestalt verschmelzen, wo man nichts hinzufügen, wegnehmen oder verändern darf, ohne ihre Harmonie zu verletzen. Architektur und Perspektive haben als Ziel diese Schönheit, die immer dann erreicht ist, wenn das Auge mit einem Blick eine solche Form wahrnimmt, die mit ihrer Anmut und den zarten Konturen die Seele mit Entzücken erfüllt. (So jedenfalls wird es von den Sachverständigen gelehrt und von jedermann in der Praxis versucht).

Laugier, Marc-Antoine, *Observations sur l'architecture,* Paris 1765, S. 34:
Es gibt zwei Arten von Fassaden: solche mit architektonischer Ordnung und solche ohne …

Francesco Algarotti, *Lettere sópra l'architettura,* Opere, ed. Milano, 1823, III, S. 310–311:
Die meisten italienischen Paläste erschienen ihm (dem Reisenden) als eine schöne Maske … Was mich betrifft, so würde ich es vorziehen, in einem französischen Haus gegenüber einem der Paläste des Palladio zu wohnen.

Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des Arts et des Métiers, Paris, I, 1751, Discours Préliminaires, S. XI–XIII:
Man kann hierzu diese aus der Notwendigkeit geborene und durch den Luxus perfektionierte Kunst zählen. Eine Architektur, die sich nach und nach von den Strohhütten zu Palästen emporgehoben hat, ist in den Augen der Philosophie, wenn man so sagen darf, nur die beschönigende Maske eines unserer größten Bedürfnisse.

Francesco Algarotti, *Saggio sópra l'architettura,* Opere, ed. Milano, 1923, I, S. 36–37:
… und weil sämtliche Nationen gleichsam in Übereinstimmung darauf bedacht waren, in ihren Bauwerken aus Stein, Ziegel oder aus irgendeinem anderen Material kein anderes Material als gerade Holz zu imitieren. Nur auf diese Weise gelang es den Architekten, ihren Bauwerken sowohl Einheitlichkeit als auch Mannigfaltigkeit zu verleihen, wie wir festhielten. Und ihr Bestreben war es, mit den Mitteln eines beständigeren Materials die vielfältigen Veränderungen und Reize des weniger Dauerhaften zu verewigen, nachdem jetzt die aus der Notwendigkeit hervorgegangene Kunst mit ihrer Entwicklung von der Hütte zum Palast endlich die Perfektion aus den Händen des Bauluxus empfangen konnte. Und wenn die Architekten uns auf diese Weise auch etwas vorgaukeln, so wie es der Philosoph behauptet,, so bleibt uns nur festzustellen: Um wieviel schöner als die Wahrheit ist die Lüge.

kehr vorbehalten und wird dann durch ein Gehtürl für den Fußgängerverkehr ergänzt und erhält beim Dreiseithof an der gegenüberliegenden Seite zur Aufrechterhaltung der Symmetrie ein blindes Pendant.
Der Aufwand in der Gestaltung des Portals ist durch seinen hohen Symbolcharakter gerechtfertigt. Als Verbindung zwischen innen und außen repräsentiert es gleichsam das ganze Gehöft, soll einladend wirken und den Passanten zum Eintreten animieren.
Diese reiche Ausschmückung besitzt einen Grund aber auch darin, daß die Öffnung, die für sich in keinem Verhältnis zur gesamten Fassadenfläche steht — sie ist viel zu groß —, einer Sensibilisierung durch besondere graphische und leicht plastische Gestaltungsmittel bedarf. Erst die reich dekorierten Tore sind in der Lage, das Loch auch optisch zu schließen.
Die Sitzgelegenheit, die bei der überbauten Einfahrt im Otter untergebracht wird, wandert beim Dreiseithof an die Straße. Eine kleine Bank aus Holz oder Stein bezieht auf diese Weise den Dorfraum ganz explizit in den Lebensraum des Bauern mit ein.
Das Tor ist nur ein Teil der gesamten Fassade, die das Erscheinungsbild des Gehöftes nach außen, zum Dorfraum hin prägt. Unendlich groß ist die Vielfalt der Gestaltungsmittel, die die Naive Architektur im Laufe der Zeit entwickelt hat.
Die Gehöfte eines Dorfes haben immer einige wenige Typen zum Vorbild, die dann von Fall zu Fall Veränderungen unterliegen, die sich zwar meist nur auf das kleine Detail beschränken, aber doch so groß sind, daß auch bei kilometerlanger Reihung dieser Typen niemals Monotonie aufkommt.
Bestimmend für die architektonische Wirkung und allen Bauten gemeinsam ist der klar definierte, mächtig wirkende Baukörper, der sich aus dem untenliegenden Teil mit den eingeschnittenen Tür- und Fensteröffnungen und dem darüberliegenden, am Erscheinungsbild wesentlich mitwirkenden Dachkörper zusammensetzt. So wie das Gesicht seinen deutlichsten und bestimmendsten Ausdruck durch seine Augen erhält, werden Charakter und Stimmung einer Fassade durch die Fensteröffnungen geprägt.
Sind sie sehr klein, sitzen sie in dunklen, tiefen Leibungen. Dies ist meist beim Vierkantgehöft der Fall, wo der Lochcharakter des Fensters noch durch die weißen, den Hell-Dunkel-Kontrast steigernden Fensterfaschen unterstrichen wird.
Werden die Fenster jedoch größer, wie das bei eigentlich allen Fassaden, die nach der

Mitte des 19. Jahrhunderts errichtet wurden, der Fall ist, sitzen sie bündig oder sogar etwas vor der Fassadenfläche und schlagen nach außen auf. Ihre Unterteilung hing ursprünglich von den technischen Möglichkeiten der Glasindustrie ab, die nur kleine Scheiben wirtschaftlich vertretbar herstellen konnte.
Diese Kleinteiligkeit entspricht aber nicht bloß heute schon zu vergessenden ökonomischen, sondern auch den gleichgebliebenen ästhetischen Anforderungen. Erst durch die feine Unterteilung werden die, ähnlich wie bei den Hoftoren, im Verhältnis zur Mauerfläche großen Öffnungen optisch verkleinert und zerstören so nicht die Geschlossenheit des Baukörpers. Wie ein Filter oder Schleier, der die Öffnung, die Beziehung zwischen Innenraum und Außenraum, sensibilisiert, legt sich die Sprossenteilung zwischen diese beiden Bereiche. Dazu kommt, daß diese Sprossenteilung nicht nur in einer Ebene liegt, sondern sich zwei dieser Gitter hintereinander befinden. Auf diese Weise ergibt sich auf der einen Seite ein ständig veränderndes Bild von Überlagerungen, das dem Passanten den Einblick in den Innenraum erschwert, also optisch abschirmt. Auf der anderen Seite wird ein kleiner Pufferraum geschaffen, der gegen Schall und Kälte isoliert. Dieser Raum läßt zusätzlich die Mauerstärke zwar nicht ablesen, aber doch erahnen; die Mauer wird als Körper spürbar, das Haus erscheint nicht aus Karton gebaut.
Die Fenster sitzen meist auf einem freien Putzprofil, das die darunterliegende Parapettfläche ebenfalls häufig miteinschließt. Es entsteht eine fein abgestufte Schichtung verschiedener Ebenen, die mit der Nullfläche des Hauses beginnt, ihre Fortführung durch Putzfaschen und den Fensterrahmen erfährt und im am weitesten vorspringenden Teil, dem Flügelholz, endet. Erst nach dieser feingliedrigen Auftürmung kommt die Glasfläche, die den Blick nach innen öffnet. Auch dieser Effekt läßt die Fensterfläche wesentlich kleiner erscheinen, als dies den wirklichen Abmessungen entsprechen würde, engt sie also optisch ein.
Die Faschen und die Parapettflächen sind meist weiß gefärbelt. Das Fenster hängt dadurch nicht irgendwie in der Mauerfläche, sondern sitzt auf dem dunklen, oft sogar schwarzen Sockel auf, der den Übergang zum Boden bildet.
Die Proportion der Fenster entspricht bei den kleinen, hinten sitzenden Öffnungen meist dem Quadrat, die Fensterteilung ist kreuzförmig. Die späteren, bündig in der Fläche oder sogar über ihr liegenden Fenster sind wesentlich größer und bilden schlanke, stehende Rechtecke, die den Fassaden ihren Rhythmus geben. Sie drücken genau das ursprüngliche Verhältnis des Bewohners zu seiner Umwelt aus, vor der er

sich nicht verschließen wollte. Wie man nämlich bei Proportionsuntersuchungen feststellen konnte, wirken liegende Fenster, wie sie ausschließlich bei Wirtschaftsgebäuden vorkommen, bedrückend, quadratische unentschieden und gleichgültig, stehende aber freundlich, offen und herausfordernd auf den Menschen.
Die Fassaden der Gehöfte sind, so wie wir sie heute vor uns haben, zum Großteil ein Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurden insbesondere im Weinviertel die bis dahin vorherrschenden Giebelhäuser durch das neu aufkommende Gassenfrontenhaus ersetzt. Die Einfahrt liegt meist an einem der Enden der Fassade, den Rest nimmt der gänzlich zur Straße gerichtete Wohntrakt mit dem mittleren Hauseingang ein.
Zum überkommenen Formenrepertoire Naiver Architektur kam der städtische Einfluß hinzu. Obwohl diese Entwicklung, die durch den Ausbau der Eisenbahnen und anderer Verkehrswege stark beschleunigt worden ist, damals das gesamte Dorfbild umkrempelte, erfolgte sie trotzdem so langsam, daß genug Zeit vorhanden war, die für den Gebrauch am Lande viel zu hochgestochenen städtischen Moden zu überformen und für den eigenen Gebrauch nutzbar zu machen.
So konnte die Architektur, anders als nach dem Zweiten Weltkrieg, die „Angriffe" der Stadt parieren. Es sind auch die unter diesem städtischen Einfluß entstandenen, manchmal etwas grobschlächtigen Bauten, die der Naiven Architektur einen ihrer Reize verleihen.
Eine besonders hübsche Gruppe dieser Bauten entstand in den zwanziger Jahren. Ihre Fassaden sind reich mit linearen, feingeschichteten Ornamenten gegliedert, die einerseits auf zeitgenössische städtische Moden, andererseits, wahrscheinlich unbewußt, auf spätbarocke Traditionen zurückgreifen.
Besondere Bedeutung für die Gestaltung der Fassaden besitzt die Farbe. Ursprünglich war ein Großteil der Fassaden bloß weiß getüncht, ohne dabei auf Fensterrahmungen oder andere gliedernde Elemente Rücksicht zu nehmen. Diese Art der Fassadenbehandlung wurde eigentlich nicht als Färbelung, sondern als Reinigung empfunden. So wie der Bauer noch heute, wenn eines seiner Tiere erkrankt war, nachher den Stall frisch kalkt, wurde auch die Fassade mindestens einmal im Jahr, vor Ostern oder Fronleichnam, häufig aber sogar öfter, dieser Reinigung unterzogen.
Voll wirksam werden die Reize dieser Fassaden, unter deren Tünche der freihändig aufgetragene Putz aus mit Häcksel versetztem Lehmmörtel liegt und menschliche Arbeit, Handarbeit, spüren läßt, erst im Spiel der Sonne, insbesondere im Streiflicht.

Jetzt erst beginnen sie wirklich zu leben, fängt das Material an, seine eigene Sprache zu reden. Die Schwundrisse der Oberfläche werfen leichte Schatten, kleine Unebenheiten und erhabene Stellen treten plastisch hervor und gestalten die Fassade. Geschlossene Fenster zeichnen auf der Mauer ihre zarten Schatten, im geöffneten Zustand überziehen sie die gesamte Fassadenfläche mit dem Raster ihrer Sprossen.
Le Corbusier faßt all diese Qualitäten in seinem „Gesetz der Kalkmilch" zusammen: „Die Kalkmilch gehört zur Behausung des Menschen seit der Geburt der Menschheit: man brennt Steine, gießt Wasser zu, tüncht, und die Wände erstrahlen in reinstem Weiß — einem unglaublich schönen Weiß!
Wenn das Haus ganz weiß ist, hebt sich der Umriß der Dinge ohne möglichen Übergang davon ab: das Volumen der Dinge erscheint in aller Deutlichkeit — die Farbe der Dinge ist kategorisch. Das Kalkweiß ist etwas Absolutes, alles hebt sich davon ab, schreibt sich absolut — schwarz auf weiß — darauf ein: es ist ehrlich und bieder. Stellen Sie schmutzige, geschmacklose Dinge hin: alles springt in die Augen: es ist ein wenig wie Röntgenstrahlen der Schönheit.
Es ist ein ständig tagender Gerichtshof, es ist das Auge der Wahrheit.
Das Kalkweiß ist etwas ungeheuer Moralisches. Die Kalkmilch ist der Reichtum von arm und reich, von aller Welt, wie Brot, Milch und Wasser der Reichtum des Sklaven und des Königs sind."
Ebensolche Reize bieten aber auch farbig gestaltete Fassaden. Der Träger der Farbe ist ebenfalls Kalkmilch, der dann Erdfarben zugegeben werden. Häufig wird bei vollkommen ungegliederten Fassaden der Fond farbig behandelt, die Fensterumrahmungen mit den Parapettflächen werden weiß hervorgehoben. Um so eindrucksvoller wirkt die zarte, die Fensteröffnung vernetzende dunkel lackierte Sprossenteilung des Fensters. Bei Fassaden mit plastisch hervortretenden Gliederungen werden Tektonik und Plastizität durch die Farbigkeit stärker hervorgehoben. Lisenen, Gesimse, Ortquaderungen, Flächenteilungen und ähnliche Elemente beginnen die Fassade zu dominieren.
Zur Lebendigkeit einer Straßenfront, die sich aus diesen Fassaden zusammensetzt, tragen nicht nur die bis jetzt erwähnten Gestaltungselemente bei, sondern wesentlich auch die lebendige Anordnung und Staffelung der Baukörper. Sie stehen nur selten in einer Flucht aneinandergereiht, fast immer sind sie aus der idealen Achse leicht verschoben oder geknickt. Teile springen zurück, andere vor, es entsteht der reich gegliederte Ortsraum. Die oft kilometerlangen Straßen- und Angerzüge werden

Recht haben, wenn man die Lacher auf seiner Seite haben will; ein Körnchen Unrecht gehört sogar zum guten Geschmack.

222.

Wo heute Mitleiden gepredigt wird — und, recht gehört, wird jetzt keine andre Religion mehr gepredigt — möge der Psycholog seine Ohren aufmachen: durch alle Eitelkeit, durch allen Lärm hindurch, der diesen Predigern (wie allen Predigern) zu eigen ist, wird er einen heiseren, stöhnenden, ächten Laut von Selbst-Verachtung hören. Sie gehört zu jener Verdüsterung und Verhässlichung Europa's, welche jetzt ein Jahrhundert lang im Wachsen ist (und deren erste Symptome schon in einem nachdenklichen Briefe Galiani's an Madame d'Epinay urkundlich verzeichnet sind): wenn sie nicht deren Ursache ist! Der Mensch der „modernen Ideen", dieser stolze Affe, ist unbändig mit sich selbst unzufrieden: dies steht fest. Er leidet: und seine Eitelkeit will, dass er nur „mit leidet".....

223.

Der europäische Mischmensch — ein leidlich hässlicher Plebejer, Alles in Allem — braucht schlechterdings ein Kostüm: er hat die Historie nöthig als die Vorrathskammer der Kostüme. Freilich bemerkt er dabei, dass ihm keines recht auf den Leib passt, — er wechselt und wechselt. Man sehe sich das neunzehnte Jahrhundert auf diese schnellen Vorlieben und Wechsel der Stil-Maskeraden an; auch auf die Augenblicke der Verzweiflung darüber, dass uns „nichts steht" —. Unnütz, sich romantisch oder klassisch oder christlich oder florentinisch oder barokko oder „national" vorzuführen, in moribus et artibus: es „kleidet nicht"! Aber der

„Geist", insbesondere der „historische Geist", ersieht sich auch noch an dieser Verzweiflung seinen Vortheil: immer wieder wird ein neues Stück Vorzeit und Ausland versucht, umgelegt, abgelegt, eingepackt, vor allem studirt: — wir sind das erste studirte Zeitalter in puncto der „Kostüme", ich meine der Moralen, Glaubensartikel, Kunstgeschmäcker und Religionen, vorbereitet wie noch keine Zeit es war, zum Karneval grossen Stils, zum geistigsten Fasching-Gelächter und Übermuth, zur transscendentalen Höhe des höchsten Blödsinns und der aristophanischen Welt-Verspottung. Vielleicht, dass wir hier gerade das Reich unsrer Erfindung noch entdecken, jenes Reich, wo auch wir noch original sein können, etwa als Parodisten der Weltgeschichte und Hanswürste Gottes, — vielleicht dass, wenn auch Nichts von heute sonst Zukunft hat, doch gerade unser Lachen noch Zukunft hat!

224.

Der historische Sinn (oder die Fähigkeit, die Rangordnung von Werthschätzungen schnell zu errathen, nach welchen ein Volk, eine Gesellschaft, ein Mensch gelebt hat, der „divinatorische Instinkt" für die Beziehungen dieser Werthschätzungen, für das Verhältniss der Autorität der Werthe zur Autorität der wirkenden Kräfte): dieser historische Sinn, auf welchen wir Europäer als auf unsre Besonderheit Anspruch machen, ist uns im Gefolge der bezaubernden und tollen Halbbarbarei gekommen, in welche Europa durch die demokratische Vermengung der Stände und Rassen gestürzt worden ist, — erst das neunzehnte Jahrhundert kennt diesen Sinn, als seinen sechsten Sinn. Die Vergangenheit von jeder Form und Lebensweise,

Nachzüglern. Ich lebe vielleicht im Jahre 1912, mein Nachbar aber lebt um 1900, und der dort im Jahre 1880. Es ist ein Unglück für einen Staat, wenn sich die Kultur seiner Einwohner auf einen zu großen Zeitraum erstreckt. Der Kalser Bauer lebt im 12. Jahrhundert. Anläßlich des Jubiläumsfestzuges mußten wir mit Schaudern erfahren, daß wir in Oesterreich noch Volksstämme aus dem 4. Jahrhundert besitzen. Glücklich das Land, das diese Nachzügler und Marodeure nicht besitzt! Glückliches Amerika! Bei uns gibt es selbst in den Städten unmoderne Menschen, Nachzügler aus dem 18. Jahrhundert, die sich über ein Bild mit violetten Schatten entsetzen, weil sie das Violett noch nicht sehen können. Denen der Fasan besser schmeckt, an dem der Koch tagelang arbeitete, und die Zigarettendose mit Renaissance-Ornamenten besser gefällt als die glatte. Und wie steht's auf dem Lande? Kleider und Hausrat gehören durchaus früheren Jahrhunderten an. Der Bauer ist kein Christ, er ist noch Heide.

Diese Nachzügler verlangsamen die kulturelle Entwicklung der Völker und der Menschheit. In volkswirtschaftlicher Beziehung kann man, wenn zwei Menschen nebeneinander wohnen, die bei gleichen Bedürfnissen, bei denselben Ansprüchen an das Leben und demselben Einkommen, verschiedenen Kulturen angehören, den folgenden Vorgang wahrnehmen: Der Mann des 20. Jahrhunderts wird immer reicher, der Mensch des 18. Jahrhunderts immer ärmer. Ich nehme an, daß beide ihren Neigungen leben. Der Mann des zwanzigsten Jahrhunderts kann seine Bedürfnisse mit einem viel geringeren Kapital decken, und daher Ersparnisse machen. Das Gemüse, das ihm mundet, ist einfach in Wasser gekocht und mit etwas Butter übergossen. Dem anderen Mann schmeckt es erst dann so gut, wenn Honig und Nüsse dabei sind und wenn ein Mensch stundenlang daran gekocht hat. Ornamentierte Teller kosten mehr, während es dem anderen nur auf weißem Geschirr schmeckt. Der eine macht Ersparnisse, der andere Schulden. So ist es mit ganzen Nationen. Wehe, wenn ein Volk in der kulturellen Entwicklung zurückbleibt. Die Engländer werden reicher und wir ärmer …

Noch viel größer ist der Schaden, den das produzierende Volk durch das Ornament erleidet. Da das Ornament nicht mehr ein natürliches Produkt unserer Kultur ist, also entweder eine Rückständigkeit oder eine Degenerationserscheinung darstellt, so wird die Arbeit des Ornamentikers nicht mehr nach Gebühr bezahlt. Die Verhältnisse in den Gewerben der Holzbildhauer und Drechsler, die verbrecherisch niedrigen Preise, die den Stikkerinnen und Spitzenklöpplerinnen bezahlt werden, sind bekannt. Der Ornamentiker muß 20 Stunden arbeiten um das Einkommen eines modernen Arbeiters zu erreichen, der acht Stunden arbeitet. Das Ornament verteuert in der Regel den Gegenstand, trotzdem kommt es vor, daß ein ornamentierter Gegenstand bei gleichem Materialpreis und nachweislich dreimal längerer Arbeitszeit um den halben Preis angeboten wird, den ein glatter Gegenstand kostet. Das Fehlen des Ornamentes hat eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Erhöhung des Lohnes zur Folge. Der chinesische Schnitzer arbeitet 16 Stunden, der amerikanische Arbeiter acht Stunden. Wenn ich für eine glatte Vase so viel zahle wie für eine ornamentierte, gehört die Differenz an Arbeitszeit dem Arbeiter. Und gäbe es überhaupt kein Ornament – ein Zustand, der vielleicht in Jahrtausenden eintreten wird –, brauchte der Mensch statt acht Stunden nur vier Stunden zu arbeiten, denn die Hälfte der Arbeit entfällt heute noch auf Ornamente.

Ornament ist vergeudete Arbeitskraft und dadurch vergeudete Gesundheit. So war es immer. Heute bedeutet es aber auch vergeudetes Material und beides bedeutet vergeudetes Kapital.

Da das Ornament nicht mehr organisch mit unserer Kultur zusammenhängt, ist auch das Ornament nicht mehr der Ausdruck unserer Kultur. Das Ornament, das heute geschaffen wird, hat keinen Zusammenhang mit uns, hat keine menschlichen Zusammenhänge, keinen Zusammenhang mit der Weltordnung. Es ist nicht entwicklungsfähig. Was geschah mit der Ornamentik Otto Eckmanns, was mit der Van de Veldes? Stets war der Künst-

Entwerfer, von denen jeder einzelne natürlich seine eigene künstlerische Auffassung hatte, entstand jedoch kein wüstes Stil- und Formenmischmasch. Zwar trägt jeder Gemeindebau die individuelle Handschrift seines Schöpfers, die ästhetischen „Besonderheiten" hielten sich aber absolut im Rahmen eines allgemeinen Baumusters, waren in ein großes, übergreifendes Konzept eingebettet. Die Gemeindebauten des Roten Wien wirken auf den Betrachter tatsächlich einheitlich. Nicht nur der Fachmann, auch der mit einer gewissen Sensibilität für künstlerische Formen ausgestattete Laie „erkennt" sie praktisch auf den ersten Blick, kann sie unschwer bezeichnen und von anderen Bauten unterscheiden.

Woher rührte nun das Faktum, daß sich bei den „Höfen" ein allgemeines Baumuster herausentwickelte, daß ein stilistisch *Kollektives* im Individuellen, ein *Gesetzmäßiges* im Zufälligen, ein *Wesen* in der konkreten Erscheinung so sichtbar zutage trat? Wohl daher, daß damals zwei einander gleichwertige Willensäußerungen zu einer Einheit zusammenflossen. Da war zunächst die Tatsache, daß eine Einzelpersönlichkeit – Hubert Gessner – die künstlerischen Formen zur Lösung dieses architektonischen Problems geschaffen hatte, und zweitens die Tatsache, daß das Gemeindebauvorhaben nicht nur von der sozialdemokratischen Politik sozialer Reformen, sondern auch von den sozialistischen Zielvorstellungen des einstigen Austromarxismus getragen war.

Die rote Stadtverwaltung hat am Höhepunkt ihres Wirkens, in den Jahren 1923 bis 1929, nichts weniger versucht, als im Gemeindewohnbau die ethisch-moralischen Normen der Arbeiterklasse – proletarische Solidarität, gegenseitige Hilfe und Unterstützung, Organisiertheit, Streben nach Übereinstimmung zwischen individuellen und kollektiven Interessen – zum Gradmesser der zwischenmenschlichen Beziehungen ihrer Einwohner zu machen. Die im „Volkswohnungspalast" gipfelnde Architektur der „Höfe" bedeutete daher eine Kampfansage an alle anderen Varianten des Wohnbaus, sei es die Siedlungsbewegung, die dem Persönlichkeitsideal der bürgerlichen Umwelt, die Einzelperson in den Mittelpunkt zu stellen, erlag, sei es der Massenwohnbau in Form eines bloß additiven Zusammenfügens von „Wohnmaschinen", was damals sowohl von der „Avantgarde" (Le Corbusier, Gropius, Kommunehäuser in der Sowjetunion der zwanziger Jahre usw.) gefordert wurde, als auch im kapitalistischen Wohnbau bis zum heutigen Tag vorherrscht.

Das gesellschaftlich Bedeutsame und überhaupt Entscheidende bei der Realisierung des Gemeindebauprogramms war nun, daß die Architekten – ihrer sozialen Herkunft nach durchwegs Angehörige des Bürgertums – sich dieser von den Austromarxisten vorgezeichneten Linie nicht nur nicht bloß freiwillig unterwarfen, sondern sie in Einzelfällen auf – man muß sagen – großartige Weise bis zu den grundsätzlichen Merkmalen eines „Sozialistischen Realismus" fortzuführen imstande waren.

Dies konnte gelingen, weil in Wien damals der Boden für eine derartige Architekturauffassung durch Otto Wagner und seine Schule optimal vorbereitet war.

Otto Wagner (1841–1918), ein Hauptrepräsentant der modernen Weltarchitektur, war zwar einige Monate vor dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie verstorben, sein Einfluß und die Nachwirkung seines Werks blieb jedoch auf die architektonische Konzeption der Wiener Gemeindebauten bestimmend. Dies nicht etwa nur deshalb, weil viele Objekte zwischen 1923 und 1934 von seinen Schülern ausgeführt wurden, sondern auch und vor allem deshalb, weil er selbst städtebauliche Ideen vertrat, an die das Rote Wien anknüpfen und unter den wesentlich günstigeren sozialökonomischen und politischen Umständen in der von einer Arbeiterpartei beherrschten Hauptstadt der Jahre nach der Novemberrevolution in die Tat umsetzen konnte.

Wagner lehnte das Einfamilienhaus mit Garten als Lösung der Arbeiterwohnungsfrage mit dem realistischen Argument ab, daß die objektiven Lebens- und Schaffensbedingungen der damaligen arbeitenden Massen (Unsicherheit des Arbeitsplatzes, Zwang zu hoher beruflicher Mobilität und damit auch zur „Leichtigkeit" der Übersiedlung bzw. des Wohnungstausches, Rücksichtnahme auf die Vermehrung und Verminderung der Familienmitglieder) durch Siedlungsanlagen an den Stadträndern weder quantitativ noch qualitativ adäquat befriedigt werden konnten. Er trat für den Massenwohnungsbau in Form von Miethäusern, für die „unbegrenzte Großstadt" ein. Seine berühmte Vision von der künftigen Ausgestaltung des 22. Bezirks, eines Arbeiterbezirks, ist dafür das Paradebeispiel. Wagner beschäftigte sich intensiv mit dem Problem des Baus von Massenwohnungen und schulte als Leiter einer Architekturklasse an der Akademie der bildenden Künste in Wien seine Studenten an umfassenden städtebaulichen und architektonischen Arbeiten, verlieh ihnen Verständnis für große bauliche Zusammenhänge und stattete sie mit der Fähigkeit zur Bewältigung großer Baumassen aus. Monumentalität, Axialität, Einfachheit, jedoch nicht nackte Funktionalität, sowie ein Stil des „expressionistischen Realismus" waren die Hauptprinzipien seiner Architektur, soweit sie sich auf den Massenwohnbau bezog. Wagner eignete sich auch im Alter, besonders unter dem Eindruck der Verelendung der Arbeitermassen im Ersten Weltkrieg, ein hohes Maß an sozialem Bewußtsein an und kritisierte die „Bedrängung und Ausbeutung" der arbeitenden Bevölkerung. Seine Architektur, an der sich der Wandel vom Historismus zur Moderne ablesen läßt, war trotz der unverwandt großbürgerlichen Grundhaltung ihres Schöpfers eine wirkliche Errungenschaft, eine positive Weiterentwicklung in Richtung einer realistischen und humanistischen Baukunst.

Einige (nicht alle) der Schüler Otto Wagners setzten diese Tradition nicht bloß in linear-evolutionärem Sinne fort, sondern hoben sie auf eine qualitativ neue und höhere Ebene. Sie vollzogen in den besten Beispielen der großen Gemeindebauten den Übergang von der bürgerlich-humanistischen zur sozialen Architektur.

Die führenden dieser in der Ära des Roten Wien vielbeschäftigten Wagner-Schüler seien mit ihren wichtigsten Werken genannt:

Hubert Gessner: Metzleinstaler Hof, Reumannhof, Heizmannhof, Gartenstadt

Karl Ehn: Lindenhof, Bebelhof, Karl-Marx-Hof
Heinrich Schmid/Hermann Aichinger: Fuchsenfeldhof, Reismannhof, Matteottihof, Julius-Popp-Hof, Rabenhof, Somogyihof, Wendlgasse 11–19
Heinrich Schopper/Alfred Chalousch: Gallhof, Hueberhof, Goethehof (mit Mayer, Fraß, Mittag, Hauschka, Rotmüller)
Camillo Discher: Pernerstorferhof (mit Paul Gütl), Wienerbergstraße 16–20 (mit Paul Gütl, Rudolf Fraß, Rudolf Perco, Karl Dorfmeister), Aichholzgasse 52 (mit Dirnhuber)
Franz Kaym/Alfons Hetmanek: Karl-Höger-Hof (mit Gorge), Friedrich-Engels-Hof (mit Gorge)
Emil Hoppe/Otto Schönthal: Sandleiten (mit Matuschek, Theiß, Jaksch, Krauß, Tölk), Zürcher Hof, Strindberghof
Ernst Lichtblau: Julius-Ofner-Hof, F. A. C.-Hof (mit Scheffel, Glaser, Bauer)
Engelbert Mang: Victor-Adler-Hof, Widholzhof, Fröhlichhof
Rudolf Perco: Prof.-Jodl-Hof (mit Fraß, Dorfmeister), Holyhof, Anlage Engelsplatz

HUBERT GESSNER – DER SCHÖPFER DER WIENER GEMEINDEBAU-ARCHITEKTUR

Dennoch war es nur *ein* Mann unter den Wagner-Schülern, dem das Verdienst zukommt, den Wiener Gemeindebaustil geradezu „erfunden" zu haben: Hubert Gessner. Jede Erscheinung im gesellschaftlichen Leben der Menschen – also auch Kunst und Architektur – war und ist ein Produkt, das aus dem Strome *allgemeiner* gesellschaftlicher Bedingungen von *individueller* Schöpferkraft hervorgebracht wird. In der Geschichte kann sich das Notwendige nur in Form einer unendlichen Zahl von wirklichen oder scheinbaren Zufällen durchsetzen. Daß gerade diese und keine andere Persönlichkeit durch ihre individuellen Taten eine neue Entwicklung einleitet, ein neues geschichtliches Phänomen begründet, ist Zufall. Zufälle haben jedoch auch ihre Ursache und sie können, sofern sie nicht gegen, sondern im Einklang mit dem Notwendigen wirken, in eine neue, auf höherer Ebene stehende Notwendigkeit umschlagen. Genauso verhielt sich die Beziehung zwischen der „zufälligen" Person des Hubert Gessner und dem Gemeindebauprogramm des Roten Wien. Da Hubert Gessner als Schüler Otto Wagners sich jene Architekturkonzeption zu eigen gemacht hatte, deren Realisierung nach der Machtübernahme der Sozialdemokratischen Partei in Wien gleichsam „in der Luft lag", verwirklichte sich die Idee des in mehrgeschossiger Blockbauweise ausgeführten hofartigen „Volkswohnungspalasts" dadurch, daß *Gessner* diesen Gedanken an die politisch Verantwortlichen der roten Stadtverwaltung *herantrug* und sein Konzept, von den Austromarxisten als notwendige und zugleich beste Lösung erkannt, daraufhin zum architektonischen Grundmerkmal ihres Wohnbauprogramms und damit auch zum Faktum, zur historischen Tat wurde.

Hubert Gessner, geboren am 20. Oktober 1871 in Mähren und am 24. April 1943 in Wien gestorben, war außerdem jener Architekt, der von allen Wagner-Schülern die engste Verbindung zur Sozialdemokratie und ihrem Parteiapparat hatte. Schon viele Jahre vor dem November 1918, als die Bereitschaft politisch nicht gebundener Akademiker, mit dieser oppositionellen „Marxistenpartei" in irgendeiner Weise zusammenzuwirken, keineswegs ungefährlich oder selbstverständlich war, übernahm Gessner von ihr Aufträge. Er baute das am 7. September 1902 eröffnete Arbeiterheim in Favoriten (Laxenburger Straße 8–10), 1908 die Hammerbrotwerke in Schwechat (ein Unternehmen, das unter dem Titel „Hammerbrotwerke und Dampfmühle Skaret, Hanusch & Co." zu je einem Drittel der Partei, den Gewerkschaften und Genossenschaften gehörte), und 1910, gemeinsam mit seinem Bruder Franz Gessner, das Geschäftshaus des „Vorwärts-Verlages" in Wien V., Rechte Wienzeile 97, wo sich die Druckerei und Redaktion der „Arbeiter-Zeitung" befand. Besonders das letztere Gebäude ist in seiner äußeren Erscheinung schon eine Vorwegnahme des späteren Gemeindebaustils. Interessant ist nun, daß sich das im Juni 1907 eröffnete Ottakringer Arbeiterheim (im Februar 1934 schwer beschädigt und 1936 abgetragen) im Gegensatz zu den Gessner-Parteibauten ganz in den Bahnen der schlechten Architektur der späten Ringstraßenepoche (Stubenring!) bewegte, in einem Stil, den Adolf Loos einst spöttisch „fünfstöckiges Mährisch-Ostrau" nannte.

Hubert Gessners große Zeit kam aber erst nach der Novemberrevolution 1918. Unmittelbar nach der Machtübernahme der Sozialdemokratischen Partei in Wien übertrug ihm das Rathaus 1919 die planerische Ergänzung des Metzleinstaler Hofes, eines Wohnhauses, das während des Krieges vom Architekten Kalesa begonnen, aber durch Geldmangel unvollendet geblieben war und erst 1919–1920 als 1. Bauteil fertig wurde. Weitere Bauten Gessners waren: der Reumannhof (478 Wohnungen, Baubeginn 1924), der Lassallehof (294 Wohnungen, Baubeginn 1924, gemeinsam mit Schloßberg, Paar und Waage), der Heizmannhof (213 Wohnungen, Baubeginn 1924) und schließlich die monumentale, 1173 Wohnungen zählende Gartenstadt in Floridsdorf (Baubeginn 1926, heute „Karl-Seitz-Hof"). Der Reumannhof und die Gartenstadt zählen zu den besten und schönsten Beispielen der „Volkswohnungspaläste" des Roten Wien. Mit ihnen prägte Gessner das „Baumuster" der Gemeindebauten. Insbesondere beim Metzleinstaler Hof sind alle grundlegenden Merkmale der späteren „Höfe" bereits vorgezeichnet. Die Stiegeneingänge sind im Unterschied zum Bauteil, den Kalesa entwarf, nicht mehr von der Straßenseite, d.h. von „Außen", sondern nun vom Hofe her, von „Innen", vom Kommunikationszentrum aus, zugänglich. Ebenso ist der Grundriß aller späteren Anlagen und schließlich auch die künstlerische Form mit Hilfe von Fassadeneinzelteilen, im speziellen Fall von Keramik, vorgestaltet.

Genaue Rollenverteilung und Buchführung sollten dem Besitz-Individualismus entgegentreten: In vielen Fällen wurden fertige Siedlungshäuser per Losentscheid zugeordnet. Jedermann sollte die gleiche Möglichkeit zur Selbstversorgung bekommen. Oben: Arbeitskette in der Hoffingergasse; unten: Bauetappe auf dem Rosenhügel. An der bereits fertiggestellten Hauszeile sind die zugebauten Kleintierställe deutlich sichtbar

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

„Das einzelne Haus ist wie ein Ziegel in einem Gebäude"

Architektonische und städtebauliche Prinzipien. Der Vorrang des Gesamteindruckes; Loos: Patent des Hauses mit einer Mauer; Das „Kernhaus" und die neue Inneneinrichtung; Die Beratungsstelle für Wohnungsreform.

Da die Gemeinde Wien in Form von Krediten, Baurechtsvergabe, Materialbeschaffung etc. fast die gesamten Kosten des genossenschaftlichen Siedlungsbaues übernahm, konnte sie sich eine starke Einflußnahme auf die Gestaltung der Anlagen und Häusern sichern. Dies erklärt die Einheitlichkeit im Ausmaß und in der Ausstattung der einzelnen Objekte, besonders der Siedlungen nach 1923. Das städtebauliche Konzept war einfach: Fast durchwegs Reihenhausanlagen mit langen Häuserzeilen, lediglich die früheren Siedlungsanlagen sind — im Sinne ihrer Vorbilder in der deutschen Gartenstadtbewegung — „romantisch"-unregelmäßig angelegt. *Zwei Grundtypen* bestimmen die Größe der Häuser: eine mit rund 66 m² Wohnfläche auf 42 m² Grundfläche, die kleinere mit rund 50 m² Wohnfläche auf einer Grundfläche von 32 m². Beide verfügen über ein voll ausgebautes Obergeschoß, manchmal auch in Form einer Mansarde. Zusätzlich konnte noch oft das Dach ausgebaut werden. Fast alle Siedlungshäuser der ersten Bauperiode (bis 1923) verfügten außerdem über einen vom Garten aus zugänglichen Kleintierstall, der später meist zum Badezimmer ausgebaut wurde.

Wichtig für ein wirtschaftliches Bauen waren die von der Gemeinde Wien gewährten *Ausnahmebestimmungen von der Bauordnung:* Verzicht auf feuersichere Trennwände (also die rechtliche Behandlung der Reihenhauszeile als Mehrfamilienhaus), Treppenbreite 90 cm, Stufenhöhe 20 cm, Geschoßhöhe 2,60 m. Der Kamin nimmt im Grundriß meist eine zentrale Stelle ein, sodaß alle Feuerstellen an einen einzigen Kamin angeschlossen werden konnten.

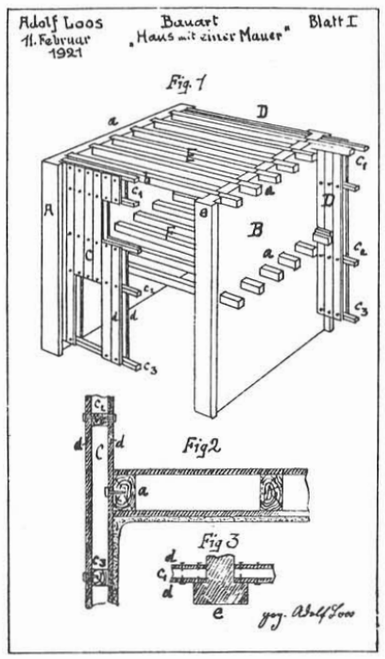
Die *Größe der Siederstellen* spiegelt die wirtschaftliche Entwicklung wider: Sie wurde schrittweise von 400 m² (Nutzgarten zur teilweisen Selbstversorgung) auf etwa 100 m² (Ziergarten) herabgesetzt. Erst die „Nebenerwerbssiedlung", ein Produkt der Wirtschaftskrise ab 1930, kehrte diesen Trend um. Bei der Gartenplanung berief man sich ausdrücklich auf den deutschen Siedlungs- und Gartenarchitekten *LEBERECHT MIGGE* und dessen — heute wieder sehr aktuelle — Konzeption eines intensiven Gartenbaus.[1] Migge hielt 1922 und 1923 auf Einladung des Österreichischen Verbandes für Siedlungs- und Kleingartenwesen Vorträge in Wien, u. a. im Schutzhaus „Zukunft" auf der Schmelz.[2] Auch andere Siedlungsplaner wurden eingeladen, so der englische Gartenstadtpionier *RAYMOND UNWIN*.[3]

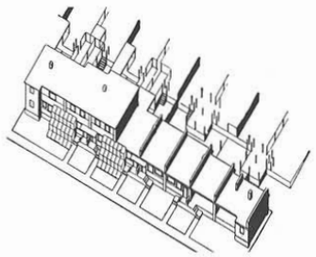
Schon 1920 beschloß der Gemeinderat, einen *Generalsiedlungsplan* auszuarbeiten. Laut Stadtrat Scheu sollte ein Wettbewerb abgehalten und zu diesem bedeutende Architekten eingeladen werden, darunter Loos, Theiß, Jaksch, Tessenow und Oerley.[4] Die Planung kam in dieser Form nicht zustande, doch führten die Überlegungen schließlich 1921 zur Festlegung der verschiedenen *Siedlungsgebiete* in Wien.[5] Schon hier deutete sich eine räumliche Konzentration in hauptsächlich 3 Gebieten an (Nord/Nordost, Süd/Südost, West), der später auch

1) Leberecht Migge, 1981
2) AZ, 23. 9. 1922, 7. 10. 1922; Der Tag, 17. 6. 1923
3) AZ, 15. 7. 1921
4) AZ, 20. 2. 1920; GR-Sitzung 27. 2. 1920
5) Das Neue Wien, Bd. 1, 1926, 274 f.; GR-Sitzungen 4. 5. 1921, 15. 7. 1921

„Generalsiedlungsplan" 1920/21: Die dunklen Flächen weisen damals konzipierte Siedlungsgebiete aus

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz





Die große Länge der Gärten wird beanstandet. Es wäre natürlich einfach gewesen, an Stelle der Reihenhäuser gekuppelte Häuser mit doppeltem Abstand zu machen und eine zweite solche Häuserreihe am südlichen bestehenden Fahrweg anzuordnen, wodurch jeder Garten noch einmal so breit und um die Hälfte kürzer würde. Aber die Folge wäre, daß sämtliche Zuleitungen (Gas, Wasser, Elektrizität) an zwei Häuserzeilen verlegt werden müßten, während beim langen Garten sich die Kosten der Zuleitung um die Hälfte verringern. Diese Erwägung gilt natürlich nicht nur für diese eine Straße, sondern für den ganzen Verbauungsplan. (. . .)

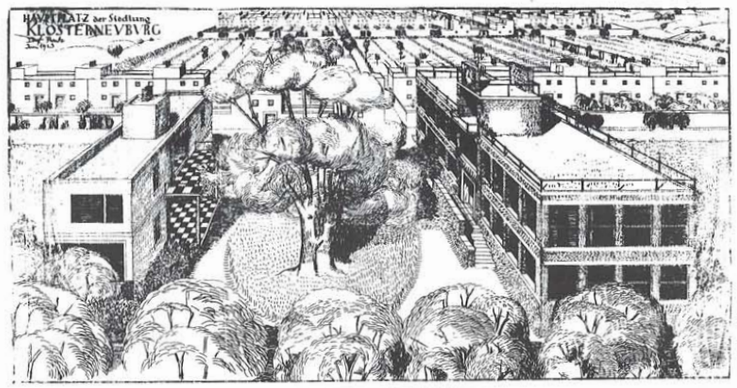
Es würde zu weit führen, wenn ich die Prinzipien des modernen Gartenbaues hier erörtern würde, um zu zeigen, warum ein Garten von Norden nach Süden liegen soll (Sonnenbestrahlung) und warum er möglichst langgestreckt sein soll (Windschutz). Wer sich darüber informieren will — und für die dem Ministerium für soziale Verwaltung zugeteilten Bausachverständigen wäre es sehr empfehlenswert — möge diese Forderungen bei Leberecht Migge nachlesen."[1]

Nicht nur ökonomische, sondern auch ästhetische Erwägungen sind es, diesen unteren Teich, der mit einer Bruchsteinmauer eingefaßt ist, zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der Siedlung zu machen. Das Gesellschaftsgebäude, an das Ufer dieses Bassins verlegt, den aufsteigenden Wald im Hintergrund, würde sich in der Wasserfläche spiegeln und ein reizendes Bild ergeben. Die Längsachse des Teiches liegt nicht parallel mit der Hermesstraße. Aber senkrecht auf die Querachse des Teiches befindet sich der höchste Punkt der Siedlung. Diese Erwägungen führten zu der Anordnung einer Schmuckstraße vom Gesellschaftshaus auf die Höhe, die mit einem Turm gekrönt werden soll. Die notwendige Neuanlage des kleinen Teiles der Hermesstraße von der Schule zur Wiese wird durch die Tatsache ökonomisch gerechtfertigt, daß dadurch Platz für 23 Häuser geschaffen wird. Überdies paßt sich dieser neue Straßenteil den Schichtenlinien besser an, wodurch die Hermesstraße sechs Meter höher in die große Wiese mündet.

Von der Frage des Gartens her nähert sich Loos der Gestaltung des Siedlerhauses. Aus der Forderung billigster Bauweise und möglichster Flexibilität entwickelte er sein Patent eines *„Hauses mit einer Mauer"*, das in der Heubergsiedlung ansatzweise verwirklicht wurde. Die Einfachheit der äußeren Gestaltung (Wiens einzige Flachdachsiedlung!) war avantgardistisch, stand aber wohl zu sehr außerhalb der Wiener Siedlertraditionen, um auch von anderen Genossenschaften aufgenommen zu werden. Loos' puristische, prozeßhafte Architektur der Heubergsiedlung negierte den Willen zum „Stil" der Wiener Arbeiterbewegung. Gleichwohl könnte gerade sie heute — da dieser „Stil" verlorengegangen ist — als Ansatzpunkt einer Weiterentwicklung dienen . . .

1) Loos, 1921

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz



Der zweite prominente Architekt der Wiener Siedlerbewegung war JOSEF FRANK.[1] Wie Loos kam er eher vom Villenbau, hatte aber schon lange vor der berühmten Werkbundsiedlung mit der Siedlung Ortmann bei Pernitz (1919/20) und der Genossenschaftssiedlung Hoffingergasse eine konsequent sachliche, auch heute noch überzeugend „modern" wirkende Anlage entworfen. Die Parzellierung folgt dem strengen Rastersystem der schmalen Wohnstraßen und Wirtschaftswege.

Frank ließ keine Zweifel daran, daß für ihn das einfache Siedlerhaus dem „Volkswohnungspalast" überlegen war:

„Der Versuch, eine für Wien typische Wohnungsform zu schaffen, ist eigentlich erst durch die Siedlerbewegung unternommen worden. Das Einfamilienhaus hat bei uns keinerlei Tradition; rationelle Bewirtschaftung einerseits und Raumwirkungen andererseits sind nicht angestrebt worden, und die Wohnung bestand aus aneinandergereihten Zimmern, die manchmal wie zufällig sich nicht im dritten Stock befanden, sondern in einen Garten versetzt waren. Dies war auch für die Einrichtung des Hauses nicht günstig, da gleichartige Räume dazu verleiten, mit Möbeln Architektur zu treiben, während das einheitlich konzipierte Haus sie in ihrer ursprünglichen, untergeordneten Funktion beläßt. Hier Wandel zu schaffen, ist bis heute noch nicht gelungen, da sehr selten jemand von seiner vorgefaßten Meinung von der Gestalt der Wohnung abgehen will, noch darauf verzichtet, die Vorteile der Mietwohnung ins Einzelwohnhaus mitzuschleppen, wo sie überflüssig und hinderlich sind und das Bauprogramm und den Kostenanschlag unnötig belasten.

Entwürfe geblieben: J. Franks Projekt einer Reihenhaussiedlung in Klosterneuburg aus dem Jahre 1923 (oben), J. Hoffmanns Projekt für die Siedlung Neustraßäcker, 1924 (links)

Es ist uns heute klar, daß eine durchgreifende Reform nur von der primitivsten Wohnungsform ausgehen kann und sich von dieser aus entwickeln muß, da es wesentlich auf die allgemeine Überzeugung ankommt, die dann ihrem Willen Ausdruck gibt. Das Siedlerhaus bildet den Anfang. Die Not der Zeit hat es aus der Schrebergartenlaube entwickelt und uns gleichzeitig eindringlichst vor die Aufgabe gestellt, den geringsten Wohnbedarf mit den geringsten Mitteln herzustellen. Die Häuser, die bisher entstanden und hier gezeigt sind, sind keine Ideale, aber wir wis-

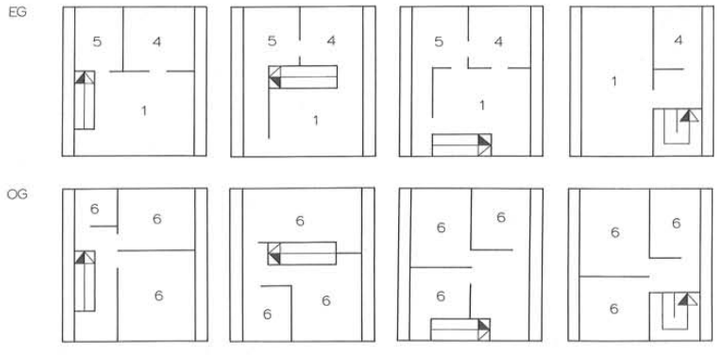
1) Spalt/Czech, 1981

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

Grundrißtypen der Wiener Siedler-Reihenhäuser 1919—1934
Variablen: Achsbreite, Balkenlage, Treppenanordnung, Raumaufteilung.

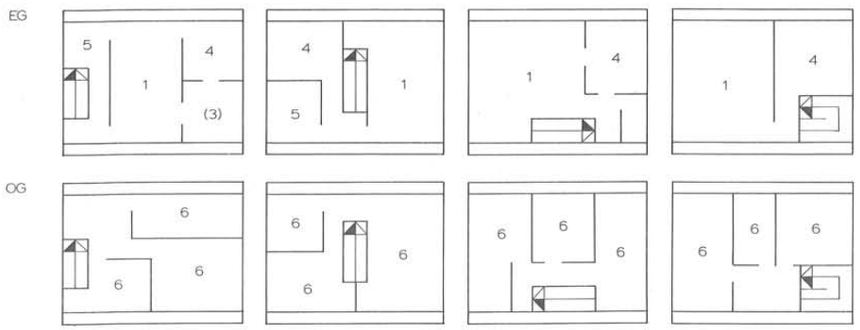
1. Reihenhäuser mit kleiner Achsbreite (4,50—5,50 m)

Balkenlage: von Trenn- zu Trennwand
Treppenanordnung: an Trennwand, an Außenwand, im Raum, im Eck



2. Reihenhäuser mit großer Achsbreite (6,00—9,00 m)

Balkenlage: von Außen- zu Außenwand
Treppenanordnung: an Trennwand, im Raum, an Außenwand, im Eck



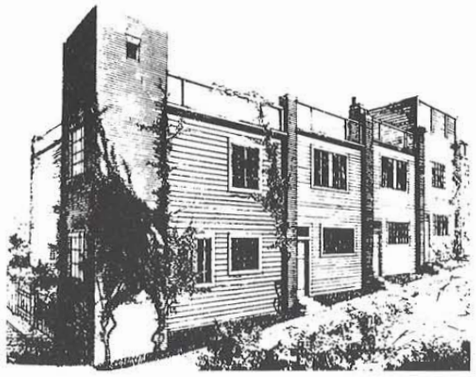
1 Wohnküche, (2) Wohnzimmer, (3) Küche, 4 Spülküche, 5 Arbeitsraum, 6 Schlafzimmer

in zwei Raumbereiche teilt. Eine weitere, seltener genutzte Möglichkeit ist die, die Treppe (als gewendelte) in einer Ecke des Grundrisses anzulegen. Die eben genannten Anordnungsmöglichkeiten können mit der Balkenlage der Decke harmonieren oder auch nicht: Die Treppe kann mit ihrem Lauf genau zwischen zwei Deckenbalken emporführen, sie kann aber auch quer zur Balkenlage ansteigen, was zur Folge hat, daß die Balkenlage „ausgewechselt" werden muß, was konstruktiv nicht günstig ist.

In den ersten genossenschaftlichen Siedlungen der Phase 1921—24 findet man zumeist die Wohnküche, oft von der Straßen- zur Gartenseite durch das ganze Reihenhaus sich erstrekkend. Gelegentlich — so bei Schuster/Schacherl — wird eine Kochnische seitlich abgeteilt. In der Phase der Gemeindesiedlungen 1924—30 verschwindet die Wohnküche mehr und mehr zugunsten getrennter Räume für das Wohnzimmer und die Küche, die oft nicht mehr zum Garten, sondern häufig zur Straße hin liegt.

Die Grundrißorganisation des genossenschaftlichen Siedlerhauses stammt aus der langen Tradition des englischen Arbeiterwohnungsbaus, wie sie von Unternehmern im frühen Werkswohnungsbau und dann von der englischen Gartenstadtbewegung um 1900 weiterentwickelt worden ist. Auch in Holland hat der Arbeiterwohnungsbau in Reihenhäusern für Arbeiter eine lange Tradition. Daß die Wiener Architekten die englische Reihenhaus-Tradition genau kannten, drückt sich in ihren Grundrissen aus, aber auch darin, daß Adolf Loos im März 1922 zusammen mit Max Ermers, dem Leiter des Wiener Siedlungsamtes, am Londoner Kongreß der International Garden Cities and Town Planning Association teilnahm und dort seine Entwürfe für Typenhäuser als Chefarchitekt des Siedlungsamts darstellte.

Ist nun das Spiel mit dem Grundriß überflüssig gewesen? Nein, es ist notwendig gewesen; denn es sollten ja für die verschiedenen Anforderungen die jeweils besten Lösungen gefunden werden.



Loos, Präsentationsblatt für die Ecktype eines Reihenhauses, 1920

Das Bild der Siedlungen: Ausdruck zweier Grundeinstellungen

Wenn man die Bauten betrachtet, dann fällt auf, daß es in der ersten Hälfte der 20er Jahre zwei unterschiedliche Lager in formaler Hinsicht unter den Architekten der Siedlerbewegung gegeben hat: Die einen — z. B. Loos, Frank, Schuster/Schacherl u. a. — entwerfen schmucklose, oft völlig ungegliederte Reihenhauszeilen, meist mit einfachen Satteldächern; die anderen — z. B. Schartelmüller, Kaymanek, Ehn u. a. — neigen zu starker plastischer Differenzierung der Baukörper mit Vorsprüngen, Risaliten, Dachausbauten, Quergiebeln, Erkern; die Fassaden werden durch Gesimse, Fenster- und Türbekrönungen, Rundfenster und ähnliches mehr gegliedert.

Wenn man die Lagepläne und die baulichen Gesamtanlagen der Siedlungen auch nur flüchtig analysiert, dann fällt ein analoger Gegensatz ins Auge: Auf der einen Seite finden wir sehr streng und einfach angelegte Siedlungen, auf der anderen Seite formal sehr reich konzipierte Anlagen. Es gibt auf der einen Seite Siedlungen mit einem sehr einfachen, annähernd rechtwinkeligen Wege- und Straßennetz (z. B. in den Siedlungen Hoffingergasse, Hirschstetten, Friedensstadt, Süd-Ost u. a.), auf der anderen Siedlungen mit einem deutlich an der englischen Gartenstadt orientierten Erschließungssystem mit großen Plätzen, Wohnhöfen an Sackgassen, kurvenreich angelegten Straßen (z. B. in den Siedlungen Freihof, Lockerwiese, Glanzing, Flötzersteig u. a.). Häufig werden diese „reicheren" Siedlungsanlagen auch durch Torbauten erschlossen, auf denen dann auch ein Türmchen mit Uhr und Wetterhahn nicht fehlen darf.

Man kann also zwei Grundeinstellungen unter den am Siedlungsbau beteiligten Architekten der 20er Jahre in Wien erkennen: Die eher pragmatisch orientierten Architekten wollten eine „gewöhnliche", schlichte Siedlungsarchitektur schaffen, die ihre Würde in der Einfachheit und Nützlichkeit ohne geborgte Formen zeigt; die eher formalistisch orientierten Architekten wollten ihre durchaus ebenso praktische Siedlungsarchitektur durch eine formal reichere architektonische Gestaltung bewußt aufwerten und anheben, was ihren strengeren Kollegen überflüssig erschien.

gendsten Forderungen gewissenhaft und einigermaßen haltbar zu erfüllen und wird alle Buntheiten als oberflächlich, dilettantisch oder unzünftig ablehnen.
Wir wollen es so ungefähr weder gerade noch krumm, weder klug noch dumm, wollen es weder grob noch fein, es soll uns alles zusammen sein; so können wir von allem aber nur das ganz knapp Wesentliche oder das ganz eigentlich Wichtige haben, um das möglichst richtig zu finden, werden wir uns genötigt sehen, überall sehr gründlich zu sein; nichts wird uns so sehr entgegen sein als Oberflächliches, wir werden uns immer wieder sagen: Wenn es sein muß, dann wenig, aber unter allen Umständen gründlich.

*

Die weitverbreitete und meistens gern geglaubte Behauptung, die Architektur sei im Verlaufe der jüngsten Geschichte besser, edler, zielsicherer oder so ähnlich geworden, ist ebenso haltlos wie etwa die Behauptung, daß inzwischen überhaupt alles viel besser und zukunftsreicher geworden sei. Es ist alles zwar viel anders, aber gleichzeitig auch viel problematischer geworden.

Kleinwohnungsbau

Der Kleinwohnungsbau, so wie er mit der jüngeren Baugeschichte mehr und mehr verstanden wird, steckt noch durchaus in den Kinderschuhen, er ist – soweit wir mit ihm zunehmend eine besondere Wohnungsart begreifen – etwas völlig Neues, bezieht sich auf wichtigste Angelegenheiten größter Menschenmassen und hat damit auch eine mächtigste Stoßkraft und – sehr wahrscheinlich – eine „größte Zukunft" in sich.
Es ist so gut wie sicher, daß er zukünftig die Musik oder – wenn man so will – den Spektakel des gesamten Baulebens entscheidend beeinflussen wird und daß mehr und mehr alle gewichtigen Bauprobleme sehr offensichtlich mit den Fragen des Kleinwohnungsbaues unmittelbar zusammenhängen werden.
Aber die Wichtigkeit des Interesses, das wir neugeschichtlich für den Kleinwohnungsbau haben, greift weit über das Nur-Baufachliche hinaus. Eine Entwicklung des Kleinwohnungsbaues, die den bisherigen beispiellosen Anfängen ungefähr entsprechen wird, wird ohne weiteres auch eine größte Veränderung der bisherigen großgesellschaftlichen Lebens- und Arbeitsformen bedeuten.
Die sogenannten einfachen Arbeiter, zu denen in aller Welt die weitaus meisten Menschen gehören und auf deren Wohnlichkeit oder Unwohnlichkeit die modernen Kleinwohnungsfragen sich in erster Linie beziehen, waren bisher zum weitaus größten Teil ohne jeden nennenswerten materiellen Besitz und waren ebenso größtenteils ohne eine nennenswerte Wohnlichkeit.

26

Und es ist nur nötig, dies zu bedenken und es mit den Willensrichtungen zu vergleichen, die in dem neugeschichtlichen Kleinwohnungsbau stecken oder durch ihn lebendig werden, dann begreifen wir hier das Werden einer sozialen Veränderung größten Stils.
Wir sehen dann, daß allergrößte Menschenmassen (...), wie mit amtlichen Berechtigungsscheinen in den Händen, mehr Raum mit mehr Wohnlichkeit fordern; und wenn solche Forderungen zunächst auch nur sehr schrittweise erfüllt werden oder erfüllt werden können, so sind sie doch bereits unabweislich geworden, so daß ihnen vernünftigerweise gar nicht mehr anders begegnet werden kann als mit dem bestimmten Willen für weitestgehende Erfüllung.
In solchen Hinsichten sind die bisherigen rein baufachlichen Leistungen des neueren Kleinwohnungsbaues nur nebenbei interessant; unvergleichlich viel beachtlicher, als sie hier sind, ist dies, daß durch die neueren und immer planvolleren Bemühungen um den Kleinwohnungsbau dieser sozusagen aus dem Hintergelände oder aus den Schlupfwinkeln baulicher Interessen hervorgeholt und mitten in den Kreis vornehmster Bauaufgaben gestellt wurde.
Im übrigen ist auch mit dem neueren Kleinwohnungsbau mehr und mehr für sämtliche vorhandenen Kleinwohnungen ein ganz allgemein anerkannter Maßstab geschaffen worden, dem gegenüber die älteren Kleinwohnungen sich größtenteils nicht mehr als vollgültige Wohnungen behaupten können.
Und so drängt hier überhaupt alles auf gewichtigste Veränderungen hin, und so harmlos-kindlich der Kleinhausbau uns gelegentlich auch noch ansehen mag, mit ihm oder mit der großgesellschaftlichen Einstellung auf ihn handelt es sich sehr wahrscheinlich um ein allerwichtigstes, entwicklungsreichstes Ergebnis der gesamten neueren Geschichte.
Wenn man sucht, die neuere Geschichte der letzten 50 oder 100 Jahre kurz zu charakterisieren, so kann man am besten wohl sagen, sie sei betontermaßen eine Geschichte harter und intensiver Arbeit.
Und soweit wir für die Entwicklung dieser Geschichte nicht mit allerlei Wundern rechnen wollen, ist wohl leicht herauszubuchstabieren, daß die nähere Zukunft sehr viel mit der Herrschaft schwieliger Hände, einfacher, unkomplizierter Gedanken und ungeschnörkelter, kurzbündiger und auch wohl grober Formen zu tun haben wird; oder die allgemeine, d. h. besonders auch die *bauliche* Formensprache, die in der neueren Geschichte wurzelt, wird wahrscheinlich sehr so sein, als sei sie in erster Linie von sehr einfach arbeitlichen oder für sehr einfach arbeitliche Menschen gebildet.
Soweit es uns überhaupt interessiert, über den Stumpfsinn alltäglichster Stundenpläne hinaus, nachforschend die Formen zu finden, die der Eigenart der neueren Geschichte sehr entsprechen, werden wir hier in der Nähe sogenannt einfachster Arbeiter allermeistens das Allerbeste finden.
Wir können als sehr zuverlässig damit rechnen, daß eine starke Entwicklung unseres neugeschichtlichen Kleinwohnungs- oder Arbeiterwohnungsbaues oder daß unsere andächtige Beschäftigung mit ihm in einem höchsten Maße fruchtbar sein wird, soweit es uns auf die Bildung wirklich überzeugender Bauformen ankommt.

27

Formwandlungen

Die Formen und ihre Wandlungen bilden wohl eigentlich das Thema aller Weltbetrachtung. Wir können der Welt gegenüber kaum einigermaßen andächtig sein, ohne sie überall in ununterbrochener Wandlung oder in ununterbrochener Veränderung oder Entwicklung zu sehen. Wir wissen, daß jede Form, jedes Ding, jede Erscheinung oder daß überhaupt alles und jedes sich ununterbrochen wandelt, verändert oder entwickelt und wir wissen auch, daß es vor allem die aufmerksame Betrachtung dieser Wandlungen ist, die uns Menschen befähigt, die Welt einigermaßen gut zu verstehen und ihre Entwicklungen oder ihren zukünftigen Verlauf einigermaßen im voraus schon erkennen zu können. Diese Tatsache nun hat für uns heute eine um so größere Bedeutung, als wir heute ganz allgemein der Welt und besonders auch der Zukunft gegenüber immer wieder voller unruhigster, ernstester und auch wohl quälendster Fragen sind.
Die ununterbrochenen Formwandlungen oder überhaupt die ununterbrochenen Veränderungen der Welt – so wichtig es für uns Menschen auch sein mag, sie immer aufmerksam zu betrachten – interessieren uns im allgemeinen immer nur dann besonders, wenn sie, so wie wir das heute überall erleben, sehr heftig sind. Ruhige, stetige Formwandlungen oder überhaupt weltliche Veränderungen interessieren uns Menschen im allgemeinen so wenig wie etwa das lebendige gesunde Herz in unserer Brust; erst wo es erkrankt oder wo es sich betont – also wo es nicht mehr ist, wie es eigentlich sein soll –, beginnt es, uns auch betont zu interessieren. Das besondere oder betonte Interesse für die Dinge oder Formen und ihre Veränderungen ist an und für sich meistens schon ein bester Beweis dafür, daß sie anders sind, als sie eigentlich sein sollen.
Praktisch genommen haben wir Menschen zwar fast immer nicht mit den Formwandlungen überhaupt, sondern in reichem Maße immer auch mit deren Betonungen zu tun. Aber das ändert nichts daran, daß alle Betonungen der Dinge wie alle ihre betonten Veränderungen immer so etwas wie Krankheitsäußerungen unserer Welt sind. Der Hinweis auf diese Tatsache berührt uns gerade heute meistens sehr befremdend. Und doch wird sie gerade durch unsere heutigen großweltlichen Lebenszustände besonders eindringlich bewiesen.
Soweit wir unsere allgemeinen Lebenswelten überhaupt als kranke und gesunde Welten unterscheiden dürfen – und das dürfen wir gewiß tun –, dürfen wir unsere heutigen modernen Lebenswelten dem großen Ganzen nach als todkranke bezeichnen. Dieses Kranksein ist als solches auch seit langer Zeit schon dermaßen eindeutig, daß alle Entwicklungen unserer modernen Welt seit langer Zeit schon im Grunde genommen, ob bewußt oder nicht, nur noch dahin zielen, daß sie gesunden möge. Für die moderne Kultur geht es seit langer Zeit schon nicht mehr eigentlich darum, daß sie eine ,,höhere" sondern eine gesundere Kulturwelt werde.

*

Wir sind heute in allem Arbeiten, in allem werklichen Gestalten außerordentlich übel dran, wir sehen uns heute überall, soweit wir es mit unserem Arbeiten einigermaßen ernst nehmen, endlosen Fragen gegenüber, die uns eigentlich so recht überzeugend niemand beantworten kann.
Wo wir einmal glauben, es richtig gemacht zu haben und uns freuen, endlich den Weg gefunden zu haben, der uns verspricht, glatt voranzukommen, erweist sich nach wenigen Schritten schon wieder, daß wir uns irrten.
Was uns heute als etwas hell Strahlendes begeistert, scheint uns morgen schon wieder sehr fragwürdig und übermorgen schon ausgemacht ,,dummes Zeug" zu sein. Dieser Zustand ist in der Welt nicht neu. Wir haben in der Menschheitsgeschichte viele Beispiele dafür, daß die Menschen mit ähnlichen oder gleichen Zuständen zu kämpfen hatten.

Bauelemente und Bauformen

Wenn man so will, dann kann man mit vielem Recht behaupten, daß alle Haus- oder Architekturbilder nur sehr ausdrucksarm seien. Zum Beispiel sind etwa der Ziegelstein oder die Senkrechte und die Horizontale oder die rechteckig begrenzte ebene Fläche usw. so ohne weiteres jedenfalls nicht gerade vielsagender Art, und doch bilden sie fast in jeder Bauwelt die weitaus vorherrschenden Formenelemente, so daß etwa schon der einfachste Zirkelbogen oder etwa ein nur ungefähr eigenwilliger Türenholm oder Ähnliches meistens schon weit aus dem Rahmen des allgemein Üblichen herausfallen.
Man kann hier einwenden, daß auch das Abc an und für sich sehr ausdrucksarm sei, aber doch reichste Ausdrucksmöglichkeiten biete und daß überhaupt auf *allen* Gebieten menschlichen Gestaltens die Gestaltungs*elemente* ohne weiteres immer nur wenig oder nichts ausdrücken könnten. Aber die Architektur ist hier doch insofern besonders eigenartig, als sozusagen ihr Abc außerordentlich wenig Buchstaben hat und zwar – und das ist hier das Entscheidende – immer um so weniger, je großartiger sie ist. **Zwar ein Haus kann sehr formenarm und kann gerade seiner Formenarmut wegen ein niedrigstes Bauwerk sein; aber dies ändert nichts an der Tatsache, daß höchste Architektur notwendig sehr formenarm sein muß, um höchster Art sein zu können.**
Und darum tendieren auch ihre zukunftsreichsten Entwicklungen immer, ganz gleich, inwieweit dies den einzelnen Kulturwelten bewußt ist oder nicht, geradenwegs nach simpelsten oder – richtiger vielleicht – nach einer höchsten Kultivierung simpelster Bauformen hin.
Alle ausgesprochen reichen Bauformen haben eine nur kurze Entwicklungsbahn und zwar nicht, weil sie so etwas wie letzte Möglichkeiten architektonischen Gestaltens sind, sondern weil reiche Bauformen zutiefst der Baukunst widersprechen. Sie hat mit ihnen *zutiefst* oder im Grunde genommen wenig oder nichts zu tun.

ten für soziale und politische Kontinuität stand. Besonders in seiner für die Wiener Schule noch aktuellen Spätform stellte er sich jedoch als Kakophonie aus hilflosen phrasenhaften Gesten dar, innerhalb derer alle nur mehr 'durcheinanderschrien', um sich Gehör zu verschaffen. Den historistischen Formenkanon der Ringstraßenarchitektur konnte Adolf Loos nur als erbärmliches 'fünfstöckiges Mährisch Ostrau' sehen.

Zentral für Loos' architektonisch-ethische Grundprinzipien ist die Dialektik von Sprechen und Schweigen: Wo alle durcheinanderreden, versteht man niemanden mehr. Aus der Weigerung, mitzuschreien und Monumente wie die Wiener Hofburg mit architektonischen Motiven übertrumpfen zu wollen, erwächst die Unterordnung des Goldman-&-Salatsch-Hauses, die seit seiner Planung immer wieder falsch verstanden wurde: Gerade 'die mühle, die nicht klappert, weckt den müller'.

Mit dem Rüstzeug der für den Semper-Verehrer Loos verbindlichen Formen der klassischen Antike, der 'lateinischen grammatik' der Baukunst, arbeitet der Architekt als 'maurer, der latein gelernt hat', das heißt primär als Handwerker, für den die Kenntnis seines Metiers das Entscheidende ist. Im 'latein' besteht dabei eben das Mehr, das den Architekten vom Maurer unterscheidet. Das architektonische Latein impliziert auch die von Loos erstrebte Zivilisiertheit, die sich wiederum in der Angemessenheit an Mittel und Umgebung äußert: Wie sich der moderne Mensch, um nicht aufzufallen, der Situation entsprechend kleidet und benimmt, passt sich das Haus an seine Situation an; das Landhaus z. B. versucht weder vorzugeben, ein Bauernhaus zu sein, noch brüskiert es seine Umgebung durch arrogante Gestik. Es trägt weder Lederhosen noch einen Frack, sondern ein praktisches, der Situation angemessenes zeitgenössisches Gewand.

Seiner sozialethischen, evolutionären Grundhaltung entsprechend setzt Loos den Schwund des Ornaments dem Vokalschwund in der Sprache gleich und begreift ihn so als unumkehrbaren evolutionären Prozess. Entsprechend hat Architektur für Loos keinen Kunstcharakter. Der Architekt ist eher Dienstleister an der Menschheit als lebensferner Künstler.[258] Originalität ist für Loos daher kein Kriterium; er erstrebt vielmehr eine als zeitlos und absolut begriffene Wahrheit, der sogar das Geschmackvolle geopfert wird:

"Ich liebe es [...], wenn die Menschen ihre Möbel so umstellen, wie sie (nicht ich!) es brauchen, und es ist durchaus natürlich und ich billige es, wenn sie ihre alten Bilder, ihre Erinnerungen hineinbringen, die sie lieb haben, mögen die Sachen geschmackvoll oder geschmacklos sein. Darauf kommt es mir doch wenig an. Für sie aber ist es ein Stück empfindsamen Lebens und vertraulicher Intimität."[259]

Das Haus hat sich dabei anständig zu benehmen und 'nach außen verschwiegen' zu sein, während es innen seinen Reichtum zeigen darf, ebenso wie ein anständiger Mensch auf der Straße nicht jedem das Innerste seiner Psyche offenbart. Ästhetik wird dabei mit Ethik gleichgesetzt. Loos' Historismuskritik ist folglich im Gegensatz zur ästhetischen der Secession eine ethische. Sie ist im Grunde der Kampf gegen das als unwahr begriffene Ornament im Sinne einer Form, die nicht Gedanke ist. Der Ästhetik als dem Wahren kommt dabei eine große moralische, beinahe religiöse Funktion zu: "Die Materie muß wieder vergöttlicht werden. Die Stoffe sind geradezu mysteriöse Substanzen."[260]

In diesem Zusammenhang des ästhetisch Richtigen als Wahrem und daher Anbetungswürdigem sind auch die psychologischen Interpretationen von Loos' Werk[261] zu verstehen, die beispielsweise das Goldman-&-Salatsch-Haus mit seiner 'nackten' Fassade als nackten weiblichen Körper im unschuldigen präpubertären (nämlich unbehaarten) Stadium sehen. Bei ei-

[258] "Die Architekten sind dazu da, um die Tiefe des Lebens zu erfassen, das Bedürfnis bis in die äußersten Konsequenzen durchzudenken, den sozial Schwächeren zu helfen, eine tunlichst große Anzahl von Haushaltungen mit vollkommenen Nutzgegenständen auszustatten, und niemals sind die Architekten dazu da, um neue Formen zu erfinden." (Von der Sparsamkeit, in: Baugilde 1925, S. 385.)
[259] Von der Sparsamkeit, in: Baugilde 1925, S. 385.
[260] Von der Sparsamkeit, in: Baugilde 1925, S. 384.
[261] s. z. B. Peter Haiko, Mara Reissberger, Ornamentlosigkeit als neuer Zwang, in: Alfred Pfabigan (Hg.), Ornament und Askese im Zeitgeist des Wien der Jahrhundertwende, Wien: Brandstätter, 1981, S. 110-119.

Armand Weiser, ein weiterer Protagonist der Wiener Schule, verfasste an der Wiener TH 1916 seine Dissertation mit dem Titel "Der Masstab in der Architektur". Auch hier ist das Thema die raumzeitliche Wahrnehmung:

"Wir erkennen die Zeitempfindungen zumeist nicht aus den großen Massen und Umrissen, sondern aus den Relationen der Bauteile zueinander. [...] Die inneren Relationen im Gegenstand ohne Rücksicht auf dessen Umgebung stellen die reinste Objektivation des Masstabsempfindens dar, sind das Ergebnis sorgfältigster Abwägung der im Gegenstand wirkenden Kräfte und geben aus sich heraus demselben Grösse oder Kleinheit."[281]

Die im Begriffspaar "Weg und Platz" umgesetzte Dualität von Ruhe und Bewegung, Statik und Dynamik prägt besonders Franks Entwurfsprozess entscheidend. Ähnliches gilt für das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft mit der architektonischen Entsprechung von Innen und Außen, das sprachlich in der Kombination der Begriffe "Fassade und Intérieur"[282] oder auch "Haus und Garten" zum Ausdruck kommt.[283] Franks Sprache ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich: Der Artikel "Das neuzeitliche Landhaus" erstrebt 1919, gegen kunstgewerblichen Individualismus, die Herausbildung eines TYPUS von Vorstadthäusern. Das von Hans Adolf Vetter mit Frank 1932 herausgegebene Buch "Kleine Einfamilienhäuser" thematisiert dagegen durch den Plural bereits im Titel, nunmehr gegen dogmatische rationalistische Typisierung gewandt, gewollte Vielfalt.[284] Auch Franks Prinzip der mehrseitigen Belichtung von Wohnräumen ist ein Ausruck seines undogmatischen dialektischen Weltbilds:

"Ich würde wohl Wert darauf legen, daß ein jeder Wohnraum womöglich Fenster nach allen Weltgegenden hat, um in ihm immer das Gefühl der Einsperrung zu mindern. Dies ist fast immer zu erreichen, und wenn nicht, so läßt es sich durch kleine Ausbauten symbolisch andeuten; das war der Sinn des bay-windows; wie bereits gesagt, jedes Element hat nicht nur eine praktische, sondern auch eine symbolische Bedeutung."[285]

[281] Armand Weiser, Der Masstab in der Architektur, Diss. TH Wien 1916, S. 13.
[282] Titel eines Artikels von Frank aus dem Jahr 1928.
[283] s. dazu auch Astrid Gmeiner, Gottfried Pirhofer, Der österreichische Werkbund, Wien/Salzburg: Residenz, 1985, S. 129. Im Gegensatz zur Wiener Schule strebte die funktionalistische Avantgarde danach,Privatheit und Öffentlichkeit in eins zu setzen (s.Kap. 9.2).
[284] Zum sprachlichen Aspekt von Franks Architektur vgl. auch Hermann Czechs Charakterisierung als "Architektur, die nur spricht, wenn sie gefragt wird" (Mehrschichtigkeit, in: Zur Abwechslung, Wien: Löcker, 1978, S. 79).
[285] How to Plan a House (Anfang vierziger Jahre), zit. nach: Möbel & Geräte & Theoretisches, Wien: Löcker/HAK, 1981, S. 163.

Strnad und Frank haben nicht mehr die secessionistische Illusion einer Einigung der fragmentierten Welt im Kunstwerk, aber auch nicht das Loos'sche Ideal des absolut Wahren. Ihre Architektur präsentiert sich folglich als gewollt Unfertiges, Unvollkommenes, in ständigem Veränderungsprozess Begriffenes und im Grunde nur als Annäherung an etwas nicht Erreichbares, weil nicht eindeutig Definierbares. Ihre Häuser sind demnach nicht gebaute Manifeste einer vorgefassten Idee, sondern Variationen zu einem nicht Festgelegten. Als Vertreter der nächsten Generation konnte Frank auch dem bereits historischen Historismus unverkrampfter gegenübertreten als die Secession, aber auch Loos; nicht umsonst verteidigte er 1937 in einem polemischen Vortrag mit dem irreführenden Titel "Das Haus am Michaelerplatz" nachdrücklich Carl Königs Palais Herberstein.

Frank geht auch in seiner Beurteilung der Architektur an sich über Loos hinaus. Seine Forderung nach unpersönlicher Gestaltung im Straßenbild ist der Auffassung von Loos ("Nur unter narren verlangt jeder nach seiner eigenen kappe"[286]) verwandt. Von dieser unterscheidet Frank jedoch seine konsequent nicht-metaphysische Grundhaltung. Franks Architektur weist nicht über sich selbst hinaus. Ein Haus soll nicht nur aussehen "wie ein Haus", es soll auch nichts anderes sein wollen. Die moralische Funktion, die das Haus auch nach Strnad besitzt[287], weicht bei Frank einer gemäßigteren, evolutionären Sicht: "Das Haus wird wohl durch seine Form keine neue Gesellschaft erzeugen; aber es kann sicher dazu beitragen, den Menschen zu freierem Denken anzuregen".[288]

Das Prinzip der – auch moralischen – Reinheit war, wie bereits dargelegt wurde, für die Wiener Moderne der Jahrhundertwende, sowohl der Seces-

[286] Josef Veillich (1929), in: Trotzdem (1931), Reprint Wien: Prachner, 1982, S. 216.
[287] "Alle jene Räume, welche das Zusammenleben der Familie erfordern, müssen eins sein. [...] Es wird das 'sich Aussprechen', das 'sich gegenseitig Verstehen' dadurch angeregt. Es wird auch das gegenseitige 'sich Anpassen' und 'sich Respektieren' zur Gewohnheit" (Vortrag "Wohnung und Haus" (1913), S. 18).
[288] How to Plan a House (Anfang vierziger Jahre), zit. nach: Möbel & Geräte & Theoretisches, Wien: Löcker/HAK, 1981, S. 162.

PROLETARISCHER STIL

Die natürliche Entwicklung der Baukunst ist niemals abgebrochen worden, wenn dies auch so scheinen mag. Die Architektur ist heute das Symbol sozialen Kampfes und Machtbesitzes und war dies zweifellos zu jeder Zeit. Erst nachdem die ganze Symbolik des Feudalismus durch deren Banalisierung vernichtet worden ist, ist überhaupt, gesättigt durch den Besitz, der Willen nach eigener Audrucksweise wieder frei geworden; das war zu einer Zeit, als dem Bürgertum bereits ein neuer Feind drohte und seine Zusamenschließung und deren Symbol zur Verteidigung wieder notwendig machte. Es ist dies die Grundlage der Formen des modernen Stils, der dieser Zusammenschließung seine größten Fortschritte in den letzten Jahren verdankt. Der moderne Stil am Ende des bürgerlichen Zeitalters gleicht wieder dem zu Zeiten seines Beginns, dem Klassizismus. Es ist deutlich zu erkennen, daß seine ersten Fortschritte eben in jenen Ländern gemacht wurden, in denen die bürgerliche Macht erschüttert war. Wer sicher, zufrieden und reich ist, der braucht nichts Neues. Der neue Stil ist aber auch ein Beruhigungsmittel für das Proletariat, ihm scheinbar als Geschenk dargebracht, samt dem Willen, sich anzugleichen. Dieses Geschenk wird aber abgelehnt. Die Betonung des Modern-Formalen ist immer dort, wo sie betont als Zweck auftritt, verdächtig,

in ihrem Kern asozial zu sein, um mit ihrer Symbolik abspeisen zu wollen.

Die Frage ist oft genug erörtert worden, warum der moderne Stil, der angeblich für die untersten Klassen erfunden worden ist, von diesen nicht mit Begeisterung begrüßt wird. Das Proletariat ist nicht geistig führend wie das revolutionäre Bürgertum des 18. Jahrhunderts, das ja die ganze geistige Kultur trug und sie auch jetzt noch trägt. Und das Proletariat führt heute den Kampf um dieselben Symbole, die im 19. Jahrhundert das Bürgertum erobert und in diesem Kampf die schwersten Opfer für seine Behaglichkeit gebracht hat. Machtbesitz und Repräsentation hängen innig miteinander zusammen. Und der Arbeiter mißtraut den ihm geschenkten Symbolen, so lang auch noch andere existieren und die neuen im Grund nur außerhalb der Gesellschaft lebenden Künstler angehören, die auf beiden Seiten für Narren angesehen werden. „Warum", frägt sich der Schneeschaufler, „soll ich anders wohnen wie Rockefeller, da wir doch beide gleichberechtigte Bürger sind? Warum soll ich ehrlich sein, wenn er es nicht sein muß? Das wäre ein ungleicher Kampf, in dem ich auf Mittel verzichte, die mir zu Gebote stehen, auf die zu verzichten mir von meinen Gegnern nahegelegt wird?" Es wiederholt sich also in unserer Zeit wieder der Kampf, den wir überwunden zu haben hofften, da wir seine Resultate erkannt haben. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß nach Beendigung dieses Kampfes ein neuer gegen bisher unbekannte Gegner entstehen wird, der den jetzigen Zustand in einen dauernden verwandeln wird. Aber man kann nicht in die Zukunft schauen.

ZUM ZWEITEN MAL

Die literarisch-wissenschaftliche Methode, Kunst zu erforschen und zu erklären, hatte entdeckt, daß es Vollendungen gegeben hat. Die Kunsthistoriker, die, besonders seit sie auch Journalisten sind, von dem Versuch nicht ablassen, ihnen unerklärliche Vorgänge, nämlich Kunstschaffen, beeinflussen und leiten zu wollen, brachten hiefür Beweise auf. Das wirkte zerstörend auf alle modernen Absichten ein (und hätte doch eigentlich anders wirken müssen), denn ein jeder, der für irgendeine Zeit besondere Vorliebe hatte, hielt diese mit seiner für verwandt und knüpfte nun lustig an. Die nationale Begeisterung, die dem geeinten Deutschland voranging und seiner Gründung folgte, mußte notwendigerweise zu einem Kampf gegen alles Welsche führen, worunter sich auch, da man zuerst Fassaden und Ornamente, nämlich die Symbole, sah, der in Deutschland längst heimische klassische Stil befand. Man griff also zu dem naheliegendsten, dem des Mittelalters, das manchesmal mit Gotik für identisch gehalten wird, jedenfalls aber für deutsch

8.3 Lüftung von Garagen

8.3.1 Garagen sind natürlich oder mechanisch so zu lüften, dass im Regelbetrieb ein Viertelstundenmittelwert für Kohlenstoffmonoxid (CO) von 60 ppm nicht überschritten wird.

8.3.2 Für Garagen, in denen jeder Stellplatz direkt aus dem Freien ohne überdachte Fahrgasse anfahrbar ist, gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ohne weitere Maßnahmen als erfüllt.

8.3.3 Für andere Garagen als jene gemäß Punkt 8.3.2 mit nicht mehr als 250 m² Nutzfläche gilt die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 als erfüllt, wenn
- eine natürliche Querdurchlüftung über Zu- und Abluftöffnungen von insgesamt mindestens 1000 cm² Querschnittsfläche pro Stellplatz vorhanden ist oder
- eine mechanische Lüftung mit einem mindestens 0,5-fachen stündlichen Luftwechsel sichergestellt ist.

8.3.4 Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche sind mit adäquaten Messeinrichtungen auszustatten, die bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 60 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Viertelstunde Maßnahmen zur Reduktion der CO-Konzentration (Aktivierung der Intensivlüftung durch eine mechanische Lüftungsanlage) einleiten und bei Überschreiten einer CO-Konzentration von 150 ppm über einen Zeitraum von mehr als einer Minute Alarmsignale auslösen.

8.3.5 Die Anforderung gemäß Punkt 8.3.1 ist für Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche für oberirdische Geschoße und das erste unterirdische Geschoß erfüllt, wenn die Geschoße mit natürlichen Rauch- und Wärmeabzugseinrichtungen gemäß Tabelle 2 der OIB-Richtlinie 2.2 „Brandschutz bei Garagen, überdachten Stellplätzen und Parkdecks“ ausgestattet sind. In diesem Fall sind Einrichtungen gemäß Punkt 8.3.4 nicht erforderlich. Diese Öffnungen müssen so situiert sein, dass eine Querdurchlüftung gewährleistet ist.

8.3.6 Abluftöffnungen von mechanischen Lüftungen aus Garagen mit mehr als 250 m² Nutzfläche müssen zu öffenbaren Fenstern und Türen von Aufenthaltsräumen sowie von Zuluftöffnungen von Lüftungsanlagen so situiert sein, dass es zu keiner Beeinträchtigung von Personen kommt.

9 Belichtung und Beleuchtung

9.1 Anforderungen an die Belichtung

9.1.1 Bei Aufenthaltsräumen muss die gesamte Lichteintrittsfläche (Architekturlichte von Fenstern, Lichtkuppeln, Oberlichtbändern etc.) mindestens 12 % der Bodenfläche dieses Raumes betragen.

9.1.2 Es muss für die gemäß Punkt 9.1.1 notwendigen Lichteintrittsflächen ein zur Belichtung ausreichender freier Lichteinfall gewährleistet sein. Dies gilt für die notwendigen Lichteintrittsflächen als erfüllt, wenn ein freier Lichteinfallswinkel von 45 Grad zur Horizontalen, gemessen von der Fassadenflucht bzw. von der Ebene der Dachhaut, eingehalten wird. Dieser freie Lichteinfall darf dabei seitlich um nicht mehr als 30 Grad verschwenkt werden.

9.1.3 Ragen Bauteile (z.B. Balkone, Dachvorsprünge, Loggien, Erker, vorspringende Geschoße) desselben Bauwerkes in den erforderlichen freien Lichteinfall hinein, so muss die gesamte Lichteintrittsfläche mindestens 15 % der Bodenfläche des Raumes betragen. Dies ist nicht erforderlich, wenn das Auskragen des Bauteiles, gemessen von der Fassadenflucht im Bereich der jeweiligen Lichteintrittsfläche, nicht mehr als 1,50 m beträgt.

9.1.4 Die erforderliche Lichteintrittsfläche gemäß Punkt 9.1.1 bzw. 9.1.3 vergrößert sich ab einer Raumtiefe von mehr als 5,00 m um jeweils 1 % der gesamten Bodenfläche des Raumes pro angefangenem Meter zusätzlicher Raumtiefe.

9.1.5 Werden Wintergärten oder verglaste Loggien den zugehörigen Lichteintrittsflächen von Aufenthaltsräumen vorgelagert, so sind die Punkte 9.1.1 bis 9.1.4 sowohl für die äußere, als auch sinngemäß für die innere Lichteintrittsfläche einzuhalten. Dabei sind für die Bemessung der äußeren Lichteintrittsfläche die beiden Bodenflächen (Fläche und Raumtiefe) heranzuziehen. Die äußere Lichteintrittsfläche muss zumindest so groß sein, wie die erforderliche innere Lichteintrittsfläche.

9.1.6 Die Anforderungen der Punkte 9.1.1 bis 9.1.5 gelten nicht für Räume, bei denen die Nutzung eine geringere oder keine natürliche Belichtung erfordert.

9.2 Anforderungen bezüglich Sichtverbindung nach außen

9.2.1 In Aufenthaltsräumen von Wohnungen müssen alle zur Belichtung notwendigen Lichteintrittsflächen eine freie Sicht von nicht weniger als 2,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, aufweisen.

9.2.2 Zumindest in einem Aufenthaltsraum jeder Wohnung muss mindestens eine notwendige Lichteintrittsfläche eine freie waagrechte Sicht in 1,20 m Höhe von nicht weniger als 6,00 m, gemessen von der Fassadenflucht und normal auf die Lichteintrittsfläche, gewährleisten.

9.2.3 Für Lichteintrittsflächen in geneigten Bauteilen (z.B. Dachflächenfenster) gelten die Bestimmungen der Punkte 9.2.1 und 9.2.2 sinngemäß.

9.3 Beleuchtung

Alle Räume und allgemein zugänglichen Bereiche in Bauwerken müssen ihrem Verwendungszweck entsprechend beleuchtbar sein.

10 Lüftung und Beheizung

10.1 Lüftung

10.1.1 Aufenthaltsräume und Sanitärräume müssen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ausreichend gelüftet werden können. Davon kann ganz oder teilweise abgesehen werden, wenn eine mechanische Lüftung vorhanden ist, die eine für den Verwendungszweck ausreichende Luftwechselrate zulässt. Die Lüftung von Aufenthaltsräumen durch unmittelbar ins Freie führende Fenster, Türen und dergleichen ist ebenfalls gewährleistet, wenn vor diese verglaste Loggien oder Wintergärten vorgesetzt sind, welche der jeweiligen Wohn- und Betriebseinheit zugeordnet sind und über öffenbare Fenster, Türen und dergleichen verfügen. Bei sonstigen innen liegenden Räumen, ausgenommen Gänge, ist für eine Lüftungsmöglichkeit zu sorgen.

10.1.2 In Räumen, deren Verwendungszweck eine erhebliche Erhöhung der Luftfeuchtigkeit erwarten lässt (insbesondere in Küchen, Bädern, Nassräumen etc.), ist eine natürliche oder mechanische Be- oder Entlüftung einzurichten.

10.1.3 Bei der Aufstellung von Feuerstätten ist darauf zu achten, dass die entsprechend der Auslegung benötigte Luftmenge zuströmen kann. Heizräume für raumluftabhängige Feuerungsanlagen müssen über eine Zuluftführung aus dem Freien verfügen, wobei eine Mindestquerschnittsfläche von 400 cm² netto nicht unterschritten werden darf:
- bei Feuerstätten für gasförmige Brennstoffe mit atmosphärischem Brenner sowie Feuerstätten für feste Brennstoffe: 4 cm² pro kW Nennwärmeleistung,
- bei sonstigen Feuerstätten: 2 cm² pro kW Nennwärmeleistung.

10.1.4 Bei sonstigen Aufstellungsräumen kann die Verbrennungsluftzufuhr auch aus anderen Räumen erfolgen, wenn nachweislich beim Betrieb aller mechanischen und natürlichen Be- und Entlüftungsanlagen ausreichende Verbrennungsluft nachströmen kann.

10.2 Beheizung

Aufenthaltsräume und Bäder müssen derart beheizbar sein, dass eine für den Verwendungszweck ausreichende Raumtemperatur erreicht werden kann. Ausgenommen davon sind Aufenthaltsräume, deren Verwendungszweck eine Beheizung ausschließt, oder die nicht für eine Benutzung in der Heizperiode gedacht sind.

quellen

intro - disponible räume

aries, philippe: geschichte der kindheit. deutscher taschenbuch verlag, münchen 2011

aries, philippe: geschichte des todes. deutscher taschenbuch verlag, münchen 1999w

bammer, anton: architektur und gesellschaft in der antike. zur deutung baulicher symbole, böhlau verlag, wien/graz u.a. 1985

barbey, gilles: wohnhaft: essay über die innere geschichte der massenwohnung. vieweg verlag, braunschweig u.a. 1984

falser, michael: das landhaus khuner von adolf loos am semmering/niederösterreich (1929/30), in: kunsttexte.de,3/2005

fehrer, wolfgang: das japanische teehaus. niggli verlag, sulgen 2005

friedhoff, jens: das städtische privathaus, in: dirlmeier, ulf (hg.): geschichte des wohnens. band 2: 500-1800: hausen, wohnen, residieren. deutsche verlag-anstalt, stuttgart 1998

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung. ein beitrag zur anonymen geschichte. europäische verlagsanstalt, frankfurt am main 1982

palladio, andrea (1570): die vier bücher zur architektur, artemis verlag, , zürich 1993

saldern, adelheid von: im hause, zu hause. wohnen im spannungsfeld von gegebenheiten und aneignungen, in: ruelecke, jürgen (hg.): geschichte des wohnens, band 3: 1800-1918. das bürgerliche zeitalter, deutsche verlag-anstalt, stuttgart 1997

schmist, f., dirlmeier, u.: wohnen, kochen, essen, schlafen, in: dirlmeier, ulf (hg.): geschichte des wohnens. band 2: 500-1800: hausen, wohnen, residieren. deutsche verlag-anstalt, stuttgart 1998

semper, gottfried (1994): kleine schriften. über das verhältnis der dekorativen künste zur architektur, mäander verlag, mittenwald 1979

internetquellen:

grazer bauordnung 1856, landes-regierungsblatt,
online unter: https://www.ris.bka.gv.at/dokumente/normenliste/nl00009041/nl00009041.html [22.03.2020]

grimm, jakob, grimm, wilhelm u.a.: deutsches wörterbuch, deutscher taschenbuch verlag münchen1854,
online unter: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/wbnetz/wbgui_py?sigle=dwb [24.03.2020]

oib richtlinien 2019, begriffsbestimmungen, online unter: https://www.oib.or.at/de/oib-richtlinien/richtlinien/2019/oib-richtlinien-begriffsbestimmungen [24.03.2020]
online unter: https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/7696/falser.pdf

ris-steiermärkisches baugesetz, fassung von 18.03.2020 online unter: https://www.ris.bka.gv.at/geltendefassung.wxe?abfrage=lrstmk&gesetzesnummer=20000070 [18.03.2020]

ris-steiermärkisches wohnbauförderungsgesetz 1993, §2 stmk. wfg 1993, online unter: https://www.ris.bka.gv.at/geltendefassung.wxe?abfrage=lrstmk&gesetzesnummer=20000948 [18.03.2020]

wiener wohnbauförderungs- und wohnhaussanierungsgesetz 1989, §2 wwfsg 1989, online unter: https://www.jusline.at/gesetz/wwfsg_1989/paragraf/2 [18.03.2020]

raumtypologien_entwicklung aus möbeln I

aicher, otl: die küche zum kochen. das ende einer architekturdoktrin, ernst& sohn verlag, berlin 1994

andritzky, michael (hg.) u.a.: oikos: von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel, anabas-verlag, gießen 1992

aries, philippe: geschichte der kindheit. deutscher taschenbuch verlag, münchen 2011

barbey, gilles: wohnhaft: essay über die innere geschichte der massenwohnung. vieweg verlag, braunschweig u.a. 1984

de michelis, marco: trübe transparenzen, in: freibeuter. vierteljahreszeitschrift für kultur und politik, 22 befreites wohnen, verlag klaus wagenbach, berlin 1984

fehrer, wolfgang: das japanische teehaus. niggli verlag, sulgen 2005

forino, imma: la cucina. storia culturale di un luogo domestico, einaudi verlag

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung. ein beitrag zur anonymen geschichte. europäische verlagsanstalt, frankfurt am main 1982

kuhlmann, dörte: raum, macht & differenz. genderstudien in der architektur, edition selene verlag, wien 2003

pfeiffer,bruce brooks (hg.): frank lloyd wright. taschen verlag, köln 1994

schütte-lihotzky, margarete, noever peter (hg.): die frankfurter küche von margarete schütte-lihotzky. die frankfurter küche aus der sammlung der mak-österreichisches museum für angewandte kunst, wien, noever verlag, berlin 1992

semper, gottfried: über den zusammenhang der architektonischen systeme mit allgemeinen kulturzuständen. in: semper, gottfried: kleine schriften mäader verlag, (nach d. ausg. 1884), mittenwald 1979

teyssot, georges: die krankheit des domizils. wohnen und wohnbau 1800- 1930, vieweg verlag, braunschweig/wiesbaden 1989

uhlig, günter: zur geschichte des einküchenhaus, in: niethammer, lutz (hg.): wohnen im wandel. beiträge zur geschichte des alltags in der bürgerlichen gesellschaft, peter hammer verlag, wuppertal 1979

uhlig, günther: kollektivmodell „einküchenhaus“. wohnreform und architekturdebatte

zwischen frauenbewegung und funktionalismus,1900-1933, anabas verlag, aachen 1982

wrangham, richard: feuer fangen: wie uns das kochen zum menschen machte- eine neue theorie der menschlichen evolution. deutsche verlags-anstalt, münchen 2009

internetquellen

b 20-000 bauordnung für wien 2004, §90 bo,
online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/rechtsvorschriften/pdf/b0200000-20060815-20061215.pdf[24.03.2020]

grimm, jakob und wilhelm u.a.: deutsches wörterbuch, deutscher taschenbuch verlag münchen 1854
online unter: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/wbnetz/wbgui_py?sigle=dwb [24.03.2020]

jeannette kunde: geschichte der heizung-der weg vom feuer zur heizungsanlage, 04.04.2019
online unter:https://heizung.de/heizung/wissen/geschichte-der-heizung-der-weg-vom-feuer-zur-heizungsanlage/ [30.03.2020]

landesgesetzblatt für wien,10. stück, 15/1991 §90,
online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1991/

landesgesetzblatt für wien,44. stück, 44/1996 §65-66,
online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1996/

ris-steiermärkisches baugesetz, fassung von 26.03.2020
online unter: https://www.ris.bka.gv.at/geltendefassung.wxe?abfrage=lrstmk&gesetzesnummer=20000070 [26.03.2020]

raumtypologien_entwicklung aus möbeln II

100 jahre deutscher werkbund 1907|2007, der deutscher werkbund, institut für auslandsbeziehungen

andritzky, michael (hg.) u.a.: oikos: von der feuerstelle zur mikrowelle. haushalt und wohnen im wandel, anabas-verlag, gießen 1992

aries, philippe: geschichte der kindheit. deutscher taschenbuch verlag, münchen 2011

fechner-smarsly, thomas: ein traumhaus für den mann, in: neue züricher zeitung, 15.04.2013

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung. o.o. 1982

kluge, friedrich: etymologisches wörterbuch der deutschen sprache. de gruyter verlag, berlin 2002

nierhaus, irene: arch6. raum, geschlecht, architektur, sonderzahl, wien 1999

preciados,beatiz:pornotopia. architektur,sexualität und multimedia im playboy. wagenbach- verlag, berlin 2012

rudofsky, bernard: sparta/sybaris. keine neue bauweise, eine neue lebensweise tut not, residenz verlag, salzburg/wien 1987

tränkle, margaret: neue wohnhorizonte. in: flagge, ingeborg (hg.) u.a.: geschichte des wohnens. 1945 bis heute, band 5, deutsche verlag-anstalt, stuttgart 1999

weigel, doris: die einraumwohnung als räumliches manifest der moderne. untersuchungen zum innenraum der dreißiger jahre, schmitt verlag, schiengen/ed. argus 1996

internetquellen

dusl, andrea maria: predigtdienst in den gardienen. in: falter 20/2009 online unter: https://www.falter.at/zeitung/20090513/predigtdienst-in-den-gardinen/1728280095?ref=nav [30.03.2020]

stuhlpfarrer, anna: werkbundsiedlung wien, online unter: https://www.werkbundsiedlung-wien.at/hintergruende/%c3%b6sterreichischer-werkbund [31.03.2020]

raumtypologien_entwicklung aus möbeln III

dickmann, jens-arne: das bad als geselliger ort. in: hoepfner, wolfram (hg.): geschichte des wohnens.5000 v.chr.-500 n. chr., vorgeschichte, frühgeschichte, antike, band 1, deutsche verlag-anstalt, stuttgart 1999

giedion, sigfried: geschichte des bades. europ.verl.-anst., hamburg 1998

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung. ein beitrag zur anonymen geschichte, europäische verlagsanstalt, frankfurt am main 1982

hackelsberger, christoph: plädoyer für eine befreiung des wohnens aus den zwängen sinnloser perfektion, vieweg verlag, braunschweig u.a. 1985

kiby, ulrika: bäder und badekultur in orient und okzident. antike bis spätbarock, dumont verlag, köln 1995

kuhlmann, dörte: raum, macht & differenz. genderstudien in der architektur, edition selene verlag, wien 2003

novy, klaus, förster, wolfgang: einfach bauen. genossenschaftliche selbsthilfe nach der jahrhundertwende, rekonstruktion der wiener siedlerbewegung, picus verlag, wien 1985

ottilinger, evab.: intime zeugen. vom waschtisch zum badezimmer, böhlau verlag, wien u.a. 2011

schmidt, f., dirlmeier, u.: wohnen, kochen, essen, schlafen, in: dirlmeier, ulf (hg.): geschichte des wohnens. band 2: 500-1800: hausen, wohnen, residieren. deutsche verlag-anstalt, stuttgart 1998

tanizaki, jun'ichiro: lob des schattens. entwurf einer japanischen ästhetik, manesse verlag, zürich 2016

werner, jörg: anpassbarer wohnbau. ent

wicklungsstand und tendenzen, callwey verlag, münchen 1977

vogt, werner: alte voralberger heilbäder, eine Reise durch die Vorarlberger Bäder lanschaft, Benvenuti, 2001

internetquellen

bauordnung für wien 2013
online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/rechtsvorschriften/html/b0200000.htm [31.03.2020]

kasza, peter: das große latrinum: 155 jahre öffentliche toilette, 22.06.2007 in: tagesspiegel,
online unter: https://www.tagesspiegel.de/wissen/geschichte-das-grosse-latrinum-155-jahre-oeffentliche-toilette/965710.html [31.03.2020]

landesgesetzblatt für wien 1930, online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblattjahrgang/1954ua/pdf/lg1930003 , pdf[31.03.2020]

landesgesetzblatt für wien 1976, online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1976/[31.03.2020]

landesgesetzblatt für wien 1996, online unter: https://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1996/[31.03.2020]

oib richtlinien 3, 2019, hygiene, gesundheit und umweltschutz
online unter: https://www.oib.or.at/sites/default/files/richtlinie_3_26.03.15_0.pdf[31.03.2020]

önorm b1600,
online unter: https://www.bauberufe.eu/images/doks/_oenormb1600.pdf[31.03.2020]

treppen-mythologien_erschließungstypologien

kupfer, alexander: piranesis carceri. enge und unendlichkeit in den gefängnissen der phantasie, belser verlag, stuttgart 1992

mielke, friedrich: scalalogia. schriften zur treppenforschung. band 1, schrenk-verlag, gunzenhausen 1985

landesregierungs-blatt für das herzogthum steiermark 1856

landesgesetz- und verordnungsblatt für das herzogthum steiermark 1867

landesgesetz- und verordnungsblatt für

das herzogthum steiermark 1881

whiteread, reachel: wall, doors, floors and stairs, kunsthaus bregenz, april 2005

internetquellen

oib richtlinie 4: nutzungssicherheit und barrierefreiheit,
online unter: https://www.oib.or.at/de/oib-richtlinien/richtlinien/2019/oib-richtlinie-4 [29.04.2020]

önorm b5371- treppen, geländer und brüstungen in gebäuden aussenlagen-abmessungen,
online unter: https://shop.austrian-standards.at/action/de/public/details/398584/oenormb_5371_2011_08_15[29.04.2020]

önorm en 81-70,
online unter: https://shop.austrian-standards.at/action/de/public/details/634840/oenorm_en_81-70_2018_07_01

fassaden-textiles

frank, josef: architektur als symbol. elemente deutschen neuen bauens, löcker verlag, wien 2005

harather, karin: haus-kleider. zum phänomen der bekleidung in der architektur. böhlau verlag, wien/köln/weimar 1995

hautmann, hans: die gemeindebauten des roten wien 1919-1934, schönbrunn-verlag, wien 1980

heiz, andré vladimir: vorwand einer anatomie: die fassade, in: archithese 3|92 nur fassade, zeitschrift und schriftenreihe für architektur

kräftner, johann: naive architektur. naive architektur in niederösterreich, verlag niederösterreichisches pressehaus, st.pölten/wien 1977

loos, adolf: ornament und verbrechen. ausgewählte schriften die originaltexte, georg pachner verlag, wien 2000

nietzsche, friedrich wilhelm: jenseits von gut und böse. vorspiel einer philosophie der zukunft, druck und verlag von c.g.naumann, leipzig 1886

novy, klaus, förster, wolfgang: einfach bauen. genossenschaftliche selbsthilfe nach der jahrhundertwende, rekonstruktion der wiener siedlerbewegung, picus verlag, wien 1985

oechslin, werner: fassade- ein später begriff, in: daidalos. berlin architecure journal, 15. dezember 1982

oechslin, werner: zwischen aussen und innen, die wand und ihre schauseite, die fassade, in: archithese 3|92 nur fassade, zeitschrift und schriftenreihe für architektur

tessenow, heinrich: geschriebenes. gedanken eines baumeisters, friedr. vieweg& sohn verlag, braunschweig/wiesbaden 1982

teut, anna: editorial. in: daidalos. berlin architecure journal, 15. dezember 1982

internetquellen

meder, iris: offene welten. die wiener schule im einfamilienhausbau 1910-1938, online unter: https://elib.uni-stuttgart.de/handle/11682/5256[31.03.2020]

alle inhalte wurden mit sorgfalt und nach bestem gewissen erstellt. eine gewähr für die aktualität, vollständigkeit und richtigkeit sämtlicher seiten kann jedoch nicht übernommen werden. ein umgehendes entfernen von inhalten erfolgt ab dem zeitpunkt der kenntnis einer konkreten rechtsverletzung, das institut für wohnbau haftet nicht vor dem zeitpunkt der kenntnis.

impressum

herausgeber
andreas lichtblau
institut für wohnbau
technische universität graz
mandellstrasse 11 / 1. stock
8010 graz, österreich
www.iw.tugraz.at

kommunikationsdesign
atelier gassner kg
waldrain 24
6824 schlins, österreich
www.ateliergassner.at

umsetzung, layout und fotos
institut für wohnbau
anna eberle, sarah reichmann-blaga, lisa schilles, luisa wimmer, bardhe brestovci

lektorat
andreas lichtblau

titelbild
institut für wohnbau

druck
koralpen druckerei, deutschlandsberg

bibliografische information der deutschen nationalbibliothek
die deutsche nationalbibliothek verzeichnet diese publikation in der deutschen nationalbibliografie; detaillierte bibliografische daten sind im internet über http://www.dnb.de abrufbar.

© 2023
verlag der technischen universität graz
technikerstraße 4
8010 graz, österreich
www.tugraz-verlag.at

ISBN 978-3-85125-761-8

schriftenreihe des instituts für wohnbau der TUGraz

institut für wohnbau
chronik 2020
isbn 978-3-85125-738-0

herbert eichholzer
architektur förderungspreis 2017
isbn 978-3-85125-739-7

re design regulations
thematic studio milano wis 2019
isbn 978-3-85125-876-9

texte
zur vorlesung
isbn

temporär wohnen
kardinalviertel klagenfurt
isbn 978-3-85125-874-5

soziale dichte
bezirk jakomini
isbn 978-3-85125-875-2

basic living
forschungsbericht
isbn 978-3-85125-878-3

diplomarbeiten am i_w
katalog
isbn 978-3-85125-877-6

re design regulations
gespräch mit finn erschen
isbn 978-3-85125-917-9

zu:stand und perspektiven
im geförderten sozialen wohnbau
geplant 2023

insight I inside out_murtal
forschungsbericht
geplant 2023

insight/inside out_gries
forschungsbericht
geplant

themenschwerpunkte am i_*w* in lehre und forschung bilden neben *„offensichtlicheren“* topoi wie raumtypologien auch die relation innen - aussen und die lage im städtischen raum (stichwort zersiedelung), wie auch soziale und gesellschaftspolitische zusammenhänge und die ökologische angemessenheit von architektur (stichwort graue energie).